

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Theologie und Praxis

(E. Thöny)



„Wie ergreifend haben Sie doch neulich über das ‚Fest der Liebe‘ gesprochen, dear Reverend! Eine wahre Herzstärkung! Und so wollen wir denn mit erneutem Gottvertrauen unser Flottenausrüstungsprogramm in Angriff nehmen!“

Ich bring dir heute jemand zum Essen mit . . .



Der Dichter und sein Roß

Bei Harsters klingelt das Telefon. Gertl nimmt den Hörer ab. Um diese Zeit pflegt ihr Mann anzurufen. Sie sagt deshalb nur „Ja“. Dieses Ja ist teils fragend, teils überhaupt nur ein Lebenszeichen, sie hätte sich ebensogut räuspern können, um damit ihrem Mann zu zeigen, daß sie da sei, daß alles wie immer sei, daß sie ihn um 1 Uhr zu Tisch erwarte. Das Ja ist nur ein Morsezeichen für den normalen Fortgang des Lebens. Diesmal sagt sie gleich im Anfang: „Ach, du lieber Gott!“ und darauf „habe keine Ahnung, wer dieser Jugendfreund von dir ist!“ und dann noch „geht es nicht ein-andermal, heute paßt's mir gar nicht, wir haben nur Fleischplan!“ Jetzt wird am anderen Ende des Drahtes länger gesprochen, was sie mit den Worten beendet: „Er muß halt vorlieb nehmen.“

Der Kenner der Materie wird aus diesem einseitig vernehmen Gespräch sofort entnehmen, daß Alfred unerwartet einen Jugendfreund getroffen hat, daß er ihn in der Freude des Wiedersehens sofort zum Mittagessen eingeladen hat und daß er zu dem Jugendfreund gesagt hat: „Meine Frau wird sich riesig freuen, dich kennenzulernen. Ich habe ihr schon so viel von dir erzählt.“ Der Freund hat sicher geantwortet, daß er durchaus keine Umstände machen wolle. Davon will Alfred gar nichts hören. Das mache überhaupt keine Umstände und seine Freunde seien auch die Freunde seiner Frau. Dann hat Alfred angerufen, und als seine Frau „ach, du lieber Gott!“ gesagt hat, hat er seinem lieben Jugendfreund mitgeteilt, daß seine Frau ihn ganz bestimmt zum Essen erwarte und schon gespannt auf ihn sei. Inzwischen werden zu Hause keine Umstände gemacht. Frau Gertl sagt dem Mädchen, sie solle ein Glas mit den Aprikosen aufmachen und als Vorspeise eine Büchse Thunfisch, sie solle Toast rösten, ja, und dann könne sie noch ein Glas mit grünen Bohnen öffnen, nicht von den ganz guten, sondern denen mit den Fäden. Und richtig, ein frisches Tisch Tuch soll auch aufgelegt werden, nicht etwa das mit den Suppenflecken. Sie selbst geht fort und holt noch ein paar Blumen für den Tisch. Der Jugendfreund soll sehen, wie sie hier kelt in Alfreds Heim bringt. Er soll die unauffällig waltenden Frauenhände handgreiflich spüren, die überall verschöner. Dieser Jugendfreund soll mal erfahren, wie es bei ihnen ist, wenn keine Umstände gemacht werden.

Zum Essen ist er also da, und Frau Gertl findet ihn, wie alle Frauen Jugendfreunde ihrer Männer finden, herzlich uninteressant und unbedeutend. Ihre Erwartungen sind durchaus erfüllt, sie kennt diese Jugendfreunde, die plötzlich auftauchen und sich dann im Hause mit unausstehlicher Vertrautheit bewegen, die über vollkommen unwichtige und belanglose Dinge sprechen, zu denen man nicht die geringsten Beziehungen hat. Die Herren lechen dann laut über kindisches Zeug und halten es für bedeutsam, darüber zu sprechen, was aus diesem und jenem nicht geworden ist.

Wenig Notiz nimmt so ein Jugendfreund von der Gattin, dieser unausstehliche Kerl, und Zigaretten raucht er auch, daß die Wohnung hinterher wie ein Wartesaal 3. Klasse riecht und Gertl später gezwungen ist, Türen und Fenster zu öffnen, um Rauch und Erinnerungen herauszulassen.

Aber Gottseldank, so ein Jugendfreund bleibt nicht ewig, und nach dem Essen verschwindet er bald wieder geräuschvoll. Sehr laut und herzlich nehmen die Herren voneinander Abschied, während auf Frau Gertl noch Komplimente tropfen über die Art, wie sie seinem lieben alten Alfred das Heim gestaltet, mit Vorspeisen und vorzüglichen Bohnen. Jaja, ein charmantes Fräulein! Jetzt ist noch zu berichten, daß der Jugendfreund, wenn er nach Hause kommt, alles seiner Frau erzählt, das Kompott und die Blumen, und den hübsch gedeckten Tisch und alles ohne Umstände. Auch auf die zwanglose Unterhaltung weist er nachdrücklich hin, und wie Gertl ihn aufgenommen habe, so herzlich, dieser Sonnenschein am wolkenlosen Ehemimmel.

Die Frau des Jugendfreundes jedoch ist nicht ganz unerfahren, und so sagt sie nur zu ihrem Mann: „Aber Emil, wenn zu uns so ein Jugendfreund kommt, machen wir doch auch genau den selben Krampf.“

Foltitz

Freude an der Technik

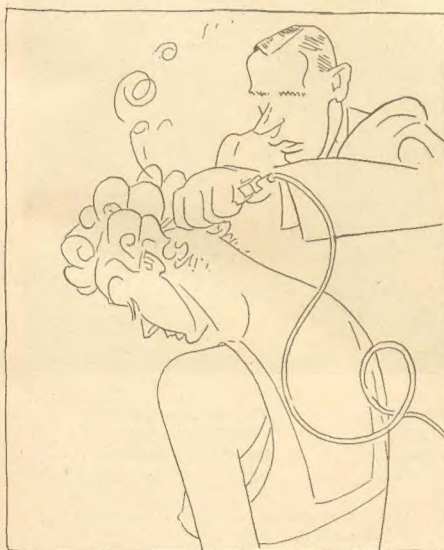
(Olaf Gulbransson)



„Hör zu, Otto, du könntest mir doch mit deinem neuen elektrischen Rasierapparat die paar Härchen im Nacken wegmachen!“



„Das werden wir gleich haben . . .“



„Donnerwetter, das flutscht!“



„Hab' ich ein bißchen zuviel weggenommen, Schatz?“

Begegnung

(Wilhelm Schulz)



Die Luft weht lau und söhlig,
gemächlich schmilzt der Schnee.
Da pilgern die heil'gen drei König'
selbender auf der Chaussee.

Das heißt: bei Licht besehen
sind es drei Räte i. R.,
die hier spazieren gehen,
stumm und gedankenschwer.

Man pflegt sie nur so zu nennen,
weil diese betagten Herrn
kein höheres Ziel mehr kennen
als am Marktplatz den „goldenen Stern“.

Vort werden etwaige Sorgen
euphorisch abgelassen.
Täglich, früh schon am Morgen,
denken sie zärtlich dran.

— O Sternenschnuscht der Alten,
fromm-weise Astronomie!
Wär' ich, statt zwiegespalten,
doch auch schon so weit wie die!

Katalösk

DIE HAUSTRAUUNG

VON KÄTE BIEL

„Eine Haustrauung ist billiger und feierlicher“, hatte Ilse im praktischen Sinnes zu Friedrich gesagt, „Wir sparen das Aufgeld, und ich brauche mit meinem Schleier nicht die Treppen zu fegen!“ Daraufhin wurde alles festlich gewaschen und gebügelt, abgestaubt und aufgefärbt, das große Zimmer seines vertrauten Eingewandes fest zur Gänze beraubt und mit reihenweise angeordneten Stühlen gefüllt.

Und jetzt ist Hochzeit. Flüstern und in erster Stimmung sitzen die Gäste da. Einige pflanzenhäßliche Kübel von düsterem Grün stehen neben dem bittlich verschönbeten Buffet, und viele, von grellfarbenen Kiepp umrühnte Blumentöpfe; doch alle Hyazinthen und Mälglockchen können nicht gegen die Duftsymphonie aufkommen, die unablässig aus der Küche herauswühlend das Hochzeitsszimmer mit dem betäubenden Wohlgeruch von Kaffee und Kalbsbraten erfüllt.

Vor den noch leeren Plätzen des Brautpaares wartet Ilse Vulkanfieber-Koffer in der Nachmittagsdämmerung auf dem Boden, hübsch durch eine Spitzendecke und ein Klissen in seinem wehen Wesen getarnt, und bestimmt, während des Ringwechsels als Kniestütze zu dienen.

Als der gemietete Pianist — Ilse hat fröhlich gestanden, daß es ihr gelungen sei, das Honorar um zwei Mark fünfzig zu verkürzen — den Brautchor aus dem unwillig klingenden Klavier hervorlockt, dessen Filzspiegel zahllosen Motten Heimat und Brot bieten, öffnet sich weit die Flügel, und das Brautpaar steht gemessen ein. Ilse, lächelnd und dick, von Schleieren kosend umwallt, ähnlich der Nympe auf dem Cliduck an der Wand, und Friedrich, der um zwei Zentimeter kleinere Bräutigam, achtundzwanzig Jahre alt, und als Oberbuchhalter in den Teppich des allgemeinen Lebens hineingestickt. (Kranzjungfern und blumenverschüttende Kinder hatte man leider der Raummenge aufopfern müssen.)

Die Gäste und der junge Herr Pastor rümpfen sich abschließend, Stühle scharren vererbend, und dann beginnt auch schon die nette, psychologisch wohlfundierte Rede, gegen die sich von keiner Anschauung der Welt viel einwenden läßt, mit ersten und heiteren Gewürzen richtig dosiert.

Von der Küche her — Geruchskulisse mit symbolischer Bedeutung — dringt gedämpftes Geschirrkloppern untermischend herein, ohne jedoch die Feierlichkeit sonderlich zu beeinträchtigen. Langsam kommt Tränen um Tränen aus den Augen des Bräutigams. Auch seine Eltern halten die Taschentücher griffbereit in der Hand. Aus verschiedenen Gründen sind sie voll von unbestimmtem Mißtrauen — sie hatten eine weite Reise bis hierher und sahen Ilse nebst Eltern gestern zum erstenmal — aber nun beginnen sie doch, freundlich von der Rede angerührt, wehmütig zu schluchzen.

Hin und wieder weint auch im Hintergrund ein Festteilnehmer, und schon will eine allgemeine Tränenfreudigkeit anheben, aber da wird wie fernes Brandgeräusch ein sanftes, schmelzendes Lärmen und Lachen vernommen. Der Papagei produziert es, den man ins Dunkle gesperrt hatte, um dem Versuch möglichst zu begegnen, daß er während der Trauung begünne, auch seinerseits zu plaudern. Trotzdem dringt nun aus der Besen-kammer das weiche, wollüstige Gurren herbei und schwebt viel ironischer gegen die Pastorenworte, als es der Grünfiedler in seiner harmlosen Vogelseele beabsichtigt haben kann.

Die Gäste sind abgelenkt. Die Lust zu weinen ist ihnen vergangen, um so mehr, als der Kalbsbraten

jetzt inbrünstiger duftet denn je. Es will sich keine rechte Aufmerksamkeit mehr einstellen und vielleicht trägt die Gesamtheit dieser Umstände dazu bei, die Zeremonie schnell zu beenden. Alle erheben sich und strömen mit gedämpften und feierlichen Worten auf das junge Ehepaar zu. Draußen auf dem Flur jedoch herrscht schon wieder Leben und Heiterkeit; neue verspätete Festgäste sind gekommen, begleitet von einem Tafelaufsatz und versilberten Löffeln. Ilse jubelt und strahlt und rückt ihren nicht weiter bedeutungsvollen Brautkranz mit festem Griff etwas aus der Stirn. Sie stößt Friedrich an, er soll nun aufhören zu weinen. Die Bräutigamsmutter sieht verärgert auf ihre Schwiegertochter, „Laß ihn doch!“, sagt sie, und wahrscheinlich möchte sie noch viel mehr sagen, aber sie tut es nicht.

Der Bräutigamsvater, dem immer noch die Tränen über das runde rote Gesicht laufen, versucht in diesen heftig, Stühle zu einem Halbkreis anzuordnen. Die ebenfalls weinende Brautmutter, die an diesen Gegenständen doch wohl die Eigentumsrechte besitzt, sieht ihn verständnislos an. Was will er denn mit ihren Stühlen? — Und wenn der Bräutigamsvater darf davon zu einem schwach sich runden Halbkreis beineinander hat und nun den vierten ergreift, so ist dieser immer nur der dritte, weil die Brautmutter inzwischen jeweils wieder einen Stuhl entfernt hat. Vom Weinen fast geblendet, kämpfen sie so, mit jenem ungeheuren Ernst, wie ihn spielende Kinder haben, um die Anordnung der Sitzgelegenheiten. „Aber wozu denn?“, fragt die Brautmutter plötzlich in einem klaren Augenblick. Und sie stellt sich heraus, daß der Bräutigamsvater jetzt, und zwar in Anwesenheit des Herrn Pastors, eine kleine Rede halten möchte.

Doch der Herr Pastor wehrt eilig ab. Er hat heute noch eine zweite Haustrauung. Das interessiert den Bräutigamsvater indessen nicht, und er versucht, zum Bleiben zu überreden; dann mangels der Fähigkeit objektiver Erkenntnis übersieht er, daß sich hier zwei Lebenskreise überschneiden. Auch bei aufopferungsvoller seelischer Einstellung des jungen Herrn Pastors kann Friedrich für diesen nicht vollkommen die gleiche Wichtigkeit haben wie für denjenigen, der Friedrich erzeugt, geliebt, erzogen, gekleidet und durch achtundzwanzig Jahre hindurch persönlich erlebt hat.

(G. Kreis)



Als der Herr Pastor schon gehen will, kommt ein seldenspapierumhülltes Paket herein, daran eine dünne kleine und heftig flüsternde Dame hängt; sie gratuliert, und bitte, bitte, jetzt nicht öffnen, nein, bitte nicht — aber Ihre hastigen Reden prägen wirkungslos an dem ruhigen, weilschmelzenden Flase ab. Das Seldenspapier raschelt, und rosa und spitzenverziet wächst ein Nachthemd allen Blicken entgegen. Ilse freut sich sehr und zeigt es Friedrich und auch den anderen, und der Herr Pastor stützt sich nervös gegen ein troddelgeschmücktes Zierischchen, das unzuverlässig bebt und im Überigen die der genialsten Leistungen menschlichen Schöpfertums ist. (Denn welches Tier, und sei es das hochstehendste, brächte die Erschaffung eines solchen zitternden Troddelischchens fertig?)

Ilse lächelt die Nachthemdsenderin dankbar an und sagt dann — dabei leicht mit den Fingerspitzen Friedrichs Scheitelhaare anhebend — aus der ganzen Überfülle ihres Glücks und doch mit der Demut der Bescheidenheit, die der Herr Pastor eben zitiert hatte:

„Und hier, Frau Zeddis, darf ich Ihnen meinen kleinen Dreikäsech vorstellen...“

Es wird ganz still. Ein sonderbar atemloses Schweigen ist plötzlich da. Nur der Papagei grüht unbetellig in der Ferne, die Gäste aber erliegen widerstandlos der Definition, die Ilse für ihren Gatten gebraucht hat; denn sie wissen alle, daß die Bezeichnung „Dreikäsech“ an sich gewiß nicht ohne natürlichen Wohlklang, bis jetzt keineswegs in die Sphäre eines modischen Modewortes für Paare gehoben ist, die sich auf eine besonders innige und grobartige Weise lieben.

Der junge Herr Pastor starrt erschrocken. Denn er tastet er sich zu einem wissenschaftlichen Hieb, von dem aus sich das Ungeheuerliche erklären läßt. Es muß die Brautpauschke sein, denkt er, es kann ja gar nicht anders gewesen sein, als daß es die —

In diesem Augenblick tritt Tante Amalie auf. Von dem Schweigen, das über allen Gesichtern hängt, etwas befangen gemacht, spricht sie von einem Engel, der eben durchs Zimmer gegangen sein müsse. Als sie jedoch des Herrn Pastors ansichtig wird, blüht ein verstehendes Lächeln um ihren Mund auf. „Ach so!“ — Und dies soll anscheinend heißen, es sei nur selbstverständlich, daß ein Pastor auf seinen Dienstgängen von einem Engel begleitet werde, so wie zum Beispiel ihr eigener Mann, Wachsbauer bei der Reichsbahn, von seinem Polizeibund.

Die Gäste finden sich langsam in die Wirklichkeit zurück. Schließlich hat Ilse nicht gerade einen Mord verübt oder sonst Grausiges getan. Und Friedrich hat ohnehin nur unter Tränen glücklich und keine Proteste hervorgebracht. Nachdem der Herr Pastor mit etwas zerfahrenen Abschiedsworten gegangen ist, beginnt der Pianist heitere Rheinlieder zu spielen, während der Brautvater überall die Dämmerung vertreibt, indem er das Gesicht zum Aufblumen bringt. (Er wohnt hier seit dreißig Jahren zur Miete und ist zu sparsam, dem Hauseigentümer elektrische Lichtleitungen zu schenken. Er bleibt bei Gas.) Der Papagei wird wieder an die Öffentlichkeit geholt und Ilse, zündende Recheitgottin, rafft ihre Schleier und ohrfreit tatkräftig einen kleinen Verwandten, der Ornamente von der Torie fortgessen hat. Daraufhin beginnt der kleine Verwandte leidenschaftlich zu weinen.

So stürmt das Fest los. Eine bescheidene Heiterkeit breitet sich während der nächsten Stunden aus. Auf dem Flur tanzen sogar zwei Paare, und

ab und zu verteilt der Brautvater unter den Gästen ein wenig Weinbrand und Orangenlikör, und das geht ihm nahe; denn er weiß, was sparen heißt. Aus diesem Grunde versteckt er dann die Flaschen auch immer wieder sorgsam auf dem Boden, unter den lang herabwallenden Gardinen. Während des Festmahls glänzt die Rede des Bräutigamsvaters auf. Gnadens muß auch der auf den Tellern fröstelnde Kalbsbraten Friedrichs Lebenslauf, in viele rührende Einzelheiten zerlegt, mitanhören. Eine Weile ist die weißumschleierte, bekränzte Braut ganz aufmerksam, dann aber wird es ihr zu langweilig und sie flüstert den Weinpreis, lobt ihre Aussteuer, erzählt, daß es nachher noch ein kleines Bierlaß geben wird und daß Friedrich ihr nun künftig immer beim Geschirrabtrocknen helfen werde.

Und dann darf doch noch gegessen werden und für je drei Gäste gibt es eine Flasche Mosel. Nach dem Essen kommt der Photograph und knetet lange an dem unfertigen Menschenteg herum, der zu dem Kuchen einer herrlichen Hochzeitgruppenaufnahme aufgehen wird. (Nur der Brautvater hat später rechtens Kriger davon, weil das Blitzlicht den Aufenthaltsort des Spirituosenlagers für alle Zeiten festgehalten hat, und keiner der Gäste nachdenklich seufzend auf die Bemerkung verzichtet: ach, da hat also der Kognak gestanden —)

Anschließend wird das Brautpaar noch einmal allein geknipst. Dann geht der Photograph. Etwas später kommt er zurück. Die letzte Aufnahme ist mißlungen. Er sagt auch, weshalb, und die junge Frau sucht munter ihren Mann und findet ihn in der Plüschlandschaft des grünen Zimmers. „Wir müssen nochmal, Fritz!“, ruft sie un-

gezogen über die Köpfe aller hinweg. „Wir haben einen weißen Fleck auf dem Bauch!“ Auch Heiligenscheine können sich verirren... In der Küche klappert wieder das Geschirr, der Pianist spielt sein Rheinliedrepertoire ein drittesmal durch, und die Brautmutter möchte so gern mit einer Handbewegung, als verscheuche sie Hühner, die vier Gäste vertreiben, die paarweise auf der neuen Couch Platz genommen haben — denn diese soll für viele Jahrzehnte unbenutzt und geschont bleiben. (Das Trödelstückchen ist zum Beispiel noch wie neu.) In einem Winkel sprechen zwei ältere Damen mit gleicher Selbstverständlichkeit über Seelenwanderung und Wiedergeburt wie Durchschnittsmenschen vom Straßenbahnfahren. Dann gibt es noch andere Unterhaltungen über Skatprobleme, Häkelmuster, Heilsaaten und Brasilianen, sowie eine ziemlich gründliche Aussprache über die beste Art, Spinat vom anhaftenden Sand zu befreien. (Tante Amalie wäscht ihn immer in der Badewanne.) Um Mitternacht wird lustlos der Brautkranz abgetan. Niemand nimmt die Sache so recht ernst, und das erbittet die Bräutigamseltern sehr. Ohnehin haben sie jetzt genug geweiht und sind angriffslustig gestimmt. Sie wünschen Scherz und Trellalla und schlagen Rundgesänge vor, und die Gäste versuchen denn auch gutwillig einzufallen, aber es lahm alles etwas, und so fühlen sich denn die Bräutigamseltern einsam und verlassen in einer Horde völlig fremder Menschen; sie ziehen sich erbittert auf ein Plüschsofa zurück und sind für nichts mehr zu haben, weil sie übernehmen.

Auch Friedrich hat seinen toten Punkt. Die Vorbereitungen tagelang, das Ständesamt heute früh,

die vielen Gratulationen. Er ist müde und blickt böse auf Ilse. Er möchte endlich schlafen, es ist gleich ein Uhr, und er würde auch allein schlafen gehen, doch aus Gründen hochzeitlichen Anstands hat Ilse jetzt mitzukommen. Die junge Frau aber schüttelt unerbittlich den Kopf. Sollen sich etwa nur die Gäste auf diesem kostspieligen Fest amüsieren? — Und außerdem liegen die Dinge zwischen ihnen so, daß nichts mehr eilt. Ihrem glücklichen Zureden gelingt es, Friedrich auf ein Sofa zur vorläufigen Ruhe zu betten. Er nickt sofort ein.

Aber auch unter den Gästen sind die toten Punkte reichlich verteilt. Spärrlich von Wein und Bier getränkt, plaudern sie etwas abgekämpft, während in der Küche immer noch, für die nächsten zweiwöchigen Jahre im Voraus, Geschirr abgewaschen wird.

Ilse übersteht nachdenklich die Lage. Um den Glanz ihrer Hochzeit durch Biergenuß wieder schwerlicher zu steigern, läßt sie sich dann die leeren Gläser reichen und begibt sich persönlich in das Nebenzimmer an das verdrossen gurgelnde kleine Faß.

Und da plötzlich blicken die müden Gäste wieder großäugig. Denn ihnen wird eine unerwartete Offenbarung geschenkt, von der der Braut nichts ahnt. —

Immer, wenn sich Ilse über das Bierbehältnis beugt, gerät sie in den ungedämpften nach unten ausgestreuten Lichtkreis der Gashängelampe, deren grelle Helligkeit, da nun kein faltenverförmiger Schleier mehr zu überwinden ist, erbarmungslos die dünne Seide des bräutlichen Gewandes und die des Unterkleides aufröhrt...

Erst auf Ilse selbst, rosig, weich und makellos, wird die lückische Gewalt des Lichts gebrochen. Es gibt dann nur noch winzige Dinge, kaum des Erwähnens wert: einen schmalen Rückenstreifen, Büstenhalter und an traditioneller Stelle ein Minimum von Strumpfbandgürtel.

Ilse geht fröhlich zwischen den Gästen hin und her, bald im feierlich fließenden langen Kleid, bald mit einem schrecklichen Übermaß an Spitzlichkeit angezogen, und weilt, bierverleidend, darauf hin, daß es sowohl eine schöne als auch eine teure Hochzeit gewesen sei.

Und da können die Gäste natürlich nicht anders, als etwas befangen zugeben, daß es sich zum mindesten um eine besonders eigenartige und aparte Hochzeit gehandelt habe...

Im Atelier

(H. Lehmann)



„So, Fräulein Cilly, nu halten Sie 'mal ganz still, jetzt mach' ich die Kontur!“ — „Nanu, sieht man die?“

Als Verkehrsschutzmann in USA

Von Achille Campanile

Gelegentlich kam Chiarastella wieder einmal auf seinen Aufenthalt in Amerika zu sprechen und erzählte mir dabei folgendes Erlebnis: „Dank großer Protektion — und warum es verschweigen, selbst das Weiße Haus hätte dabei eine Rolle gespielt — bekam ich einen Posten als Verkehrsschutzmann. Mein Stand war an einer Hauptverkehrsader, und vor meinem schneeweißen Stäbchen zitterte ganz New York.

Eines Tages kam meine Braut auf den reizenden Einfall, mir eine Überraschung zu bereiten. Sie besuchte mich, während ich meinen Dienst versah, und brachte mir ein Geschenk: eine neue Brieftasche, die sie selbst gestickt hatte.

„Die du hast“, sagte sie, ist alt und häßlich. Und, ich weiß nicht, aber ich glaube, sie bringt dir Pech. Seitdem du sie hast, verdienst du so wenig!“

Es stimmte. Doch ich besaß sie seit meiner zartesten Jugend.

„Ich will, daß du sie gleich wegwirfst“, fügte das Mädchen hinzu. „Es liegt mir sehr daran. Du mußt es mir versprechen.“

Ich verlangte auch nichts Besseres; denn das

D E S K I T O U R

VON AUGUST WISBECK

„Eine Skitour ist wohl eine schwere Sache?“ frägt mich Lilli, während wir an der Bar des Alpenhotels den abendlichen Drink saugen. „Durchaus nicht!“ antworte ich unbedacht, „denn es handelt sich um nichts anderes als die vortreffliche Ausnutzung gewisser Gesetze der schiefen Ebene. Zwei gut gewachte Bretter unter den Füßen, ein klein wenig Mut im Herzen, und — hul — geht es im Non stop zu Tal. Nun noch ein elegant geschwungener Telemark oder ein stramm gerissener Christiania, und da stehen Sie auch schon wieder vor Ihrem Hotel, stäuben zwei Schneeflockchen von Ihrer — verzeihen Sie das harte Wort — von Ihrer Hose und jubeln: Es war ein himmlischer Tag!“ Ich werde morgen eine Skitour auf die Pfandl-Alm machen, sag ich entschlossen und versucht, sich in die bescheidenen Andeutungen einer Brust zu werfen.

Lilli ist ein hübsches Mädchen. Ich habe mich schon am ersten Tag, als ich sie sah, in den kupferigen Schimmer ihres Haares, am zweiten in ihre langen Beine verliebt. Am dritten war sie die einzige Frau, die ich zur Zeit liebte. „Wie“, fragte ich, „Sie wollten es wagen, als ein solches Läuferin die Pfandl-Alm zu befehlen? Sie wollten ihren gebrechlichen Mädchenbein den furchtbaren Schrecknissen des Winters schutzlos preisgeben? Ja, preisgeben! Denn wenn Sie auch den berechtigten Lawinengang der Adlerwälder lebend traversieren sollten, so gerieten Sie unweigerlich auf die dicke des Harnes schneidenden, und von ihr aus ginge es haltlos über den Steilhang des Sargdeckels hinab in das hinterste Teufelsloch. Hier brechen Sie sodann durch das Eis der Schwarzwasserlache, aus der man Sie, gute Witterung vorausgesetzt, bestenfalls im übernächsten Sommer bergen wird.“ Ein Schauer läuft über Lillis Züge, der Strohhalm entfällt ihm kirschtrocknen Mündchen. „Hi“, sagt sie, „entsetzt, dann werde ich doch besser die Tour unterlassen und Bridge spielen!“ „Weshalb wollen Sie auf die unvergleichlichen Eindrücke einer Skitour auf die Pfandl-Alm verzichten?“ werfe ich rasch ein. „Meine Warnung gilt nur der Einzel-Gängerei. Unter dem Schutz eines erfahrenen Skiläufers wird Ihr Leben keiner größeren Gefahr als der des nächsten Spazierganges ausgesetzt sein.“ „Nicht“, antworte ich, „aber wer wird dieser „erfahrene Skiläufer“ sein?“ „Sie würden mich glücklich machen, es sein zu dürfen!“ antworte ich tief bewegt und drücke einen sanften Kuß auf Lillis schmale, nach erlesenen Essenzen duftende Hand. Ein warmer Blick aus schwer befeuchteten Märchenaugen besiegelt mich. Wir vereinbaren für den nächsten Tag eine Skitour auf die Pfandl-Alm.

*

Morgens warte ich noch kaum ein Stündchen auf Lilli, da erscheint sie auch schon in der Halle. Sie trägt einen weißen, mit Alpenblumen-Motiven blau bestickten Pullover, eine transparent wirkende, erdbeerfarbene Hose und ein kanarienvogelgelbes Mützchen, von dessen Seite ein Büschel langer Hermellinschwänze baumelt. Ihre kleinen Hände stecken in moosgrünen Handschuhen, an die sich breite Stulpen aus Pantherfell anschließen. Die zinnoberroten Stiefel umschlingt reizvoll ein Band indischer Perlenstreckerei, und an einem Gürtel aus Krokodillleder hängt ein zierliches Blaufuchsmützchen. „Welch herrliches Wetter wir haben!“ ruft sie mir freudig entgegen und überprüft nochmals sorgsam die Lage ihrer dauergebrannten, unter dem Mützchen hervorquellenden Locken. Dann treten wir in die glitzernde Pracht des frostklaren Wintertages hinaus. Ich setze Lillis Schuhe in die Bindung, während sie bemüht ist, mittels Handspiegel und Lippenstift den engelhaften Ausdruck ihres Mündchens noch zu vertiefen.

„Nun aber los!“ kommandiere ich, und Lilli rutscht mit kleinen Schritten grütschneigeln neben mir her über den sanft knisternden Schnee. „Welch wundervoller Sport!“ juchzt sie auf, „eins — zwei — eins — zwei — wie kann man nur diese Schleiferei selber heißen!“ Und sie spricht von

beabsichtigten Skitouren in der Hohen Tatra und einer Beteiligung an den nächsten olympischen Winterspielen. — Das Gelände steigt allmählich an, ich spüre langsam in schwach steigenden Kehren vor Lilli her. Ihr Jubel zeigt von Kehre zu Kehre eine merkwürdige Abnahme. Manchmal gleitet sie ein Stückchen zurück, und manchmal verheddert sich dabei ihre Beine. In der Enge einer Ziehweges glaube ich, schwere Seufzer hinter mir zu vernehmen, und als sich die Hermellinschwänze im Geäst einer Fichte verfangen, während gleichzeitig eine Skizipitze vom überschnellen Wurzelwerk festgeklammert wird, erklärt Lilli unverhohlen den Skisport als eine mühsame Erfindung primitiver Völkerschaften. Sie setzt ihm die Vorzüge des Bridge-Spielen entgegen und äußert die Absicht, das Unternehmen sofort abzubrechen. „Wollen Sie, daß ich Sie auf den Arm nehme und von diesem Hügel in das Hotel zurück trage?“ frage ich lachend. Mein Anerbieten scheint Lillis Mut neu zu beleben, und sie schleift nun wortlos die kurze Endstrecke des Anstieges hinter mir her, bis die Pfandl-Alm, vom Nebel der Winter-sonne überstrahlt und heimelig eingeebnet im bläulich glühenden Schnee, vor uns liegt.

*

„Wundervoll! Märchenhaft! Himmlisch!“ schwärmt Lilli, während wir uns vor der Hütte sonnen und den Proviant verzehren. Sie frägt mich nach den Namen der Berggipfel und gibt die Absicht kund, demnächst den „Hohen Gamskogel“ zu befahren, dessen düsteres Felsmassiv wild zerklüftet aus dem Firnschnee empor wächst. „Glauben Sie nicht, daß diese Tour Ihre Kräfte übersteigen könnte?“ gebe ich zu bedenken. „Wie kleinnützig doch die Männer sind!“ belehrt mich Lilli ein wenig schnippisch, „Übungs werde ich schon einen Begleiter auf den Gamskogel finden.“ Versonnen überhöht sie mit Puderquaste und Lippenstift ihr Gesichtchen, färbt das Fransenwerk ihrer Augen sorgfältig auf und nickt, in die Sonne blickend, ein. Jugendlich schmalhüftig, wie ein hochgeschossener, maskierter Pikolo, liegt sie neben mir und versprüht die Vielfältigkeit ihrer Farben in das einstönige Weiß.

„Nun mit Mut im Herzen in weiche Knie!“ empfehle ich Lilli zur Abfahrt. „Wird gemacht!“ lacht sie forsch und versucht, den ersten Hang hinabzufahren. Doch hat sie die Gleitfähigkeit des Ski weilt unterschätzt; denn während die erdbeerfarbene Beine eilends nach abwärts streben, verharrt der Oberkörper bei dem Willen, die Fahrt zu verlängern. Zwei Skizipitzen wirbeln gegen den Himmel, und Lilli nimmt die restliche Strecke mit dem Rücken. Der tiefen Furche folgend, finde ich einen Büschel Hermellinschwänze und im weiteren Verlauf ein Stückchen indianischer Perlenstreckerei. „Tut nichts!“ lacht Lilli ein wenig gequält und gräbt sich den Schnee aus den Ohrmuscheln. Ich erteile für die Weiterfahrt wohlmeinend Rat, doch wird er in Übertreibungen

Weise befolgt. Denn nun strebt Lillis Oberkörper nach Geschwindigkeit, während die angestelltesten Beine diesem Drang nicht zu folgen vermögen. „Vergessen Sie nicht auf Ihr Gesäß — ich wollte sagen, Ihren Popsi —“, kann ich gerade noch warnen, dann erscheinen abwechselungsweise Lillis Kopf und Beine in rascher Aufeinanderfolge zwischen einer Wolke hochaufstrebenden Schnees. Ein handbreites, erdbeerfarbenes Fleckchen weist mir die Unfallstelle. „Bin ich tot?“ wimmert es dumpf aus dem Schnee. „Nein, Lilli, Sie leben noch“, versichere ich, grabe sie aus der Verschüttung und entwirre ihre mehrfach verknoteten Beine. „Nie mehr — es war meine letzte Skitour!“ kommt es von bebenden, durch die Ausbreitung der Schminke erheblich vergrößerten Lippen, und ein moosgrüner Schwurfinger reckt sich zum Himmel.

Ergebungsvoll, als unabänderliche Schicksalsfügung, trägt Lilli die rasche Folge weiterer Stürze. „Sie müssen weichen in die Knie gehen!“ empfehle ich, denken Sie an ihre Kindheit, wie Sie nun ja wie Sie die's Topfchen ginsten! Lilli fehlt bereits die Kraft, zu stehen, und ein müdes Lächeln umspielt ihre Lippen. Fast schon haben wir die Talsohle erreicht, da läßt sich Lilli mit einem Seufzer in ein tiefes, vom Wind gehöhletes Schneeloch niedersinken und bestete darauf, an dieser Stelle friedlich zu sterben. Schwarz gefärbte Tränen rollen von den Wimpern und vermengen sich mit den Kirschen der Lippen. „Man soll Lilli auf mein Grab stellen“, murmelt sie mit trübsinnigster Stimme, „und auf dem Stein soll es heißen: Im Blütenalter von dreißig-zwanzig Jahren —.“ Ihre Beine schlittern wie herbstliches Espenlaub unter der dünnen, vom Schneewasser durchtränkten Hoss. „Sie werden noch nicht sterben“, ermuntere ich, „wir wollen vorher noch unsere Hosen tauschen.“ „Wenn Sie nicht nistehen“, kommt es gebrochen zurück, „ich brauche es nicht zu tun“, versichere ich, „denn als Mann bin ich im Hosenausziehen perfekt.“ — Ein neues Lebensgefühl scheint Lilli zu überkommen, als sie sich mit meiner Hoss bekleidet hat, während ich mir die nassen, erdbeerfarbenen Schläuche übergestreift habe. „Sie sind — du bist — gut!“ flüstert sie mir zu und legt ihre Arme um mich. Das verschnürte Gesichtchen wirkt wenig reizvoll, doch ich liebe Lilli und küsse sie. — Schweigsam und nachdenklich schleift sie das kurze, sich rasch verflächnende Wegestückchen neben mir her zu Tal.

*

„Nun, mein Liebling, hast du dich erholt?“ frage ich Lilli, als sie in der erlesenen Skisportart neuer Mode die Tanzbar betritt. „Wieso, Du?“ kommt es kühl aus einem sorgsam umrandeten, kirschtrocknen Mündchen. Wir tanzen einmal, dann sehe ich Lilli während des restlichen Abends am Tisch eines benachbarten gedeckten, jungen Mannes sitzen. „Kommt die Dame von Numero schtzen heute nicht zum Frühstück?“ frage ich am nächsten Morgen den Kellner. „Hat schon“, erwidert er kurz, „die Dame hat mit dem Herrn auf Numero sieben-undzwanzig eine Skitour auf den Hohen Gamskogel gemacht.“

— — — Ja, ja, so sind sie, die Frauen, und man müßte sie meiden. Aber man tu's ja doch nicht!

Winterliche Einfuhr / Von Hermann Bendelbach

Du, Bruder Stolz, mußt draußen bleiben,
Kannst hier nicht mein Gefelle sein!
Ich grüß dich durch die blanken Scheiben,
Ich grüß den weißen Gnadenhehn.
Und John im Glase funfelt mit der Wein.

Es ligt nur noch an einem Tische
Ein andrer Jotzmer Wanderemann.
Die Wirtin träumt in brauner Nische.
Zart schält sie ihr die Stunne an.
Das Johale Feldglas heb ich dann und wann.

Da flapt noch aus der Winterwelt
Serein ein junges Liebespaar.
In ihrem Traumfries ligen beide,
Sie tragen Glanz um Stirn und Haar;
Denn tiefes Äg reicht ihnen alles dar.

Ich höre die flüster Liebesworte —
Und bin mit meinem Wein allein.
Doch mir auch tönt's von Schöner's Boche.
Dann jängt es leise an zu John's
Und weht uns ein in eine Liebe ein.

Der erregende Moment

(K. Heiligenstadt)



„Ist Ihnen die Stelle nicht aufgefallen, wo die Maria ihre ganze Leidenschaft zeigt?“ — „Donnerwetter, nee, da muß ich grad nicht hingesehn haben!“



Einladung zum Tanzunterricht / Von Anton Schnack

Friedrich Kurzelölje und Tochter (Hundertacht Nachfolge)

Zu dem jetzt beglaubigten Kursus im Gesellschaftstanz, verbunden mit gesellschaftlicher Erlebung, nehme ich noch Anmeldung von Damen und Herren entgegen.

Theaterstraße 43 pt.

Dies ist eine wunderbare Lockung. (Wen hat sie noch nicht befüßt?)
 Als wir achtzehnjährig waren
 Und noch funkelten mit feuchigelockten Haaren,
 Haben wir zum erstenmal die Zauberstimme, diese vielversprechende,
 gehört,
 Und ich möchte wieder (so wie damals) scheu und schüchtern, schwarz-
 berieselt und lackbeschuht
 Zu Herrn Kurzelölje gehen;
 Denn die Walzer kann ich immer noch nicht drehen,
 Und den Tango mit dem reichen Raubtierschritt kann ich ebenfalls nicht gut.
 Jede Woche zweimal abends gibt Herr Kurzelölje Tanz- und Anstands-
 unterricht;
 Seine Tochter am Klavier, Katarakte ihrer Takte
 Stampfende und abgehackte
 Lockern langsam das an allen Beinen hängende, zur Erde drängende, un-
 gefüge Schwerkgewicht.
 Und gemäß der Unterweisung trete ich, mich steif vorbeugend, zu den
 Mädchen an der Wand.
 Irma Fischlein heißt die Auserwählte, Holde,
 Siebzehnjährig, jäh errötend, eine frische Blätendolde.
 Und wir biegen Knie an Knie und wir legen Hand in Hand.
 Drehen wild dahin im Walzer, bis ein Schwindel uns umfängt,

Schnell und laut zwei Herzen schlagen
 Und ich wage, heißgeizig, zu sagen,
 Daß mich Liebe, Sehnsucht, Leidenschaft bedrängt.
 Irma Fischlein fühlt dasselbe, jenen jähren, rätselhaften Trieb,
 Der die Jünglingszeit verzaubert,
 Der gewaltig schwarz und taubert,
 Der auf dem Nachhauseweg zum Kusse zwingt und ergriffen stammeln läßt:
 „Ach, ich hab' dich lieb!“
 Und aus diesen Gründen ist es herrlich, roundertällig, herzerfrischend,
 angebracht,
 (Leider nur für Junggesellen)
 Sich alljährlich bei Herrn Kurzelölje einzustellen:
 Eine Irma Fischlein gibt es überall, die beim Tanzen zärtlich wird,
 schäkert, lacht.
 Zur Erhöhung des Genusses ist empfehlenswert (hat man Zeit und Wahl),
 Eine Stadt mit alten Toren,
 Gassenwinkeln, weltverloren,
 Waldumgürtet, wo ein Fluß rauscht mondbegeglänzt im Tal.
 So umrahmt von allen Niedlichkeiten und gewärmt von Sternenlicht
 Wird das Glück vollkommen,
 Und man fühlt sich rauschenommen
 Wie beim ersten, langverscholl'nen Tanz- und Anstandsunterricht.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der *Simplicissimus* erscheint wöchentlich einmal.
 Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverläge und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnnummer 40 Pf.; Abonnement im Vierteljahr RM. 3.50.
 Anzeigenpreise: nach Preiskarte Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III, Vj. 37, 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck
 verboten. Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80. Fernruf 1796. Postcheckkonto München 5702. Erfüllungsort: München.

Bemerkenswerter Ausweg

Der amerikanische Romanschreiber O. K. — einer von jenen Schriftstellern, die nicht einzusehen vermögen, daß sie berufen sind, nicht zu schreiben — erzielte trotz unbändigem Fleiß so wenig Erfolg mit seinen Manuskripten, daß er den Plan faßte, sein Geschick von Grund auf zu ändern. Er schloß alle vom Schicksal ebenso vernachlässigten Berufskameraden in einem Verein zusammen, ließ sich selber zum Ersten Vorsitzenden dieses eusehenerregenden „Bundes bekannter Autoren“ wählen und übergab im Namen seiner Leidensgefährten mit einer kapitalkräftigen Versicherungsgesellschaft folgenden Vertrag: Jede Arbeit aus der Feder eines Mitgliedes ist gegen Nicht-gedruckt-werden versichert. Wird das Manuskript von mehr als zehn Verlagen und Redaktionen abgelehnt, so zahlt die Versicherung dem Verfasser entstandenes die zuvor vereinbarte Summe; sie erhält dafür das Original-

manuskript und darf es einstampfen. Wird die Arbeit jedoch von einem Verlag oder einer Zeitung erworben, so fällt das gesamte Honorar der Versicherung zu.

Auf dieser Grundlage nahm der „Bund bekannter Autoren“ seine Tätigkeit auf: Er vermochte sich innerhalb eines Jahres zu verdreizehntfachen; der schaffensfreudige Mister O. K. aber, der Begründer dieser segensreichen Vereinigung, wurde dank seiner Fruchtbarkeit in der gleichen Zeit durch die günstig abgeschlossene Versicherung zu einem steinreichen Mann, dessen Einkommen selbst das der erfolgreichsten unter den „gedruckten“ Kollegen um ein Beträchtliches übertraf ... K. U.

Schlagfertig

Folgende Geschichte hat sich kürzlich in Kopenhagen zugetragen: In gewissen Anhängewagen der Straßenbahn ist das Rauchen gestattet. In einen solchen Wagen kam ein bekannter Fach-

arzt für Halskrankheiten. Der Wagen war voll von Menschen, die an ihren dicken dänischen Zigarren mit Behagen sogen, so daß die Tabakswolken wie ein dicker Nebel im Wagen hingen. Nach einer Weile erhob sich der Arzt und hielt folgende kleine Ansprache: „Mein Name ist Professor N. N., ich bin Spezialist für Halskrankheiten und möchte sie nur darauf aufmerksam machen, daß 90% aller Halskrankheiten vom Rauchen her-rühren.“

Da erhob sich ein Arbeiter und sagte: „Entschuldigen Sie, ich bin der Arbeiter N. N., ich möchte meine Miltpassagiere nur darauf aufmerksam machen, daß 99% von allen Schlägen, die man im Leben bekommt, einfach darauf beruhen, daß man sich in Dinge mischt, die einen nichts angehen.“

Mit einem Schlage waren alle Bedenken zerstreut, und schmunzelnd zogen die Kopenhagener weiter an ihren Zigarren, von denen einige schon auszu-gehen drohten. -f-

Die kleine Eiskünstlerin

(D. Krieger)



„Ein richtiges Kind, diese Stella! Vor jedem Auftritt verlangt sie ihr Stoffhündchen!“ — „Ja, und nachher immer einen großen Cognac!“

Flirt

(Erich Schilling)



„Nun sagen Sie mir, Herr Doktor, was ist eigentlich Flirt?“ — „Genau übersetzt: erotische Bastelstunde.“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Beim Scheidungsanwalt

(F. Kugler)



„Ist das vielleicht kein ehewidriges Verhalten, Herr Doktor, wenn mein Mann jeden Abend zum Stammtisch geht?“ — „Wenn es sich tatsächlich nur um einen Tisch handelt: nein, gnädige Frau!“



DIE KIRSCHTORTE

Eine vollkommen abwegige Geschichte

Der Schriftsteller saß im Café und zermartete sich die Gegend seines Oberkörpers, die gemeinhin als Gehirn bezeichnet wird. Er war verpflichtet, etwas Humorvolles zu schreiben, etwas, das befreiendes Lachen auslöste. Befreiendes Lachen sollte nach Aussage seines Auftraggebers sehr hoch im Kurs stehen, natürlich nur ideell gesprochen.

Der Schriftsteller tauchte in die Abgründe seines Innern, dort wo die Quellen des Humors nur so sprudelten wie Selterswasser, oder noch besser: wie Sekt. Aber heute wollte gar nichts strömen, und er mußte in einer Stunde ausgesprudelt haben, weil dann das Manuskript in Druck gehen sollte, dies Manuskript, bis an den Rand gefüllt mit guter Laune und einiger Satire, die sich über die Menschen lustig machte, ohne auch nur im geringsten wehe zu tun.

Der Schriftsteller horchte in sich hinein. Er horchte vergebens.

Also, so ging das nicht weiter. Man mußte systematisch vorgehen. Der Schriftsteller überlegte sich, worüber er selbst wohl im Augenblick befreiend lachen würde.

Da fiel ihm manches ein, aber darin war er eigenartig, das schrieb er nicht hin, nicht ums Verrecken tat er das.

O, Komisches hätte es schon genug gegeben, worüber er wirklich herzlich lachen konnte. Komisch wäre es z. B. gewesen, wenn die Kellnerin ein Stück der sähnigen holländischen Kirschtorte auf den Stuhl am Nebentisch gestellt hätte und dann eine stärkere Dame gekommen wäre und hätte sich auf den Teller mit der sähnigen holländischen Kirschtorte gesetzt. Gar nichts durfte sie merken davon, weil sie einen schweren Pelzmantel anhatte, durch den man nicht hindurch spüren kann, ob man nur auf einem Stuhl sitzt oder auf Glasscherben oder gar auf holländischer Kirschtorte.

Jawohl, das wäre etwas, worüber er wirklich lachen könnte, obwohl es eigentlich nicht menschenfreundlich wäre, über das Mißgeschick eines anderen so zu lachen. Und beleidigt konnte sich dadurch auch niemand fühlen, wenn er das schrieb. Oder vielleicht doch die Organisation der Kaffeehauskellnerinnen? Die würde ihm bestimmt einen Brief schreiben: so etwas käme bei einer sachgemäß ausgebildeten Angestellten überhaupt nicht vor, daß sie Kirschtorte auf einen Stuhl stellte, und er habe den Stand beleidigt und er solle umgehend die Kirschtorte wieder zurücknehmen.

Dagegen könnte er natürlich ins Treffen führen, daß so etwas Jedem mal passieren könne und eine Kellnerin sei eben auch nur ein Mensch. Ob er damit aber beim Syndikus der Kaffeehauskellnerinnen durchdringen würde? Ich glaube es nicht, denn der würde ganz bestimmt einen Präzedenzfall aus der Sache machen und seinen Schützling verteidigen wie die Löwin ihr Junges. Da könnte jeder kommen und jeden in den Dreck oder in die Kirschtorte ziehen. Wie würde der Syndikus sich freuen, daß hier ein Fall vorliegt, den er bearbeiten könnte!

Sehr geläufige Sache das, sich auf Kosten anderer Leute lustig zu machen. Aber komisch wär's doch, wenn dann die Kellnerin zurückkäme und am Tisch herumsucht: sie würde doch ganz bestimmt, daß sie hier irgendwo eine Torte abgestellt hatte.

Soweit war der Schriftsteller mit seinen Gedanken gekommen, da merkte er, daß er auf dem falschen Wege sei: denn kein Mensch würde ihm die Geschichte von der bussassenen Torte glauben. Nein, er wollte ja Wirklichkeit darstellen, das blühende, lachende Leben. Und jetzt kam ihm eine Idee, eine schöpferische Idee, er konnte in einem souveränen Akte Wirklichkeit schaffen.

„Fräulein“, rief er, „schnell eine holländische Kirschtorte!“ Das Fräulein lief und brachte das Gewünschte. Er stellte es neben sich auf einen Stuhl, und mit den Worten: „Da habt ihr eure Kirschtorte!“ setzte er sich mitten ins Weiche. Folitzik

Das steht nicht in der Bibel!

Eine schon ältere Münchner Hausbesitzerin, sonst eine seelengute Haut, steht eines Tages als Angeklagte vor dem Amtsrichter. Gegenstand der Anklage: angemessenes Züchtigungsrecht gegenüber den Kindern einer Mietspartei in ihrem Hause. Das war nun schon keine Kleinigkeit mehr für die vollkommen unbescholtene, alte, aber noch recht lebendige und vor allem nicht auf den Mund gefallene Frau! Der Teilbestand gipfelte in folgendem: Die Kinder der Mietspartei haben sich eine recht merkwürdige Methode ausgedacht, um die Hausfrau zu ärgern, weil sie gegen das Regelheft und die anderen Mietsparteien beistimmende Lärmen und Pöken im Stiegenhause, das diese braven Kinder gerne verübten, das öfter energisch eingeschritten war. Dafür haben die süßen Kleinen „aus Reche“ Hausgang und Türpfosten mit ihrem eigenen Leibbesurzt beschmutzt. Und als sie einmal von der Hausbesitzerin dabei erwischt wurden, ist dieser

helt die Hand ausgerutscht, und sie hat dem einen der niedlichen Geschöpfe eine ordentliche Watschn heruntergehauen. Nun stand die Frau vor dem Richter. Das war ein lebenskundiger Mann, der mit menschlicher Güte die Sache zu schlichten und die sehr aufgeregte Angeklagte zu beruhigen versuchte. Er glaubte aber doch, Veranlassung zu haben, die Angeklagte ermahnen zu müssen und meinte, sie müsse halt auch ein wenig Geduld aufbringen mit den im Hause wohnenden Kindern und hielt ihr vor, daß es schon in der Bibel heiße: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ Dieses Zitat hätte der Richter wohl kaum gebraucht, hätte er gewußt, daß die Angeklagte über den Inhalt der Bibel mindestens so genau Bescheid wußte wie er selbst; denn prompt kam die widerlegende Antwort: „Aber in der Bibel steht nicht drin: Lasset die Kinder herumschleiben!“ — Da mußte ihr nun allerdings das Gericht rechtgeben und der gewandte Bibelkommentar wurde denn auch zur Grundlage eines salomonischen Urteils, mit dem die Hausbesitzerin siegreich abzog.

Stalin korrigiert

(Erich Schilling)



„Was, beim Pariser Generalstreik haben die Totengräber mitgestreikt? Das verbiete ich ein für allemal. Dieser Beruf ist für das Bestehen des Bolschewismus lebensnotwendig.“

Schlittenfahrt

[Wilhelm Schulz]



Ein Bursche mit der Liebsten fuhr
Im Schlitten durch die Felde,
Und ging das auch nicht Stundenweit,
Ein Wunder war's für beide.

Die Kiefern und Wacholder da
Ganz anders standen heute,
Nicht schwarz wie sonst, weiß miteinander,
Wie lauter junge Bräute.

Und alles still und feierlich,
Kein lauter Ton zu hören,
Leis auch des Schlittens Schellenklang,
Den Zauber nicht zu stören.

Dem Burschen ist das wunderbar
Zu Herzen wohl gegangen —
Er nimmt sein Mädchen in den Arm
Und küßt ihm Mund und Wangen.

Wilhelm Schulz

Der Ring der Rosabella

Von Georg von der Vring

Zunächst werde ich den Willy vorführen.

Willy war ein hübscher kleiner Affe. Er saß eines Morgens auf der Fensterbank meiner Kammer. Ich ersuchte davon, daß er sich mit meinem Ellen an meinem Mikroskop schaffte machte; als ich aus dem Bette sprang, entließ er mir über das schräge Dach unserer Remise in den Garten hinunter. Ich stand am Fenster und schaute ihm zärtlich nach. Ich erklärte mir sein Erscheinen so: wenn ein Affchen in unserer Gegend auftaucht, so ist zu vermuten, daß es Herrn Blachfeld gehört. Blachfeld war der Mann, der an diesem Morgen den Laden im Nachbarhause bezog, um darin ein Geschäft mit Sämereien zu eröffnen. Als ich mich über die Fensterbank vorlehnte, erblickte ich im Hof das Nachbarhaus allein! Missetücke. Willy sah ich nicht, er schien nicht in den Hof zurückgekehrt zu sein. Wo war er geblieben?

Ich entdeckte ihn auf dem hinteren Zaun des Hofes. Er saß regungslos und schien etwas zu beobachten. Hinter dem Zaun befand sich der Garten eines anderen Hauses. Dort war eben eine Frau damit beschäftigt, ihr Sofa zu klopfen. Willy behielt sie im Auge. Plötzlich sprang er mit einem herrlichen weichen Satz in den Garten hinunter und genau auf das zwölfjährige Söhnchen der Frau los, das am Sandhaufen spielte. Die Frau bemerkte es nicht.

Der Affe kam zu dem Buben, ergiff ihn bei den Patschhänden und begann mit ihm zu tanzen. Der Kleine brüllte los. Willy nahm es gewiß als Zustimmung, er sprang lustig von einem Bein auf das andere, hielt dabei den heulenden Kleinen fest und zog ihn mit in die Runde; aber er ging ganz sorgsam mit ihm um.

Das Gebrüll des Söhnchens rief die Mutter auf den Plan. Sie drehte sich bei ihrem Sofa um, erkannte die Lage und kam wie ein Pferd herangestürzt; auch sie ließ ein Wehgeschrei aus; den Ausklopfen hielt sie schlagbereit in der Rechten. Willy spürte die Gefahr, er quälte durch die Beerenstücker davon, erreichte mit einem wunderhübschen Sprung das jetzt unbewachte Sofa und begann sofort mit hohen federnden Jubelsprüngen; leicht wie ein Ball stieg er in die Höhe, schwenkte die Arme, drehte sich um sich selbst, fiel auf den Sofaesitz nieder und schwebte von neuem empor.

Welch ein Frohsinn! Wiederkam kam die Frau gerannt. Willy entfiel in den Hof der Samenhandlung.

Nach Willys erster Nummer erlaube ich mir, den Herrn Blachfeld, Samenhändler, vorzustellen.

Er kam am folgenden Tage, als ich im Garten war, und sprach mich an. Sein großer kahler Kopf erschien über dem Zaun, sowie seine breiten Hände. Am kleinen Finger seiner linken Hand stak ein hübscher Ring mit einer blauen Platte, auf der sich ein weißes Pferdeköpfchen befand. Der Ring war das erste, was ihm am Affen auffiel, obwohl sein Gesicht sehr ansprechend war, die Stimme heilig, die Augen lebenswürdig und ein wenig traurig; das Gesicht erinnerte mich an das Porträt eines Philosophen, das bei uns im Treppenhause hing.

Wir begrüßten uns als neue Nachbarn. Danach trugte mich Herr Blachfeld, ob wohl in unsern Garten Amelseneier wären.

Ich bejahte. Ob er sich wohl ein paar Amelseneier holen dürfte?

Ich bat ihn herein, und er kam. Wir schauten nach. Es gab im Rasen mehrere große Nester, aber es fiel mir auf, daß die Ameisen bereits ausgeschlüpft waren. Zum Glück fanden wir, was der Bauer noch ein fünftes Nest, das ein paar braune Eier enthielt. Herr Blachfeld sammelte sie und tat sie sorgsam in ein Schächtelchen. Ich fragte ihn, wozu er Amelseneier brauchte.

Für seine Eldechen
Wieviel Eldechen er hätte?
Zwei. Sie fraßen ihm aus der Hand. Inzwischen

wären aber auch die Jungen aus den Eiern gekommen.

Ob ihm auch die Jungen schon aus der Hand flühen, fragte ich.
Die Jungen noch nicht, sie wären noch nicht erzogen. Wenn ich Lust hätte, zuzusehen, wie sie fressen lernten, so möchte ich doch mitkommen. Ich war mit Freuden bereit. Wir gingen in seinen Hof hinüber, und ich bewunderte erst einmal die Jungen Eldechen.

„Ich könnte tausend Amelseneier ins Terrarium legen“, erklärte mir Herr Blachfeld, „sie würden sie nicht anrühren. Sie sind ja so klug! Sie rüben sich nur eine solche Beute, die sich in Bewegung befindet. Was werden wir also tun?“ Er binzelte mich ermunternd an, ich sollte es erraten! Ich kam nicht darauf.

„Das ist ganz einfach“, sagte er, und er brachte eine lebende Ameise und setzte sie ins Terrarium neben eins der Eierchen. Die Ameise machte sich sofort daran, das Ei fortzuziehen. Es bewegte sich, zitterte, rollte. Schon erschien eine der jungen Eldechen und verschlang das Ei.

Vom Tage der Eldechenfütterung an war ich ein häufiger Gast der Samenhandlung. Der Laden war nicht besonders groß. Da gab es über die Wände hin all die grünen Holzkisten, in denen sich die verschiedenen Sämereien befanden. Jeder Kasten trug ein sauber geschriebenes Etikett. Da gab es weiter ein Aquarium mit Wasserpflanzen und kleinen Fischen; das Terrarium nicht zu vergessen; Nistkästen, Kornbester und allerhand Nestzubehör. Vögel hielt er nicht; sie täten ihm in der Gefangenschaft zu leid, verriet mir Herr Blachfeld. Sodann lernte ich näher kennen den Hund Bulldog, ein grimmig aussehendes, übertrieben vernünftiges Wesen, und, vor allem, den Affen Willy und seine schöne Heiterkeit. Welch ein entzückender Anblick, wenn der Herr mit diesen beiden Tieren auf der Straße spazierengelit! Willy nahm dann brav auf Bulldogs breitem Rücken Platz und schaute sich die Welt an. Blieb Bulldogg an einer Straßenecke stehen, um zu rufen und so weiter, so benutzte Willy die Gelegenheit und kitzelte sich ein wenig unter dem Rand seiner schmucken Mütze. Das war, wenn man so will, Willys zweite Nummer.

Ich ging Herrn Blachfeld bei seiner Arbeit zur Hand, und er faßte Vertrauen zu mir. Eines Tages erzählte er mir die Geschichte des Ringes mit dem Pferdeköpfchen, den er am kleinen Finger seiner linken Hand trug. Dieser Ring war ein Geschenk der einstmals beliebten Zirkusreiterin Rosabella. Herr Blachfeld hatte in jungen Jahren im Zirkus gearbeitet und Rosabella's Pferde gepflegt. Und weil er seine Sache so gut machte, schenkte ihm die schöne starke Reiterin den Ring zum Andenken. Sie war manches Jahr älter als er, aber sie war ihm gewogen; er empfing ihre Liebe. Dann aber verunglückte sie und starb. Das war nun über dreißig Jahre her. Heute besaß Herr Blachfeld als einzige Erinnerung an sie nur diesen Ring; und er hütete ihn wie seinen Augapfel. Seitdem, sehr selten hatte er selber eine Frau angetraut; so sehr hing er für alle Zeit seines Lebens an Rosabella.

Der Sommer und der Winter gingen hin. Ich war glücklich in der Gesellschaft Blachfelds, Willys und Bulldogs, der Eldechen und der Fische.

Und dann ereignete sich eines Tages — es war Anfang März — etwas Unvorstellbares: Rosabella's Ring war verlorengegangen! Es war wie ein tödlicher Schlag für Herrn Blachfeld. Ich half ihm suchen, manchen Tag und viele Stunden lang; jedoch der Ring fand sich nicht. Der Samenhändler magerte ab, und es gab nichts mehr, das ihm Freude bereitete. Hätte es Willy, diesen Tausendsassa, nicht gegeben, so würde der Herr sich vielleicht hingelegt haben und mehr leicht aufgefunden sein. Die Zukunft der ganzen kleinen Gesellschaft schien in Frage gestellt.

Es würde gut sein, wenn es mir gellinge, ihm von seinem Kummer abzulenken. Als das Wetter warmer wurde, lud ich ihn zum Fischen ein. Herr Blachfeld war nach langem Hin und Her einverstanden, er erklärte jedoch, er würde nur mit einem Handnetz fischen, und zwar kleine Weißfische für sein Aquarium.

Wir machten mehrere Sonntagsausflüge und fingen Fische. Bulldogg begleitete uns. Willy wurde derweil daheim in einem weltkrümigen Wäschekorb gesperrt, der wie ein richtiger Blauenkorb aussah. Wo beim Blauenkorb das Flugloch ist, befindet sich ein vierreihiges Gitter.

Leider mußte ich feststellen, daß das, was ich mir von unseren Ausflügen erhofft hatte, nicht eintrat. Mein Freund ließ weiterhin den Kopf hängen und blieb abwesend und traurig; sein Leben war ihm verdorben, heillos zerstört. Wir suchten wiederum nach dem Ring und stellten noch einmal das ganze Haus auf den Kopf; auch diesmal ohne Erfolg.

Ich gab die Ausflüge nicht auf und ermunterte Herrn Blachfeld jeden Sonntag von neuem. Und er ging dann immer mit, als wäre es ihm vollständig gleichgültig, was er unternahm.

Als wir an einem Sonntag im September wiederum an einem kleinen Weißeichschichtchen, erreichte seine Melancholie den Höhepunkt. Der Tag hing schon sehr über an. Auf dem Hinwege gefolten wir in einen Gewitterregen, der uns vollständig durchnäßte. Später, als wir am Bach saßen und fischen wollten, störten uns Spatziergänger. Ich kochte uns dann das Mittagessen; dabei hatte ich das Mißgeschick, es anbrennen zu lassen. So, als das Mißgeschick, das uns befallen hatte, Herr Blachfeld lag einsam im Gras. Der Ausdruck seiner Augen war von welkenförmiger Gleichgültigkeit. Zuletzt begann er ausführlich von seinem Tode zu reden. Ja, wenn er gewußt hätte, was sich an diesem Tage noch ereignen sollte, so möchte er das unterlassen haben! Schließlich kehrte er wieder heim. Und was sollte sich noch ereignen? ... Schon als wir vor dem Schaufenster der Samenhandlung anlangten, bekamen wir eine kleine Probe: der Rolladen war nämlich nicht vollständig heruntergelassen, und so konnte man ein Stück des Aquariums sehen; und was sich dort beim Aquarium unseren Blicken schloß, sagten genug. ... Wir eilten über den Hof ins Haus. Herr Blachfeld voran. Er wartete, auf der Hofreitte wäre er belahen gestürzt.

Dann standen wir in der Tür, die zum Laden führte, und sahen alles. Der Laden war ein einziges Schlachtfeld. Was war geschehen? Willy,

Memento

Mit einer Derbeugung

ist's nicht getan.

Du willst Überzeugung —

so streng dich an!

Die kann man nicht kaufen

im Wochenblatt.

Man muß sie erfahren,

bis man sie hat.

Dann ist sie ein ständiger

Pelz ohne Fug

und kein windiger, wendiger

Überzug.

Natalestr

der Tausentsteine, war aus seinem Wäschekorb Gefäßnis entkommen und hatte, da er die Fenster der Wohnung verschlossen fand, den Sonntag auf eine ihm angemessene Art verbracht, indem er sich nur möglich zu verleben. Er stand in der zu den Ellobgen in lauter Sämereien der verschiedensten Sorten und Größen. Er hatte all die grünen Holzstäben über den Fußboden ausgelegt und ließ sich auf denselben nieder, um sich wie in ein Gebirge aus hohen Würfeln aufzutürmen. Ganz besonders traurig war es um das Aquarium. Das Wasser war ausgesüßigt, die Pflanzen blühten über den Rand, und die kleinen Fische hingen über den Rand, nieder, und am Ufer des großen wogenden Meeres aus Sämereien und rührten sich nicht mehr. Willy, der tolle Husar, stand, wie gesagt, bis zu den Ellobgen in den Samenhaufen, und er zog einen seiner Füße aus dem Haufen, um zu sehen, wieviel er noch so viel Samen, als er fassen konnte, und schleuderte ihm mit heftigem Schwung gegen die Blechplatten, die an der Hinterwand des Ladens lehnten und als Untersetz für das Samenhaufen dienten. Kinder, die sich Säure stäubte und witzelte. Und daß wir jetzt gekommen waren und ihm zuschauten, schien ihn in seinem Tun noch zu befehligen, als wäre es seine dritte Nummer.

Und nur dann, als wir uns umdrehten, schied er sich von uns, ohne die Rührung. Seine Kreatur!

murmelte er: „So ein lieber Kerl! Man hätte ihn doch nicht einsperren dürfen!“ Und Willy, als ob er diese Bekräftigung der alten Freundschaft erwartet hätte, hielt plötzlich mitten in seiner wilden Tätigkeit inne und wandte das Gesicht zu mir. „Und es schien, als ob er sich freute, als ob er am liebsten losgerannt wäre. Und mit diesem frohen Gesicht erhob er sich aus dem tiefsten Samenmeer, setzte sich aufrecht und ... und was erblickten wir nun? Was entdeckten wir beide, Herr Blasehd und ich, im gleichen Augenblick? Ich sah Willy mit der Hand auf dem Ring, Rosabell mit dem Pferd kopfchen, der bittarlich vermühte und gesuchte Ring der schönen starken Kunstreiterin! Willy hatte ihn gefunden. In den Sämereien! Das blieb sein Geheimnis. Es war, in dieser Geschichte, seine vierte und beste Nummer.“

Willy nickte. „Nun, so sofort die Zeit. Darauf listete er Willy den Ring ab; und sodann drückte er ihn langsam an sein Herz.“

Wie wundervoll dieser schauerhaft begonnene Tag endet! Ein durchaus nicht angrabenartiges Festessen kam auf den Tisch, das in erster Linie dem „ehelichen Finger“ zubereitet wurde. Wir Männer tranken uns mit einem Wermutwein. Am kleinen Finger des Herrn steckte der teure Ring, und die Welt war wieder, wie sie mindestens sein sollte.

Das Schlachtfeld im Laden ließen wir bis morgen wie es war. Die verstreuten Samenlein sind dann in eine große Kiste gekommen, und Herr Blachfeld verkaufte sie als – Vogelfutter.

„Warum legen manche Leute eigentlich eine Decke vorn übers Auto?“ hörte ich einen Jungen seinen Vater fragen.
„Das ist doch der Kühler, der darf nämlich nicht kalt werden“, wurde ihm zur Antwort.

„Die Länderebene, die Sitten, dachte er sich, war aber doch einigermaßen überrascht, als er in seinem Hotel ein Bad nahm und nach schwedischem Brauch dabei von einer hübschen, jungen Schwedin in der Badewanne saß. Die durchschnittliche Gründlichkeit einseifte, abschrubberte und abtrocknete, ohne die geringste Scheu zu zeigen. Ein schwedischer Bekannter zerstreute die Bedenken, die Erich daraufhin gegen die Wohlstandslosigkeit seines Hotels hegte. Es sei nun aber wieder eine Frage der Gewohnheit, wie man wasche, was dabei... Immer noch voll von diesem Erlebnis lernte Erich in der Hotelbar einen Amerikaner kennen, dem er bald sein für Ausländer so bemerkenswertes Abenteuer berichtete. „Wem erzählen Sie das?“ entgegnete der Amerikaner. „Ich bin mit einem Mann aus Schweden gekommen, der sich in den letzten Jahren in Schweden, ich bin im letzten Jahr hier und habe schon fünfunddreißigmal gebadet.“

Er hat sie vor einigen Wochen kennengelernt. Und seitdem geht er jeden Samstag mit ihr in die Tanzschule, schwärmt sie an, läßt keinen Tanz aus und drückt sie zärtlich an sich. Als er wieder ein Rendezvous mit ihr hat und der Tanzschule zusteuert, bleibt sie verärgert stehen.



(Zeichnung © Nückel)

schaut ihn kopfschüttelnd an und sagt mit dem Unterton leiser Entrüstung: „Aisdann, Herr Franz, letzten Samstag waren wir tanzen, vorigen Samstag auch, vorvorigen ebenfalls — und heut woll'n S' wieder in die Tanzschul' geh'n. Ja, sag'n S' mir nur, ham Sie vielleicht ka Wohnung net?"

Neulich unterhielten sich zwei meiner Kollegen miteinander. Der eine, der früher kein Kostver-

ächter gewesen sein soll, tut sich seit seiner Verlobung viel auf seine Moral zugute.

„Immer dieser ewige Fasching!“ seufzte er miesmacherisch. „Meine Braut und ich gehen heuer nicht aus — es ist ja doch immer dasselbe.“ „Dieselbe, meinst du wohl“, sagte der andere schlafentriegelt. „da liegt der Has' im Pfeffer!“

Der bekannte Anschlag „Schwerkeiligsbeschädigte“ usw. werden bevorzugt abgefeuert! Ist auch an einem Schalter unseres kleinen Postamtes angebracht. Ich beobachte eine junge Frau, wie sie aufmerksam den Anschlag liest, während sie in der Reihe der Wartenden steht. Auf einmal drängt sie sich mit „bittschön, bittschön“ vor zum Schalter. Der Beamte, der die Dröngerei bemerkt hat, schimpft, daß es für sie keine Extrawarte gäbe und will sie eben zurückweisen, da sagt sie ihm so halbsatz, gewissermaßen vertraulich, durchs Guckloch: „wissen S., I bin doch n bevorzugter Linschütz!“

Unser lebähjhriger Sohn Rehner besitzt noch die seinem Alter entsprechende erfreuliche Abneigung gegen das weibliche Geschlecht. Neulich erklärt er beim Abendessen – wer weiß aus welchen Gedanken heraus – mit triumphierender Stimmführung: „Ich bin ein Mann, ich bin ein Mann, ich bin geküßlt!“ – „Du gibst aber doch jeden Abend der Renate einen Kuß?“ sagt die Mutter. Einen Augenblick bestürztes Schweigen. Dann erklärt Rehner gesch in langer Bemühen: „Ich küß sie nicht, weil sie ein Mädchen ist.“ Nun fühlt sich Rehner, für ihr ganzes Geschlecht gekränkt, bemüßigt, in die Debatte einzufreten: „Du küßt aber doch die Mutter, und die ist eine Frau.“ – „Aber eben,“ erwidert die Mutter, „man ihm nicht.“ – „Aber ich habe noch nie ein Weib geküßt!“

Unsere Tante Tilde hat sich nie im Leben etwas aus den Mannsbildern gemocht. So erzählt sie wenigstens. Sie war immer ein braves und tugendhaftes Mädchen. Nicht einmal geheiratet hat sie, wegen der Dinge, die in einer Ehe gebräuchlich sein sollen. Das erzählt sie besonders gern. Und wenn nun unsere unverheiratete Tante Tilde etwas hört oder sieht, was ihrer Moral zuwider läuft, dann greift sie womöglich ein.

Nun hat unser Hafner ein Auge auf unsere Köchin geworfen. Nicht vergeblich, wie ich merkte. Tante Tilde nahm sich das Mädchen vor:
„Bedenke doch, mein Kind, wenn du einmal heiratest, wird keine Glocke vom Turm läuten und der Pfarrer wird dir die Myrte vom Haar reißen. Welche Schande wäre das!“

Unsere Köchin schüttelte den Kopf: „Das gibt es heute nicht mehr. Das war früher einmal. Weil Sie das gefürchtet haben, haben Sie wahrscheinlich nicht geheiratet!“



Ein Mann,

 dem man das Alter kaum anmerkt.

Bis zu dem 4. März 1937, dem Tag, an dem Sie ihn zum ersten Mal sahen, war Sie gewöhnt, ihn als einen Mann zu sehen, der die Zahl der Jahre nach könnte er hart an der Schwelle des Greisenalters stehen, aber dem Aussehen und der körperlichen Elastizität und Frische nach nimmt er es mit einem jüngeren auf. Diese kleine Zeichnung in eine Perspektive für die menschliche Erkenntnis, das Jugendkraft nicht allein vom Geburtsjahr, sondern in erheblichem Maße von der Hormonversorgung des Körpers abhängig.

der Versorgung mit Hormonen, die zur Hebung der Kraft-

tungen, liegt die Heilwirkung der

Frdr.-Wilhelmstr. Apotheke,
 Berlin NW 7, Luisenallee 10
 (Ecke Unter den Eichen)

wissenschaftliche Abhandlung
 gratis 40 Fg. in Briefmarken
 (Per Porto füge ich bei)

Frau/Frl.
 Herr
 Oeri
 Städtle

Titus-Perlen

ALLES IN
 EINER

Titus-Perle

<p>früher</p> <p>heute</p>	<h1>Graue Haare</h1>	<p>Schwammmänner</p> <p>Sonnenbrille</p> <p>Hautcreme</p> <p>Rauchergelbe Zähne</p>
--	----------------------	---

[illegible][illegible]

Und niemand kann sagen, wie es geschah...

„Sänger!“ spottete Elvire; denn Alexander sumpte die in der Überschrift angeführten Worte vor sich hin.

„Ich besinge meinen Schnupfen“, bemerkte er kühl und wollte fortfahren — es klang so schön, eben wegen des Schnupfens.

„Den hast du dir sicher gestern bei Hans geholt. Bei Hans ist es immer so kalt!“, sagte Elvire.

„Nein, o Weiss!“ versetzte Alexander.

„Wieso nein?“

„Ich weiß es bestimmt.“

„War etwa nicht schliefst geholt?“

Alexander legte sein Buch weg, schaute seiner Gemahlin ernst in die Augen und fragte sanft: „Hast du viel Zeit? Soll ich dir alles genau erzählen?“

„Ich bitte darum.“

„Höre also: Es war sehr gut geholt. Es war so heiß im Zimmer, daß ich bat, das Fenster öffnen zu dürfen. Wir haben im fliegenden Zug gegessen.“

„Na also!“

Alexander griff nach seinem Buch, fragte aber doch noch gnädig: „Hast du vielleicht sehr viel Geduld? Dann könnte ich dir erklären...“

„Ich höre“, sagte Elvire streng.

„Wir saßen etwa eine halbe Stunde im fliegenden Zug, weil Hans mich im Wagen zur Bahn bringen wollte und vorher noch frühstücken mußte und das Frühstück nicht fertig war. Dann eilten wir die Treppen hinauf. Vor der Tür stand der Wagen — seit dem vorigen Abend. Er sprang nicht gleich an. Er sprang auch nicht bald an. Er sprang auch auf längere Sicht nicht an. „Soll ich mal schiefen?“ fragte ich, und Hans nickte gnädig. Da es bergauf ging, schob ich rückwärts. Bei jedem Schalten gab es verheißungsvollen Stunk, aber zum Anspringen kam es nicht, weder gleich, noch bald, noch später. Ich schob gewiß noch heute,

wenn wir nicht nach einiger Zeit neben uns eine Tankstelle bemerkt hätten. Dieser Anblick brachte Hans auf den schmutzigen Gedanken, die Zündkerzen zu entolen. Er setzte ihn in die schmutzige Tat um; er schrieb die Kerzen heraus und wischte sie ab. „Ich will sie eben mal ein bißchen mit Benzin abspülen“, sagte er und ging mit ihnen zur Tankstelle.

„Eben mal ein bißchen Benzin“ gibt es aber an keiner Tankstelle. Hinzu kam, daß der Tankwart gerade eben mal ein bißchen nichts zu tun und Langeweile hatte. Er stürzte sich mit Lowenloifer auf die Zündkerzen. Ich kann dir nur sagen: wenn ich eine Zündkerze wäre, hätte ich lieber gleich gekundet und gezundet.“

Sieht dir ähnlich — fix, wie du bist“, bemerkte Elvire gelassen.

„Er tunkte und tauchte sie in diese und jene Flüssigkeit, bürstete, wuschte, begoß nochmals, rieb nach und wienerte — aber dies alles habe ich nur von fern beobachtet, der ich schnellgebadet im Regensturm stand und einem herbeigeeilten Leuten mangelhaft über die Vor- und Nachteile des ...“

„... teilte!“ verbesserte Elvire.

Alexander besann sich: „Um sinnreiches Deutsch zu sprechen: ... über die Vorzüglichkeiten und Minderwerte des Kleinwagens Rede stand. Meine



„Da umfaßte er sie wild und zwang sie nieder unter glühenden Küssen — hörst du?“ „Kunststück! Der hat sich seine Sockensenscher nicht selbstlickt müssen!“

Fuß war naß, meine Stirn war naß, mich froh. Mein Schnupfen wurde immer schlimmer.“ „Siehst du wohl! Dein Schnupfen! Ist ja auch kein Wunder.“ „Und doch, mein treutes Lieb, weiß ich bestimmt, daß ich mir meinen Schnupfen nicht bei dieser Gelegenheit geholt habe. Denn schon auf der Hinfahrt hatte ich achtundzwanzigmal geniest.“ Als Elvire ihren Tobsuchtsanfall niedrigerungen hatte, war Alexander schon wieder völlig in seinem Buch versunken.

Dirks Paulin

„Herrlich — da schmeckt man die guten Jahrgänge heraus!“

Das läßt das Herz jedes echten Weinkenners höher schlagen: Burgeff — ein vollendeter Schaumwein und zugleich ein erlesen guter Wein! Denn nur ausgewählte Jahrgänge finden im Hause Burgeff Verwendung für die Schaumweinbereitung. Versuchen Sie selbst einmal ein solches Glas Burgeff — vielleicht schon heute Abend. Sie werden dann spüren, wie es Stimmung und Anregung, Belohnung und Genuß zugleich schenkt. — Sie werden dann auch feststellen, wie sehr gerade Frauen mit ihrer feinen Zunge von Burgeff begeistert sind. Frauen sehen mehr im Sekt als nur ein gekühletes, prickelndes Getränk — darum ziehen sie Burgeff vor.

BURGEFF GRÜN★

Einzig ganz Besonderes.
1928er Burgeff
Jahrgangsfüllung
RM. 6.55
1921er Burgeff Immer-
grün RM. 6.50
Burgeff Gold RM. 3.—



★ Achten Sie stets
auf das charakteristische
grüne Etikett



Guter Sekt muß nach gutem Wein
schmecken — darum ziehe ich
Burgeff vor!
Kunst Reigen
im Ringen nach besten
Chancen u. St.
Genuß

„Der Sekt für Weinkenner — Stimmung und Genuß“

Burgeff A. G. / Hochheim a. M. Älteste Rheinische Sektellerei / Gegründet 1837

SCHNEE

Von Georg Britting

*Erst kamen sie spärlich gefüllt von oben,
wenige nur,
als wollten fast ängstlich die Tragkraft der
Lüfte für ihre silberne Spur.
Dann wurden es viele und mehr,
die sich drängten und drehten und schoben
über die Dächer her.*

*Erst waren es kleine, zierliche Dinger,
dann wurden sie fingerbreit, daumenbreit, größer noch,
und war in der Leere
des Himmels Gehetz und Gehatz
und jagten einander, als wäre
da unten nicht reichlich für alle Platz.*

*Wenn ein Wind stief dazwischen, wild blasend,
so schäumen in weißlichen Strudeln sie auf,
und stiegen wie rasend und bäumten
hinan zu dem Turmknäuf,
und man konnte glauben, daß Tauben
sich schwingen hinauf.*

*Aber sie konnten da oben verweilen nicht bleiben,
nur einmal herum in der Runde gelang es
den kühnsten nur knapp.
Dann zwang es
sie abwärts zu fahren,
und ließen sich treiben in Scharen
flügelgelenkten Offiziers hinab
in die Tiefe, wo die andern Gestärzten schon waren.*

*Ein Vorhang wehte dann nur mehr, weiß wallend,
gewoben vom Himmel zur Erd, ohn' Anfang
und Ende, sich immer erneuernd. Schwer hallend
schwang da die Glocke im Turm.*

*Und strahlend
fuhr aufwärts der Töne
heilige Gedröhne
im silbernen Schneesturm.*

für ihn tun, so daß er nur ganz seiner Arbeit leben könnte — er müßte einen Manager haben!"
„Dann soll er sich doch einen Manager suchen."
„So einfach ist das nicht", sagt Friedrich. „Das müßte ein ganz besonderer Kerl sein, dieser Manager. Ich habe schon oft darüber nachgedacht. Aber ich sehe keine Möglichkeit, einen geeigneten Menschen zu finden. Ja, ich glaube, man müßte ihn geradezu erfinden."
„Hal!" lacht Alexander. „Dann soll Gunnar sich doch einen Manager erfinden! Wozu ist er ein Dichter?"

„Rede doch keinen Unsinn, Alexander!"
Alexander ist auf einmal nachdenklich geworden. „Du, das könnte eine gespenstische Geschichte sein", sagt er langsam. „Eine ganz gespenstische Geschichte."
„Wie denn das?"

„Also, stell dir einmal vor — aber halt! Sieht Gunnar denn ein, daß er einen Manager braucht?"
„Ja, das weiß er so gut wie du und ich."

„Also, dann stell dir einmal vor: der Dichter sitzt an seinem Schreibtisch, wieder einmal ohne einen Pfennig in der Tasche und sinni über seine Lage nach. Er braucht einen Manager, um endlich auf den grünen Zweig, um endlich zu den Früchten seiner fleißigen, guten Arbeit zu kommen. Er denkt und denkt und plötzlich — wie das nun einmal bei den Dichtern ist — fängt er an zu dichten, zu phantasieren. Die Feder läuft über das Papier, es gibt kein Halten mehr."
„Und?" lacht Friedrich.

„Er gibt seinem Wunschbild Form und Gestalt. Er erfindet sich seinen Manager. Zuerst das Äußere. Er ist groß, elegant gekleidet, mit einer wunderbaren Perle im Schlips. Er hat ein bezaubernd sicheres, sieghaftes Auftreten. Ein unbearbeitbares strahlendes Lächeln liegt über seinem Gesicht. Aber in seinen Augen, die sind wie Basilliken-
augen, schillert eine unerbittliche kalte Brutalität. Es ist ein Mann, der über Leichen geht, um zum Erfolg zu gelangen. Deshalb hat sein strahlendes Lächeln etwas Niederschmetterndes, Einschüchterndes. Jeder spürt das."

„Ja, so müßte er sein!" ruft Friedrich.
„Siehst du, Gunnar erdichtet sich diesen Manager. Er heißt Julian Schröck. Er wird so lebendig in Gunners Einbildung, daß er anfängt, mit ihm zu reden. „Herr Schröck", sagt er, „ich brauche unbedingt wieder Geld."

„Kleinigkeit!", sagt Herr Schröck. „Haben Sie die ersten fünfzig Saiten von Ihrem neuen Roman fertig? Aha. Geben Sie her! Heute nachmittag bringe ich Ihnen Geld."

„Woher denn?" staunt Gunnar.
„Von unserem lieben Generaldirektor Harker."
„Aber", wendet Gunnar zaghaft ein, „bei Harker sind wir doch noch im Vorschub!"

„Hahs", lacht Schröck — es klingt schneidend, erschreckend, furchtbar, „hahs!"

Eine Viertelstunde später steigt Herr Julian Schröck aus seiner herrlichen Limousine und betritt durch die spiegellende Drehtür das große Verlags-
haus. Der livrierte Portier sinkt wie gebieterisch in eine Verbeugung und blickt schock hinter Julian her, der mit federnden Schritten zum Fahrstuhl geht. Schröck tritt mit einem fröhlichen Gruß in das Sekretariatszimmer des Generaldirektors und will geradezu in das Allerheiligste eindringen. Die beiden blonden Sekretärinnen werfen sich ihm entsetzt in den Weg. Herr Generaldirektor hat eine wichtige, vertrauliche Konferenz", wissen sie.

Herr Julian Schröck lacht sein vernichtendes Lachen. Er schiebt die Sekretärinnen mit einer an nackte Gewalt grenzenden Lebenswürdigkeit beiseite, die eine nach rechts, die andere nach

links, und tritt geräuschvoll in das Zimmer des Generaldirektors. Der Generaldirektor ist natürlich mutterselenein und spielt mit Papierschnitzeln, die er auf der blanken Schreibtischplatte zu wechselnden Figuren zusammensetzt. Nicht die leiseste Spur von einer Konferenz. „Ich habe nicht viel Zeit", sagt Herr Julian Schröck stürmisch und bläst herzlos die kunstvolle Figur aus Papierschnitzeln durcheinander, „Ich habe nicht viel Zeit, ich muß gleich wieder weiter. Was zahlen Sie für einen Vorschub, wenn Sie den neuen Roman von Gunnar Lehsten bekommen?" Der Generaldirektor macht ein weinliches Gesicht. Er hat sich sehr erschreckt. Er liebt es nicht, wenn man ihn so geradezu fragt. Das macht ihn so verwirrt wie jeden anderen Generaldirektor auch.

Herr Julian Schröck kündigt sich nicht darum. Er blitzt mit den Basillikenaugen und meint teilnehmend: „Haben Sie sich erschreckt, lieber Herr Harker? Es ist nicht so schlimm. Ich weiß ja, daß die finanzielle Lage Ihres Verlages sehr traurig ist, wirklich sehr traurig."

„Erlauben Sie", wehrt sich der Generaldirektor. „Doch, doch", sagt Schröck, „die Lage Ihres Hauses ist miserabel. Wir haben uns schon überlegt, ob wir Ihnen unser neues Werk überhaupt anvertrauen können."

Der Generaldirektor macht ein buckiges Gesicht. „Zehntausend Vorschub!" sagt er wütend.

Herr Julian Schröck richtet sich allen Anzeichen peinlichen Erstaunens in seinem Sessel auf. Er starrt dem Generaldirektor ins Gesicht, dann bricht er in ein fürchterliches Gelächers aus, in ein böses, vernichtendes Gelächers. „Sie kennen mich lange genug, um zu wissen, daß ich Spaß verstehe, aber das geht denn doch über die Hutschnur. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie wirklich so schlecht stehen, hätte ich mir den Weg hierher erspart. Zehntausend Mark, heh! Als Vorschub für einen Gunnar Lehsten! Mir scheint, wir haben uns nichts mehr zu sagen, Herr Harker."

„Donnerwetter!", sagt Friedrich, „wie er mit dem Generaldirektor umspringt, der Schröck. Was wurde denn nun?"

„Es kam, wie es kommen mußte", fährt Alexander in seiner Erzählung fort. „Es dauerte keine Viertelstunde, bis Herr Julian Schröck mit einem Scheck über zwanzigtausend Mark das Zimmer des Generaldirektors verließ."

„Und was sagte Gunnar dazu?"

„Tja, das ist nun das Schlimme an der Geschichte, daß sie kein happy end hat. Als Gunnar bis hierhin gedichtet hatte, bis zu dem Augenblick, wo der wunderbare Manager Herr Julian Schröck mit dem Scheck über zwanzigtausend Mark wieder zu ihm ins Zimmer trat — da merkte er plötzlich, daß es alles nur Dichtung war, Tagtraum, Wunschtraum." — „Und da?"

„Und da packte ihn die kalte Wut. Er ließ Herrn Julian Schröck just in dem Augenblick, als er die Schwelle des Sekretariats überschritt, über einer Bananenschale — Gott weiß, wie sie dahin kam — ausgleiten und sich grausam zu Tode stützen. Der Generaldirektor aber springt entsetzt aus seinem Schreibtisch und verwickelt sich so heillos in die Telefonschnur, daß er sich damit erdrosselt."

„Und was war damit geholfen?"

„Im Grunde genommen", sagt Alexander, „gar nichts. Gunnar Lehsten saß nach wie vor an seinem Schreibtisch und war nach wie vor ein armer Mann, dem nur durch einen geschickten Manager zu helfen ist. Aber es erfüllt ihn von Stund an eine erhabene Heiterkeit."

„Das ist immerhin etwas", sagt Friedrich lächelnd. Aber der gute Alexander macht ein ernstes Gesicht: „Das ist alles, lieber Friedrich, alles!"

Herr Julian Schröck

Von Bernhard Lebowski.

Die beiden Freunde, Friedrich und Alexander, sitzen im Café. Es ist ein Winternachmittag. Sie sprechen, wie immer, über die Erlebnisse des Tages.

„Übrigens", sagt Friedrich, „war Gunnar Lehsten heute bei mir im Büro, um sich zwanzig Mark von mir zu leihen. Er war in großer Verlegenheit, glücklicherweise konnte ich ihm helfen."

„Hm", meint Alexander nachdenklich. „Ich kann es nicht verstehen, daß Gunnar nicht auf einen grünen Zweig kommt. Ein Mann von seinen Graden Gunnar Lehsten, der erfolgreiche Dichter, geschätzt und anerkannt bei Zeitungen und Verlagen, fleißig, ständig an der Arbeit — und doch immer in Verlegenheiten. Ich verstehe es nicht." „Das ist nicht schwer zu verstehen. Er kann sich nicht verkaufen, er macht törichte Verträge, läßt sich überbieten und außerdem versteht er es nicht, zu wirtschaften. Das alles müßte ein anderer

Am Übungshügel



„Mit allem Drum und Dran gefällt mir das Skilaufen ausgezeichnet!“

„Na, fürs Drum und Dran ist's meistens doch zu kalt!“



„Ich begreife das Getu' nicht, das man wegen der Lilly macht! Schöne Beine sind doch keine Kunst!“ — „Das nicht, aber allgemeinverständlich!“

Unbeirrbare Liebe

In die Anzeigen-Annehmestelle einer Provinzzeitung kam ein zages dünnes Männlein und bat um einen Rat. Seine Frau war ihm durchgebrannt. Und er wollte ihr nun einen zarten, lockenden Wink zukommen lassen, daß er trotz dem Vorgefallenen zur Verzeihung bereit sei und gern alle Schritte unternehmen möchte, durch die ihr

Fehltritt vor den Nachbarn und Freunden verheimlicht oder als harmlos hingestellt werden könnte. Man riet ihm von einer Anzeige ab, da durch sie gerade die Neugierde der Mitmenschen auf ihn und seine Ehe gezogen würde. Aber er blieb bei dem einmal gefaßten Entschluß und setzte schließlich selbst folgende Anzeige auf: „Achtung, Emmil! Der Ehemann, dem man an einem Donnerstag ein

tiefes Loch in den Kopf hinter dem linken Ohr schlug, wovon er aus Liebe die Nachbarn nichts merken ließ, möchte die abgegangene Frau, die wissen muß, wer gemeint ist, benachrichtigen, daß er ihr einen Wink geben könnte, wie sie, wenn der andere von ihr genug hat, zu ihm in Liebe zurückkehren kann, ohne daß die Leute merken, daß sie von ihm weg war und der andere sie hat sitzen lassen. Gefl. Antwort unter Ziffer...“

VERLAG UND DRUCK: ENOB & HIRTH O. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf. Abonnements im Vierteljahr RM. 3.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D.A. IV. VJ. 57. 1725. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München Sendlinger Str. 80 Fernruf 1796 Postcheckkonto München 5970 Erfüllungsort München



„Wie gut doch die Menschen sind, daß sie uns endlich von dem bösen Reineke erlosen! Nun wollen wir aber auch unseren ganzen Ehrgeiz dareinsetzen, recht schöne Martinsgänse zu werden!“



„Weißt, lieber Freund, wenn du die nächste Woche heiraten willst, solltest halt jetzt das viele Saufen lassen, sonst wird's nix mit den Freuden der Ehe . . .“ — „Freuden der Ehe? Das hätt' mir noch g'fehlt bei meinem Rheuma!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Hotel-Wintersport



„Ja, wenn du dich so hinstellst, Fredi, und mit der Zigarette, dann glaubt uns niemand daheim die Lawinengefahr!“



DAS ABENDKLEID / VON WALTER FOITZICK

Eines Tages im Winter taucht das Abendkleid am Horizont auf. Zuerst ist es noch nicht wirklich da, sondern nur als platonische Idee, allerdings als platonische Idee mit sehr realem Hintergrund. Da sagt Anny zu Hermann: „Ich muß mir ein neues Abendkleid machen lassen.“ Hermann liest währenddessen die Zeitung und ohne den Blick von den Witnissen der englischen Politik im vorderen Orient zu erheben, sagt er nur „so“.

Sehr ermunternd ist diese Antwort nicht, aber sie schneidet auch nicht gerade den Weg in die Zukunft, in eine festesfreudige Zukunft, ab. Schließlich hat Hermann doch ein Interesse daran, daß seine Frau gut aussieht und womöglich in die Gruppe „Elegante Erscheinung“ eingereiht wird. Im Grunde genommen bedeutet das „so“, er habe nichts Wesentliches dagegen einzuwenden. Tun wir dem Mann, dem Hermann, nicht unrecht. Er hat Geschmack, man kann sogar sagen, er versteht etwas davon, ob eine Frau gut angezogen ist oder sehr gut, oder ob sie nicht angezogen ist, und doch passiert es ihm immer wieder, daß er zu seiner Frau sagt: „Du, das neue Kleid ist aber sehr nett“, worauf Anny ihm erklährt, daß dies gar kein neues Kleid sei, sondern ein altes von vor drei Jahren und nur mit einem neuen Krügelchen. Oder auch so kann es kommen, daß er zu Anny sagt: „Heute abend hättest du eigentlich mal etwas anderes anziehen können als immer das Blaue mit dem gelben Westchen.“ Es ist eine Katastrophe, denn gerade dieses Kleid ist ja das Neue. Im Drange der Geschäfte und der Ehe ist ihm das nur nicht aufgefallen.

Was jetzt Frau Anny sagt, könnte in Gummi-
stempeln geschnitten werden oder vorgedruckt
wie Neujahrskarten in jedem besseren Papier-

geschäft zu haben sein. Es heißt nämlich: „Bei anderen Frauen merkst du sofort, wenn sie etwas Neues anhaben, bei mir fällt es dir überhaupt nicht auf.“

„Ne, erlaube mal“, antwortet Hermann darauf, „erst neulich ist mir dein neuer Hut sofort aufgefallen.“

„Jawohl, und du hast Witze über ihn gemacht. Bei mir gefällst dir überhaupt nichts!“

Wir wollen uns nicht weiter in dieses Gespräch einmischen. Es wird sehr häufig geführt und gehört zum geistigen Besitz aller beklaideten Res-
sen und Völker. Wir wollten ja nur vom Abend-
kleid sprechen.

Als Hermann gerade die Höhen der Politik ver-
läßt und sich schon in den Niederungen des lo-
kalen Teils aufhält, so ungefähr in der Gegend
der Verkehrsunfälle und des Glatteises, versucht

Anny mit Energie ihr Abendkleid zu landen. Sie fragt Hermann: „Was würdest du von schwar-
zer Lackseide denken?“ Hermann hat in seinem
Leben schon an vieles gedacht, er kann sich aber
nicht entsinnen, jemals an schwarze Lackseide
gedacht zu haben.

„Natürlich nur als Unterkleid“, erklärt Anny wei-
ter. „Versteht sich, versteht sich“, ruft Hermann,
um lebhaftestes Interesse zu bezeugen, wobei
er schon mitten bei den Abbruchsarbeiten in
der Altstadt ist.

„Darüber kommt denn ein Tüllüberkleid.“
Und Hermanns Stimme tönt aus der Zeitung: „Ist
ja klar, sonst könnte man die Lackseide darunter
nicht sehen und du könntest an ihrer Stelle ja
auch Barchant genommen haben.“

„Bitte, Hermann, mach doch keine Witze. Auf den
Tüll dachte ich mir große Ornamente aus Lack-
seide appliziert...“

„Was, noch eine Schicht darüber, wird das nicht
zu warm?“ Damit fällt Hermann aus dem An-
gezielt hervorretuchend die Zeitung zusammen.
Anny fragt ihn noch, ob er sich das Kleid vor-
stellen könne. Hermann kann es sich nicht vor-
stellen, soviel auf einmal kann er sich überhaupt
nicht vorstellen: Tüll und Lackseide und Appli-
ziertes. Was applizieren ist, weiß er sowieso nicht.
Er hat halt keine Phantasie oder zuviel Phantasie,
er muß immer an eine in zahlreiche Stofflagen
geüllte ägyptische Mumie denken. Aber das
sagt er nicht. Eins aber steht ihm klar vor
Augen, daß zu einem Abendkleid auch Abende
gehören, und wenn ein Abendkleid aus mehr-
ren Schichten besteht, muß man ihm die richtige
Umgebung bieten, mit mehreren Schichten, das
kann das Kleid verlangen. So ein Abendkleid
scheut keine Mühen und Kosten.

Wenn eine Fliege den Plafond beschmigt

Von Wilhelm Pieger

Wenn eine Fliege den Plafond beschmigt,

fällt faktisch etwas fernjengrad nach oben:

— es wird nicht etwa nur so hingeprißt.

Die mehr scheint hier die Schwerkraft ausgeblen.

Ob ich ich solcher Übung zu und kann:

Wie vieles Cottagegöschlein das wohl macht! —

Tun weiß ich es, ein grau erfahrener Mann:

Die beste Technik hat die Tiebertraht.

Unsere Letzte hieß Marie

Sie war ganz brauchbar und leistete meiner Frau nützliche Hilfe in Küche und Haushalt. Einen großen Fehler aber hatte Mariechen: sie hatte eine gar zu große Hinneigung zum männlichen Geschlecht

— was nicht immer gut tut. — Eines Abends fehlte Mariechen in der Küche, wo sie dringend benötigt wurde. Meine Frau fand sie in ihrer Kammer in gänzlich verheultem Zustand auf dem Bett sitzen. Es war die alte Geschichte: Mariechen hatte einen Mann kennen gelernt und hatte nunmehr Anlaß, zu glauben, daß der Verkehr mit

jenem Manne nicht wünschenswerte Folgen nach sich gezogen hatte. Meine Frau unterließ es, dem Falt accompli gegenüber, Mariechen Vorwürfe zu machen und fragte sie nur, wie denn der Mann heiße und wo er wohne. Worauf Mariechen unter neuen Tränenströmen die klassische Antwort gab. „Das weiß ich eben nicht, es war ja im Mai!“

Englisch-italienischer Radiozwist

(E. Schilling)



„Ich fürchte nur, Herr Kollege, daß wir uns um so weniger verstehen werden, je mehr wir arabisch miteinander sprechen!“



„Wenn ich 's so bedenke, Berta, versteh' ich gar nicht, was wir früher machten, bevor wir die Leselampen bekommen haben . . .“

Der letzte Mann vom „Albatros“

Von Wilfried Tollhaus

Es ist wahr, daß es einige Dunkelheiten im Leben des Helden dieser Geschichte gibt. Aber da er im Grunde ein Kerl ist, den man gern haben muß, soll davon hier nur in sanften Tönen die Rede sein. Auch muß alles tatsächliche etwas überschleiert werden, damit seine schwer verdiente Ruhe nicht gestört wird. Immerhin sei gesagt, daß er eigentlich Adolf (sprich: Adje) Scholl heißt und aus Hamburg stammt, wenn auch der Platz seines jetzigen Lebens ein gut gewärmtes Meer ist, das nicht bezeichnet werden wird. In diesen paradiesischen Gefilden ist vor fünfzehn Jahren der Hamburger Segler „Albatros“ (Kapitän Iversen) angeblich mit Mann und Maus untergegangen.

Als zwei Tage nach der Katastrophe die Fischer von Malito — was man auf keinem Atlas finden wird, das aber in einer wunderschönen felsigen Bucht liegt — ihre Netze einholen wollten, trieb auf zusammengebundenen Planken ein rundliches Etwas auf sie zu, das einem Menschen ähnlich sah. Es war Adje. Er konnte noch sagen, er sei der letzte Mann vom „Albatros“, danach fiel er in eine Art von Betäubung und kam erst zu sich, als er an Land gebracht wurde und das Haus des großen Leinwandhändlers von Malito am Strand wahrnahm. Er deutete mit dem stillstehenden Zeigelfinger darauf und wurde dorthin getragen.

Dieser Weinbändler hieß Ameri. Er war schon alt, hatte mancherlei Sünden zu bereuen und fand, daß ihm zum Gelegenhell gegeben sei, wenn er einen Schiffbrüchigen aufnahm. So kam Adje zunächst zu einem trockenen Hemd, einem guten Beil, und als er sich etwas erholt hatte, auch zu einem stillen Schlaftrunk, der ihn bis zum Mittagessen außer Gefecht setzte. Dann erhob er sich, zeigte seine Papiere vor, die er in einem Wachstuchsäckchen auf der Brust hatte und erwies sich als Adolf Scholl, Seemann aus Hamburg. Er gab sich hierauf mit feierlichen Stillschreitungen mit dem Bericht über die Albatros-Katastrophe aus und deutete auf den gleichlautenden Namen des Zweiten Steueramts. Damit war er für Malito völlig legitimiert.

Die Einwohner fanden sich abends in hellen Haufen im Ausschank von Ameri ein, um den Geredeten zu hören und erzählen zu hören. Stille Geschichten waren erzählt und gefördert, den Drost, Wie dann der Welt selbst nicht alle Gläser voll halten konnte, nahm Adje, als habe er nie etwas anderes getan, seine Kellnerarbeit auf, rechnete brav ab und erwies sich als eine höchst brauchbare Aquisition für Ameris etwas primitiven Wirtschaftsbetrieb.

Der Einfachheit wegen nannte man ihm Mr. Albatros und erwies ihm alle Ehrbezeugungen, die einem großen Seemann gebühren. Da er ungeheuer viel auf seinen abenteuerlichen Fahrten erlebt haben wollte, ging der Unterhaltungsstoff aus. (Eine gewisse kälischen Geschichten war die von dem amerikanischen Schuhfabrikanten, der mit einem Schiff nur linke und mit dem andern Schiff nur rechte Schuhe verschickte, damit die Mannschaft nicht zu neuen Stiefeln kam. Selbstverständlich hat ihn Adje hereingelegt. Da er sich ein endermal) Bald schloß der alte Ameri ein festes Verhör mit Mr. Albatros, und nach etwa einem halben Jahr trat er ihm gegen eine nach dem Umsatz berechnete Pacht seinen Ausschank ab. So entstand das Wirtshaus zum „Albatros“ in Malito.

Bald genügte der einfache Schenkenbetrieb Adje nicht mehr. Er mistete ein etwas billiges Nachbärchen, renovierte es persönlich, ließ sich vom Ortspfarer alle Bettstellen aus einem still langem eingegangenen Altersheim geben, kaufte die allerunterwendigsten Einrichtungsgegenstände und machte mit kirchlichem Segen ein „Hospiz“, das zum zunächst nur für arme Wandersleute bestimmt war. Adje konnte selbst, resp. die Stuben mit Hilfe der Übernehmenden und hatte sein Auskommen dabei. Der Ruf seines Hauses brachte ihm auch deutsche und österreichische Reisende, die der Meinung waren, mit ausländischem Geld, das sich wie Syrup unendlich weit auseinanderziehen lasse, könnte man in diesem angenehmen Lande zehnmal so weit kommen als in der Hel-

mat Die Sachsen herrschen bald vor. Adje fand, daß er keine Wohlfahrtseinrichtung sei und richtete „Festungsküchen“ ein, für die er einen angemessenen, aber doch noch recht billigen Preis forderte.

So gingen die Jahre hin. Mr. Albatros wurde zuerst ein angesehener Bürger von Malito, dann ein beneideter Mann. Es gab jetzt Leute, die behaupteten, er sei nie zur See gefahren und wäre auch nicht der Steuermann vom „Albatros“. Vielmehr habe er sich an der Küste herumgetrieben. Die Balken, auf denen er sich angeblich gerettet hatte, seien am Land von einem Neubau gestohlen gewesen. Von Schiffahrt verstehe er nichts. Er könne Silberbord von Backbord nicht unterscheiden. Adje wäre dies Gerade gleichgültig gewesen, wenn er nicht eines seiner schönen Augen auf die Tochter des reichsten Oihändlers Perato geworfen hätte. Der Oihändler aber war miträubisch gemacht worden und verzweifelte Rite — so hieß die ölige Jungfrau — seinen Segen.

Dies ist die Zeit, in der Adje leidend wurde. Vielleicht aus unglücklicher Liebe. Er behauptet, ein ungekipelter Apotheker, den er auf der Landstraße angefahren hatte, habe ihn untersucht und achtzig Prozent Zucker festgestellt. Er verordnete sich darum, viel Seilschleif zu essen. Das Gewicht des Patienten nahm sehr zu. Aber der Zucker ging nach Aussage seines Medizinmanns auf fünfundzwanzig Prozent zurück. Die Hälfte genügt, um einen Riesen tot zu machen. Aber Adje schrieb sich bei diesem Prozentsatz e.v. (ehervorwiegend)

Und nun geschah das Ungeheuerliche. An einem schönen Oktoberabend hielt ein Pferdewagen von dem Gasthaus „Zum Albatros“, das von der drei Stunden entfernten Eisenbahnstation kam. Ein schwerer, bleuer Mann mit einem wundervollen Rotweinsitz stieg aus, nahm durch die auf der Straße sitzenden Gäste Kurs auf Adje, den er sofort als den Wirt erkannte, ließ zwei Reihen gelberer Hauer aufsteigen und sagte in Hamburger Platt: „Ik bin Kappen Iversen von „Albatros“. Ik sok mit Stüermann Adje Scholl.“

Einen Augenblick lang sah Adje sehr dummes aus, dann füllte er sich ein Herz und antwortete: „Adje Scholl bin ik.“ Nun vielierte ihn Kappen Iversen nicht gerade wohlwollend an und knurrte: „Junge, wat hest du d verbrannt! Dnntumalen weerst du halv so groot. Dat kommt dar von, wenn man von de Doden weder opsteit!“

Der Tonlaut dieser Begrüßung verstehend auch zwei anwesende Sachsen nicht. Sie fühlten nur, daß etwas Dramatisches vor sich ging.

Adje hatte jetzt ein sehr ernstes Gesicht. Er hielt den Blick des Kappen aus und erwiderte: „Der gift diet nix to lachen, Kappen. Is lichter to, wenn erman Kerl dood to kriegens es wedder Adje Scholl bin ik.“

Als Iversen das Platt hörte, wurde er milder.

„Meg wot sien“, sagte er. Und jetzt kam es Adje vor, als ob nun wieder eine Chance für ihn wäre.

„Kiekt Se in Rn, Kappen. Wat wi beiden to snacken ton, wenn Se wat an“, fuhr er fort.

Und Kappen Iversen nicht und folgt ihm ins Haus.

Unter den Gästen entstand eine ungeheure Aufregung. Zwei Parteien bildeten sich. Nun wurde es sich zu zeigen, ob Mr. Albatros ein Schwindler sei oder nicht. Von dem Gespräch zwischen dem Kappen und ihm war nichts zu erforschen. Die beiden saßen hinter verschlossener Tür. Es hörte sich zuerst an, als ob es etwas laut zuging. Dann wurde es ruhiger und schließlich kam Adje heraus und holte mit hochem Kopf die besten Weine, den er selbst nur an hohen Festtagen trank. Hierauf verging wohl eine gute halbe Stunde. Der Mond hing jetzt am Sternenhimmel, als ob er eigentlich nur eine Beleuchtungseinrichtung für den kleinen Platz vor dem Gasthaus zum Albatros sei, den Adje mit Stühlen und Tischen besetzt hatte. Angelo, der Adjutant des Hausherrn, der aber kein Engel war und sich gern verrechnete, hatte alle Hände voll zu tun. Die Köpfe der Mallionier kochten wie Glühwein. Es wurde totenstill — was in Malito, wo jeder von morgens bis abends schreit, so sehr er kann, viel heißen will —, als der Kappen und Adje sichtbar wurden.

Sollte man es glauben, sie kamen Arm in Arm heraus und hatten sehr freundliche Gesichter. Iversen sah nach der Bucht hinaus und sagte zu Adje: „Min Jung, der host du je 'n bannige Fahrt halt, bei du hier den Kroog in de Finger kriegst!“ Adje nickt und schüttelt seinem Kappen: „In aller Öffentlichkeit die Hand. Worauf er dem Kutscher sage, er solle ausspannen und die Nacht hier bleiben, der Kappen führe erst morgen zurück. Dann wendet er sich an seine Gäste und gibt bekannt, daß er aus Freude über das Wiedersehen mit seinem alten Kappen, der Gott sei Dank, nach dem Wegsacken des „Albatros“ mit seinem Boot nach sieben Tagen gerettet worden sei, die Anwesenden einlade, auf das Wohl aller christlichen Seeleute und in Sondernheit des der Geretteten vom „Albatros“ zu trinken. Dies geschah dann auch bereitwillig und geräuschvoll, daß bald ganz Malito belagert war. Die Kappen und sein „Stüermann“ saßen wie Könige unter dem Volk und ließen sich huldigen. Es wurde gegessen, Gitarre und Mandoline gespielt, wozu ein Eingeborener den Baß auf einem tönernen Krug blies. Man fing zu tanzen an. Und auf einmal waren auch Rite und Paravara da. Die Adjunkte ihnen mit wässrigen Augen zu. Für rhetorische Gleanzleistungen war er jetzt nicht disponiert.

Am nächsten Morgen hielt Kappen Iversen, eher er abfuhr, um sein Schiff im nächsten Hafen wieder zu erreichen, an Adje im Kreise der Honorarieren von Malito, die hofften, das Feiern ginge weiter, eine kleine Rede, in der er sagte: „Gottes Wege sind wunderbar, sik uns Paster. Mannigmal muß 'n Misch ok liegen. Wenn dat nims weh deit — denn is't woll nich schlimm. Mannigen kann 'n anständigen Kerl bilven dar bi — mannigen. Tjil, es uns Paster sad: Gottes Wege sind wunderbar. In den Penkenken slind rund. Un Hamburgers möt tosamnen hollen.“

Händeschütteln. Schulterklopfen. Einsteigen, wobei der Einspänner hohen Seegang hat. Dann stürmische Ovation von Malito für Kappen Iversen und Abfahrt unter Winken und Gebüll.

„Kiek mol Mr. Albatros steht wie benommen. „Kiek mol wedder in!“ Ist das einzige, was er herausbringt. Eher aber der blaue Berg mit roter Kuppe, unter dem der kleine Wagen fast zusammenzubrechen droht, außer Sicht kommt, erwacht Adje zu neuem Leben. Er legt die Hände an den Mund und ruft langgezogen durchs Tal: „Hummell Hummell!“

Und es erklingt das Summen der Hummeln der Sirene eines ganz dicken Dampfers: „Moors!“ Darüber, was das heißen soll, hat ein Sachse die Mallionier aufgeklüft. Es hatte zu bedeuten, der Kappen würde mosen, wenn er wieder käme. Adje aber kam sich vor wie einer, der zum zweitenmal in Malito nach schwerem Sturm angeblieben ist. Er erweckte ein paar Mal tief auf und nahm Kurs auf das Haus von Rites Vater. Da er noch in plattdeutschem Schwung war, machte er nicht viel Worte, als er den künftigen Schwiervater zu fassen hatte. Er sagte einfach: „Her mit de Deern!“ und wurde verstanden. Mit Platt kommt man überall längs.

Winterherz

Von Wilhelm Schüffen

So ein Säuelein unterm Winterdach,
o, was ist darin nicht alles wach!
Blut und Flamme, Luft und Pein
schließen die Dächer ein.

Zur der Feigluft steigt Rauch,
und in deiner Sülle auch
drängt und drängt du böhmenwärts
wie der Rauch ins Licht, mein Herz!

DER TÜRGRUCKER

Von Erik-Zetterström

Der Fernsprecher, der Lautsprecher, das Flugzeug, der Tonfilm und das Auto nimmt alle zusammen ausgezeichnete Erfindungen. Aber keine von ihnen nimmt es mit der Erfindung des Türgruckers auf.

Seit ein paar Tagen bin ich glücklicher Besitzer von einem solchen Gucker. Er kostet zehn Kronen und wird von der Firma in die Dienstadt eingesetzt. Das Guckloch selbst ist bei diesem Apparat kaum größer als ein Stecknadelkopf. Dank dieser ausgezeichneten Erfindung braucht man die Tür nicht mehr zu öffnen, um zu sehen, wer draußen ist. Wenn es läutet, schleicht man sich leise auf den Zehen nach der Wohnungstür und schaut durch den Türgucker hinaus. Dann sieht man einen Herrn auf dem Flur stehen und an einer Rechnung herumfingern. Still und leise schleicht man sich in die Wohnung zurück, läßt lautes die Vorhänge herunter und kriecht ins Bett, genießerisch die Bettdecke über sich ziehend. Es läutet noch ein paarmal an der Tür, dann hört man nur noch die beim Abwärtssteigen verhallenden Schritte auf der Treppe. Man ist gerettet. Die Luft ist rein. Der Türgucker hat seine Pflicht getan. Mit dieser sinnreichen Erfindung glaubt man einen Freund fürs Leben bekommen zu haben.

Aber ich sollte mir auch ein Hausmädchen zulegen. Ich hatte eine Anzeige in die Zeitung gesetzt und suchte ein hübsches, nettes Mädchen. Das Aussehen ist unbedingt das wichtigste bei einem Hausmädchen. Sie braucht nicht so viel zu können. Zu Mittag kann ja im Openkeller essen und Orangensaft gibt es fertig zu kaufen. Die Vorstellung sollte nun zwischen zwei und drei Uhr erfolgen. Es läutete an der Tür und ich ging zum Gucker. Vor der Wohnungstür sah ich ein junges Mädchen mit roten Haaren, Supanase und Sommerprossen im Gesicht. Ich ging zurück und setzte mich an den Schreibtisch und schrieb auf einen Bogen Papier:

„Das Fräulein entspricht leider nicht.“

Diesen Zettel steckte ich durch den Briefkastenschlitz hinaus. Durch den Türgucker sah ich, wie sie die Mitteilung las und wie ein Schatten über ihr Gesicht glitt. „Armes Mädchen“, dachte ich. Aber das Leben ist nun einmal so. Und an jedem Werktag ist zwischen zwölf und zwei in Maria Enqvists Schönheitsinstitut Empfangszelle, so besteht doch noch Hoffnung. Nach einer Weile läutete es wieder. Ich eilte mit klopfendem Herzen an den Türgucker. Jetzt sah ich ein Mädchen im Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Durch den Briefkastenschlitz sah ich folgende düstere Mitteilung bekannt: „Fräulein, Sie kommen zu spät. Das heißt nicht, daß es schon zwei vorbei ist, ich will damit sagen, daß Sie schon vor ungefähr dreißig Jahren hätten kommen sollen.“

Das war grausam, aber das Leben ist eben so. Ich sah, wie sie den Zettel auseinanderriß und die Zunge nach der Tür ausstreckte. Dann machte sie sich an den Weg.

Fünf Minuten später. Dann neues Läuten. Ich eilte zum Türgucker. Nun sah ich vor mir eine entzückende Dame. Sie hatte vollenhäutige Augen und goldblondes Haar. Sie war genau wie die Prinzessin im Märchen. Ihr Mund war rot. Sie war auf der Nase leicht gedrückt. Ich dachte: „Das ist ein Hausmädchen für mich.“ Ich öffnete die Tür und sagte herzlich:

„Treten Sie ein, mein junges Fräulein!“

„Nein, danke“, antwortete sie, „ich stehe gut, wo ich stehe. Ich soll Sie nur die Staubsauger für diesen Matsch bitten.“

Ich bezahle und war dann den ganzen Nachmittage auf den Türgucker schlecht zu sprechen.

Am nächsten Tag läutete es wieder an der Tür. Es war früh am Vormittag. Durch den Gucker sah ich zwei erwaste Herren mit steifen Hüten. Der eine hatte eine Aktentasche unter dem Arm. Ich dachte: „Da gibt es keinen Zweifel. Jetzt ist die höchste Gefahr in Verzug. Wenn gleichzeitig zwei Herren kommen und der eine hat eine Aktentasche unter dem Arm, da handelt es sich vermutlich um einen protestierten Wechsel oder vielleicht werden die Herren herumlaufen und Briefmarken auf die Möbel kleben.“ „Au, au“, sagte ich zu mir selbst, „nun gilt es, ganz vorsichtig zu sein.“

Ich stand hinter dem Guckloch und verspürte ein gewisses Wonnegefühl, so nahe bei ihnen zu stehen, ohne selbst gesehen zu werden. Da war die Gefahr auf der Höhe. Die Herren atmeten aus die Türöffnung hinauf. Wie eine Welle, ich stand völlig ruhig und sah nur nach ihnen hinaus. Ich wagte kaum zu atmen. Es war also ebenso lustige wie spannende Lage. Dann einer kleinen Welle entfernten sie sich. Sie wechselten einige Worte und gingen dann die Treppe hinunter. Die Luft war rein. Der Türgucker hatte noch einmal seine Pflicht getan. Ich sah ihm mit einem tiefen und dankbaren Blick ins Auge. — Endlich habe ich einen Freund im Leben gefunden, sagte ich, einen Freund, auf den man sich verlassen kann. Aber nach einiger Zeit läutete das Telefon. Es war ein Herr, der mit mir sprechen wollte. Ich konnte ihn nicht sehen, denn wir haben ja den Telefongucker noch nicht bekommen, obwohl es zu begrüßen sein würde. Er sagte:

„Ja, mein Name ist Grönsson. Vor einiger Zeit war ich und mein Freund Garbo aus bei Ihnen oben, Herr Redakteur, um Ihnen ein lot für die Kunstlotterie zu verkaufen. Wir möchten Ihnen unseren besonderen Dank dafür aussprechen, daß Sie nicht zu Hause waren, Herr Redakteur.“

„So, warum denn?“

„Ja, wir behielten das Los selbst, Svensson und ich, und nun hat es den Haupttreffer gewonnen, ein entzückendes Gemälde von Rubens, eine der feinen Arbeiten des Meisters.“

„Ja, bitte“, sagte ich, „ich will gar nichts mehr hören. Rubens ist im übrigen das gräßlichste, was ich kenne.“

Jetzt warte ich auf die nächste Erfindung. Ein „Bodenloch“ braucht man nicht. Wir können Anderssons trotzdem hören, besonders jetzt, wo Andersson in die Tür der Mädchenkammer einen Türgucker setzen lassen will. Anderssons haben ein neues Mädchen bekommen. Sie sieht wie Greta Garbo aus. Aber Frau Andersson sieht ganz und gar nicht wie Greta Garbo aus. Da drückt der Schuh! (Berechtigte Übersetzung a. d. Schwed. von Edmund Bickel)



Wie sieht ein Sektfabrikant aus?

Wieder Karneval in Mainz. Das ist ein Treiben! Überall Bälle und Faschingsfeste. Die ganze Stadt steht im Zeichen des lärmigen Prunks. Natürlich nehmen die Mainzer selbst den größten Anteil daran. Christlan Kuperberg nicht ausgenommen, denn sind nicht sein Sekt und gute Laune untrennliche Bundesgenossen? So ging er also auf den großen Ball in der „Narrena“. Ein wundervolles Bild: die leuchtenden Farben der Maskenkostüme, die bunten Wogen der Menge zu den zündenden Klängen der Musik. Die schönen Frauen, Mainzer Mädchen mit dem hellen Klang der Stimme, mit echter Fröhlichkeit im Herzen, mit Augen strahlend vor Freude an der Fasnacht.

Sie scherzten mit Christlan Kuperberg über die neuesten Ereignisse der Stadt, Damen aus der Fremde tanzten mit dem „Eingeborenen“, der zwar noch karnevalistischer Sitten sein Inkognito wahrte, aber immerhin die Welt zu kennen schien. Von einem Balkon war das bunteschöne Bild am stärksten. Die Symphonie der Farben bereuschte geradezu. Und als Christlan Kuperberg sich einen Augenblick sinnend daran freute, sah er die reizende Carmen, mit der er eine Weile zuvor getanzt hatte. „Wie wunderbar ihre Augen leuchten, Senorita, tun sie das immer oder nur zum Karneval?“ Da lachte sie, — heute so sehr, weil ich Sekt getrunken habe, — ach, schmeckte der prächtvoll, — Kuperberg Gold, kennen Sie die Marke?“ Als er lächelnd bejahte, plauderte sie weiter. „Ich möchte mal wissen, wie der Mann aussieht, der diesen Sekt macht, ich meine der Chef des Hauses, dann das ist ja wohl eine große Firma.“ „Nun“, fragte Christlan Kuperberg, „wie stellen Sie sich ihn denn vor?“ Sie schilderte anschaulich einen alten Kommerzienrat, mit goldener Brille und einem langen weißen Bart, sehr würdig und gelassen. „Ob Sie da recht haben? Ein Mann, der so viel mit Wein und Sekt zu tun hat?“ „Ach Gott ja“, antwortete sie, „völlig ist er auch furchtbar dick und hat eine rote Nase und ganz kleine runde Kugeln.“ Dies Bild — weder schmeichehaft noch originalgetreu — führte zur Frage: „Könnte er nicht vielleicht noch anders aussehen, etwa so wie ich?“ Darauf Carmen: „Kein Gedanke, das ist ausgeschlossen — Sie sind lange nicht feierlich genug. Denken Sie doch, eine Firma, die sicher bald 100 Jahre alt ist.“ „Sie haben recht“, antwortete der also Vorkannte: — „Färlischkeit war immer meine schwache Seite. Aber vielleicht kennen wir mal? Und dann trinken wir noch ein Glas Sekt? Das nächste Glas schmeckt nämlich immer noch besser als das letzte. Das ist typisch bei Kuperberg Gold.“ Da stimmte sie begeistert zu: „Und wenn Herr Kuperberg selbst aussähe wie ein Tönnchen, ich verzeihe ihn, denn sein Sekt ist wunderbar!“

KUPERBERG GOLD

—die gute Laune selbst!



Ladenpreise: „Kuperberg Gold“ 1/2 Fl. 4.50
1/2 Fl. 2.75, „Kuperberg Riesling“ (der herbe
rassige Herren-Sekt) 1/2 Fl. 5.50, 1/2 Fl. 5.25.



OLAF CULBRANSEN 38

Dr. Owlglaß zum Fünfundsechzigsten

Die alten Leute

Von Bastian Müller

Es begann mit Spuren im Schnee. Die alte Warnken ging am Morgen in den Garten, da sah sie die Fährte, die am Gartenzenz entlanglief, über den Weg führte und im Grünkohlbeet endete. Sie sah die Beschörung, seufzte, schüttelte den Kopf und murmelte böse vor sich hin: „So ein hinterlistiger Burschel! Wo alles verdorrt ist im letzten Sommer...“, ja, sie hielt eine lange Ansprache, die dem hungrigen Hasen, der den Kohl gefressen hatte, galt. Der Hase hatte nicht viel gefressen, es war lediglich ein kahler Strunk da, aber die alte Warnken war böse. Sie erzählte es ihrem Mann, der mit hängendem Schnauzbarb beim Torflesen saß und mit den stetigen Rauchwolken seiner langen Pfeife versuchte, die weißen Barthaare braun zu färben. Als er von dem Raube hörte, zog er die spärlichen Brauen über den blauen Augen zusammen und fluchte ein wenig; aber in der Hauptsache dachte er nach. Am Mittag schmeckte ihm das Essen nicht, gegen Abend nickte er verheißungsvoll mit dem Kopf. „Hilft alles nichts“, sagte er, „ich werde das Gewehr nehmen müssen.“ Beim Scheitel der Petroleumlampe putzte er die

alte Schrotflinte, die er mitsamt dem kleinen Haus und dem Garten gekauft hatte, als er aus der Stadt zog, um sich am Rande des Moores zur Ruhe zu setzen. Noch nie hatte er die Flinte benutzt, jetzt nahm er das Schloß auseinander und ölte es. Sein Gesicht war finster. Die Alte ging nebenan in die Kammer und legte sich schlafen. Sie tat wenigstens so. Schließlich kam Warnken hin, hielt die geladene Flinte vorsichtig in den Händen, schob die Gardine vom Kammerfenster beiseite und lugte hinaus. Die Nacht war schwarz. Der Schnee füllte die Luft vor dem Fenster; Warnken zog die Schuhe aus und legte sich hin. „Schlafst du?“ fragte er zu seiner Frau hinüber. „Ich kann nicht“, seufzte sie wehmüdig. „Wird es sehr laut knallen?“ „Muß sein!“ sagte er hart. „Laß nur den Mond erst kommen!“ Sie legen stift da und warteten. Wie ungewöhnlich war diese Nacht! Endlich fiel ein bleicher Schein auf die ausgestreuten Dielen. Großvater Warnken stand auf und seufzte seiner Nachtruhe nach. Behutsam öffnete er das Kammerfenster; es wehte kalt hinein. Großmutter Warnken zog die Decke über den Kopf und wartete mit Zittern auf den Schuß. Doch soweit war es noch nicht. Warnken hielt die Flinte im Anschlag und lugte hinaus. Jetzt konnte

er den Garten sehen, aber im Kohl regte sich nichts. Seine Augen starrten auf den verschneiten Kohlwald, geduldig spähend. Als es zu lange dauerte, glitten die Blicke für kurze Zeit ab, wanderten weiter über die Felder, die im fahlen Mondlicht glänzten. Hinter den Weiden begann das Moor, die dunkle Böschung des Torfisches trennte die weiße Erde vom flimmernden Sternenhimmel.

Im Kohl knisterten die gefrorenen Blätter. Der Alte zuckte zusammen. Nachdenklich waren seine Blicke hinausgewandert über das Land; seit wie lange hatte er den Garten, die Felder und das Moor nicht mehr bei Nacht gesehen? Man kam nicht mehr dazu, war alt und ging mit sinkender Sonne schlafen. Der Hase war inzwischen gehoppelt und der Schütze sah den grauen Kopf mit den wippenden Ohren über ein Kohlhertz gebeugt. Das Büchsenlicht war gut, der Alte nahm das Gewehr an die Wange und zielte. Seine Finger waren etwas steif, aber es ging schon, seine Augen, die doch schon über siebzig zählten, sahen Korn und Kimme und die funkelnden Lichter des Hasen so scharf wie unter einer Lupe. Nur das eine zugekniffene Auge mußte er wieder öffnen, angestrengt kniff er es immer wieder zu; aber dann sah er nicht mit seinen guten Augen wie manierlich der Hase fraß... Es war eine Lust, ihm zuzuschauen.

Er ließ die Flinte sinken und schenkte dem Hasen fünf Minuten Gnadenfrist. „Ich kann ihn nicht so wegschießen“, sagte er leise vor sich hin.

„Hat es schon geknallt?“ fragte die Stimme unter dem Federbett; die Alte tat, als hätte sie die leisen Worte ihres Mannes nicht gehört. Sie wollte, daß der Schuß bald fiel, das Warten war so ermüdend.

„Nein — aber — Oma, komm, steh nur mal oben auf und schau dir das mal an“, sagte Großvater Warnken.

„Was soll das?“ meinte sie. „Willst du den Kerl nicht schlafen?“

„Doch, aber sieh nur mal eben, wie manierlich...“

„Tja!“ sagte die alte Warnken tiefsinnig.

Und sie standen beide ganz versunken und sahen dem fressenden Hasen zu. Schließlich wurde es Großmutter Warnken zu kalt, sie kroch unter ihr Federbett und bohrte die Finger in die Ohren. Sie wollte nichts hören; sie hatte solche Angst. Sie hörte wirklich nichts, schlief über dem Warten ein. Der Alte schlich sich darauf stüt in sein Bett, dachte: er kommt ja morgen wieder...

Am anderen Tage zierten zwei kahlgefressene Strünke das Grünkohlbeet. In der nächsten Nacht stand Großvater nach Mondegang wieder am offenen Fenster. Er fror ein wenig dabei, wartete aber geduldig, wartete so lange... Diesmal war er fest entschlossen. Und seine Frau auch. Sie hatten den ganzen Tag davon gesprochen; aber — er kam in dieser Nacht nicht...

Der Mond ging jeden Abend etwas später auf. Der Hase kam oft; er blieb schon mal eine Nacht aus, und merkwürdig war nur, daß gerade in solchen Nächten der alte Warnken fest entschlossen war, zu schlafen, dagegen rührte er die Flinte kaum an, wenn der Hase im Kohl saß und mit aller Hingebung fraß. Immer länger mußten sie im Dunkeln wachliegen und auf Büchsenlicht warten. Am Ende wurde es nahezu Morgen darüber; denn der Mond war einen Mondmonat älter geworden. Das Grünkohlbeet stand kahl und die Alten waren sich einig.

„Was meinst du?“ sagte der alte Warnken, „nun lohnt sich die Patrone nicht mehr, wo das verdammte Vieh den Kohl fast ganz im Leibe hat!“

„Ist auch wahr“, stimmte seine Frau ihm bei, „wollen den lütten Hasen doch die paar Dinger lassen; weißt du, mit meinem Magen ist so nichts Rechtes mehr, der Kohl ist doch zu schwer für uns alte Leute.“ „Tja“, sagte er.

„Und wann er fertig ist mit dem Kohl, könnten wir ihm dann nicht die Kartoffelschalen hinschütten?“ „Tja!“

Und als der Neumond kam, war es soweit, daß sie ihren Hasen füttern mußten. Sie standen in Decken geschlagen am Kammerfenster und starrten in die Nacht und warteten und warteten; denn sie konnten ihren Lüften nicht sehen. Nein — das einstehende Tauwetter war nichts. Es zog den Alten in die steifen Glieder, und ihre Salzkartoffeln schmeckten ihnen nicht so recht. Schon früh gandelte der junge Mond über die kahlen Kohlrücken und die Kartoffelschalen, die dazwischen lagen und langsam faulten.

Alle Jahre wieder

Dr. Helm Schult



Der Fabian und der Sebastian,
die lassen sich nicht lumpen.
Der Saft soll in die Bäume gahn —
da pumpen sie denn und pumpen.

Und nicht bloß Bäume bedienen sie
mit ihrem Pumpenschwengel:
die ganze Botanik und Zoologie
hat diesbezügliche Mangel.

Zum Beispiel die menschliche Lebenskraft,
wie tief lag sie darnieder!
Nun wacht sie auf, nun steigt der Saft
und braußt durch alle Glieder.

Man hüpfst dahin — und denkt nicht dran —
im Dienste der Vermehrung . . .
O Fabian und Sebastian,
da habt ihr die Bescherung!

Ratatschr

Die Vorbedingung

(R. Kriech)



„Lisbeth, was zieht man eigentlich auf ein Atelierfest an?“ — „Das kommt darauf an, ob gut geheizt wird!“

Der Spazierstock

Von Achille Campanile

„Sie müssen wissen, daß ich vor vielen Jahren einen Stock besessen habe“, begann Chiarestella neulich eine seiner kleinen Geschichten, „einen wunderschönen Spazierstock aus Malekkarohr, der mir sehr teuer war. Er war der stete Begleiter all meiner Spaziergänge und Pilgerfahrten. Eines Abends — ich erinnere mich dessen genau, als wäre es heute — gab ich ihn in einer Theatergarderobe in Europa ab. In der Pause zwischen dem zweiten und dritten Akt des Lustspiels gehe ich meine Garderobe abholen und erbleiche: mein Stock war nicht mehr da. Verschwunden. Irgend jemand wird ihn

aus Unachtsamkeit mitgenommen haben — vielleicht, ich sage vielleicht. Es gelang mir nicht, ihn wiederzulinden. Der Stock, mein treuer Gefährte, blieb verschwunden. Eine Zeitlang ging es mir so, daß ich dann und wann an meinen Stock denken mußte, dann aber vergaß ich das gute Malekkarohr mit der Zeit. Es vergingen eiliche Jahre. Eines Abends nun, es war in Amerika, ging ich in ein Restaurant. Ich wollte gerade meinen Mantel ausziehen, um ihn am Kleiderhaken aufzuhängen, als sich von einem Kleiderständer ein Stock trennte und mir entgegenhüpfte. Mein geliebter Malekka, denke ich, und er war es wirklich! Und die Freude, die er hatte, als er mich wiederzuseh! Er sprang an mir hoch, der Griff streckte sich gerade und bog sich wieder krumm, mit der Zwingge wedelte er lustig hin und her unter den Bemerkungen des

Publikums, das gerührt dem Treuebeweis von seiten eines Spazierstockes beiwohnte. „Hallo“, rief ich, „langsam, lieber Freund, paß auf, du tust mir weh!“ Aber der Stock fuhr fort, von allen Seiten an mir hoch zu springen. Auch ich war mehr als gerührt. Ich wollte ihn schließlich zu mir nehmen, aber der neue Besitzer wollte nichts hören und brachte ihn weg. Ich kam spät nachts nach Hause, und ich hatte mich kaum hingelegt, als ich an der Tür ein diskretes Klopfen hörte. Ich ging, um zu öffnen, und wen sah ich? — Meinen Malekka, meinen guten treuen Spazierstock! „Schnell“, sagte ich, „fliehen wir!“ Wir schifften uns dann auf der Seite des Stillen Ozeans ein und flüchteten nach Japan.“ (Übersetzt von A. L. Ernő)

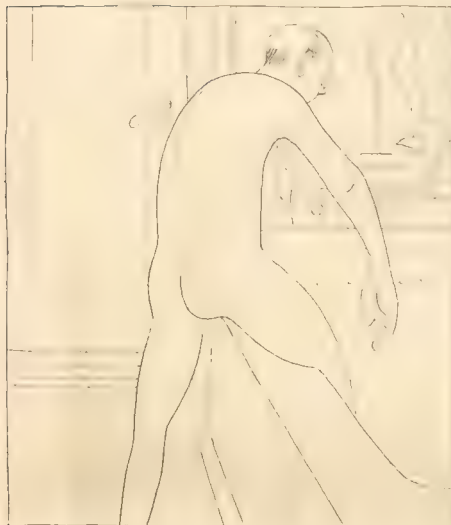
VERLAG UND DRUCK: KNOB & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Saybold, München Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der „Simplicissimus“ erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Beispielsweise: Einzelnummer 40 Pf., A. Bonnamant in Vierte Jahr, RM. 5,10. Anzeigenpreise nach Preiskarte Nr. 5 gültig ab 1.7.1937 DA IV VI 17-1710. Unverlangte Entsendungen werden nur zurückgeschickt wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. Anschrift: für Schriftleitung und Verlag, München Sandinger Str. 80, Fernruf 1796. Postcheckkonto München 9920. Erfüllungsort: München.

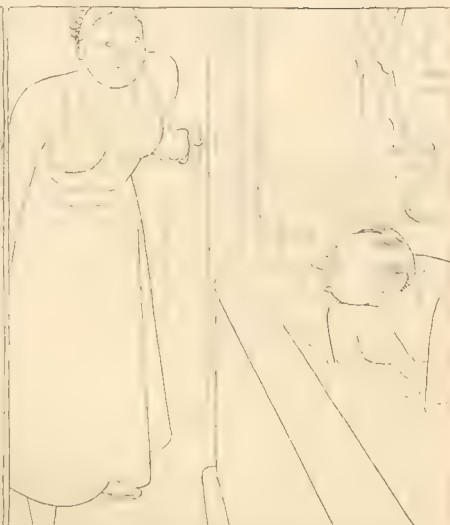
Das schwedische Bad

oder: Herrn Schulzes Abenteuer in Skandinavien

(Olof Gulbrandsen)



„Schöne Bäder haben sie hier, muß man sagen! Also rin ins Vergnügen!“



„Huch! Erlauben Sie mal, das ist mein Badezimmer!“



„Hören Sie, das geht zu weit, ich bin ja schließlich verheiratet!“



„Verheiratet oder nicht, mein Herr, bei uns wird jeder gewaschen!“

Die Untermieterin

(K. Heiligenstadt)



„Um's Himmels willen, die Liebesszene muß ich abschalten,
sonst meint meine Zimmerwirtin ich hätte Herrenbesuch!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Die Wurz'n

(K. Arnold)



„Wer is denn der fade Kerl an dei'm Tisch, Kloane?“ — „Das ist
mein Mann.“ — „So, no ja, oaner muaß ja unser Gaudi finanzier'n.“

Sie gehen zusammen auf ein Faschingsfest

Von Walter Foltzick

Heute Abend wollen sie also auf das Faschingsfest gehen. Ursprünglich hatten sie beschlossen, auf zwei verschiedene Faschingsfeste zu gehen, er auf den Gauklerball und sie aufs Kammerstüpfest. Aber dann hatte er oder sie, wer von beiden wird nie ganz herauskommen, vorgeschlagen, doch auf dasselbe Fest zu gehen, schon weil die gemeinsame Autofahrt dorthin die Sache billiger mache, und dann hatte es noch manche Vorteile. Natürlich will jeder vollkommen ungestört und unabhängig sein. Wer lacht da?

Wenn Sie sich halbwegs in der Materie auskennen, werden Sie sofort bemerkt haben, daß es sich hier um ein Paar, vielleicht sogar um ein Ehepaar oder sonst zwei Menschen mit verschiedenen Geschlechtsmerkmalen handelt, die durchaus nicht durch die süßen Fesseln des Trauscheins verbunden zu sein brauchen. So feine Unterschiede wollen wir gar nicht machen. Also er und sie wollen heute Abend ein Faschingsfest besuchen und natürlich ganz unabhängig von einander, so, als wisse keiner vom anderen etwas. Zum Donnerweiter, ich habe schon einmal gesagt, man soll nicht lachen. So etwas gibt's, so etwas gibt's immer wieder.

Sie wissen schon, wie das ausgeht. Mag sein, gnädige Frau, mag sein, mein Herr, daß Sie das wissen, aber die beiden wissen es eben nicht

oder sie hoffen wenigstens, daß es bei ihnen anders ausgeht als bei andern.

Im übrigen besteht durchaus die Möglichkeit, daß es gut funktioniert. Nämlich, wenn sie sich ganz genau so gut amüsiert wie er, und wenn beide den absolut gleichwertigen Gegenstand ihrer Sympathien, der hier nicht sächlichen Geschlechts ist, finden, ja, noch einen Fall gibt es, und zwar dann, wenn beide sich gleichmäßig langweilen. Dieser letzte Fall ist sogar der günstigste; denn sie werden in stolzer Selbstgenugsamkeit und mit überlegenem Lächeln über die Eitelkeiten der Welt, innerlich einig und sozusagen Hand in Hand den heimischen Herd und alles, was darum herumsteht, aufsuchen.

Aber das sind nur Idealfälle, sie treten auch in der heiteren Welt des Faschings selten auf.

So, jetzt sind die beiden auf dem Faschingsfest angelangt. Nein, noch nicht. Sie sind erst in der Garderobe, sie ziehen die Überkleider aus, setzen die neckischen Kopfbedeckungen auf, krempeln hier was hoch und dort was runter. Da sagt Erika: „Ach, bitte, steck doch meine Handschuhe und meinen Schal in deine Manteltasche!“

Schon falsch! Ich dachte, die beiden wollen getrennt nach Hause gehen, wenn es einem zu langweilig wird, auf Grund getrennter Garderobennummern. He, was soll da ihr Schal und ihr Handschuh in seinem Mantel? Das gibt Komplikationen, sage ich, falls einer von beiden das Fest früher zu verlassen gedankt.

Nun sind sie wirklich drin im Saal voll Pracht und Herrlichkeit. Jetzt könnten sie doch kurz von einander Abschied nehmen und sich in die getrennten Abenteuer stürzen. Tun sie leider nicht. Wo

soll sie auch ihr Täschchen hinlegen? Was für ein Täschchen? Na, ihre Handtasche mit dem Lippenstift, der Puderdose und den anderen Gegenständen des abendlichen Bedarfs. Für dieses Täschchen braucht sie einen Tisch, seinen Tisch „Sel so gut und achte ein bißchen drauf!“ Damit ist er festgenagelt an den Tisch, damit hat sie sich eine Heimat geschaffen, in die sie stets reumützig zurückkehren kann. Sie verschwindet, so war es ja verabredet.

Und nun geht das Gezerre los. Amüsiert sie sich und er nicht, so steigt es in ihm hoch: Verfluchter Fasching, man ist doch nur ein Bärenführer! Sie meinen vielleicht, er wird es nicht beachten, wie sie sich amüsiert? Und ob er es beachten wird! Er wird sich schon nach ihr umsehen, er hat ja Zeit, soviel Zeit.

Womöglich amüsiert sie sich sogar sichtlich. Und umgekehrt? Ach du liebe Zeit, nur nicht drin tippen.

Immer häufiger kehrt sie zu ihrem Täschchen zurück und mit immer saurer werdender Stimme sagt sie: „Na, du schneist dich ja ganz ausgezeichnet zu unterhalten! Ich bin übrigens müde!“ Er kann erwidern: „Wie schade, dann wirst du wohl jetzt heimgeh'n?“

Ach nein, sie bleibt noch ein bißchen, sie bleibt sogar noch ein bißchen in seiner Nähe.

Und ich sage: „Schluß! Jetzt! Zusammenpacken! Herr, verabschieden Sie sich schleunigst von der Dame, mit der Sie sich eben so gut unterhalten haben, vielleicht gelingt es Ihnen noch, ihre Telefonnummer zu erfahren. Und dann nach Hause! Hier ist wirklich nichts mehr zu retten!“ Es war wieder mal ein ganz reizender Abend

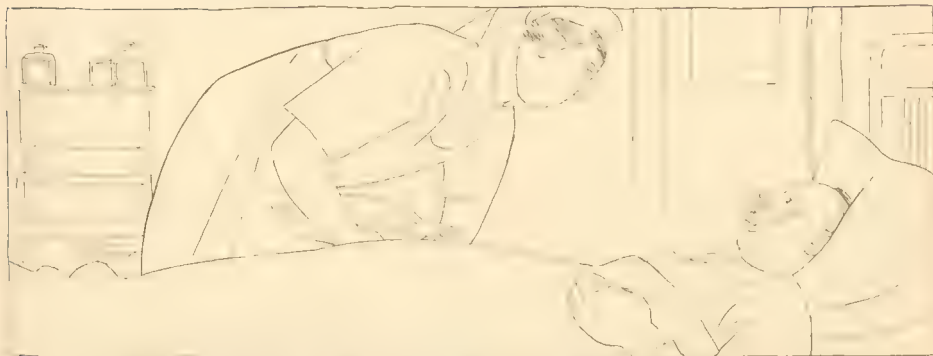
(P. Scheurich)



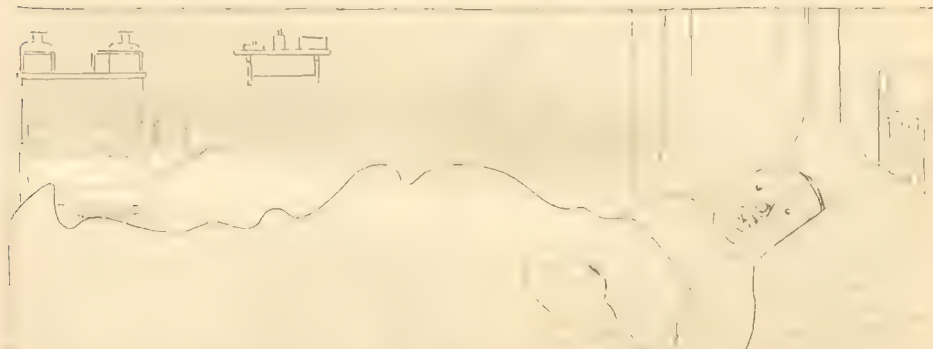
Erziehung: „Ich bitte dich, Emma, zeig', daß du gesellschaftliche Formen hast!“ — „So, und eben hast du gesagt, ich soll das Kleid weiter 'runterziehen!'“

Die geplatzte Wärmflasche

(Otto Gulbransen)



„So, jetzt kriegen Sie eine Wärmflasche an die Füße, Herr Huber!“



„Ekelhaft, immer gegen dieses weiche, quabbelige Gummding zu treten!“



„Aber, Herr Huber, Sie hätten mich doch rechtzeitig rufen können!“

Wieder daheim

(E. Thöny)



„Ich sag's ja, Herr Filchner: der stärkste Erdmagnetismus
geht halt doch von der Heimat aus. Herzlich willkommen!“

Romantische Schlittenfahrt

Das breite Lachen

(Fr. Billeh)

Von

August Wisbeck

Offen heraus gesagt: der Aufenthalt bei meinem Jugendfreund fing schon am dritten Tag meines Aufenthaltes an, mich herzlich zu langweilen. Denn das weltabgeschiedene Gebirgsdörflein, in dem mein Gastgeber als praktischer Arzt weilte, bot während der Winterzeit keinerlei Anregung, und eine malerische Schneedecke gestattete gerade noch, auf schmale Durchfaß den abendlichen Weg zum „Adlerwirt“ zu nehmen, um dort einen mäßigen Tarock herunterzuklopfen. „Sie langweilen sich wohl bei uns?“ frägt mich bedauernd die lebenswürdige Frau meines Freundes. „Durchaus nicht!“ antworte ich höflich, „denn was gäbe es Schöneres, als nach der nervenzerstörenden Hast des städtischen Getriebes, wohlig in die Stille winterlicher Einsamkeit gebettet, einmal so recht nach innen leben zu dürfen? Hier könnte ich das ganze Jahr über den Winter verbringen, und es ist mir deshalb überaus schmerzlich, bereits morgen zu einer Sitzung abreisen zu müssen. Doch was ist der Mensch schon anderes, als ein Opfer seiner Pflicht, ein willenloses Rädchen am eisernen Uhrwerk seiner Zeit?“ „Schade! sehr schade!“ bedauert die Frau Doktor, „denn ich erwarte für heute den Besuch meiner Freundin Olga, und es würde sie sicherlich gefreut haben, ihre unterhaltsame Gesellschaft noch einige Tage genießen zu können.“ „Mich auch — sehr“, versuche ich düster zu murmeln, „doch darf es für einen Mann der Pflicht kein Vergnügen geben, das ihn des stählernen Muß entbinden könnte. So geht man eben mit zusammengebissenen Zähnen den freudlosen Weg des Alltags!“ „Ich verstehe und ehre Ihre harten Lebensanschauungen“, bestätigt mir die Frau Doktor. —

Mein Freund nimmt die Dame Olga auf der nächsten Bahnstation in Empfang, doch wird es später Abend, bis sich sein Kneifwagen durch die Schneeverwehungen in das Dörflein zurückgerollt hat. Aus verumummendem Pelzwerk löst sich ein Wesen von strahlender Schönheit. Lichtblaue Augensterne werden von den sanften Bogen schwarzer Wimpern umsäumt, und unter dem edel geformten, schmälerrückigen Näschen glühen Lippen, die von älteren, der Erprobung erwachsenen Herren kurzweg als „sinnlich“ bezeichnet werden. Füge ich dem noch bei, daß Olga bei aller Betonung ihres weiblichen Geschlechtes keines Büstenhalters bedürfte, um vor dem ungrüblen Auge des ernsthaften Forschers bestehen zu können, so mag es begreiflich erscheinen, daß ich während des Abendessens kaum meinen Blick von dem neuen Gast abzuwenden vermochte. „Schade“, meint die Frau Doktor, „unser Freund ist leider gezwungen, uns morgen schon zu verlassen.“ „Schade!“ meint auch Olga, schlägt den dunklen Vorhang ihrer Augen zurück und sieht mich mit einem tiefen Blick an, während sie ihre glühenden Lippen mit einem Tröpfchen Rotwein netzt. „Der Mensch muß Glück haben!“, lächle ich ihr zu, „denn mit der letzten Post erhielt ich die Mitteilung, daß die Sitzung des Dienstag nunmehr auf den übernächsten Freitag verschoben wurde. Wenn ich deshalb nicht störe, würde ich noch gerne bleiben, um, ferne dem lauten und doch so hohlen Treiben der Großstadt, die stille Einsamkeit der winterlichen Natur bis zum letzten Tag auszukosten.“ „Wir freuen uns doch nur über den glücklichen Zufall, der ihr hübschen Gastgeber“, kommt es mir mit Wärme aus dem Mund der Frau Doktor. „Bravo, alter Naturfreund!“ schmunzelt ihr Mann, Olga aber trinkt mir schweigend mit versonnenem Lächeln zu. —

Nun werden mir die Tage im Haus meines Freundes fast zu kurz. Ich fühle, wie meine Bewunderung für Olgas Schönheit von Tag zu Tag wächst, und wie sich Liebe immer tiefer in mein Herz hineinfrisst. Ob sie diese Empfindung erwidert? Ich darf es fast glauben; denn Olga läßt es zu, daß ich ihre Hand in der meinen behalte, wenn wir am Fenster sitzen, und der strahlende Lichtkranz der Gipfel im blauen Dämmern des Winterabends langsam erlischt. Doch als ich Olga küssen will, wehrt sie ängstlich ab: „nein — nicht hier — nicht im Haus unserer Freunde —! Wie zauberhaft müßte es doch sein, im Schlitten durch dieses winterliche Land zu fahren — im Mondschein durch den verschneiten Wald zu gleiten!“ fügt sie nach einer Pause verträumt schweigens zu. „Ja, Frühlein Olga!“, rufe ich begeistert aus, „das wollen wir: bei Mondschein durch den Wald!“ „Ihr Freund hat die Abfahrt, mich dagegen im Schlitten zu fahren“, sagt Olga während des Abendessens mit etwas unsicherer Stimme zum Doktor. „Es soll bei Mondschein herrlich sein.“ „Märchenhaft!“, bestätigt lächelnd mein Freund, „aber man muß in unserer Gegend gut kutschieren können, um nicht mit Roß und Wagen in einem Schneehaufen zu landen.“ „Kann ich“, lüge ich forsch, „wenn ich so daran denke, wie ich damals die zwei ungarischen Jucker gezügelt habe —!“ „In der Tat entsinne ich mich dunkel, daß ich während eines Landaufenthaltes meine Kindheit unter Aufsicht des Kutschers zweimal ein Milchwägelchen lenken durfte. „Nun, denn ist ja alles gut!“, nickt mein Freund, „Schlitten und Pferd wird dir der Adlerwirt ausleihen. Ich möchte euch vorschlagen, in der Nachmittags-sonne auf das Gamsanger-Hotel hinauf zu fahren, dort zu speisen, und im gewünschten Mondschein zurückzukehren. Im übrigen verfügt das Hotel über ein- und zweischiffrige Zimmer und ausgezeichnete Betten.“ „Wieso?“ frägt die Frau Doktor, „die beiden wollen doch nicht übernachten, sondern im Mondschein zurückfahren.“ „Natürlich wollen sie!“, bestätigt schmunzelnd der Doktor, „doch gibt es höhere Gewalten, die ein Übernachten geradezu gebieten könnten. Ich meine beispielsweise einen plötzlich auftretenden Grippe-Anfall und ähnliches.“ „Es wäre mir sehr peinlich“, haucht Olga und senkt verlegen das dunkle Fransenswerk ihrer Augendeckel. „Unter allen Umständen empfehle ich für den äußersten Notfall die kleinste fleischgewaschener Nachbarn“, mahnt ernsthaft mein Freund. „Und die Zahnbürschchen nicht vergessen!“, fügt die Doktorin in ihrer gütigen Weise bei. — „Jawohl!“, erklärt am nächsten Tag der Adlerwirt, „an Schlitten kinnt's hab'n, und 's Roß aa dazu. No ja, der Schlitten is halt scho' a old's Zeugl,

„Liebe Frau —“ wollte Bruno eben ärgerlich werden, als ein entzückendes blondes, blauäugiges Persönchen eintrat, Bruno neugierig verwirrt an- und mit einer leisen Entscheidung wieder davonhustete.

Ein Sonnenstrahl hatte den unfreundlich düstern Raum erhellt, und während Bruno der Entschwindenden nachsah, sagte Frau Pekarek:

„Das war meine Nichte. Seit mein Mann gestorben ist, wohnt sie bei mir... So viel brav ist das Mädchen! Sie wird Ihnen das Frühstück bringen und die Schuh und Kleider putzen und was das Telefon anbelangt, das Sie wollen, so ist es da unten gleich über der Straße — der Automat funktioniert sehr gut.“

„Hm“ — überlegte Bruno, „wenn es Ihnen recht ist, machen wir vorläufig einen Vertrag auf ein halbes Jahr — ich will sicher gehen, daß ich nicht gekündigt werden kann... Ein Vierteljahr bezahle ich im voraus!“

„Sie werden es nicht bereuen!“, strahlte Frau Pekarek, „so gut wie bei mir haben Sie bestimmt noch nie anders gewohnt!“

Bruno fühlte sich als ihm die reizende Nichte am ersten Morgen das Frühstück brachte, wohl wie noch nie und plauderte, während er den Kaffee trank, so angetan mit ihr, die seine zarten Aufmerksamkeiten mit einem schelmischen Lächeln entgegennahm, daß er beinahe die Bürostunde versäumte.

Am dritten Tag brachte Frau Pekarek das Frühstück und als die bezaubernde Nichte auch am nächsten und übernächsten Tag nicht zum Vorschein kam, fragte Bruno den Hausbesorger:

„Sie, Herr Swetsch, ich will die Frau Pekarek nicht fragen, weil sie es vielleicht schlecht auslegen könnte, aber wo ist Ihre Nichte hingekommen? Ich sehe sie schon seit ein-paar Tagen nicht!“

„Oh“, flüsterte der Hausbesorger, „die werden Sie überhaupt nicht mehr sehen — weil sich die Frau Pekarek immer, wenn sie das Zimmer vermieten tut, für ein paar Tage ein Girl von der Film-Börse angeheiratet!“

(Zeichnung O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Mein Freund hatte eine kleine, leichtsinnige Liebe mit einem Mädchen. Man hätte es ihr gar nicht zugetraut — sie sah so sehr auf Form — aber es war meinem Freund doch gelungen, sie zu einer verliebten Nacht in einer kleinen Pension zu überreden.

Als die beiden in ihrem Zimmer untergebracht waren und die Wirtin sich eben höflich verabschieden und zurückziehen wollte, fragte das Mädchen überforsch (wahrscheinlich um ihre Verlegenheit zu meistern): „Und wo ist die Toilette?“ Die Wirtin, wohl eine Menschenkennerin, sagte lachend: „Gleich hier links, Fraulein!“ „Frau, bittet“, korrigierte das Mädchen empört, woraus hervorgeht, daß sie eben doch auf Form sah.

*

Meine alte Freundin ist eine leidenschaftliche Kaffeetrinkerin, und weil sie auf diese Weise über viel Kaffeesatz verfügt, und weil sie außerdem auch eine sparsame Frau ist, die nicht gern was verkommen läßt, verwendet sie den Kaffeesatz nutzbringend zur Erhellung und Erleuchtung

ihres Kaffeekränzchens, allwo sie daraus wahrhaftig ihre noch immer blühende Phantasie und die vertraulichen Geständnisse so mancher hoffer Herzen helfen mit, sie allmählich in den Ruf einer echten Sibylle zu bringen.

Neulich las sie mit großem Interesse, daß die Chemie nun den Kaffeesatz für sich entdeckt hat und war weiß was alles aus ihm gewinnen wird. Vorerst jedenfalls mal Seife.

Sie erzählte es den Kränzchendamen begeistert. „Seht ihr“, rief sie, „ich hab's ja immer gesagt: Im Kaffeesatz steckt die Zukunft!“

„Tja“, meinte die lustige alte Baronin, „da man nun Seife daraus macht — sogar eine, die sich gewaschen hat!“

■

In der nachmittagsdämmrigen Gaststube der Wirtschaft „Zur Post“ sitzt der alte Dobler und vespert. Man sieht's ihm an, er hat's nötig, sich zu verschauen; er macht einen etwas erschauerten Eindruck, wischt sich das älteren die Stirn, nickt vor sich hin, nimmt einen Schluck — bis endlich der Wirt sich zu ihm setzt. Dem Dobler ist's arg recht, er braucht eine Ansprache.

„Wo moanst, daß i heut war?“ lügst er an und schnauft auf.

„I woast nei, Dobler, wo wanst denn nach?“ „I war beim Advokat. Jo, beim Advokat'n bin i gwen.“

„O mei, zweng was nach?“ „Zweng dem Holz, woast scho, wo mi der Xaver b'schilt'n hot. Und woast wos — der Prozeß wird g'macht. Und den g'winnt i, hot a g'sagt, der Advokat.“

„Du“, sagt der Postwirt, „hot da Advokat vielleicht g'sagt: fentenell?“

„Jo, grad so hot a g'sagt: fentenell, frell!“

„Du, mei Liaba“, sagt der Postwirt und schaut den alten Dobler fest an, „i rei' dir gar: laß d'Finger von dem Prozeß, den vespielt!“

Sind Frauen Weinkenner?

Und wie! Erst recht bei Sekt. Hier verlangen sie mehr als nur ein gekühltes, prickelndes Getränk. Beweis: Frauen bevorzugen — genau wie die Weinkenner — Burgeff. Denn hier vereinigt sich edelster, reiner Weingeschmack mit dem Schäumen und Perlen eines guten Sektes. Kosten Sie heute abend ein Glas Burgeff, und stellen Sie selbst fest, wie gut es Ihrer Frau schmeckt.



BURGEFF GRÜN*

* Achten Sie stets auf das charakteristische grüne Etikett

„Auch im zweiten Jahrhundert wird Burgeff bewundert“



450

Fürs Jahr: Bewandert
1928er Burgeff Jah-
resausstellung 1928
1928er Burgeff Jah-
resausstellung 1928
RM 1.50

Burgeff & Grün RM 1.50

„Der Sekt für Weinkenner — Stimmung und Genuß“

Burgeff A. G. / Hochheim a. M. Älteste Rheinische Sektellerei

Gez. 1937

Das gute Beispiel

(E. Kriech)



„Wie sehr der Stoff die Linie betont, können Gnädigste sich jetzt überzeugen!“

Das schneelende Es

Von

Dietz Paulun

Es schneit seit Tagen ... Mir wird bange ...
Ich frage nach geraumer Zeit
mich selbst: „Wer schneit denn da so lange!“
Und sinne, bis ich zu dem Schluß gelange:
Es ist ein großes Es, das schneit.

Dies Es kennt keinen Herrn und Knecht,
es schneit nach seinem eigenen Sinn.
Einstweilen schneit es schmelzend weiter;
es schneit nicht zornig und es schneit nicht heiter —
es schneit gleichmütig vor sich hin.

Wer weiß, ob dieses Es gefehlt ist!
Es hat, weiß Gott, genug geschneit!
Weiß Es, wie weit es weit und breit ist! —
und daß es wirklich höchste Zeit ist
für einige Enthaltensamkeit!

Genug! —: Der Schnee wird bald zu Rässe.
Im Ernst hab' ich da keine Sucht,
weil ich trotz allem nicht vergeße,
daß dieses große Es wie andre Esse
stets der Wahrscheinlichkeit gehorcht.

Das Gelübde

Jöns Persson, in Südschweden behelmatet, ist, so lange man sich zurückerinnern kann, ein echter und treu ergebener Abstinenzler gewesen und war eifriges Mitglied der Guttempler. Nie hatte

man gehört, daß er sich jemals zu einem Gläschen hätte verleiten lassen. Aber eines Tages fuhr Jöns Persson nach Kopenhagen und fiel unerklärlicherweise der Versuchung anheim. Er nahm soviel Brantwein und andere alkoholische Getränke zu sich, daß er sich schließlich nicht mehr zurechtfindend und umherirrte. Er kam zum Strøget, der berühmten Promenade in der „Stadt des Königs“, wo ihn das Unheil ereilte. Plötzlich löhnte nämlich Jöns Persson einen kräftigen Schlag auf seiner Schulter und nach näherer Untersuchung entdeckte er neben sich einen Großkopfsaten aus seiner Heimat, der zugleich der Vorsitzende des Abstinenzvereins ist. Dieser legte gleich los: „Was soll das heißen! Vor 30 Jahren hast du ein Gelübde der völligen Abstinenz abgelegt. Wir haben geglaubt, daß du dich unverbrüchlich daran gehalten hättest ...“

Persson faßte sich, indem er versuchte, in diesem Zustand so gut wie möglich seine Würde beizubehalten und erwiderte treuerzigt: „Oh, ich dachte nicht, daß das auch für das Ausland gilt!“ — fe-

Verwickelte Verhältnisse

JOSEPH SCHNITZER



„Druck di, Hanswurscht!“ — „I mi drucka? Dös sollst ja du toa, Haser!“

Mutter

Über einem Häuflein Asche steht
dunkelgrün und schlank die junge Eibe,
schneereweicht,
faßt sich Leben aus dem toten Leibe,
der vor Tag und Jahr
meine Mutter war . . .

Meine Mutter war?

Nein, du bist und bleibst
und du wirfst und treibst
im Gefüge meiner Lebensleiter,
ob ich will ob nicht, bedächtig weiter —
immerdar.

Dr. Owlglaß

Fraueninsel

Von Stefan Andres

Ein Mund und ein Tagebuch — das waren die wesentlichen Ausrüstungsgegenstände, mit denen die noch junge Studentin ihre Sommerreise, diesmal auf die Fraueninsel im Chiemsee, antret. „Insageln meiner Einsamkeit“, so nannte sie in ihren Aufzeichnungen, scherhaft gewichtig, den kleinen, schwarzen Pudel und das kleine, schwarze Tagebuch. „Denn am folgenden Abend bereits vergleicht sie das Tagebuch einem alten Manne, der sich alles erzählen läßt, einfach deshalb, weil ihm nichts mehr passiert. Und die Tusch, ihr Pudel, kommt nicht besser weg. Die Memoirenschreiberin schien offensichtlich die Erkenntnis und Dinge, womit sie ihr Alleinsein ausfüllte, gern mit Abstand schaffenden Anführungszeichen zu versehen. Die übrigen Sommergäste verglich sie, hinsichtlich der einschläfernden Wirkung ihrer Reden und Fragen, mit den müden Strandwallen; die steife, breitflächige Plastik des Kirchturms hielt sie unter dem Bilde eines riesigen Mellensteins fest, der mit seinem „hübschen“ Friedhof zu seinen Füßen sie immer dann ermahnen wollte: es sei die wichtigste Etappe ihres Weges schon zurückgelegt. Die Insel kam ihr wie ein schwimmendes Nest vor, und die wenigen „Häuserchen“ in den Blumenärten wie Eier in diesem Nest. Die dunklen Baumkuppen schienen ihr einzig Verborgenenhaft zu hütern. „Zukunftsfinn kann man nicht auf dieser Nest-Insel denken, auf diesem festgefahrenen uralten Floß.“

Am vierten Tag schrieb sie: „Warum ich trotz allem blieb? Vielleicht, weil ich nach Herren-Chiemsee hinüber will, lägliche Und ich würde es doch vielleicht nie tun, so kurz auch die Fahrt ist. Hieß sie nicht „Herren-Chiemsee, diese Insel, wer weiß, ich wäre schon einmal übersetzt; so lockt sie mich bloß.“ Dann aber kam das Ereignis, das in die Tagebuchblätter Jähren, ja, tödlichen Ernst brachte: „Gold, Silber und Nickell-Gesamte Abend Und er ist immer noch derselbe Nickel! Aber die Sonne stand hinter den Baumkuppen und machte sein Gesicht golden. Mir schien sie ins Gesicht ich weiß also nicht, ob es die Sonne war oder Freude, oder er so schön aussah. Und neben ihm seine Frau mit dem plötzlich erblondeten Haar, er hält es gewiß für echt und diese kleinfürliche Kirche glaubt, ihn verzeubert zu haben, ihn, den

ich laufen ließ, als er Assessor war, glücklich abgeliefert im Schüttelkasten der Karriere, die ihn weiterschüttelt und schiebt, bis er dann, o — Oberstudient sein wird. Ich bin auch nur eine Studentin! — aber ich hab's außerdem noch mit dem Goldmachen; aber an der ist alle Alchemie vergeblich gewesen!“

Am Tag darauf erzählte sie nur von der Tusch, dem Pudel, bis in die absurdesten Details. Der Pudel rangierte wieder innerhalb ihres ersten Symptomkreises. Außerdem machte die Schreie Untersuchungen über der Zufall — aber kurz und am Rande, und über den Namen der Insel: „Oder hat etwa ihn oder mich im Unterbewußtsein dieser Frauenplural angezogen? Oder schürte uns die berühmte Hand des Schicksals auf einen Haufen, uns drei: Nickell, Mimi und mich, die mollige Liselott? Mollig war ich solange für ihn, als er diese frauliche Eigenschaft nicht nur reizvoll, sondern auch angenehme in anderer Hinsicht fand. Als, er sein erstes Gehalt bekam, wurde Nickell ein Mann. Und das heißt in der Männerprache, wenigstens in der vulgären: was mir gefiel, das brauch ich. Dieser Rufsatz war auch einmal ein Kalb, und damals ließ er: was ich brauche, das gefällt mir!“

„Heute schwammen wir zu dritt hinaus: die Tusch, Nickell und ich. Seine Frau kann Gott sei Dank nicht schwimmen. Nickell und Tusch schwimmen gleich auf dieselbe Weise sicher, weil sie beide gleich viel auf Phantasie haben. Über mein Schwimmen äußerte sich Nickell: nicht meine Muskelkraft, sondern mein Polster trage mich. Seltam, daß ich mich über diese Anspielungen freute. Er ist noch genau so frech wie damals, als wir auf seiner Studentenbude meine Butterbrote aßen. Er ist eigentlich derselbe geblieben, und das, woran ich hänge, ist vielleicht nur die Erinnerung an seine unverlorenen Nahefreudigkeit — aber nichts davon! Er gab und gibt doch noch so viel, daß für zwei Frauen der Gang zum Strand ein Thema wurde. Mimi schlägt Sonnenbaden vor, aber wollen ins Wasser. Das nimmt sie ihr Sonnenbad eutrecht am Ufer stehend. — Und ich will doch nichts, als wieder schwimmen können! — Nein, Nickell, nicht mein Fett trägt mich, sondern deine Nachbarschaft, was ich dir nicht sagen werde. Ich bin ja eine schlechte Schwimmerin. Wenn ich sonst so allein in den Fellen lag, so, wie es mir, die Tusch, so sehr Appetit auf mich als der Abgrund. Und dann will mein Boden unter der Felle spüren, dann ist jeder Zentimeter vom Festen entfernt eine Meile!“

Auf den nächsten Blättern entwickelte Liselott antzungsweise eine Philosophie des Schwimmens. „Die Tusch schwimmt aus Instinkt. Vererbung und Erfahrung; Nickell wie ein Mann, der es gelernt hat. Es macht ihm einfach Spaß, den Körper einmal auf andere Weise zu befördern als auf dem Festen. Für mich ist Schwimmen — wirklich: Symbol, das Symbol meines Lebens. Ich kann schwimmen und dennoch habe ich Angst; und obgleich ich Angst habe, wage ich mich ins Tief. Und hinterher am Ufer kommt es mir so seltsam vor, mich ganz eingesetzt zu haben, nur zum Spiel.“

Die Aufzeichnungen der drei folgenden Tage gleichen sich wie etwa drei Augusttage auf der Fraueninsel sich gleichen können. Mit leisen Variationen berichtet sie jedesmal das gleiche: wie sie mit Nickell hinausgeschwommen war, weil, wie sie es gewagt hatte, neben ihm über der offenen Tiefe liegend, langsam in die Ferne hinauszutoben.

„Als wir so vom Strande fortgeschwammen, von den Wellen umher wie von einem Apparat, der gleichmäßig da vergaß ich es manchmal, daß ich jeden Stoß und Atemzug, der mich weiter vom Ufer forttrieb, noch einmal tun müßte. Ich sah Nickel zu, wie er beim Kraulen den Kopf warf, rechts — links, rechts — links. Es sah aus, als wäre er nach beiden Seiten Küsse schleudern. Mimi aber sonnte sich weiter. Die Tiefe hat mich nicht gebissen, kam es mir plötzlich, ich muß wieder zurück. Willst du eigentlich nicht umkehren?“ und er: „Richtig, die Mimi! Die denkt sich bestimmt etwas Verkehtes!“ Aber da mußte ich ausruhen und legte mich auf den Rücken; ich war so müde geworden, plötzlich die Tiefe hat mich nicht gebissen, und die glatte Seite des Wassers drohte unter mich zu reißen. Oh, und Nickell hatte mich gesehen wie

„tolle Schwimmerin“ genannt. Ich schrie im stillen nach den harten Kanten meiner Schulbänke. Als ich den zebra gestreiften Badeanzug der Silberblonden sah, als ich sie, wie einen Grenzpfahl so schmal, dastehen sah, ja, da freute ich mich: das Feste ist erreicht, mein Boden, der mich trägt. Ich bin Studentin! — nimm dir deinen Mann wieder, kleine Kirche, das Leben ist mir lieber! Als ich den Strand betrat, sank ich gleich auf den Kies hin, noch halb im Wasser. Nickell hatte nichts bemerkt. Mimi sagt: Warum seid ihr nicht gleich ans Ufer? Ihr beiden tüchtigen Schwimmer? — Und sie zog sich an und wollte gleich ins Hotel Schad! dir nichts, Nickell!“

Am folgenden Tage schwammen sie nicht so weit hinaus. „Mimis wegen“, sagte Nickell und Mimis Stimme, die Nickell allertief zurück, verwirrt mich nicht wohl! Ich will auf den Rücken legen, aber als ob ich einen Handgriff verliert hätte: es gelang mir nicht. Ich schlug um mich, keine fünfzig Meter vom Strand! — und strebte eifrig auf Feste zurück. Die Tusch hatte sich derweil mit Mimi angefreundet. Wo bleibt die vielergrühten Pudel-treue!“

Die letzte Eintragung beginnt: „Heute sind wir weiter hinausgeschwommen, als es uns erlaubt war. Ich war schon sehr müde, da schwamm ich nahe an Nickell heran und sagte: ich sei bereit, so weit hinausgeschwommen, als er der Schrittmacher war. Mimi war sehr zufrieden, weil sie konnte das Letzte nicht sagen und tat deshalb, als hätte ich Wasser geschluckt. Er sagte: „Was willst du mir denn beweisen? Deine Energie kenne ich zum Erbrehen.“ Da lachte ich: „Daß du mir das nicht verzeihen kannst, mein blühen Energie Merkst du sonst nicht?“. Doch sagte er, in einem weit vorstößend, ich ihm nach. Der helle Himmel dieses Nachmittags war eine verstummte Glocke Und wir beide bewegten uns als der Hammer drin und hielten aus zum Schlag und Tönen. Wir sprachen kein Wort mehr, bis wir den Strand betraten, wo Mimi hin und her ging. Wie Nickell auf sie zu blickte, bis er sich umdrehte und sie zu finden, und wie seine große Gestalt und seine breiten Schultern zu ihrer Zierlichkeit langsam sich hinabgezogen, ach, ich habe es gesehen und ihm verziehen. Er tut mir leid, der große, schöne Nickell. Er braucht, was ihm gefällt. Und ich? So tief bin ich nicht mehr ins Wasser zurück gesunken, mir gefällt was ich brauche. Ja, ich könnte Nickell brauchen, einen solchen großen, dummen Jungen wie ihn, der mit mir heute, tot oder lebendig! auf dem Chiemsee gespielt hat ich darf es nicht mehr! Morgen geh ich mit Tusch spazieren, übermorgen lege ich ab, ich weiß noch nicht, wohin!“

Am darauffolgenden Tage trafen sich die drei und der Pudel dazu um zehn Uhr am Strande. Nickell und Liselott schwammen weit hinaus, weiter als das letzte Mal. Eine halbe Stunde später kam Nickell allein ans Land geschwommen. Am Strande sprang nur die Tusch hin und her und jaulte Mimi vor ins Hotel gegangen. Einer der wenigen Badeegäste näherte sich erregt dem stummen, atemlosen Schwimmer. Und plötzlich umstanden ihn eine Anzahl Menschen: warum er nicht um Hilfe gerufen habe? Nickell blickte zurück über das Wasser und schüttelte den Kopf. Endlich sagte er leise: „Sie schwammen neben mir, dann hinter mir. Und als ich mich umschaute, war sie nicht mehr da! Ich verstehe das nicht!“ Nun schüttelten auch die übrigen die Köpfe und einer sagte, sehr bestimmt, etwas von einem Herzschlag; denn sie sei doch eine Schwimmerin „von Form!“ gewesen.

Mimi behielt das letzte Wort. „Ihr seid zu weit geschwommen, es war zuviel für sie!“ Und da nickte Nickell einmal tief. Als er dann Liselotts Sachen ordnete und das Tagebuch fand, da begrüßte er, schamrot und doch getrostet, in welch kühner Kunst die Tote sich gebüht hatte.

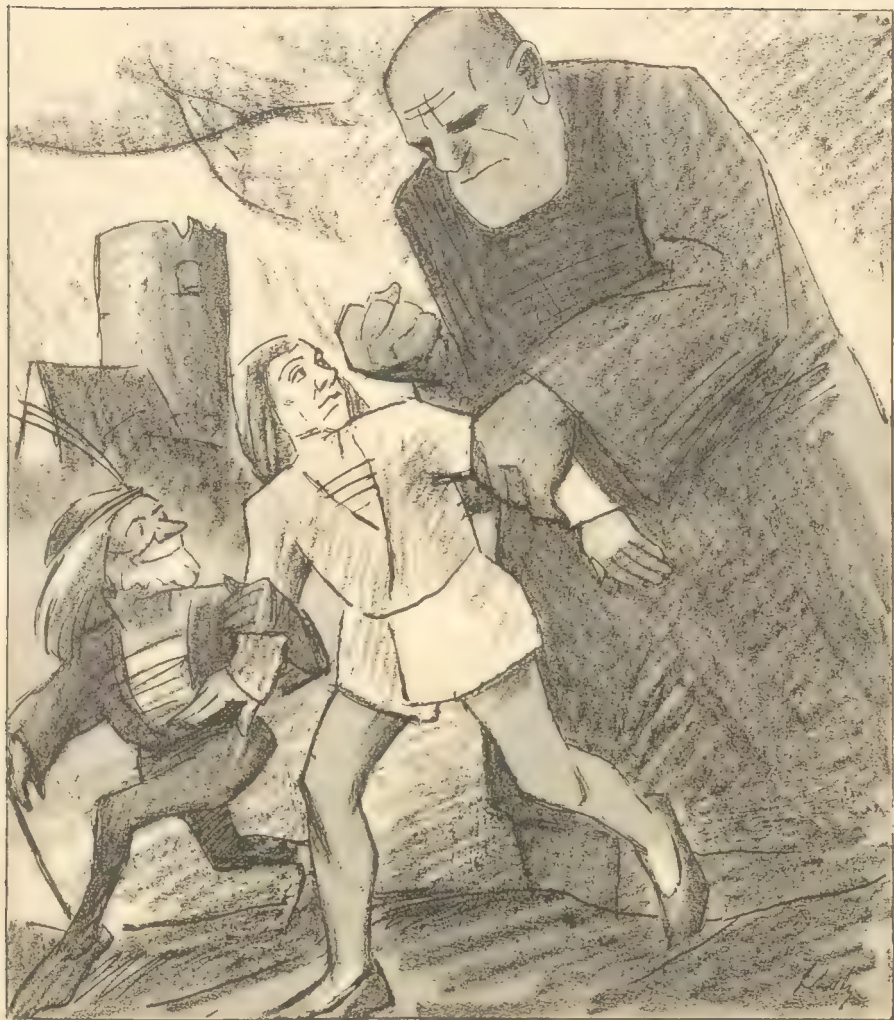
Und plötzlich war er sich in dem Augenblick, als Mimi vom Strande fortlief ins Hotel — sie schwammen keine hundert Meter vom Ufer entfernt — da hatte er gerufen: „Um Gottes willen, wir dürfen das nicht mehr tun, so allein sei!“ Und darauf war keine Antwort mehr gekommen. Liselott lag plötzlich allein über der Tiefe. Und da hatte niemand mehr Appetit auf sie als der Abgrund.“

VERLAG UND DRUCK: KROH & HIRTH O. G. M. B. H. MÜNCHEN

verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schorerer, München Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreis: Einzelnummern 40 Pfg. Abonnement im Vorausjahr RM 5.10. Anzeigenpreise nach Preistabelle Nr. 5, gültig ab 1. 1. 1930. Druck: K. H. Hirth, München 1930. Verboten: A. Schrift für Schließung und Verlag München, Sendlinger Str. 80, Raum 1796. Postcheckkonto München 3920. Erfüllungsort München.

Der Riese „Muß“

(Wilhelm Schufz)



Der Riese „Muß“, wer kennt ihn nicht,
Der alle Leut' will zwingen,
Daß immer sie in erster Pflicht
Ihr Tagewerk vollbringen!

Scheint manchmal das auch hart getan,
Geht's keinem doch ans Leben,
Daß er drum sollt dem „Schlendrian“,
Dem Zwergen hin sich geben.

Führt auch der Zwerg ihn aus dem Haus,
Dann müßig durch die Gassen,
Wird doch für ihn kein Glück daraus,
Ist nur ein Zeitverpassen.

Wohl mancher ist dabei zum Schluß
Elendiglich verdorben,
Der sonst sich bei dem Riesen „Muß“
Ein Gütlein hätt' erworben!

Wilh. Schufz

Der gewandte Portier

(K. Heigenstedt)



„Was will denn der unbekannte Herr von mir?“ — „Bedauere, Gnädigste, das gehört zu den wenigen Dingen, über die ich keine Auskunft geben darf!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Der kleine Zwischenfall

von Eugen Städtl



„Ihm ist die Geduld gerissen und mir das Strumpfband!“ — „Na, und dann?“ — „Dann hat er beides repariert!“

Das Wünschen ist ein häßlicher Spaß
und, oh, so billig!

Man taucht den Kiel ins Tintenfaß:

„Ich wünsch' dir dies und wünsch' dir das
— und möglichst füllig!“

Dann kommt der Sums in ein Kuwähr,
das man bespuckelt.

Zwölf Pfennig kostet's und nicht mehr.

Und der geschägte Jrgendwer
fühlt sich geschmeichelt.

Blöß wird er, neben dem Genuß,
von Gram befächelt,
weil er den innigen Erguß
nun auch beantwortet muß.
... Die Reichspost lächelt.

Frau Fischer ist für Ordnung

Erwin leidet im allgemeinen nicht unter den Frauen, aber unter Frau Fischer leidet er. Und doch hat Frau Fischer geradezu die Aufgabe, ihm das Leben angenehm zu machen. Sie ist dazu nicht von der Natur bestimmt, sondern soll es auf Grund eines Vertrages mit gesetzlicher Kündigungsfrist und Zahlung am ersten jedes Monats tun. Oh, Erwin ist durchaus zufrieden mit Frau Fischer. Es würde ihm auch nichts helfen, wenn er nicht zufrieden wäre; denn dann käme Frau Eder oder Frau Schuhmann, und dann wäre es ge-

nau das gleiche. Er kennt das, aber er leidet halt doch. Dagegen ist nichts zu machen. Warum leidet Erwin? Er leidet z. B. am Aschenbecher. Na, am Aschenbecher kann man doch nicht leiden!

Erwin kann es, er hat es in langen Jahren gelernt ohne zu klagen. Erst hat er allerdings immer zu klagen versucht, aber dann hat er es gelassen, und nun hält er still.

Was tut denn Frau Fischer mit dem Aschenbecher? Zerschlägt sie ihn etwa? Ach nein, Frau Fischer zerschlägt eigentlich nie etwas. Sie ist so behutsam, sie ist so für Ordnung. Da haben

wir's, für Ordnung ist sie, immer wieder für Ordnung, für die absolute, kristallklare Ordnung, für den Kosmos, wie das die humanistisch so überaus gebildeten Griechen nannten, und die Ordnung, den Kosmos, kann sich Frau Fischer eben nur ohne Asche, ohne Zigarettenstummel denken. „Nehmen Sie, bitte, das Kaffeegeschirr hinaus“, sagt Erwin und Frau Fischer tut es, sie nimmt das Kaffeegeschirr hinaus, aber sie nimmt auch den Aschenbecher mit, vermutlich, um ihn auszulieren. Aber, zum Donnerwetter, sie bringt ihn nicht wieder herein; sie will ihn wohl gründlich reinigen. Es sind ja mehrere Aschenbecher im Zimmer, also nimmt Erwin einen zweiten. Kaum hat Frau Fischer gesehen, daß sich irgendwo wieder die unordentliche Asche befindet, nimmt sie auch den zweiten heraus und wieder einen und noch einen. Ihre ordnungsliebenden Augen bemerken alles, jedes abgebrannte Streichhölzchen auf jedem Schälchen. Fort mit der das Weltbild störenden Unordnung! Sogleich stellt sie den Status quo wieder her. Sie bringt es fertig, diesen Status an einem Tag zehnmal wiederherzustellen.

Erwin hat sich schon gedacht, ganz im Anfang, er wollte einen Paragraphen in den Dienstvertrag aufnehmen: Wer Aschenbecher aus meinem Arbeitszimmer entfernt, ohne sie sofort wieder zu bringen, wird erschossen. Dann fürchtete er, daß so ein Vertrag gegen die guten Sitten verstoße, und er ließ es deshalb bleiben. Er glaube auch, mit Milde erzieherisch vorgehen zu können, aber eine Frau Fischer oder eine Frau Eder oder eine Frau Schuhmann, die den Ruf zur Ordnung vernommen haben, lassen sich darin nicht im mindesten stören. Jeden unbewachten Augenblick benutzen sie dazu, Aschenbecher zu entfernen. Er kennt sie gut, diese tätigen Frauen, die für Ordnung sind. Er ist übrigens auch für Ordnung, aber nicht so in Reinkultur, nicht so sehr für sterilisierte Ordnung. Er kann diese bakterienfreie Ordnungsliebe aller Frau Fischers sofort feststellen, er erkennt sie am Hang zum Pendant.

Was ist denn das? Nun, das ist so, wenn links eine Vase steht, dann muß auch rechts eine stehen, eine, die allein keine Lebensberechtigung hat ohne ihren Zwilling. Er weiß, diese Frauen sehen die Welt nur in Pendants. Sie ordnen den Schreibisch nach diesem Prinzip, links das Papiermesser, rechts die Schere, links der Fahrplan und rechts Hölderlins Gedichte, wobei die Poesie die Aufgabe hat, das räumliche Gleichgewicht zum Fahrplan zu halten. Gerne legen sie die Gegenstände auch etwas schräg zur Tischkante, sehr gefällig, nach einem ihnen innewohnenden Schönheitsgefühl. Dieser Hang zur Zweifelt gehört zu ihnen und ihre Lieblingsbilder sind daher „Jägers Abschied“ und „Jägers Heimkehr“ oder „Tage des Lenzes“ und „Herbst ist worden“.

Als Frau Fischer sein Haus betrat, war ihr erstes, daß sie auf dem Spiegeltischen im Flur ein Arrangement aufbaute aus Telefon, ein Paar Handschuhen und einer Gasrechnung. Da wußte er, hier wird Ordnung herrschen, hier wird Schönheit durchdringend obwalten, hier wird keine Zigarettenasche mehr Frieden haben, und Erwin träumte von einem Zimmer mit eingebautem Aschenbecher, den kein ordnender Sinn einer Frau Fischer je von seinem Platze entfernen könnte.

Foltzick

(R. Kriech)



Der Vorsichtige

„Kind, ich bitt' dich, hupp, geh doch vom Tisch 'runter, hupp, sonst setzt dich der Kellner mit auf die Rechnung, hupp, hupp!“

Der Radio-Bastler

(Claf Gulbransson)



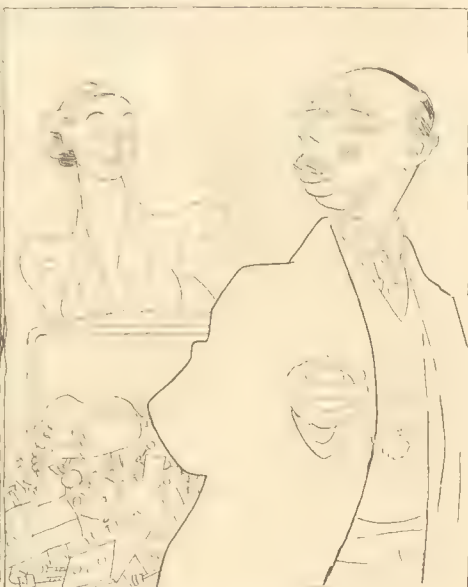
„Hugo, wir müssen unsern Radio-Apparat richten lassen!“



„Quatsch! Das mach' ich viel besser und billiger!“



„So, jetzt hab' ich den Fehler schon! Es war kinderleicht!“



„Jetzt brauchst du 's nur noch zusammensetzen! Ich muß jetzt ins Büro!“



„Hest du hier 'ne Braut, Hein?“ — „Dat weet ich noch nich, bün grad erst ankamen.“

Die Tigerklaus

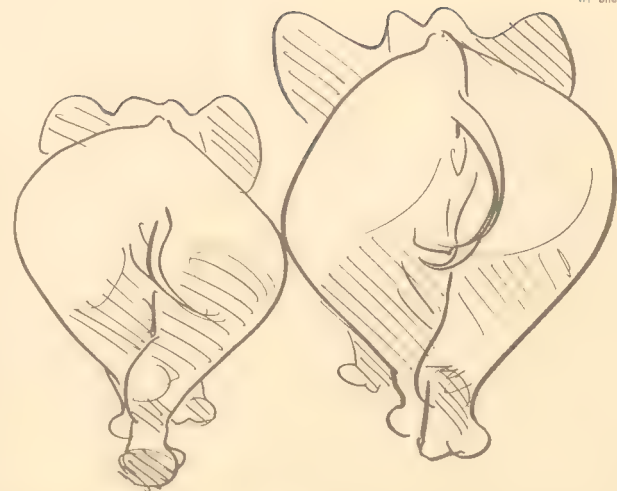
Von Saki

Mrs. Packletides Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, einen Tiger zu schliessen. Nicht dass sie plötzlich von Mordlust überkommen worden wäre oder das Gefühl gehabt hätte, sie würde Indien beruhigter und glücklicher verlassen, als sie es vorgefunden hatte, wenn ein Bruchteil weniger an Raubtieren auf die Millionen Einwohner traf. Nein, das Leitmotiv ihres plötzlichen in die Fußstapfen Nimrods Tretens war die Tatsache, daß Loona Bimberton unlängst mit einem algerischen Flugzeug auf Meilen über eine Wüstenstrecke geflogen war und von nichts anderem mehr sprach. Nur ein persönlich erbeutetes Tigerfell und eine reiche Ernte an Pressephotographien konnte derlei erfolgreich konkurrieren. Mrs. Packletide hatte bereits in Gedanken die Gesellschaft zusammengestellt, die sie in ihrem Haus in Curzon Street angeblich zu Ehren Loona Bimbertons geben wollte, wobei ein Tigerfell den größten Teil des Wohnzimmersbodens und den gesamten Gesprächsstoff einnahm. Sie hatte ebenfalls in ihrer Phantasie bereits die Brosche aus einer Tigerklaus entworfen, welche sie Loona Bimberton an ihrem nächsten Geburtstag schenken wollte. In einer Welt, von der man im allgemeinen annimmt, sie werde von Hunger und Liebe geleitet, bildete Mrs. Packletide eine Ausnahme: Ihre Unternehmungen und Beweggründe wurden weitgehend von ihrer Abneigung gegen Loona Bimberton gelenkt.

Die Umstände erwiesen sich als günstig. Mrs. Packletide hatte tausend Rupien für die Möglichkeit, ohne allzu viel Anstrengung einen Tiger zu schliessen, ausgesetzt und es traf sich, daß ein Nachbardorf sich rühmen konnte, der mit Vorliebe aufsuchende Jagdgrund einer Bestie mit echtem Stammbaum zu sein, welche durch die zunehmende Gebrächlichkeit des Alters gezwungen worden war, die Jagd auf Wild aufzugeben und sich statt dessen zur Stillung ihres Appetits auf die kleineren Haustiere zu halten. Die Aussicht, die tausend Rupien zu verdienen, hatte den sportlichen und kaufmännischen Ehrgeiz der Dorfbewohner geweckt. Kinder wurden Tag und Nacht an die Ausläufer der örtlichen Dschungel postiert, um den Tiger für den unwahrscheinlichen Fall, daß er in neue Jagdgründe fortzuziehen beabsichtigen sollte, zurückzuschauen und man ließ die billigere Sorte Ziegen mit ausgepökelter Achtlosigkeit herumlaufen, um seine Zufriedenheit mit seinem gegenwärtigen Jagdgebiet zu erhalten. Die einzige große Angst bestand darin, er könne an Altersschwäche sterben, ehe der Zeitpunkt für der Schuß der Menschheit gekommen war. Mütter, welche ihre kleinen Kinder nach der auf den Feldern geleisteten Tagesarbeit durch die Dschungel heimtrugen, verstummten mit ihrem Gesang, um nicht den ruhmsamen Schlaf des verehrlichen Herdenzüchters zu stören.

Die sehnlich erwartete Nacht brach wunschgemäß an, mondhell und wolkenlos. Ein Schießstand war auf einem bequemen und günstig gelegenen Baum errichtet worden und Mrs. Packletide und ihre bei ihr angestellte Gesellschafterin, Miß Mebbin, die für ihr bezahlt wurde, kletterten hinauf. Eine Ziege, die mit einem besonders ausdauernden Gemacker begabt war, von dem man sich mit Recht erwarten durfte, daß es auch ein halbtotter Tiger in einer stillen Nacht hören würde, wurde in entsprechender Entfernung angebunden. Mit einem genau eingestellten Gewehr und einem daumennagelgroßen Spiel Patiencekarten erwartete die Sportsdame die kommende Beute.

„Ich vermute, wir sind eingemeßen in Gefahr!“ sagte Miß Mebbin. Sie hatte nicht eigentlich Angst vor dem wilden Tier, aber sie hegte eine tödliche Scheu davor, um ein Atom mehr Dienste zu leisten, als wofür sie bezahlt wurde.



„Unsinn!“ sagte Mrs. Packletide. „Es ist ein sehr alter Tiger. Er könnte gar nicht hier heraufspringen, selbst wenn er wollte.“

„Wenn es ein alter Tiger ist, so könnten Sie ihn, finde ich, billig bekommen. Tausend Rupien sind ein Haufen Geld.“ Louise Mebbin maßte sich dem Geld im allgemeinen gegenüber die beschützende Art einer älteren Schwester an, ganz gleich, um welches Land oder welche Währung es sich handelte. Ihre Betrachtungen über den Marktwert von Tigerfellen wurden durch das Erscheinen des Tigers selbst auf dem Schaulplatz unterbrochen. Sobald er die angebundene Ziege erblickte, legte er sich flach auf den Boden, offenbar weniger um nach Möglichkeit Deckung zu nehmen, als vielmehr um sich rasch noch ein wenig auszuruhen, ehe der große Angriff begann. „Ich glaube, er ist krank“, sagte Louise Mebbin laut auf Hindustanisch, damit es der Dorfhauptling hören konnte, der in einem benachbarten Baum auf der Lauer lag.

„Pst!“ machte Mrs. Packletide, und in diesem Augenblick begann der Tiger auf das Opfer zuzuschleichen.

„Jetzt! Jetzt!“ drängte Miß Mebbin einigmaßen aufgeregt. „Wenn er die Ziege nicht zerreißt, dann brauchen wir sie nicht zu bezahlen.“ (Das Ködertier wurde eigens berechnet.)

Die Büchse entlud sich mit lautem Knall und die

große locherbene Bestie sprang zur Seite und streckte sich dann hingerollt in Todesruhe. Im nächsten Augenblick hatte eine Schar aufgeregter Eingeborener den Schaulplatz überschwemmt und ihr Geschrei verbreitete rasch die Neuigkeit im Dorf, wo sich das drohnende Tamtam in den Triumph mischte. Und ihr Triumph und ihre Freude fanden ein bereitwilliges Echo im Herzen von Mrs. Packletide: die Gesellschaft in Curzon Street schien schon unendlich viel nähergerückt.

Louise Mebbin war es vorbehalten, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß die Ziege durch ein tödliches Geschoß getroffen in Todeszuckungen lag, während an dem Tiger keine Spur der mörderischen Wirkung des Gewehrs zu entdecken war. Offenbar hatte die Jägerin das falsche Tier getroffen und das eigentliche Beutetier war infolge des plötzlichen Gewehrknalls einem durch seine greisenhafte Gebrächlichkeit beschleunigten Herzschlag erlegen. Mrs. Packletide ärgerte sich begrifflicherweise sehr über diese Entdeckung. Jedenfalls aber war sie im Besitz eines toten Tigers und die Dörfler, um ihre tausend Rupien besorgt, drückten gerne ein Auge zu. Betreffs der Darstellung, sie habe die Bestie erlegt, Miß Mebbin aber war eine bezahlte Gesellschafterin! Also stellte sich Mrs. Packletide unbeschwerten Herzens vor die Kameras und ihr bildgewordener Ruhm schmückte die Umschlagseiten

Nachts / Von Eugen Roth

Schön ist es, zärtlichen Abschied zu winken

Und dann, von Weibergeanken rein

Im Wirtshaus allein

Des Bieres bittere Frische zu trinken.

Da bin ich so reif, wie ein Apfel, der fällt,

Da sitz ich so leicht und so schwer hinterm Glase,

In der Nase

Ist süß noch der Ruch einer wilden Welt.

Aber ich selber bin himmlisch weit.

Große Gedanken wohnen auf meiner Stirne golden.

Noch einmal, ein Engel, schwebt mit unfassbar holdem

Lächeln die Frau durch mitternächtliche Ewigkeit.

der Wochenzeitschriften. Loona Bimberton wagt sich wochenlang, eine Bilderzeitschrift anzuschauen und ihr Dankesbrief für den Erhalt einer Tigerklauenbrotsche war ein Vorbild unterdrückter Gefühle.

Von Curzon Streel reiste das Tigerrill nach Mrs. Packletides Landhaus und wurde gebührend vom ganzen Gesellschaft bewundert. Es schien nur passend und das einzig Richtige, wenn Mrs. Packletide auf dem Grafschaftskostümball in der Maske einer Diana erschien.

„Wie alle Welt lachen würde, sofern man wüßte, wie es wirklich zugeht!“, sagte Louise Mebbin ein paar Tage nach dem Ball.

„Was meinen Sie damit?“ fragte Mrs. Packletide rasch.

„Wie Sie die Geiß geschossen und den Tiger zu Tode erschreckt haben!“, sagte Miß Mebbin mit ihrem unangenehmen lustigen Lachen.

„Kein Mensch würde es glauben!“, sagte Mrs. Packletide; ihr Gesicht wechselte die Farbe.

„Loona Bimberton schon!“, meinte Miß Mebbin. Mrs. Packletides Gesicht nahm eine unkeidsame grünliche Tönung an: „Sie würden mich doch sicherlich nicht verraten?“

„Ich habe ein Wochenendhäuschen in der Nähe von Dorking gesehen, das ich furchtbar gerne haben würde“, sagte Miß Mebbin leichthin. „Ein richtiges Schmuckkästchen! Mir fehlt nur das Geld...“

Louise Mebbins hübsches Wochenendhäuschen, von ihr „Die Raubtierklause“ getauft und im Sommer durch seine Randbeute aus Tigerrillen verschönt, ist das Rätsel und Staunen ihrer Freunde. „Es ist ein Wunder, wie Louise das fertigbringen konnte“, lautete das allgemeine Urteil.

Mrs. Packletide hat die Großwildjäger aufgegeben. „Die unvorhergesehenen Nebenausgaben sind so hoch“, gestand sie auf die Fragen ihrer Freunde. (Berechtigte Übertragung von Hans S. Wagenseil)

(Zeichnung O. Nückel)



Emil kommt von der Kirschblüten-Redoute, mit einer süßen, kleinen Geisha am Arm.

„Mausel, da ist noch ein nettes Kaffeehaus offen!“ sagt Emil, und die süße, kleine Geisha schnappt sofort ein: „Ich bin dabei... Komm!“

Sie nehmen in einer Loge Platz, der Kellner filzt herbei, Emil bestellt zwei Schwarze, der Kellner entfernt sich weniger eilig und die kleine, süße Geisha sagt mit dem Unterton leiser Enttäuschung: „Du, warum hast denn kein Wein bestellt?“ „Wein?“ meint Emil, „willst du Wein trinken?“ „Nein, das net“, zupft sie an ihrem Kimono herum. „Ich reiß mich gar net um ein Wein... Aber weißt, wann man nur ein Schwarzen trinkt, darf man die Vorhänge von der Loge net zumachen!“

In einer Stadt an der schönen blauen Donau waren an einem der letzten Glatteisstage die Gehsteige — so wie man's als gelehrter Wiener gewohnt ist — nicht bestraunt, und die Fußgänger balancierten unter Lebensgefahr ihres Weges. Meins Verwunderung war sozusagen grenzenlos, als ich plötzlich einen säuberlich gereinigten

Gehsteig erblickte, den der Herr Hausmeister eben fürsorglich mit Sand bestreute.

„Also, alle Achtung, lieber Herr!“, sagte ich, „Sie wissen wenigstens, was Vorschrift und Pflicht ist!“ „Was?“ brumte der Herr Hausmeister mit einem schiefen Blick, „was hab' Vurschrift und Pflicht? Da um's Eck is de Polizeiwachstube!“

Die Markthändlerin Botterjahn aus einem Dorf bei Königsberg hatte es endlich einmal möglich gemacht, ihre in Köln verheiratete Tochter zu besuchen. Als Mutter Botterjahn wieder in ihrem Dorf eingeflogen war, wurde sie gefragt: „Nu, wie war es gewesen in Köln?“ Mutter Botterjahn meinte: „Janz scheen sowohl“ und setzte stolz hinzu: „Aber ein Ostpreußisch spricht man dort, Kinners, ick hab' nich die Hälfte davon verstanden.“

Der schon ergraute Kahlbauer Toni stand vor dem Richter. Die Anklage lautete auf schwere Körperverletzung. Nach Verlesung der Anklageschrift fragte der Richter mit mißbilligender Amtsmiene „Angeklagter, wie kamen Sie dazu, dem Gastwirt Kitzelberger eine Gabel in die Brust zu stechen? Und das in Ihrem Alter!“

„Pfeifgrad mel Alter is daran schuld!“, entschuldigte sich der Toni, „I kann net mehr so richtig schau'n und hab' glaubt, 's wär 'e Messer.“

Eine Versicherungsgesellschaft in St. war kürzlich hundert Jahre alt geworden. Dieses Jubiläum wurde natürlich entsprechend gefeiert, und zwar in erster Linie mit einem abendlichen Festakt in einem großen Saal der Stadt. Die Programmfolge hiezu lautete nach einleitenden Musikstücken: 4. Festrede des Herrn Generaldirektors X. 5. „Wacht auf“, gemischer Chor aus „Die Meistersinger...“

Lieber Simplicissimus

Radhingen

(nach die natürlichen Rheumkräfte)

Kursheft
Rheumheft
Fremdenrecht
Friede garantiert
Lichtdrucke
Berlin-Straße 1 / 2
Oktobrisch
1912, preislos

GRATIS
Preis: 1. hygien. Anz.
GUMMI-Industrie
EIPER & CO.
Berlin W. 30 / 32

GUMMI
Männchen
Lichtdrucke
modernes Bildwerk
H. A. Scholze
Berlin W. 30

Entleerungskur
Lichtdrucke
Mittel: absolut
schmerzlos, sichere
Ergebnisse. Auf
Kursheftkosten.
2. Mannchen, Lichtdrucke
Industrie, München 8/12
Preis: 1. hygien. Anz.
GUMMI-Industrie
EIPER & CO.
Berlin W. 30 / 32

GRATIS
Preis: 1. hygien. Anz.
GUMMI-Industrie
EIPER & CO.
Berlin W. 30 / 32

Missionsmarken - Verkauf
Im Februar findet durch den
eigenen Vertrieb ein Verkauf
von Missions - Briefmarken
statt, welche von Wohlfahrts-
vereinen und Privatver-
einen auf der ganzen Welt
gesammelt werden. Mangelnde
ist beschränkt. Der Verkauf erfolgt nach
Gewicht in garantiert ungeschützten
Originalpackungen. Ein Originalpaket
besteht aus 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100. Bei den 1-Kilo-Paketen wird eine Gratis-
beilage im Betrag Wert von M. 30 -
und bei den 2-Kilo-Paketen von M. 50 -
beigefügt. - Bei Lichtdrucke-Lieferung
innerhalb 24 Stunden gestellt. -
Missionsmarken - Vertriebsstelle
Hamburg 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Bücher vom Verlag Anner & Rich München

Jagd in Flanderns Himmel
Von Oberst Bodenschatz
Die 16 Kampfmomente des Rindhofgeschwaders,
nach Aufzeichnungen des Geschwaders-Adjutanten
Eingeleitet von Hermann Göring. „Ein
Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann
lesen sollte“ — urteilt Generalleutnant
Blomberg 50 Tausend 216 Seiten, 95 Bilder
Geh. 3.50, Leinen 4.50

Der Sturm auf Langemarck
Von Hermann Thimmermann
Unsterblich in der Kriegsgeschichte bleibt die
Tapferkeit, die Todesverachtung und die themen-
männliche Hingabe der Freiwilligen von Langemarck.
Hier ist die erste Schilderung von einem,
der dabei war. „Eins der stärksten
Kriegsbücher“ — nennt es der Berliner Lokalanzeiger.
25. Tausend, 127 Seiten, Geh. 1.90, Leinen 2.50.

Verdunst Schwellen
Von Hermann Thimmermann
„So war eine Schlacht vor Verdun“ — schreibt
General Ritter von Epp im Geleitwort das
Buchs. Dieser erschütternde Tatsachenbericht
bringt einen Ausschnitt aus der furchtbaren
Verlebensgeschichte des Weltkriegs, nach
Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayerischen
Infanterie-Leibregiment, 143 Seiten mit Bildern.
Geh. 1.30, Leinen 1.90.

Kampf den Bakillen Von Gerhard Venzmer
Gegen Bakterien, Seuchen und ansteckende
Krankheiten wie das Wesen der Bakterien-
krankheiten erkannt wurde, wie man sich wirksam
gegen sie schützt und dadurch sich und
die Volksgesundheit dient, zeigt dieses allgemein-
verständliche Buch das bekannte Arzt-
schriftstellers. 224 Seiten, Geh. 2.50, Leinen 3.90

In allen Buchhandlungen erhältlich!

Münchener Illustrierte

abwärts in Markt und Bier
jeden Donnerstag um 12

20

Die Augenuntersuchung

Von Wilhelm v. Hörsten

„Ich ging das zweite Jahr zur Schule“, erzählte unser Meister, „als eines Tages, gleich nach der großen Pause, eine Augenuntersuchung vorgenommen wurde.“

Unser Lehrer unterhielt sich mit dem Doktor, einem älteren Herrn. Sie besprachen wahrscheinlich die erforderlichen Einzelheiten, Aufmerksam warteten wir Jungen auf das bevorstehende Ereignis.

Der Lehrer heftete eine Karte an die Wand. Die Karte zeigte deutlich ein Quadrat mit vier Ausgängen. In einem dieser Ausgänge befand sich ein kleiner, schwarzer Punkt.

Die Kinder wurden nun der Reihe nach aufgerufen. Der Lehrer stand an der Wand neben der

kleinen Karte, die er nach Belieben verdrehte, so daß der kleine, schwarze Punkt einmal oben oder unten oder an einer der beiden Seiten zu sehen war.

Der Arzt fragte nun das jeweils zu untersuchende Kind, das sich in einer bestimmten Entfernung zur Wand aufzustellen hatte: „Siehst du die Karte? Und auch das schwarze Viereck? Wieviel Ausgänge hat es? Und wo läuft die kleine, schwarze Maus 'raus?'“

Jedes Kind gab getreulich seine Antworten. Zuletzt zeigte es mit dem Finger gegen die Wand und rief: „Da läuft die Maus 'raus!'“ Es meinte dann die Seite des Quadrates, wo der kleine, schwarze Punkt sichtbar war.

Der Arzt trug das Ergebnis feierlich in ein Buch. Die Untersuchung machte überhaupt viel Spaß. Manchmal mußte ein Junge zwar einen oder zwei Schritte vortreten, damit er die kleine, schwarze

Maus auch richtig sah. Doch im großen und ganzen verlief die Untersuchung ohne Zwischenfall. Als einer der letzten wurde ich aufgerufen. Vorher hatte ich mich schon angestrengt bemüht, die Maus zu entdecken, die aus dem Loch entwichen sollte; das wollte mir aber nicht gelingen. Ich war sehr aufmerksam, doch die Maus sah ich nicht. Das beunruhigte und verwirrte mich etwas. Jeder Junge sah die Maus, und ich nicht.

Der Arzt fragte, und ich antwortete. Die Maus sah ich aber immer noch nicht. Ich strengte mich sehr an, sah aber wirklich keine Maus und sagte das auch.

Der Arzt schüttelte den Kopf. Er ließ mich einen Schritt vortreten und wiederholte seine Frage. Das Ergebnis war dasselbe: Ich sah keine Maus.

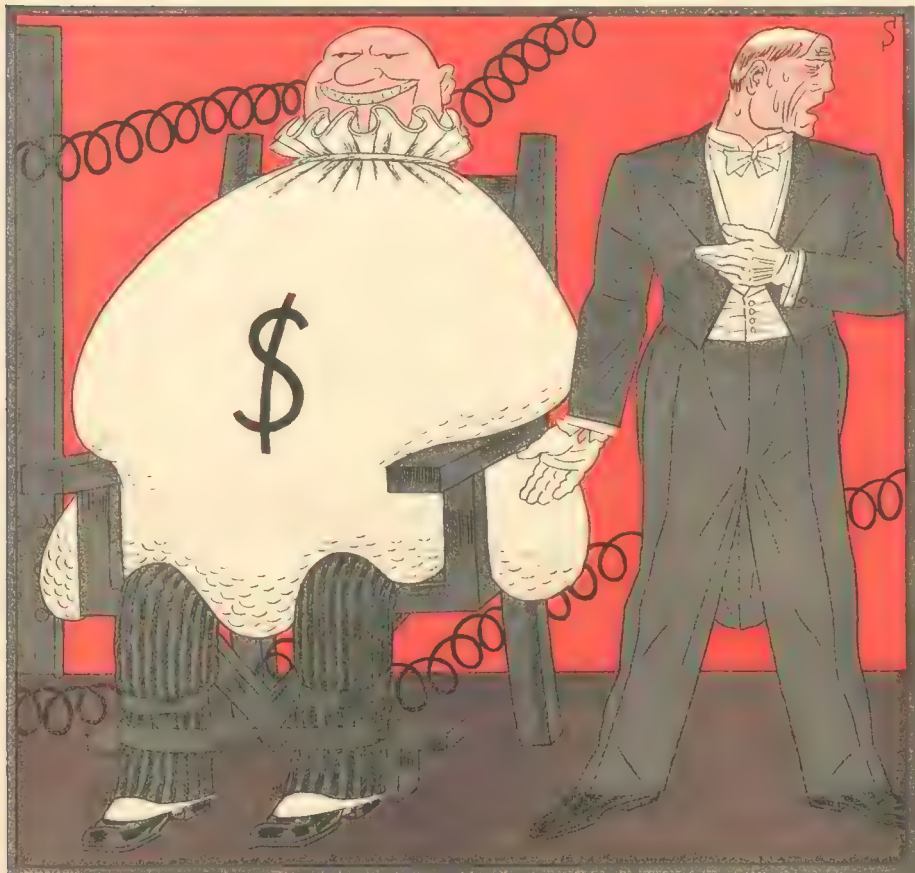
Der Arzt ließ mich noch einen Schritt vortreten. Er gab sich redliche Mühe mit mir. Er sagte: „Du mußt doch die Maus sehen! Du bist doch nicht

Die altkluge Mutter

(R. Kriesch)



„Ich kann nur glücklich werden, wenn ich ihn heirate!“ — „Und was haste dann davon, wenn du glücklich bist?“



„Mr. Roosevelt, der stärkste Strom versagt: der Widerstand des Großkapitals ist zu stark!“

blind! Zuletzt stand ich mit der Nase vor der Karte, aber die Maus sah ich nicht.

Nun wurde der freundliche, alte Herr ernst. Er knöpfte seine Jacke auf und zu und wischte sich über die Stirn. Er sprach mit dem Lehrer und schüttelte den Kopf. Er sagte: „Alle Kinder sehen doch die Maus, nur dieses eine Kind nicht — das begreife, wer kann!“

Ich fühlte mich nicht gut. Gar zu gern hätte ich die Maus gesehen; schon allein, um den aufgeregten Doktor wieder freundlicher zu stimmen. Aber ich sah die Maus nicht und konnte doch auch nicht sagen, daß ich sie gesehen hätte.

Unglücklich starrte ich gegen die Karte. Ich wünschte sehnlichst, daß die Maus endlich aus dem Loch wischte. Meine Qual wurde immer grö-

ßer. Der Arzt und der Lehrer schauten mich an. Die Schulkameraden verfolgten aufmerksam den Vorgang.

Der Arzt wiederholte die Untersuchung. Sie blieb ergebnislos. Er wischte sich über die Stirn, knöpfte seinen Rock auf und zu, sprach mit dem Lehrer, und sah mich verständnislos an. Mir war zum Weinen zumute; denn die Maus entwich mir immer noch nicht aus dem Loch.

Der Doktor beruhigte sich etwas. Er sah mich mit einem Anflug von Güte an. Seine rechte Hand legte er auf meine Schulter, mit der linken zeigte er nach der kleinen Karte. Nun fragte er mich: „Siehst du dieses kleine Vierock, mein Junge? Und diese vier Ausgänge auch? Und diesen Punkt hier? Siehst du das?“

Ja, Ich sah alles. Den Punkt auch. Ich nannte die Seite, wo er sich befand.

„Den Punkt siehst du?“ fragte der Arzt. Seine Stimme klang erstaunt. Er sah mich verwundert an. Ja, den Punkt sah ich.

Der Lehrer lächelte. Ich wurde noch einmal untersucht. Den Punkt sah ich aus der weitesten Entfernung. Ich konnte genau sagen: „An der und der Seite befindet er sich.“

Alle Not hatte ein Ende. Von der Maus war nicht mehr die Rede. Der Arzt trug das Ergebnis der Augenuntersuchung in sein Buch. Er sah den Lehrer an und sagte: „Das wäre ihm noch nicht vorgekommen. Dann verließ er den Klassenraum, und der Unterricht begann.“



EIN FERNGESPRÄCH

VON DOROTHY PARKER

„Sie sind mit Detroit verbunden“, sagte das Fräulein vom Fernamt.

„Hallo!“ sagte das junge Mädchen in NeuYork.

„Hallo!“ sagte der junge Mann in Detroit.

„O Jack! Lieber, ich bin so froh, deine Stimme zu hören. Du weißt gar nicht, wie sehr ich ...“

„Hallo?“ fragte er zurück.

„Ach, kannst du mich nicht verstehen?“ sagte sie.

„Ich höre dich, als stündest du gerade neben mir. Ist es jetzt besser, Lieber? Kannst du mich jetzt verstehen?“

„Wen wünschst du denn zu sprechen?“ fragte er.

„Dich, Jack!“ sagte sie. „Dich. Dich. Hier ist Lucie, Liebling. O bitte, versuch, mich zu verstehen. Hier ist Lucie.“

„Wer?“ sagte er.

„Lucie!“ sagte sie. „Ach, erkennst du denn meine Stimme nicht? Es ist Lucie, Liebling, Lucie.“

„Ach, hallo, jetzt!“ sagte er. „Ach so. Jetzt endlich. Wie gehst du?“

„Mir geht's gut“, sagte sie. „Oder eigentlich auch nicht, Liebling. Ich ... o, es ist einfach schrecklich. Ich kann es nicht mehr aushalten. Kommst du nicht bald zurück? Bitte, sag' mir, wann du zurückkommst. Du ahnst nicht, wie schrecklich es ohne dich ist. Es ist eine so lange Zeit ... du hast gesagt, es würden nur vier oder fünf Tage werden, und jetzt sind es fast drei Wochen. Es ist wie Jahre und Jahre. O, es war so schrecklich, Liebling! Es war gerade so ...“

„He, es tut mir furchtbar leid“, sagte er, „aber ich kann kein Wort von dem verstehen, was du sagst. Kannst du nicht leiser sprechen?“

„Ich will's versuchen. Ich will's versuchen“, sagte sie. „Ist's jetzt besser? Kannst du mich jetzt besser verstehen?“

„Jawohl, jetzt geht's ein wenig“, sagte er. „Sprich nicht so rasch, ja? Was hast du vorhin gesagt?“

„Ich habe gesagt, es ist einfach schrecklich ohne dich. Es ist eine so lange Zeit, Lieber. Und ich habe nicht ein Wort von dir gehört. Ich war — ach, ich bin ganz verzweifelt, Jack. Nicht einmal eine Postkarte, Lieber, oder einen ...“

„Ehrlich, ich hatte keine freie Minute“, sagte er. „Ich habe gearbeitet wie ein Narr. Ich mußte wie verrückt herumhetzen.“

„Mußtest du?“ sagte sie. „Verzeih mir! Ich war dumm. Aber es war einfach ... o, es war einfach die Hölle, nie ein Wort von dir zu hören. Ich dachte, du würdest vielleicht einmal anrufen, um 'gute Nacht' zu sagen — du weißt schon, so wie du es früher getan hast, wenn du fort warst.“

„Nun, ich wollte das ja auch verschiedene Male“, sagte er. „Aber ich dachte, du würdest vermut-

lich ausgegangen sein oder sonst was.“ „Ich war nie aus“, sagte sie. „Ich bin immer daheim geblieben. Es ist leichter für mich so. Ich mag nicht unter die Menschen gehen. Jedermann fragt mich: „Wann kommt Jack zurück?“ oder „Was hören Sie von Jack?“ und ich lerne dann vor ihnen zu heulen an. Liebling, es tut so schrecklich weh, wenn sie mich nach dir fragen und ich sagen muß, daß ich von dir ...“

„Das ist die lausigste, elendeste Verbindung, die ich in meinem Leben gesehen habe!“ sagte er. „Was tut weh? Wo fehlt's?“

„Ich sagte, es tut so furchtbar weh, wenn die Leute mich nach dir fragen und ich sagen muß ... Nun, schon gut. Schon gut. Wie gehst du, Liebling? Erzähl' mir doch, wie's dir geht.“

„O, soweit gut. Nur elend müde. Und bei dir ist alles in Ordnung?“

„Jack, ich ... das eben wollte ich dir ja sagen. Ich bin furchtbar beunruhigt. Ich bin fast von Sinnen. Was soll ich denn tun, Liebling? Was wollen wir denn tun? Jack ... o, Jack ...!“

„Hör' mal, wie kann ich dich denn verstehen, wenn du so murmelt?“ sagte er. „Kannst du nicht leiser sprechen?“

„Ich kann doch nicht ins Telefon hineinschreien!“ sagte sie. „Sei doch vernünftig! Hast du denn keine Ahnung? Versteht du denn nicht, was ich dir sagen möchte? Weißt du nicht, wie's dir geht? Es ist ... o, es ist ...“

„Ich gebe es auf“, sagte er. „Erst murmelt du und dann schreist du. Paß mal auf, das hat keinen Sinn. Ich kann nichts verstehen bei dieser elenden Verbindung. Warum schreibst du mir nicht lieber morgen früh einen Brief? Tu das doch, ja. Und ich schreibe dir auch einen. Recht so?“

„Jack, hör' doch — hör' zu!“ sagte sie. „Hörst du mich? Ich muß dich unbedingt sprechen. Ich sage dir, ich bin fast verrückt. Bitte, Lieber, hör, was ich dir sage. Jack, ich ...“

„Nur einen Augenblick“, sagte er. „Jemand klopft an der Tür. (Setzt euch, bitte, einen Augenblick. Gleich bin ich fertig.) — He, hörst du? Eben sind Geschäftsfreunde zu mir gekommen. Ich kann kein Wort mehr verstehen. Mach's so, und schreib' mir morgen einen Brief. Willst du?“

„Dir einen Brief schreiben?“ sagte sie. „Lieber Gott, glaubst du dann nicht, daß ich dir schon längst geschrieben hätte, wenn ich gewußt hätte, wohin ich wußte auch heute nicht, wo dich erreichen, wenn man es mir nicht in deinem Büro gesagt hätte?“

„So, haben sie das? Hm, ich dachte, ich hätte hinterlassen ... Hör' zu, paß' auf, das muß dich ja ein Vermögen kosten! Du solltest so etwas nicht tun.“

„Was glaubst du, daß mir daran liegt?“ sagte sie. „Ich sterbe, wenn ich dich nicht sprechen kann! Ich sage dir, ich werde sterben, Jack, Liebling, was ist los? Willst du es mir nicht sagen? Sag mir, warum du so bist? Hast du mich denn nicht mehr lieb? Ist es das? Sag, Jack.“

„Zum Teufel, ich kann nichts verstehen. Ob es was ist?“

„Bitte“, sagte sie. „Bitte, bitte, Jack, hör' zu. Wann kommst du zurück? Ich brauche dich so. Ich

brauche dich so schrecklich notwendig. Wann kommst du zurück?“

„Nun, darum handelt es sich eben“, sagte er. „Eben darüber wollte ich dir morgen schreiben. Hallo! Kannst du mich verstehen? Nun, so wie sich die Dinge hier entwickelt haben, sieht es fast so aus, als müßte ich noch für einige Zeit nach Chicago. Es sieht aus, als würde es ein großes Geschäft werden. Es wird nicht so sehr lange dauern, glaube ich. Es scheint so, als müßte ich nächste Woche hin, nehme ich an.“

„Jack, nein! Tu das nicht. Du kannst das nicht tun. Du kannst mich nicht so allein lassen. Ich muß dich sehen, Liebling, ich muß unbedingt! Du mußt zurückkommen oder ich muß dorthin zu dir kommen. Ich kann dich nicht allein durchmachen. Jack, ich kann nicht, ich ...“

„Hör' zu, wir sagen uns jetzt besser, gute Nacht!“ sagte er. „Es hat keinen Sinn, daß ich mir den Kopf darüber zerbreche, was du sagst, wenn du so in dich hineinsprichst. Und hier ist ein derartiger Lärm. Du legst dich jetzt vernünftig ins Bett und ich schreibe dir morgen über alles.“

„Hör'!“ sagte sie. „Jack, geh' nicht weg. Hilf mir, Lieber. Sag' etwas, um mir über die Nacht hinwegzuhelfen! Sag', daß du mich liebst. In Gottes Namen sag', daß du mich lieb hast. Sag's! Sag's!“

„Ah, ich kann hier doch nicht sprechen“, sagte er. „Ich werde dir als erstes am Morgen schreiben. Leb wohl. Dank dir für den Anruf.“

„Jack“, sagte sie. „Jack, geh' nicht fort. Jack, warte eine Minute. Ich muß dich sprechen. Ich werde ruhig sprechen. Ich werde nicht weinen. Ich werde so sprechen, daß du mich verstehen kannst. Bitte, Lieber, bitte ...“

„Gespräch mit Detroit beendet!“ fragte das Fernamt.

„Nein!“ sagte sie. „Nein, nein, nein. Holen Sie ihn her, holen Sie ihn sofort wieder her. Holen Sie ihn her!“

„Nun, schon gut. Schon gut. Schon ... gut!“

(Aus dem Amerikanischen von Hans B. Wagenseil)

Der Blinddarm

Von Wilhelm Pleyer

Der Blinddarm hat keinen Zweck,

Das weiß man allgemein.

Am besten hinaus mit dem Dreck,

Er gehört nicht hinein.

Der Blinddarm, der wie gefragt,

Sar nicht hineingeht,

Hat, ganz gleich, wen man fragt,

Durchaus keinen Wert.

Du bezahlst ihn erst, er ist weg,

Indem du geschnitten wardst.

Er hat durchaus keinen Zweck

für den Menschen —

Blöß für den Arzt.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH O. m. b. H. MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Beilagen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsstellen und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzennummer 40 Pfg., A. B. Sonnabend im Vertriebs RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preiskarte Nr. 5 gültig ab 1.7.1937. Ad. IV. 37: 1730 Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt; wenn Porto beiläufig. Nachdruck verboten. Anzeigen für Schriftleitung und Verlag München Sendungen für 80 Fernruf 1296. Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Hausball beim Grosswirt

— 100 —



„I hab's glei' g'sagt, a bisserl historisch hätt' si' mei Mo scho' herricht'n könnä — Hanswurscht is er a so 's ganz' Jahr!“



„Fleisch ist direkt Gift für Sie, Verehrtester! Essen Sie tüchtig Gemüse und Obst, zum zweiten Frühstück etwa — na, sagen wir: ein paar Bananen.“ — „Ah geh', Herr Dokta, lass'n S' mi aus mit de vegetarischen Weißwürsch'!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Stimmen von oben

[E. Thöny]



„Ich kann Ihnen sagen, die Abfahrt war ein reiner Genuß!“ — „Was, vollkommen sturzfrei?“ — „Na, klar, so 'ne Seilbahn ist gänzlich ungefährlich!“



Der Zusammenstoß

EIFERSUCHT FÜR DEN HAUSGEBRAUCH

VON WALTER FOITZICK

Liebste Charlotte!

Es ist soweit. Aber hab keine Sorge, passiert ist nichts und es wird auch nichts passieren. Als Deine beste Freundin sehe ich mich nämlich vor die Aufgabe gestellt, Freds Eifersucht zu lenken und eine Anweisung für die sachgemäße Behandlung seiner widerstrebenden Gefühle zu geben. Jawohl, Fred ist eifersüchtig. Das war nicht allzuschwer herauszubekommen; denn wenn Männer eifersüchtig sind, spürt man es zehn Meilen gegen den Wind. Sie sind dann von so einer überlegenen Sicherheit, sie tun dann durchaus so, als ob gar nichts wäre, wobei sie gelegentlich leise vor sich hinpfeifen, wie sie das vom Theater und Film her als Zeichen des Vollkommen-Über-der-Sache-Stehens gelernt haben.

Fred pfiff zwar nicht, aber er fragte mich, ob ich am Freitag mit ihm eine Tasse Tee trinken wolle. Ich war ein blühen ersäut; denn Dein Fred hat noch nie mit mir eine Tasse Tee trinken wollen, und außerdem wußte ich ja, daß Ihr Euch gewöhnlich an diesem Tage trefft. Ich fragte ihn deshalb, ob Ihr Euch gezenkt hättet. Jetzt lief Freds Walze störungsfrei ab.

Zunächst behauptete er vollkommen sinnlos, daß Ihr Euch überhaupt nie zenktet; dann sagte er, daß Ihr vollkommen unabhängig voneinander seid und jeder machen könne, was er wolle, und am Freitag seist Du oben mal mit Dr. M. verabredet. Dies sei Dein gutes Recht, und warum auch nicht. Du seist doch jung und hübsch und es müsse mit dem Teufel zugehen, wenn Du nicht auch andern gefleest. Und es sei ja abgemacht, daß Ihr Euch in keiner Weise gebunden fühlet, und man müsse mitnehmen, was sich einem so bietet, das Leben sei kurz. Er redete den Unsinn wie vom Blatt.

Du wirst mir gestatten, liebe Charlotte, daß ich Fred in seiner von mannhafter Verlogenheit strotzenden Eifersucht recht komisch fand. Er sagte auch noch: „Was dem einen recht ist, ist dem andern billigt!“ Vermutlich hielt er mich in diesem Falle für das Billigste und lud mich deshalb zum Tee ein. Weißt Du, so: Hieb gegen Stich und eine

Hand wäscht die andere und auf einen harten Klotz gehört ein höherer Trumpf.

O, ich kenne das. Das Männchen im Manne beginnt zu krähen, und es rast der Pesche und will sein Opfer haben. Nichts Ungewöhnliches. Wenn einer von Euch beiden sich mal ein blühen verliebt, sollst Du es ihm nicht übelnehmen und ihm großmütig verzeihen.

Also, wir werden eine Tasse Tee miteinander trinken. Verlaß Dich drauf, wir werden nur Tee miteinander trinken, schon weil Fred gar nicht mein Typ ist und er mir als Ausnahme von der Regel nicht zusagt. Ich hoffe, wir sind so gute Freun-

dinnen, daß ich Dir das sagen darf. Also, es bleibt beim Tee, auch wenn Fred hinterher von der Teestunde in Anführungszeichen spricht. Er kann es ja in seiner zottigen Männlichkeit nicht dulden, daß nur er eifersüchtig ist. So ungefähr fassen die Männer das gleiche Recht für beide Teile auf.

Vielleicht wird er Dir auch gar nichts erzählen, sondern hoffen, daß Du alles von mir erfährst, dann wirkt es noch heimlicher, noch triumphaler für ihn. Du sollst denken: Er hat etwas vor mir zu verbergen. Ha, wie teingewaschen kann er dann, wenn es an der Zeit ist, vor Dich treten: „Aber bitte, meine Liebe, ich werde mich doch wohl noch mit Deiner besten Freundin einmal treffen können, da ist doch wirklich nichts dabei.“ Du sollst daraufhin in tiefste Scham versinken, weil Du Eure edelmenschlichen Beziehungen durch schnödes Mißtrauen besudelt hast. Wie großmütig in stolzer Männlichkeit wird er Dir dann verzeihen können. Das wäre eine Szene mit Pleureusen und bengalischer Beleuchtung, wenn Du an seine Brust flüchten würdest — stellt er sich gerne vor.

Nimm dem guten Jungen, dem Fred, in nächster Zeit möglichst wenig übel, er wird sich nämlich ausnehmend dämlich benehmen und alles verkehrt machen. Er wird über Kopfschmerzen und Überarbeitung klagen, um Mitleid zu erregen, das Blödsinnigste, was er machen kann. Er wird sagen, daß er keine Zeit für Dich habe, und doch wird er jede Minute zu Deiner Verfügung stehen, Euer Zusammensein aber durch schlechte Laune und Sticheleien aufs raffinierteste unerfreulich gestalten. Männer sind in solchen eifersüchtigen Ungeschicklichkeiten sehr erfinderisch.

Nun wünsche ich Dir noch, daß Du Dich mit Dr. M. recht angenehm und vernünftig unterhältst, aber vergiß dabei nicht, daß alles, was er von Deinem guten Recht und der Unabhängigkeit sagt, vorgänglich ist wie Kohlenstaub im Sekt. Nach vierzehn Tagen ist er in diesem Punkte von Fred nicht mehr zu unterscheiden. Es wird Dir übrigens recht gut tun und Dein Selbstgefühl erhöhen, wenn Du mal wieder ein neuer Mann alte Liebenswürdigkeiten sagt. Ich weiß das. Deine Lisa

Vor dem Grammophon

Von Dr. Owiglag

Da ich jung noch war
und die Gelge strich ...
o du ferne, gute, alte Zeit,
sei gedenkedi!
Seig sang das Saitenspiel und Klar
— ob auch nur für mich.

Noch der Bogen brach
und die Saite sprang,
und ich wurde irr an Spiel und Ton.
... Vor dem Grammophon
sit' ich nun gebückt und laufsch, ach,
fremdem, schön'em Klang.

Wenn die Nadel schwingt
überm Plattenrand,
wenn die toten Meister auferstehn,
nuß ich summen vergehn:
wieg klar nur, ewig selig singt,
wer sich selber fand.

Der gut angenähte Knopf

(Olaf Gulbransson)



„Donnerwetter, der Mantelknopf ist ab!“



„Gut, wenn man sich selbst helfen kann!“



„So, jetzt rasch ins Theater!“



„Ja, helfen S' mir ein bißchen!“



„



„Verflucht, da hab' ich zuviel angenäht!“

Vor dem Ball

(K. Heiligenstedt)



„Ist dein neues Ballkleid rückenfrei?“ — „Rückenfrei ist gar kein Ausdruck!“

„Ein feiner Kerl“

Von Aage V. Hovmand

Der grosse Durst

(Fr. Bielek)

Mein Freund Olsen ist sonderbar: stets denkt er schlecht von seiner Umwelt. Kauft er in einem Geschäft ein, so behauptet er hinterher, daß er Wucherpreise gezahlt und Renschware erhalten habe.

Ein wenig schöner Zug an ihm. Aber so ist er nun einmal. Daß man zuweilen gar — ja, coulant — bedient wird, sollte ich vorgestern erfahren, als ich mit Olsen zum Fischen wollte.

„Du wirst bei dem vielen Stillesitzen frieren“, sagte Olsen. „Hast du nicht einen alten Mantel?“

Nein, einen solchen besaß ich nicht, und mein neuer, guter war mir für diesen Zweck zu schade.

„Aber hier haben wir ja Mäntel — massenweise!“ rief ich aus, als wir im selben Augenblick an einem Trödelrader vorbeikamen.

„Willst du denn so etwas tragen?“ fragte Olsen und betrachtete mich mitteilend von der Seite.

„Warum nicht, fürs Boot allemal gut genug! Diese Mäntel kosten bestimmt nicht viel. Als ich einmal einen alten Mantel beim Trödler verkaufte, zahlte man mir fünf Kronen. Diese hier sind sicherlich nicht teurer als zehn Kronen das Stück.“

Olsen meinte, ich sei sehr naiv, wenn ich glaube, eine Trödelhandlung sei eine philanthropische Einrichtung. Diese Mäntel würde ich bestimmt nicht unter 25 Kronen bekommen. Aber wir könnten ja eine Wette abschließen. Erhielt ich einen Mantel für zehn Kronen, wollte er mir all die großen Dorsche schenken, die wir bei unserer Rückkehr beim Fischhändler kaufen würden.

Ein schweres, graues Fischbeinmuster sagte mir am meisten zu. Nicht allerneuester Schnitt. Aber warum, solide und gut erhalten, offensichtlich „besserer Herkunft“.

Ich betrat das Geschäft. Eine lärmende Glocke über der Ladentür kündigte mein Kommen an, und der verheißungsvolle Duft von alten Kleidungsstücken schlug mir entgegen.

Ich war allein im Laden. Ein großer Wortschwall, der aus den hinteren Räumen herausdrang, verriet mir, daß der Inhaber telefonierte. Nach einigem Warten kam er endlich zum Vorschein.

Er sah ganz so aus wie ein Mann, der sich mit Leib und Seele seinen Geschäften opfert. Jedenfalls dürfte er kaum viel Zeit verschwendet haben, um sich zu waschen und zu rasieren. Auch war er nicht so unbescheiden, die besten Kleidungsstücke selbst zu tragen und die weniger guten zu verkaufen. Im Gegenteil — er gönnte den Kunden anscheinend die Genußung, besser als er gekleidet zu sein.

Er musterte mich mit raschem Blick. Der Eindruck schien nicht unvorteilhaft zu sein; denn leutselig fragte er:

„Der Herr wünschen?“

„Es handelt sich um diesen gebrauchten Mantel hier!“

Einst jetzt entdeckte er das Kleidungsstück, das ich auf dem Ladentisch ausgebreitet hatte.

„Ein Mantel!“ Aus seiner Stimme klang ein gewisses Bedauern. „Wäre es ein Frack... oder ein Smoking... das hat stündig Interesse.“

Kleinlaut erlaubte ich mir zu bemerken, daß es diesmal ein Mantel war, um den sich der Handel drehte.

„Ja“, seufzte er, „das sehe ich. Ein Wintermantel, und dazu ein helferlicher. Aber er wenigstens dunkel... so könnte man vielleicht...“ aber ein heller! Wenn der Herr wüßten, welche Schwierigkeiten... Seine Hand strich — gleichsam rein zufällig — über den Stoff. „Wie die Marktlage ist... gerade heutzutage...“

Er ließ sich herbei, den Mantel in die Hand zu nehmen. Seine mageren Finger prüften geübt Stoff, Kragen, Taschen und Futter. Darauf hielt er ihn gegen das Licht, schüttelte den Kopf und krämpelte das Innere nach außen.

„Nein“, stöhnte er auf, „wie die Ärmellocher aussehen!“

Ich fühlte mich beschämt, ein solches Kleidungsstück ausgewählt zu haben, und verpflichtet, etwas zu meiner Verteidigung vorzubringen.

„Nun, da bin ich denn doch anderer Ansicht. Der Mantel ist im großen und ganzen keineswegs so übel und mag für meine Zwecke immerhin noch genügen.“

Er hörte mich geduldig an, und ich glaubte ihm anzusehen, daß er dachte: Was versteht ein Esel vom Flötenblasen!

„Ja, Sie haben gut reden... Sie haben nicht die Scherereien.“

Ich versuchte, ihn mit dem Hinweis zu trösten, daß er nicht mehr lange mit diesem Kleidungsstück Ärger haben würde.

Wozu? er mich verständnislos anblickte, den Mantel von neuem umwandte und an der vorderen Kante herumfingerte.

„Nein, da sehen Sie nur: was für Knopflöcher!“

Ich fand, daß nun genug über den armen Mantel geredet worden war, und besaßen mich um meinen Freund Olsen, der draußen wartete.

„Wollen wir uns nicht lieber über den Preis einig werden?“ schlug ich darum vor.

„Ja“, erwiderte er, „ich fürchte... der Kragen ist zu verschleßen... Wieviel haben Sie gedacht?“

In meinem Innersten entbrannte ein Kampf. Einerseits wollte ich den Mann nicht im Preis drücken. Der Mantel war — trotz aller Bescheldenhelt — keinesfalls so schlecht. Andererseits wollte ich mir den Triumph nicht entgehen lassen, die Wette, die ich mit Olsen abgeschlossen hatte, zu gewinnen. Zudem pflegte meine Frau mich zu necken, daß ich nicht genug Geschäftsmann sei. Jetzt bot sich mir eine Chance, ihr zu beweisen, daß ich es verstand, billig einzukaufen.

„Zehn Kronen“, erdredete ich mich vorzuschlagen.

Der Mann fuhr auf, als hätte ich ihm auf sein Hühnerauge getreten.

„Zehn... zehn Kronen!“ rief er. „Nein, was Sie sagen! Für diesen Mantel!“

Er sendte einen bestürzten Blick zur Decke, als rufe er höhere Mächte zu Zeugen an. „Nein, Herr, ich dachte... vier!“



„Einen solchen Durst hast, Xaver!“



„Hilfe, der Xaver bringt sein Kopf nimmer raus!“

Vier Kronen! Meine Frau hatte also doch recht. Mit unverzeihlicher Freigebigkeit hatte ich zehn geboten. Wie leicht hätte da der Mann meine Leichtsinn ausnutzen können. Aber er war eben ein vollendeter Gentleman.

Ich hatte mir anscheinend seine Sympathie erworben. Vier Kronen! Meine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Ein feiner Kerl! Aber dürfte ich sein edelmütiges Anerbieten hinnehmen? Erforderte es nicht der Anstand, ihn zu bewegen, daß er mir ein wenig mehr berechnete?

„Ist das nicht zu... wenig?“ stammelte ich. „Nun gut, sagen wir fünf! Aber nicht einen Ören“

Gerührt zog ich die fünf Kronen aus der Tasche. Im gleichen Augenblick kramte auch er in einer fetigen Brieftasche und reichte mir über den Ledentisch hinweg einen Fünfkronenschein.

Was war los? Sollte ich noch eine Zugabe bekommen? Reichte die Edelmütigkeit dieses Mannes so weit, daß er mich beschenken? Oder erwartete ich den Eindruck, daß ich der Unterstützung bedürfte? Sein Verhalten verwirrte mich und brachte mich in Verlegenheit.

„Nein!“, stotterte ich, „nein, das kann ich nicht annehmen. Wirklich nicht!“ Ich legte meinen Fünfkronenschein auf den Ledentisch, griff nach dem Mantel und ging.

Der arme Mann jedoch mußte wirklich sehr enttäuscht von mir gewesen sein, da ich sein hochherziges Angebot ausschlug; denn sprachlos und mit einem Blick, als habe er nicht das geringste begriffen, starrte er mir nach. — — —

„Du hast etwas verloren“, rief mir Osen entgegen, als ich wieder auf die Straße kam, und reichte mir ein kleines Preisschild, auf dem geschrieben stand: „Wie neu — 25 Kronen.“ Osen versuchte mir einzureden, daß der Zettel aus dem Mantel gefallen sei, als ich in den Laden trat.

„Nein, mein Lieber“, erwiderte ich, „du irrst. Dieses Preisschild rührt von einem Frack oder einem Smoking her; denn die stehen augenblicklich hoch im Kurs. Der Mantel kostete nur fünf Kronen. Ein feiner Kerl, nicht wahr! Ich habe die Wette natürlich gewonnen.“

Dessenungeachtet ist die Welt besser, als Osen glaubt

Autorisierte Übertragung a. d. Dänischen von Werner Rietig

Ein Mann aus dem Westen

Von

Hans Karl Breslauer

Der alte Plunk ist seinerzeit im Westen reich geworden und verläßt seinen Minendistrikt nur dann, wenn er sich entschließt, seinen Sohn zu besuchen, der sich in New York damit abplagt, die Dollar, die sein Vater scheffelt, wieder unter die Leute zu bringen.

Er ist ein sonderbarer Kauz, der alte Plunks; noch immer so derb zupackend wie damals vor rund fünfundvierzig Jahren, noch immer so schlaue und verschlagene wie zu jener Zeit, als er die Minen an sich riß, und er fühlt sich am wohlsten, wenn er mit ein paar harten Burschen beisammensitzt und über die heutigen Zeiten spotten kann.

Darum paßte er auch so gar nicht in die feine Gesellschaft der New Yorker upper-ten, und das war auch der Grund, weshalb er am liebsten zu Hause blieb. Diesmal hatte er sich's aber in den Kopf gesetzt, seinen Sohn in den United-Club zu begleiten. „Tom“, hatte er zu seinem Sohn gesagt, „Tom, ich will einmal sehen, wie es bei euch ganz feinen Leuten zugeht...“

„Und was hast du schon davon, Dad?“, meinte Tom, nicht sonderlich erheitert über diesen Einfall. „Was ich davon habe, Junge?... Einfach ich will zu Hause erzählen, was man hier in New York treibt, wenn man zur großen Welt gehört... Sollen einmal etwas Lustiges hören, meine Freunde... Zum Teufel hinein, das ist es, verstanden?“ So bließ Tom Plunks nichts übrig, als den Wunsch seines Vaters zu erfüllen und ihn in den Club mitzunehmen. Die Clubmitglieder begrüßten Mr. Plunks äußerst

zuvorkommend, seine Geldsäcke hielten ihm, wenn es sein Wunsch gewesen wäre, alle Türen geöffnet, und als man sich zu einer Partie Poker setzte, saß außer Adel der Alten — neben Dollaradel der Newer Welt, und Mr. Plunks spielte so frisch drauflos, wie er seinerzeit gespielt hatte, als er sich noch mit den Goldgiggen herumtrieb, und um seine lebhaften, klugen Augen zuckten tausend vernünftige Flächchen.

„Damnit!“ rief er plötzlich und wollte die Hand des Marquis von Pérignon erfassen, „Damnit — das ist —“

Ehe er aber den Satz noch vollenden konnte, zog ihn auch schon Tom vom Spieltisch weg und sagte verweisend:

„Du vergißt, mit wem du spielst, old Daddy... Das ist ein Graf — ein Marquis — ein Vicomte! Willst du Gentlemen beleidigen?“

„Oho...“, brumpte der alte Plunks, „Marquis hin — Vicomie her — Ich habe gesehen, daß er eine Karte verschwinden ließ!“

„Daddy, das gibst du der Licht Mißtrauen gegen ein Mitglied des United Clubs ist eine tödliche Beleidigung... Du bist hier nicht im Westen.“

Hier spielt man nach den Regeln, die der Ehrenkodex vorschreibt!“

„Na — wenn's so ist!“ gab der alte Plunks nach, „wenn's so ist, dann muß ich mich gelirt haben...“

Go on, boy, geh allein in die Oper, ich spiel weiter, hol' mich nachher ab!“

Als Tom Plunks nach der Oper wieder in den Club kam, stopfte der alte Plunks eben einen Haufen Gold und Banknoten in die Taschen, nickte dem verdutzten Partner zu und ging vergnügt seinem Sohn entgegen.

„Schon zurück, Tom?“

„Yes, Pa... Wie war's?“

„Thank you, boy... Ich gewinne so runde Hundstausend bis Dollar... Ich hab sie abgesotten, deine Fürsten und Grafen...“

„Du stau'st Tom, ja — ja — wie's denn?“

„Na hörst du“, lachte der alte Plunks, und wieder zuckten die tausend Flächchen um seine Augen. „Die Spielregeln, die ihr hier in eurem feinen Klub habt, die können wir im Westen viel besser!“

Der bindliche Anweisung

Von

Wendelin Webermeyer

Sie: läßt du je dich vom Ehrgeiz plagen, zu gelten als ein verbindlicher Mann — geschwehe es dir beizeln an, unverbindliche Worte zu jagen!



Ein Mann,
dem man das Alter kaum anmerkt.

Wie haben denn die Männer...
kann doch sein. Der Zahl der Jahre nach könnte er laien an der Schwelle der Greise sein, aber dem Aussehen und der Körperlichkeit. Einmal und wieder auch, wenn er es mit anderen Jüngern an. Das ist keine Leber, die in der Jugendlichkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis, daß Jüngling nicht allein vom Gehirns, sondern in erheblichem Maße von der Hormonverteilung des Körpers abhängt. In der Verjüngung mit Hormonen, die zur Verjüngung der Körper beitragen, liegt die Bedeutung der Titan-Perle. Auf Wunsch überlassen wir Ihnen gern kostenlos eine Probe in die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“ in allen Apotheken zu haben.

Ein Mann,
dem man das Alter kaum anmerkt.

Wie haben denn die Männer...
kann doch sein. Der Zahl der Jahre nach könnte er laien an der Schwelle der Greise sein, aber dem Aussehen und der Körperlichkeit. Einmal und wieder auch, wenn er es mit anderen Jüngern an. Das ist keine Leber, die in der Jugendlichkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis, daß Jüngling nicht allein vom Gehirns, sondern in erheblichem Maße von der Hormonverteilung des Körpers abhängt. In der Verjüngung mit Hormonen, die zur Verjüngung der Körper beitragen, liegt die Bedeutung der Titan-Perle. Auf Wunsch überlassen wir Ihnen gern kostenlos eine Probe in die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“ in allen Apotheken zu haben.

Frits-Perlen
Die Titan-Perle...
kann doch sein. Der Zahl der Jahre nach könnte er laien an der Schwelle der Greise sein, aber dem Aussehen und der Körperlichkeit. Einmal und wieder auch, wenn er es mit anderen Jüngern an. Das ist keine Leber, die in der Jugendlichkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis, daß Jüngling nicht allein vom Gehirns, sondern in erheblichem Maße von der Hormonverteilung des Körpers abhängt. In der Verjüngung mit Hormonen, die zur Verjüngung der Körper beitragen, liegt die Bedeutung der Titan-Perle. Auf Wunsch überlassen wir Ihnen gern kostenlos eine Probe in die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“ in allen Apotheken zu haben.

Deine Wahl-nur Sonnal
Wahl-nur Sonnal...
kann doch sein. Der Zahl der Jahre nach könnte er laien an der Schwelle der Greise sein, aber dem Aussehen und der Körperlichkeit. Einmal und wieder auch, wenn er es mit anderen Jüngern an. Das ist keine Leber, die in der Jugendlichkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis, daß Jüngling nicht allein vom Gehirns, sondern in erheblichem Maße von der Hormonverteilung des Körpers abhängt. In der Verjüngung mit Hormonen, die zur Verjüngung der Körper beitragen, liegt die Bedeutung der Titan-Perle. Auf Wunsch überlassen wir Ihnen gern kostenlos eine Probe in die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“ in allen Apotheken zu haben.

Neue Kraft, Lebensfreude
Vitalin...
kann doch sein. Der Zahl der Jahre nach könnte er laien an der Schwelle der Greise sein, aber dem Aussehen und der Körperlichkeit. Einmal und wieder auch, wenn er es mit anderen Jüngern an. Das ist keine Leber, die in der Jugendlichkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis, daß Jüngling nicht allein vom Gehirns, sondern in erheblichem Maße von der Hormonverteilung des Körpers abhängt. In der Verjüngung mit Hormonen, die zur Verjüngung der Körper beitragen, liegt die Bedeutung der Titan-Perle. Auf Wunsch überlassen wir Ihnen gern kostenlos eine Probe in die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“ in allen Apotheken zu haben.

Haar-Haut-Haare
Haar-Haut-Haare...
kann doch sein. Der Zahl der Jahre nach könnte er laien an der Schwelle der Greise sein, aber dem Aussehen und der Körperlichkeit. Einmal und wieder auch, wenn er es mit anderen Jüngern an. Das ist keine Leber, die in der Jugendlichkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis, daß Jüngling nicht allein vom Gehirns, sondern in erheblichem Maße von der Hormonverteilung des Körpers abhängt. In der Verjüngung mit Hormonen, die zur Verjüngung der Körper beitragen, liegt die Bedeutung der Titan-Perle. Auf Wunsch überlassen wir Ihnen gern kostenlos eine Probe in die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“ in allen Apotheken zu haben.

Gratiss
Gratiss...
kann doch sein. Der Zahl der Jahre nach könnte er laien an der Schwelle der Greise sein, aber dem Aussehen und der Körperlichkeit. Einmal und wieder auch, wenn er es mit anderen Jüngern an. Das ist keine Leber, die in der Jugendlichkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis, daß Jüngling nicht allein vom Gehirns, sondern in erheblichem Maße von der Hormonverteilung des Körpers abhängt. In der Verjüngung mit Hormonen, die zur Verjüngung der Körper beitragen, liegt die Bedeutung der Titan-Perle. Auf Wunsch überlassen wir Ihnen gern kostenlos eine Probe in die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“ in allen Apotheken zu haben.

Jeden Tag Birkenwasser
Qualität Dralle Rasiercreme
Graue Haare

Wieder an Schloß Denck...
kann doch sein. Der Zahl der Jahre nach könnte er laien an der Schwelle der Greise sein, aber dem Aussehen und der Körperlichkeit. Einmal und wieder auch, wenn er es mit anderen Jüngern an. Das ist keine Leber, die in der Jugendlichkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis, daß Jüngling nicht allein vom Gehirns, sondern in erheblichem Maße von der Hormonverteilung des Körpers abhängt. In der Verjüngung mit Hormonen, die zur Verjüngung der Körper beitragen, liegt die Bedeutung der Titan-Perle. Auf Wunsch überlassen wir Ihnen gern kostenlos eine Probe in die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“ in allen Apotheken zu haben.

Recken und Strecken
Recken und Strecken...
kann doch sein. Der Zahl der Jahre nach könnte er laien an der Schwelle der Greise sein, aber dem Aussehen und der Körperlichkeit. Einmal und wieder auch, wenn er es mit anderen Jüngern an. Das ist keine Leber, die in der Jugendlichkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis, daß Jüngling nicht allein vom Gehirns, sondern in erheblichem Maße von der Hormonverteilung des Körpers abhängt. In der Verjüngung mit Hormonen, die zur Verjüngung der Körper beitragen, liegt die Bedeutung der Titan-Perle. Auf Wunsch überlassen wir Ihnen gern kostenlos eine Probe in die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“ in allen Apotheken zu haben.

Bücher Prakt. Neuheit
Bücher Prakt. Neuheit...
kann doch sein. Der Zahl der Jahre nach könnte er laien an der Schwelle der Greise sein, aber dem Aussehen und der Körperlichkeit. Einmal und wieder auch, wenn er es mit anderen Jüngern an. Das ist keine Leber, die in der Jugendlichkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis, daß Jüngling nicht allein vom Gehirns, sondern in erheblichem Maße von der Hormonverteilung des Körpers abhängt. In der Verjüngung mit Hormonen, die zur Verjüngung der Körper beitragen, liegt die Bedeutung der Titan-Perle. Auf Wunsch überlassen wir Ihnen gern kostenlos eine Probe in die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“ in allen Apotheken zu haben.

Ein Engel fliegt durch einen Raum

Du bist, lieber Leser, schon in Personenzügen gefahren, die etwa an einem Winterabend gemütlich durch gemülltes Land wackeln, und du weißt deshalb auch, daß dann immer einmal folgendes sich ereignet: Auf irgendeiner Station hält der Zug ungebührlich lange; ein paar Lichter blenden von einem winzigen Bahnhofsgebäude her; den Zug entlang schwanzt eine Laterne; der Schaffner ruft den Namen der Station aus, erst nahe, dann immer ferner, als ob er sich mit diesem Ruf gänzlich in die Nacht verlieren wolle. In deinem Wagen pfeifen und zischen noch ein paar Röhren, die Unterhaltung geht, zuerst fahrlaut, eine Weile weiter, um dann immer stiller und einsibiger zu werden. Und nun kommt der Augenblick, den ich meine — die Gespräche verstummen plötzlich ganz, der Zug steht wie wolvergessen, es herrscht tiefste Stille im Wagen. Wärest du in einer Gesellschaft, so würde man jetzt sagen — ein Engel fliegt durchs Zimmer. Das alles erlebte ich kürzlich wieder. Der Zug stand, der Schaffner war mit seinem Stationsruf in der Nacht verschwunden, die paar Röhren hatten noch gepfeifen und gezischt und dann eben war jene Stille eingetreten — ein Engel flog durch den Wagen. Das heißt, was ich ganz ehrlich sein soll, es war kein Engel, es war nur ein Wort, klar, deutlich und laut aus einer halbwegsigen Kehle gesprochen. In die Stille des Wagens hinein das Wort: „Du leckst ja mit em —!“ Und dann kam es, Nicht nördlich scherzt, mit einem zackigen A; nein, weich und gemütlich, südlisch, sozusagen eine schöne, runde Sache, mit einem O; ja, sogar etwas gedehnt, fast wie mit zwei Oo geschrieen. Und dann, nicht etwa im Zorn oder Ärger herausgeschleudert — nein, gütig, mit einem kleinen Lachtriller auf dem Worte „leckst“. Ein mildes, baskinisches Wort, an einen guten, scherzhaft aufgelenkten Freund. So war es also. Aber laut und deutlich, in die Stille des Wagens hineingesprochen, durch den eigentlich ein Engel hätte fliegen

sollen. Alle hatten es gehört — die Wirkung war jedoch verschieden.

Ein Landfremder im Zuge, mit etwas unscheinbarem Grauen an seiner Seite, das, für den Fall, daß es Geschlechtsmerkmale hatte, seine Frau sein konnte, stieß, nein, piffte ein erschrockenes „Nanu“ durch die Zähne, ein furchbarer Blick von dem grauen Etwas her und ein paar strenge Falten um die Nasenwurzel ebenda brachten ihn aber sofort zum Schweigen.

Eine bessere Frau in einer Fenstercke knöpfte sich ohne erschütternden Grund mit energischen Bewegungen den Mantel zu und schaute dann tief auf.

Ein Viehhändler hingegen nestelte seinen Mantel, der eine Art Pelzkragen wie ein Stoppelfeld hatte, umständlich auf, holte aus einer grünen Weste ein Schmalzglas, haute sich zischelnd eine Prise in die Daumengrube der linken Hand und beforderte sie, indes sein Blick glasig wurde und in Grenzenlose schweifelte, mit einem wohligen Schnauben in sein rechtes Nasenloch. Ein alter Förster streckte weit die Beine von sich und strich ungemein behaglich seinen Bart, indessen ein feuchter Glanz in seine kleinen, wasserklaren Augen kam. Er war sichtlich ein bläuliches Gemischel durch die Art, wie der Engel durch den Wagen geflogen war.

Ganz am äußersten Rande eines Sitzes haftete eine junge Reiterkavallerie — sehr steif, sehr protestantisch, sehr kühl. Sie biß die Zähne auf die Unterlippe, löste aber dann den Biß und fuhr mit einem sehr spitzen Zünglein zwischen Lippen und Zähnen hindurch — und gerade das hätte sie eigentlich in diesem Augenblicke nicht tun sollen. Gänzlich unberührt blieb nur der bäuerliche Teil der Wageninsassen. Ihm klang es in der fremden technischen Umgebung wie ein beruhigender Guck — heimlich, altgewohnt, wie etwa das Ticken einer Uhr, die man nicht mehr hört, die aber beruhigt, wenn sie nicht mehr tickt. Nun, da es gekickt hatte, war es gut.

Und dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung, die Unterhaltung frische auf — der Engel war verfliegen.

Joseph Marie Lutz

Lieber Simplificissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Im Café in Prien saßen zwei Damen und der Pfeiffer Lenz. Vor dem Kaffeehaus auf der Straße stand ein riesiges Auto mit dem Union-Jack-Wimpel. Die Damen und das Auto gehörten zusammen und es sich schwer sagen, was leibentfroh und lackierter war. Die Ladies konnten wenig Deutsch. Und doch war eine rege Unterhaltung im Gange. Die Engländerinnen redeten, sie hielten in der Nähe von Reim im Winkel auf einer Wiese einen Esbären gesehen. „Yes, ur haben nicht gewußt, daß es Bären gibt in Germany.“

Großes Schweigen im Café. Ein Bär in Reim im Winkel! Weiß der Teufel, was die Girls gesehen hatten. Der Pfeiffer Lenz aber wußte, was er zu tun hatte. Er beugte sich den Damen hin und sein Gesicht war das Vertrauen selbst: „Ja, wiss'n S', Freilein, de Bär'n gib't's bei uns scho no, das san awa koana Esbär'n, sondern die hoab'n Sau-bär'n.“ Die Engländerinnen notierten sich bestens dankend dieses neue Tier. — Weill

Auf dem Schulwege trafte ich ein kleines Mädel, das ängstlich an einer Ecke steht. Als ich näher komme, sagt sie: „Lieber Herr, würden Sie nicht so freundlich sein und einmal um die Ecke schauen, ob da nicht ein großer Hund steht!“

Guter Sekt muß nach gutem Wein schmecken!

Voller, reiner Weingeschmack — das ist es, was sich im Burgeff mit herrlichen Schäumen und Perlen zu einem Genuß ganz besonderer Art vereinigt. Denn von jeher ist der Weinkauf die vornehmste Aufgabe im Hause Burgeff gewesen — seit Jahrzehnten werden dort nur besonders geeignete Gewächse sorgfältig für die Schaumweinbereitung ausgewählt. Probieren Sie ein Glas Burgeff noch heute abend. Dann werden Sie verstehen, warum Weinkenner besonders diesen Sekt bevorzugen — warum ihn gerade Frauen so sehr schätzen. Denn gerade die Frau versteht etwas von Sekt — sie nicht mehr in ihm, als nur ein gekübeltes, prickelndes Getränk.

BURGEFF GRÜN

Eines ganz Besonderes:
1928er Burgeff
Jahresausstellung
RM. 6.25
1927er Burgeff
Jahresausstellung
RM. 6.50
Burgeff Gelb RM. 3.-



Achten Sie stets auf das charakteristische grüne Etikett



AUCH IM ZWEITEN JAHRHUNDERT WIRD BURGEFF BEWUNDERT

„Der Sekt für Weinkenner — Stimmung und Genuß“

Burgeff A.C. / Hochheim a.M. / Älteste Rheinische Sektkellerei / Gegründet 1837

Der Betrogene / Erzählung von Josef Martin Bauer

In Döbereins Haus war es üblich, daß, von der Mutter angefangen, alle Familienmitglieder den Vater belogen. Geht, so besessen war, und darum wie alle Geiztizen auch die Worte in baren Wort umrechnete, bis das vorgeschriebene Alter ihn zwang, unter das unsärlische Kont seines Lebens den Saldostreich zu ziehen.

Man log gewiß und unbegebt, aber nur selten einmal erfuhr Döbereins, wozu besessen war. Wenn die Mutter Zinsbellen kaufte, auf dem Markt bekam sie das Pfund für sechs Pfennige, und für dreißig Mark schon bekam Herr Döbereins den besten Anzug. Schuhe, die den Preis an den Sohlen aufgezogen trugen, kosteten für den geizigen Döbereins vier Mark weniger, und das Tausend Ziegel bekam Herr Döbereins auch kürzlich noch zu jenem gleichen Preis, den er beim Hausbau vor mehr als dreißig Jahren angelegt hatte. Man mußte lügen, wenn etwas im Haus zu richten war. Man log, wenn der Kohlenmann den Winter vorant fuhr. Man hatte falsch gezeichnete Thermometer an den Zimmerwänden hängen, weil man doch nicht frieren wollte, wo der Vater nur fünfzehn Grad Wärme gestattete, um der Ersparnis willen.

So war schließlich alles Lüge geworden um Herrn Döbereins, und selbst der Arzt kam nur zu einem gelegentlichen Freundschaftsbesuch, als er den geizigen Mann vorberiefen, um ihn das Abschied von dieser ertzt billigen Welt. Als es schließlich nicht mehr möglich war, dem Mann die unumstößliche Gewißheit zu verheimlichen, daß er sterben müsse, kreisten die letzten Sorgen des Sterbenden immer noch um die paar gleichen Fragen des Geldes, der Ersparnisse und der darum nicht erwachenden mächtigen Hinterlassenschaft. Zu jeder Zeit hatte Döbereins verächtlich über die Sparsinstitute gesprochen und aus dieser Verachtung für sich selbst die einzig mögliche Schlußfolgerung gezogen. So konnte er sich am Ende, als es zum Sterben war, aus Schranktüchern und Schachteln und Tassen und sonstigen wertvollen Gegenständen, die man mußte ihm Pfandbriefe und Scheine und geprägtes Geld auf das Deckbett schütten, so daß er in dem Haufen mit den beiden Händen, die sich wie Schaufeln in die Fülle bohrten, wühlen konnte, bis seine Augen nicht mehr zu unterscheiden vermochten, was er da vor sich liegen hatte. Er schenkte dann die wertvollen Gegenstände, die in die Behälter, die er sich vorher schon seiner Frau einen Bund Pfandbriefe zu, er gab der ältesten Tochter ein ungefähres Drittel des gemünzten Metalls, er teilte den Rest zu ungelährten Hilfen für die beiden Söhne, die am Sterbelager standen, und dann erst, als geteilt war, begann er sich auf Georg, auf den einen Sohn, der vor Jahren von ihm und der Familie gegangen war, nachdem es bitteren Streits, des Geldes wegen, gegeben hatte.

„Wißt ihr, wo Georg ist?“ fragte Döbereins mit schwacher Stimme, aber niemand wußte Antwort. Man hatte sich doch zerstritten mit Georg, und das war die Ursache, daß er nicht mehr in der unfriedlicher Art jedesmal die Wahrheit gesagt hatte, so oft er von den anderen belogen worden war. Der Vater legte sich in die Kissen zu ruhen und dachte an Georg. Er deutete unsicher mit der linken Hand nach dem Wäschrack hin: „Da drinnen, Kinder, da noch eine kleine Schachtel sein, da drinnen, hinter der Wäsche, ganz eng bei der Bretterwand, Ja, da drinnen! Bringt mir die Schachtel her!“ Zögernd nur brachte die Tochter das hölzerne Behältnis, das bis auf einen schmalen Einwurfschlitz dicht vernagelt war. Der Geizhals lechte, als er das hölzerne Behältnis dann in den Händen hielt, und er hörte die Inhalt durchwühlend und hörte das Klappen schwerer Münzen, die sich nur zuweilen einmal an vielfach gefaltetem Papier ließen. Die Mutter stand neben dem Bett und versuchte, dem Sterbenden die Holzschachtel zu entwenden, die Söhne gingen schweigend aus dem Zimmer, die Tochter sprach laut und unsinnig auf, wie sie es wollte, aber dann, weil sie alle Angst hatten, der Vater möchte den Deckel aufbrechen versuchen. Wenn die Kraft des Sterbenden noch reichte dazu, dann mußte wohl die Entdeckung, die dann zu erwarten war, dem Vater das Herz brechen. Von diesem Geld in diesen kleinen Kisten, das der Vater so wohl verborgen geglaubt hatte,

war doch alles das bezahlt worden, was die Lüge verbilligt hatte.

Blei, Blech, Zinnabfälle, gefaltetes Zellulospapier und Klebstoffe hatten man anstatt des Geldes durch den Einwurfschlitz geschoben, durch den man das Geld sorgsam hatte herausgelassen lassen, und von allem Geld war nichts mehr vorhanden. Es klang beim milden Rütteln noch so, als wäre Blei, Blech, Zinnabfälle, gefaltetes Zellulospapier und Klebstoffe, der Vater, der sein Leben lang belogen wurde, liebte sich auch von diesem Poltern wertloser Scherben belügen. Er verlangte nur ein Stück Bleistift und schrieb mit zitternder Hand Georgs Namen auf den hölzernen Deckel, um damit zu sagen, daß dieses Geld Georg gehoren sollte.

Kurz darauf schloß Döbereins die Augen zu und schlief ruhig ein, während er nebenan noch etwas klingen zu hören glaubte in dem wohlvertrauten Ton edlen und halbedlen Metalls. Weil der Vater nie hart gewesen war zu seinen Kindern, sondern im Grunde eigentlich nur unversahen in die Lüge getrieben hatte, trauerten sie alle ernstlich um ihn, und nur dort, wo der Ernst der Trauer von einem bösen, schadenfrohen Lächeln abgelöst, wo Georg nach dem Grabgang das hölzerne Behältnis mit seinem Erbteil an sich nahm und abwägend den Inhalt durchwühlend schüttelte. Warum auch hatte Georg dem Vater damals sagen müssen, daß sie ihn belogen?

Jetzt hatte er so den Lohn bekommen, wie er ihn verdient hatte. Der Vater hatte ihn mit eben dem bestraft, womit er gesündigt hatte. Wenn Georg das Behältnis aufmachte, fand er zusammengeknülltes Zellulospapier und wertlose Stücke von Blei oder Blech oder zinnernen Geschirr. Georg aber wog nur bedächtig und verachtungsvoll die Schachtel in der Hand und überlegte, daß er diesen kleinen, kaum erwarteten Reichtum am besten wohl seiner Mutter zur Aufbewahrung überließ. Er hatte Arbeit gefunden, nach dem Tode des Vaters, er hatte sich ernstlich mit seinem Glückfalls gerechnet, darum setzte er dieses Erbe gar nicht erst ein in die Rechnung seines Lebens, sondern bat die Mutter, sie möge das, was der Vater ihm überlassen hatte, aufbewahren für ihn.

So kam es, daß der Betrug nicht sogleich offenbar wurde, und daß Georg sich, halb wahnhaft, von seinen Geschwistern verabschiedete, um wieder irgendwo einer bescheidenen Arbeit nachzugehen. Es kam so, daß man Jahr um Jahr von Georg nichts mehr hörte, während die Mutter, die um den absonderlichen Betrug an ihrem Sohn wußte, das kleine hölzerne Behältnis aufbewahrt hielt und vor dem Augenblick bangte, in dem Georg heimkommen und die Herausgabe seines Erbstückes fordern würde.

Georg aber war fort und blieb fort. Georg hatte auf der Wegfahrt viele vor sich hin eine Rechnung gemacht, wie es das väterliche Erbe sein würde, wenn er das väterliche Erbe vielleicht kam, daß er sich eine Frau suchte. Als es dann so weit war, nach wieder ein paar Jahren, daß er eine Frau gefunden hatte, bedachte er vorwiegend mit ihr die dürtigen Pläne für die Zukunft. Er wies den Wochenlohnzeitel auf und rechnete aus, daß es reichen würde für ihn, so wie er den wendenden wurde, wenn die Zeit gedachte, war mit dieser Rechnung zufrieden. Sie hörte gern aus Georgs beifälliger Erzählung, daß er dahem noch ein Stück väterlichen Erbes liegen

habe, nicht viel zwar, nur so eine hölzerne Schachtel voll, aber eine Summe doch und eine Sicherheit für die Zukunft einer unverhofften Not. Diese junge Frau schenkte Georg ein erstes Kind, vor dessen Wiege das junge Ehepaar Döbereins wieder mit dem Wochenlohnzeitel zu rechnen begann. Der Wochenlohn war größer geworden inzwischen, weil Georg mit jener Zähligkeit, die beim Vater fast gewesen war, arbeitete an seiner Zukunft. Aber er wollte vor der Wiege des ersten Kindes doch wieder einmal erinnern an das väterliche Erbe, das dahem von der Mutter verwahrt wurde. Die Frau jedoch schüttelte den Kopf und berechnete, daß es auch so reichen würde. Für den Fall, daß wirklich einmal die Not unverhofft über sie alle kam, hatte man ja immer noch das Erbstück.

So kamen in den Jahren hin sieben Kinder in den jungen Haushalt, und jedesmal wußte Georg hin auf die große Rücklage, die man jetzt vielleicht um der Kinder willen anbrechen konnte und mußte. Doch Georg Döbereins Frau lächelte dazu und freute sich des verschwiegene kleinen Besitzes. Anbrechen mußte sie das Erbe doch nicht, denn Georg arbeitete längst nicht mehr um einen kleinen Wochenlohn, sondern hatte sich selbständig gemacht, und wenn er nun zwölf Stunden am Tag arbeitete, arbeitete er für sich, für die Frau, für sieben Kinder, die leicht zu leben hatten aus dem Verdienst seiner Hände. Die Mutter dahem starb inzwischen, und Georg nahm die hölzerne Schachtel nun zu sich ins Haus. Wie der Vater, so verbarg er sie hinter der Wasche im Kleiderschrank. Niemand brauchte den Platz zu wissen, niemand brauchte davon zu nehmen, aber als Georgs Söhne heranwuchsen und selbst schon versuchten nach des Vaters Beispiel allein in die Welt zu treten, da nahm Georg sich nacheinander die Söhne vor:

„Sieh zu, daß du es recht machst in der Welt draußen! Es macht nichts aus, wenn es einmal nicht so geht wie du meinst, Gehe, es dir aber wirklich einmal ganz schlecht, dann kannst du heimkommen zu mir und mußst dich deswegen nicht schämen. Und im Übrigen — wir haben von meinem Vater her noch eine schöne Summe Erbteil beiseitegelegt: wenn es einmal ganz schlimm geht, dann mußst ihr eben dieses Rücklage angreifen.“

So schickte er seine Söhne in die Welt, und keiner kam mehr heim. Georg, der später einmal nach langen Jahren sich Zeit nahm, nacheinander seine Söhne zu besuchen an den Plätzen, die sie für die Arbeit ihrer Zukunft gewählt hatten, hörte seine Söhne dann vor ihren Frauen und ihren Kindern auch zuweilen so erzählen von dem Erbteil, das als irgendwelcher fernen Zeit, von einem Ahn her, in der Familie geblieben war und im Fall der bittersten Not angegriffen werden konnte.

Das Papier vermoderte in den Jahren, und das Blei graute an, so daß der kleine Schachtel unwürdig austah, als eine Magd einmal in Georgs Haus die Kisten stöberte und das kleine hölzerne Behältnis vorfand. Weil sie der Ordnung einen Dienst tun wollte, warf sie den Fund zum Gerümpel, aber sie schadete niemand damit, denn der Bericht von dem reichen Vererber war schon so sehr in der Welt gedarrt, daß man wohl noch ermunternd von diesem Reichtum sprach ohne auch nur einmal noch nachzusehen, ob dieser Märchenreichtum noch vorhanden war.

Lied für sie / Von Paul Verlaine / Übertragen von Herbert Säng

Dein Lachen glänzt in mein Herz hinein.

Wie eine Laterne im Keller,
Wo er selber wird, der Bewyinger Wein:
XI — Zeuane — Sauterne — Muscateller!

Dein Lachen glänzt in mein Herz hinein!

Deine Stimme füllt meine Seele mit Klang.
Wie ein Zeichen, durchs Feuer zu gehn,
In die Glut, die aus beiden Augen sprang.
Denn die Flammen, der Gott, sind schön!

Deine Stimme füllt meine Seele mit Klang!

Deine Art, dein Gefühls, deine menco.

Was weiß ich: deine Zerstörung,
Die ruhen: komm her — Proben —
(O wie ich doch die Schutzel weilt)

Deine Art, dein Gefühls, dein menco.

Dein Gefühls, deine Süßen, deine Brüste.
Und das Übrige: Duft und Leib —
Deine Wärme umschließt mich: Bleib!
Und so bleib ich in dein Bett der Lüge.

Dein Gefühls, deine Süßen, deine Brüste!

Mein' Gret'

(Wilhelm Schütz)



Wenn heut nur mit dem Franz
Mein' Gret' sich dreht im Tanz,
So tut sie das doch nur allein,
Daß ich voll Eifersucht soll sein.

Und wenn es ihr gelingt,
Daß sie so weit es bringe,
Pflanz ich doch nicht mein Lieben drum
Gleich wie ein Rosenstöck'l um.

Wär' schade um mein' Gret',
Auch wenn es abends spät
Dann zwischen uns noch weiterkracht -
Wird um so schöner drauf die Nacht!

Wilb. Schütz



„Unglaublich, diese Fülle, gnädiges Fräulein!“ — „Na, und was soll ich erst dazu sagen?“

GRETCHEN

Daß die Ehe einen Menschen verwandeln kann, war mir bekannt. Aber in wie starkem Maße solche Wandlung möglich ist — dazu in wie kurzer Zeit —, das hätte ich mir nicht träumen lassen. Vor zwei Jahren war Gretchen Köhl so unsahbar und so korrekt wie Ihr Name. Sie war Mathematiklehrerin, und wenn im Lehrerkollegium jemand einen faulen oder gar einen „unfeinen“ Witz erzählte, dann erschienen auf ihrer schönen Stirn Falten des Unwillens, der Abwehr. Sie lebte in einer fast überirdisch zarten und dünnluftigen Sphäre — und Professor Pressin, der jüngste und lebendigste Professor unserer Stadt, behauptete, das sei ihr einziger Fehler. Wenn man den beiseitigen könnte, dann sei Gretchen die vollendetste Frau Europas. Infolgedessen heiratete er sie und sorgte dafür, daß sie so bald wie möglich ein Baby bekam. Wenn schon die Ehe einen Menschen zu ändern

vermag — noch viel mehr verwandelt ein Kind. Mit dem Kinde war die Pforte zur Kammer der Natürlichkeit in Gretchen weit geöffnet worden. Ich hatte sie zwei Jahre lang nicht gesehen. Jetzt war ich bei ihr zum Abendessen eingeladen. Wenn jemand, wie der Professor, die Wandlung der Frau in allmählicher Entwicklung miterlebt, so mag es angehen. Wenn man aber — wie es mir nun geschah — vor die vollendete und veränderte Tatsache gestellt und gesetzt wird, — dann ist das höchst verblüffend. Gretchen sprach freimütig über Dinge, bei denen früher ihre Stirn einem Kartoffelacker geglichen hätte. Und es stand ihr gut. „Ja“, sagte sie, während sie mir ein Omelette auf den Teller schob, „unser Junge ist süß und es geht ihm gut. Nur mit der Verdauung hapert's im Augenblick ein bißchen. Die Wurzeln kamen heute morgen ganz komisch wieder...“ „Gretchen!“ mahnte der Professor, denn so weit schlen es gekommen zu sein, daß er gelegentlich bremsen mußte.

Aber Gretchen ließ sich nicht stören. Das Thema war viel zu anregend. Und wozu ist man Lehrerin gewesen, wenn man nicht anregende Dinge erklären darf. Sie berichtete also weiter: „Bei so kleinen Kindern kann man nämlich genau erkennen, was wieder zum Vorschein kommt!“ „Aha!“ machte ich versonnen. Aber der Professor schritt ihr nun das Wort ab: „Das ist sehr interessant, mein Kind, aber wir wollen doch unserem Gast nicht den Appetit verderben.“ „Ach so...“ — Gretchen sann nach. Appetit verderben — so was gab's auch. Aber sie konnte nicht gleich still sein. „Eins muß ich noch sagen, weils mich bedrückt!“ Der Professor lächelte: „Also, sag' noch eins!“ „Ja“, rief Gretchen, „es ist doch komisch — der Zwieback von heute früh und die Wurzeln von gestern sind schon wieder da. Wo mag bloß der Rosenkohl von vorgestern stecken?“ Da sagte Professor Pressin zu mir: „Entschuldigen Sie, bitte, ich muß meiner Frau mal oben einen Kuß geben!“ W. Hammond-Norden

VERLAG UND DRUCK: KNOBE & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Angelegenheiten: Gustav Schweizer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D. A. IV. Vj. 37: 17750. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 82, Fernruf 1736. Postcheckkonto München 5720. Erfüllungsort: München.



Eden: „Nun fangen die kleineren Nationen auch schon an, unseren Brei abzulehnen. Sollte die Konkurrenz wirklich eine bessere Küche führen?“

Durchhalten!

(K. Arnold)



„Gehn m'r heme, Baula, machn m'r ins Bette!“
„Mir gangst, i geh do net mittn im Fasching hoam!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Skieflüster

(R. Kriesch)



„Endlich! Aber im Grunde hatte ich mir unser erstes Zusammentreffen eigentlich anders vorgestellt!“

Erster Huflattich / von Rataföskr

Man gleitet friedlich durch die Glur
und senkt den Blick in die Natur,
als welche nach des Winters Wüste
sich nun doch endlich räuspern müßte.

Schneeglöckchen? Ei du liebe Zeit!
Und Veilchen gar? Da fehlt's noch weit!
Die Düste, die sich hier verbreiten,
sind landwirtschaftlich abguleiten

und liefern spärlichen Genuß.
Schon wendet schauernd sich der Fuß . . .
Sieh da, im weissen Ufergrafe
ein Goldglanz, eine Lichtoafe,

ein erstes, summesendes Trara:
Frau Tussilago Farfara! —
Das ist doch eine offenbare,
wenn auch verfrühte Lenzfanfare!

Es steckt in diesem premier cri
zugleich ein Häutchen Ironie:
der Blätter — quasi zur Vergeltung —
bedienen wir uns bei Ertältung.

Wir kaufen nur Stoff

Von Welter Foltzick

Ich gehe sehr gerne mit Erna zum Einkaufen, falls ich sehr viel Zeit habe; denn so nebenbei tätigt Erna ihre Einkäufe nicht, es ist eine nachmittagsfüllende Angelegenheit, und häufig werden wir auch dann nicht fertig.

Aber manchmal habe ich Zeit und dann mache ich ihr und mir das Vergnügen. Sie rüstet eine Art Expedition aus und hat dazu bunte Flecken, Metallteile und Glesknöpfe, nicht etwa als Tauschmittel, wie man meinen könnte, sondern als Stoff- und Farbproben bei sich.

Wenn ich selbst etwas kaufe, sage ich: „Ich möchte für fünfundzwanzig Pfennig Zahnpulver haben.“ Erna wurde nie so mit der Tür ins Haus fallen, sie sagt: „Was haben Sie in Zahnpulvern?“

Meistens kaufen wir Stoffe, Webwaren, Textilien oder auch aus allerlei geheimnisvollen Gespinnsten hergestellte Kleidungsstücke. Wann das stattfindet, setze ich mich sogleich auf den von einer lebenswürdigen Verkäuferin herbeigerückten Stuhl. Ich setze mich sozusagen ins Parkett: erste Reihe, ganz vorne bei der Schauspielerei in die Bühne, und am liebsten würde ich mir auch den Mantel ausziehen und mir's sonst bequem machen. Das Stück beginnt. Erna fragt: „Können Sie mir einen besonders guten Stoff empfehlen?“ Ich souffliere der Verkäuferin: „Unsere Stoffe sind alle vorzüglich.“ Ob sie es nun hört oder nicht, sie spricht

es fließend nach. Ich bin zufrieden, der Einkauf nimmt seinen normalen Verlauf.

Erna hat wahrscheinlich auch keine andere Antwort erwartet, es sind das nur die ersten Akkorde, die angeschlagen werden, man präliert ein wenig, macht die Stimme frei.

Erna greift nach einem Stoff, besieht sich ihn genau, knittert an ihm herum und fragt das Fräulein: „Wie ist diese Qualität?“ Ich habe gar keine Zeit, der Verkäuferin vorzusagen, sie antwortet ganz von selbst. „Gnädige Frau, dieser Stoff wird von den Damen sehr gerne genommen.“ Wie könnte es auch anders sein? Wäre es möglich, daß das Fräulein etwa sagte: „Im Vertrauen, gnädige Frau, das ist ein alterer Ledenhüter, den wir absolut nicht loswerden können. Sie ahnen gar nicht, was Sie mir und meinem Chef für eine Freude bereiten würden, wenn Sie das Zeug endlich kaufen.“ Wir bieten den Stoff immer wieder an, aber bis jetzt ist noch niemand darauf hereingefallen. „Nein, das würde das Fräulein niemals sagen; denn wenn sie es sagte, wäre sie kein tüchtiges Fräulein. Mit solchen Überlegungen darf ich Erna aber gar nicht kommen.“

Was jetzt passiert, habe ich besonders gern. Jetzt wird gezeugert, jetzt werden irgend welche geheime Riten zelebriert. Fäden werden auseinandergezerrt, und womöglich wird von den Fäden ein wenig gekostet, wie Indianerstämme die Friedenspfeife rauchen oder manche fernliegende Insulaner Freundschaftsreisepfeisen miteinander essen. Man kann auch die Fäden anbren-

nen und aus ihrer Asche Weissagen, ich vermute mehr die Vergangenheit des Stoffes als seine Zukunft. Ach, wie liebe ich diese Gebräuche, sie sind sehr geheimnisvoll und, wie ich annehme, vollkommen sinnlos. Ich glaube, Erna hat sie aus ihrer Familie als Erbgut und Brautrum übernommen. Sie wirken sehr kennorhalt und fachmännisch. Das Fräulein sagt hinterher, die Dame könne sich darauf verlassen, es sei die reine unverfälschte Faser.

Gelegentlich bekomme ich die Stoffe übergehängt, und ich muß schon sagen, ich wirke in der fadenreichen Toga fast wie ein römischer Imperator oder bei schillernden Seldenstoffen wie ein chinesischer Mandarin am Hofe einer Intriganten Kaiserin oder wie ein Haromswächter oder so etwas Ähnliches. Das habe ich eigentlich nicht gern, aber man sieht's schließlich auch bei mir, wie's fällt. Das Fräulein tut dabei immer so, als sei die Situation gar nicht lächerlich, und sie sagt, das Muster klinge ungemein und es habe so etwas Frisches und auf der Haut wirke es natürlich noch viel vorteilhafter. Ich helfe ihr noch und füge hinzu, daß man sich an so einem Muster nicht schnell müde sehe und man so etwas immer tragen könne. Da staunt das Fräulein über meine Branchenkenntnis.

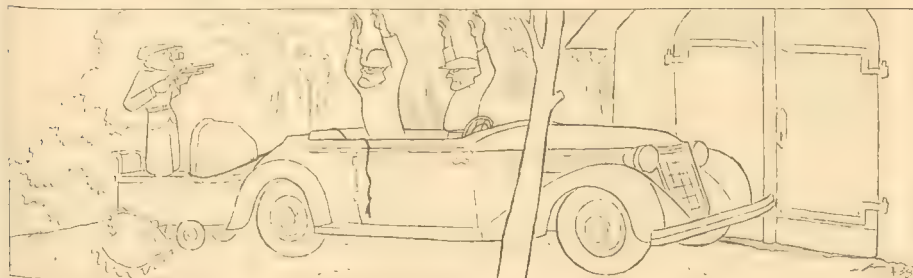
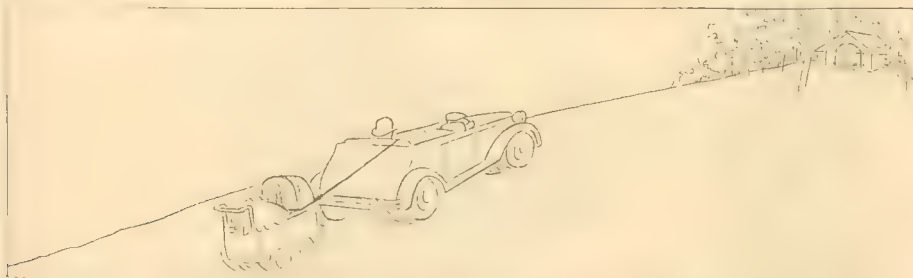
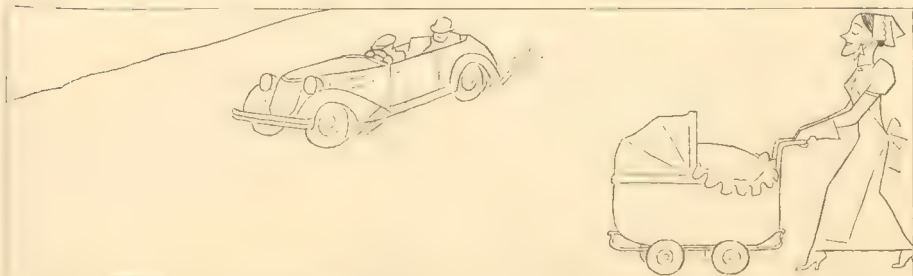
Nachher kaufen wir dann einen ganz anderen Stoff, meist auch für einen ganz anderen Zweck, und ich kann nur sagen, es ist nicht der billigsten einer; denn Erna hat einen geradezu wider natürlichen Hang zur Qualität und der ist Goldes wert



(fr. Biele)

Mißglückter Kinderraub in USA.

Karl Arno 61



Der Anruf

(K. Heiligenstadt)



„Franz, warum hast du nicht angerufen, seit gestern abend sitze ich hier auf glühenden Kohlen!“

KARNEVAL

Von Achille Campanile

An gewissen Abenden im Fasching merkt man, daß es Karneval ist, weil man beim nach Hause gehen auf Schritt und Tritt weißen Hemdbrüsten, glänzenden Schleppekleidern über metallischen Schülchen, Chapeauxques, unbedeckten Frisuren begegnet. Man war in Gedanken versunken, und nun fühlt man sich einsamer und ärmer denn je. Etwas deprimiert kommt man nach Hause, wo auch die Gattin, die ebenfalls die Abendkleider gesehen hat, sich einsamer und unglücklicher denn je fühlt. Depression zu Zweien ist doppelte Depression. Da, ein genialer Einfall! Es ist nicht nötig, sie auf den Maskenball zu führen; es genügt, ihr nur zu sagen:

„Liebeste, werfen wir uns in Abenddreß!“
Gesagt, getan! Und schon kommen Tüllkleider vom Vorschein und werden auf dem Bett ausgebreitet; in der Wohnung werden alle Lampen angezündet, und man selbst kämpft wütend an gegen den gestärkten Kragen und die gestörte Frackhemdbrust, bis der Bizeps schmerzt.

Indessen sitzt die Gattin im heilen Lichterglanz vor dem Spiegel und malt sich die Lippen und Augenbrauen. Im Schlafzimmer liegt alles bereit: die vergoldeten Schülchen, der Abendmantel, der Saldenschal, das glänzende Täschchen, die benzinblühenden Handschuhe, die Stoffblume, die an die Brust gesteckt, das goldene Band, das um die Stirn gewunden, die Schleife, die an der Taille befestigt wird, die glänzende Schnalle und all die anderen kleinen Nichtigkeiten, um derentwillen manche Frauen sogar dahin gelangen, ihre Männer zu verlassen.

Welch festliche Stimmung nun, welche Lustigkeit und welcher Glanz in der Wohnung, die vor kurzem noch so schwermütig und traurig dalag! Dem Haufen der Schleier und Bänder entstieg allmählich eine kleine Königin, während ein etwas unbeachteter Fürst mit dem Kragenknopf kämpft, der nicht ins Knopfloch will. Wer denkt noch an das Elend des Alltags? Wer hat noch Lust zu essen? Vernachlässigt, vergessen schmoren in der Küche die Kartoffeln auf dem Boden einer schwarzen Pfanne. Der Duft von Kölnischem Wasser, gemischt mit kosmetischen Gerüchen und Wolken feinen Puders, durchzieht die ganze Wohnung. Und ein leichter Schwindel ergreift beide, als

aus einer kostbaren Phiole ein Tropfen einer besonderen Essenz auf ihr Taschentuch fällt.

Und nun sind sie beide fertig. Sie ist eine paradiesische Erscheinung, fast eine kleine Bühnenfee; und im Vergleich mit ihm würde jeder Salonlöwe erbleichen und sich für besiegt erklären. Nun sehen er und sie sich an. Sie bewundern einander. Fast erkennen sie sich nicht wieder, und sie gewinnen eine neue gegenseitige Hochachtung.

Wohin werden sie nun gehen?
Niemandswohin.

Es genügt so. Das Fest ist beendet, und man kann sagen, daß sie nichts verloren haben. Die höchsten, die wahren Freuden des Abendkleides — sie haben sie schon genossen. Sie könnten jetzt höchstens hinuntergehen bis zur Ecke, ein paar Schritte um den Häuserblock tun. Aber es ist durchaus nicht nötig. Sie können auch zu Hause bleiben.

Nun ist die schlechte Laune verschwunden. Erwärmt, gestärkt, harmonisch gestimmt und erhellt, fühlen beide, er und sie, daß sie keineswegs hinter den Scheren zurückstehen, die in Automobilen sich zum Maskenball begaben. Warum sich eigentlich unter die Masse mischen? Die Frische des Tülls und des Gesichtes zerstören, die Blume an der Brust zerdrücken? Die kosmetischen Rosen der Wangen zum Erbleichen bringen?

Warum die Bügelfalte zerknittern und den Kragen zerschneiden? Den zarten Schmetterling der Kravatte tödlich verwunden?

So genügt es ja vollkommen. Das Fest ist aus, und sie sind frischer als vorher und heitler, als wenn sie wirklich dabei gewesen wären. Jetzt könnten sie glücklich zu Bett gehen. Aber sie tun es noch nicht. Es ist so schön, im Frack und im Tüllkleid in der Wohnung beisammen zu sein. Er fühlt sich belohnt zu Besuch. Sie reuchen eine Zigarette. Sie trinken sogar Tee, nachdem sie in ihren prunkvollen Kleidern in der Küche herumgewirtschaftet haben. Und sie sitzen im Salon, während alle Lampen in der Wohnung brennen und goldene Lichtfluten auf ihre schimmernden Kleider werfen. Solcherart sind die Wunder und die Reize des Abendkleides, die einzig waren.
(Übersetzt von A. L. Erné)



Wahre Geschichtchen

In der Schweiz gibt es Studentenheime für angehende Theologen; beim Besuch einer solchen Anstalt las ich an der Tür des Speisesaals:

ANORDNUNG 101

In den Tischgebeten sind abfällige Bemerkungen und sonstige Feststellungen über das Essen zu unterlassen.
X. Y., Direktor

Ich erfuhr: die Theologen, von denen jeden Tag ein anderer an die Reihe kam, hatten die kurzen Tischgebete selbst zu verfassen. Einer hatte gebetet: „Herr, laß das Wenigste, das du uns zu-teilst, uns durch deine Erbarmung zur Erquickung gereichen!“, ein anderer: „Herr, sieh auf diese schlecht bereiteten Speisen und laß sie uns durch deine Vaterhuld zu unseres Leibes Wohlfahrt förderlich sein!“ *

Kürzlich hatte ich auf einer Abendgesellschaft das Vergnügen, neben einer weißhaarigen, sehr energischen Dame zu sitzen, die sich zum Gegenstand der Unterhaltung die Fehler ihrer Schwägerentochter auserkoren hatte. Nach einer guten halben Stunde gestattete ich mir die Frage, ob sich denn die Schwägerentochter im Laufe der Jahre nicht noch zu ihrem Vorteil entwickelt habe. „Nee, nee“, sagte sie, „die nicht, die ist ja schon viel früher gestorben!“

Als wir mit der Kleinbahn von Salzburg nach Ischl fuhren, befand sich ein Fahrgast in unserm Wagen, der keine Fahrkarte hatte und auch nicht bezahlen wollte. Er wies dem Schaffner eine Legitimation vor, die ihm auf den österreichischen Bundesbahnen freie Fahrt sicherte. Der Schaffner jedoch erklärte dem Mann, daß dies hier keine Bundesbahn, sondern eine Privatbahn wäre, und daß er den vollen Fahrpreis zu erlegen hätte. Der Mann wiederum war nicht gewillt, auch nur einen Groschen dafür anzulegen und berief sich ungerührt auf seine Legitimation.

Im Verlaufe der Fahrt schleppte der Schaffner dann irgendwelchen höheren Beamten in den Wagen, der ebenfalls der Meinung war, daß der Fahrgast auf dieser Strecke zu bezahlen hätte. Der höhere Beamte entfernte sich aber wieder, ohne weiteres zu veranlassen, und der Disput zwischen dem Mann, der nicht bezahlen wollte und dem Schaffner verkürzte den Mitreisenden die Fahrt.

Als zwei Stationen vor Ischl der Schaffner noch einmal durch den Wagen ging, zog der Mann von selbst seufzend seine Brieftasche und erklärte, seine Fahrt bezahlen zu wollen. Der Schaffner, gerührt ob der unvorherhofften Geste, winkte aber großmütig ab: „Hiatz san ma eh glai da“, sagte er, „hiatz zahlt sich's nimmer aus!“



Der Faschingsneger

ELSA'S PIANO / VON FRITJOF NILSSON

Eine Reihe von Jahren hatte ich meinen alten Freund Philipp Ström, Doktor der Philosophie und Lehrer an einer Knabenschule, nicht mehr gesehen, als wir im letzten Sommer an einer Straßenecke in Gothenburg förmlich zusammenstießen.

Die Freude war groß. Philipp erzählte mir, daß er Strohwiwer sei. Seine Frau war mit den beiden Kindern am Strande von Skelderviken. Philipps Gelahrtheit war sehr groß, aber sein Einkommen nur klein. Er mußte seine Einkünfte durch Nachhilfestunden verbessern. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er dies mit größtem Vergnügen tat; denn sein Familienleben war glücklich.

Wir gingen beide in ein Gasthaus, und nach dem Kaffee schlug Philipp vor, den Abend in seiner Wohnung zu verbringen, da man von seinem Balkon aus einen wundervollen Blick über den Hafen habe.

Philipp schloß die Wohnungstür auf, und ich betrat seine Wohnung. Hier sah es einigermaßen toll aus. Teppiche und Läufer waren aufgerollt, die Bilder waren mit der Vorderseite zur Wand gekehrt, Staub lag auf den ungedeckten Tischen. Im Wohnzimmer stand ein Piano.

Philipp sah sofort, daß ich das Instrument entdeckt hatte und blieb davor stehen. „Du würdest in meiner Wohnung bestimmt kein Piano erwartet haben?“ fragte er.

Ich gab zu, überrascht zu sein; denn ich kannte seit frühester Jugend Philipps Abneigung gegen Pianos.

„Ein Piano“, fuhr Philipp fort, „ist ein unmögliches Möbel in einem Heim. Ich finde es scheußlich. Und dennoch habe ich ein Piano! Und zudem habe ich es selbst gekauft und muß jeden Monat — immer noch — fünfunddreißig Schilling abbezahlen.“ Er lachte kurz und bitter. Ich schweig betrafen. „Komm“, sagte Philipp dann, „laß uns auf den Balkon zurückgehen, ich will dir die Geschichte erzählen.“

Es war Abend geworden. Die vielen Lichter von den Schiffen im Hafen blitzten auf. Philipp setzte seine kurze Pfeife in Brand und begann:

„Es passierte vor einigen Jahren. Ich gab Privatstunden, und Elsa und die Kinder waren am Strande von Skelderviken. Ich hatte ganz gut zu-

tun, so daß die Sommertage recht ausgefüllt waren, aber die Abende waren schrecklich. Ich hatte es, sie in meiner leeren, unaufgeräumten Wohnung zu verbringen. Alle Freunde, die ich gerne gesehen hätte, waren an der See, und für das Wirtshaus fehlte mir das nötige Kleingeld. Bei einem meiner einsamen Abendspaziergänge traf ich im Park Anni Hansen, die Geigerin.

Ich freute mich über dieses Treffen ungemein, und ich glaube, es beruhte auf Gegenseitigkeit; denn Anni war gerade für vierzehn Tage nach Gothenburg gekommen und kannte hier außer mir keine Seele. Wir gingen in den Botanischen Garten und läuschten dem Orchester. Später brachte ich Anni in ihr Hotel und bat sie um ein Wiedersehen am nächsten Nachmittag. Wir trafen uns wieder und — gingen in meine Wohnung.“

„War das nicht sehr unvorsichtig von dir?“ warf ich ein.

„Unvorsichtig ist gar kein Ausdruck! Es war das Idiotischste, was ich je in meinem Leben tat. Aber, bitte, nicht was du denkst! Vergiß nicht, daß ich glücklich verheiratet und Vater von zwei Kindern bin. Wir setzten uns beide auf den Balkon, tranken Kaffee, rauchten und schwiegen viel. Es war sehr schön, denn Anni und ich waren einzelmals gute Freunde gewesen und hatten uns in bestem Einvernehmen getrennt. Anni kam nun jeden Tag. Und jeden Tag wiederholte sich das Gleiche: wir saßen auf dem Balkon, tranken Kaffee, rauchten und schwiegen viel. So kam der 17. August heran, an dem Anni nach Oslo mußte. Der 17. war aber auch der Tag, an dem meine Frau mit den Kindern wiederkommen wollte. Es war ein Sonntags. Nachmittags sollte Elsa Zug einlaufen.

Am Vormittag gegen halb elf Uhr schrillte meine Türglocke. Es war Anni, die mir Liebeswohl sagen wollte. Ich hatte damit gerechnet und eine Flasche Mosel kaltgestellt. Als ich die Korridortür geschlossen hatte, stand ich mit Anni, die noch in Hut und Mantel war, im Flur und drückte ihr einen Kuß auf die schmale Hand. Den ersten und letzten!

Pötzlich hörte ich, wie ein Schlüssel außen in meine Wohnungstür gesteckt wurde. Ich wußte sofort, daß es nur meine Schwägerin Ruth, die Schwester meiner Frau, sein konnte, die die Blumen zum letzten Male begießen wollte. Ich verwünschte Ruth auf den Grund des Meeres, aber was wollte ich nun tun? Hinterher findet man immer eine Lösung, aber im Augenblick dachte ich nur: eine reizende Frau, eine Flasche Wein am Morgen — was soll-Ruth nur denken, von Elsa ganz zu schweigen! Ich drehte meinen Rücken zur gefährbringenden Wohnungstür und schob Anni schnell in das Schlafzimmer, schloß ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Ich hatte gerade abgeschlossen, als Ruth eintrat. „Nei, daß Elsa heute nach Hause kommt, nicht wahr?“

fragte Ruth. „Ich bin nur gekommen, um den Pflanzen Wasser zu geben.“

Sie füllte in der Küche eine gewaltige Kanne und begann ihr Werk, während ich wie auf Kohlen stand.

„Wozu stehen denn die beiden Weingläser in der Küche auf dem Tisch?“ fragte Ruth.

„Ich hatte gestern den Besuch eines Kollegen“, log ich.

„Natürlich!“ rief sie, „beinahe hätte ich jetzt den Kaktus im Schlafzimmer vergessen!“

„Eine Wüstenpflanze braucht kein Wasser“, warf ich ein. Aber Ruth bestand darauf, auch den Kaktus zu begießen. „Ich verbiete dir, das Schlafzimmer zu betreten!“ Aber sie hatte schon entdeckt, daß es abgeschlossen war. „Wo ist der Schlüssel?“ fragte sie.

„Ich habe ihn und werde dich heute unter keinen Umständen hineinlassen!“

Ruth wurde eifrig: „Philipp, im Schlafzimmer bewegt sich jemand.“ (Die beiden oberen Türfüllungen waren aus Milchglas.)

„Oh, nun sehe ich alles — arme, arme Elsa! Der Wein! Und vielleicht ist es schon öfter passiert! Um Gottes willen, was für eine Rückkehr von der Reise! — Philipp, wie konntest du nur?“

„Meine liebe Ruth“, wollte ich anfangen, aber sie legte schon wieder los: „Versuche es nicht, dich zu verteidigen, du Elender! Und wage es nicht, etwas zum Zuge zu gehen, ich würde dich in aller Öffentlichkeit blamieren!“ Krachend fiel hinter ihr die Korridortür ins Schloß.

Wenige Minuten später verließ Anni meine Wohnung. Ich werde nie den spöttischen Blick vergessen, den sie mir zuwarf, als sie ihr „Auf Wiedersehen“ nickte.

Als ich endlich allein war, sank ich in einen Sessel und versuchte nachzudenken. Ich malte mir schnell all das Unangenehme einer Scheidung aus und dachte, daß ich denn die Kinder höchstens ein paarmal im Jahre sehen dürfte. Außerdem stand auch noch eine Gehaltskürzung für die Alimante in Aussicht. Aber aus den Tiefen des Unterbewußtseins kam mir der erlösende Gedanke: ein Piano!

Ich war gerettet! Elsa sollte ihr Piano bekommen! Seit Jahren hatte sie darum gebeten.

Ich sprang auf. Niemand in meinem ganzen Leben hatte ich so viel Energie in mir gefühlt. Bis zu Elsas Ankunft waren es noch anderthalb Stunden Auf der Straße sprang ich in eine Taxe und fuhr zu nächsten Planofirma. Ich kaufte das mir so verhaßte Möbel, wie man eine Schachtel Streichhölzer kauft, wollte es gar nicht ansehen und wünschte nur, daß sein Äußeres nicht so häßlich sei. Das Piano war sehr teuer. Achtzig Pfund auf Abzahlung, bei zehn Pfund Anzahlung. Und ich hatte nur ein einziges Pfund bei mir!

Die fürchterliche Gefahr, in der ich mich befand gab mir eine Idee. Ich sauste aus dem Laden hinaus und lief schnell zu einem Großkaufmann, dessen Sohn ich Privatstunden erteilte. Der Mann war sehr nett und gab mir sofort die verlangte zehn Pfund als Vorschuß. Dann rannte ich zurück in das Planogeschäft, unterzeichnete den Vertrag und zahlte die zehn Pfund an. Meine einzige Bedingung war, daß das Piano spätestens innerhalb einer halben Stunde in meiner Wohnung sein müsse, was mir fest versprochen wurde.

Die aufregende Geschäftigkeit hatte meine Kell trocken gemacht. So beschloß ich, mir eine Whisky mit Soda zu genehmigen, bevor ich das neue Möbel in Empfang nahm. Ich bin bestimmt nicht länger als fünfzehn Minuten in dem Lokal gewesen, aber als ich zu Hause anlangte, hatte die Träger das Piano bereits geliefert. Doch statt es vor meine Wohnungstür im ersten Stockwerk zu stellen, hatten sie das Piano, das

Gefahren der Saison

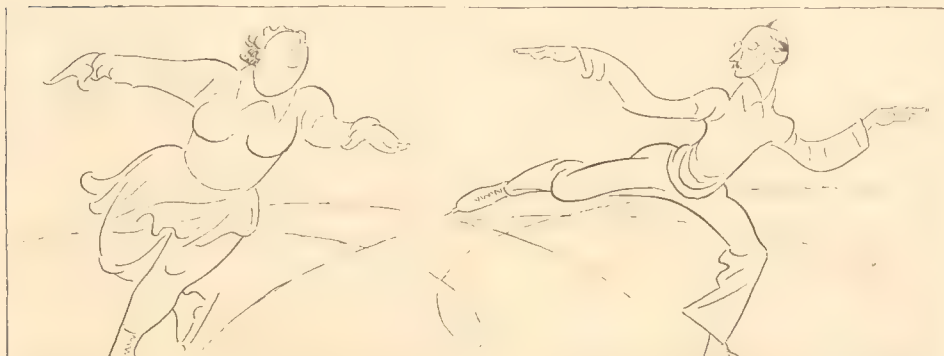


Donnerstag

„Der Februar bringt doch viele Gefahren!“ — „Nanu, treiben Sie so eifrig Sport, gnädige Frau?“ — „Nein, aber viel Fasching!“

Das Meisterpaar an seiner Silberhochzeit

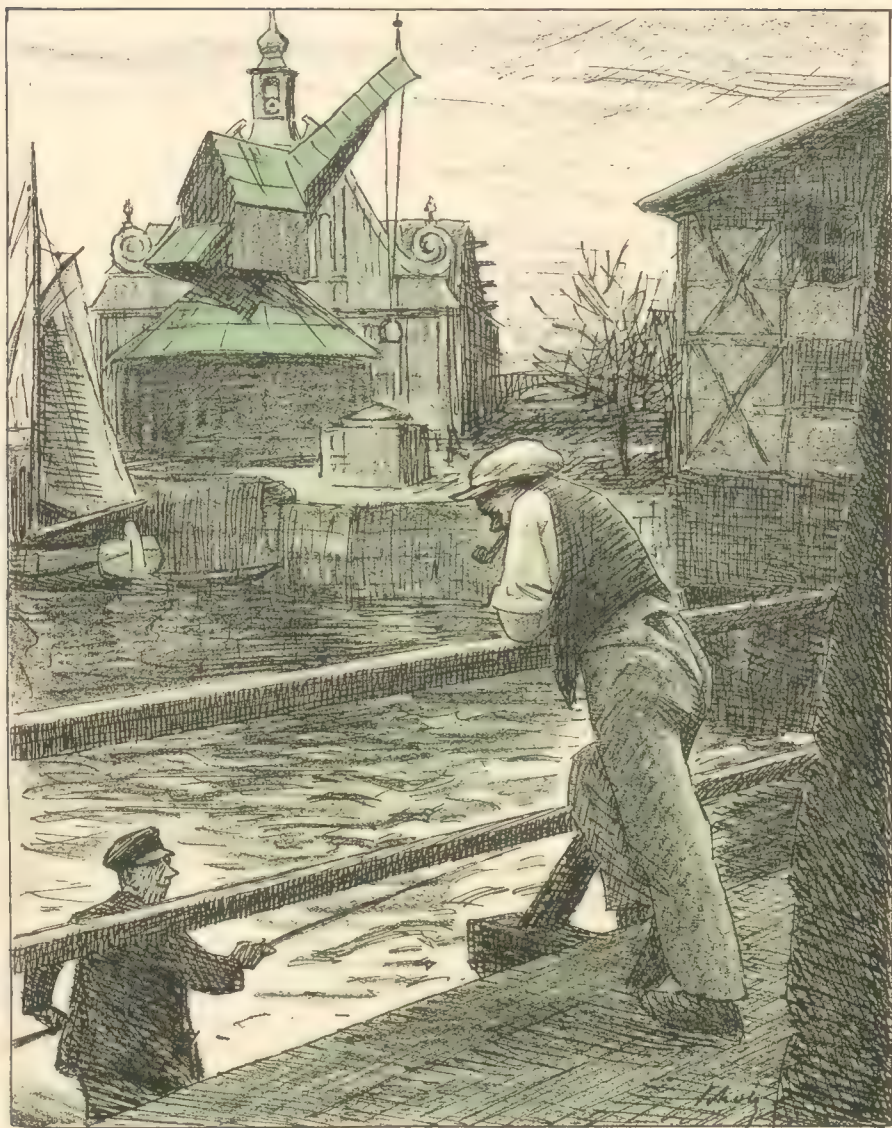
(Olaf Gulbransson)



G. A. E. L. L. M. A. N. I. N. 48

Angeln an sich

(Wilhelm Schufz)



„Hein, haste schon was gefangen?“ — „Wo denkst du hin? Ich bin doch Sportangler!“



Adalbert Knopfs Sündenfall

Von Fritz A. Mende

Bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre hatte der Dichter Adalbert Knopf einen nichtsziehenden Miß welt Werke geschenkt, die durchaus so waren, wie man sie von einem Dichter erwarten kann, nämlich ernsthaft und unverküßlich (weshalb er sie auch — wie schon bemerkt — der Mitwelt schenkte). Er hatte in strengen Versen und einem wohlgeformten Aufwands sonderbarer und köstlicher Worte den Himmel, die Berge, die Sonne, den Frühling besungen und es war sonst noch an Besingenswertem geben mag, und preiswürdig fahenden Freunde des Dichters besonders seine „Ode an die Vergänglichkeit“, der man Hölderlinsche Sprachkraft und Goethesche Seeleniefe zugleich nachrühnte, ohne daß diese „Ode“ trotz ihrer Preiswürdigkeit je einen realen Preis gefunden hätte; denn wo bleibt schließlich der Nutz wert einer „Ode an die Vergänglichkeit“, ist doch für alles, was mit Tod zusammenhängt, teils doch das Ständesamt und teils der Pfarrer zuständig und die haben feste Preise.

So ging dies also bis zum dreißigsten Jahre Adalbert Knopfs, und — wenn man von der Möglichkeit des Hungertodes absehen will, wäre es gewiß noch weiter so gegangen, hätte sich nicht unplotzlich seine Muse — ein bis dahin schemenhaftes und eigentlich nur in Kreuzworträtseln vorkommendes Wesen — in eine leibhaftige Frau verwandelt, wohlgeformt und köstlich, wie sonst nur die Werke des Dichters.

Behauptet Goethe von seiner Muse, daß sie nackt sei — was wir alle auf der Schule nicht gehabt haben —, kühnert sich das Kreuzworträtsel lediglich um ihre vier Buchstaben, so darf von Adalbert Knopfs Muse gesagt werden, daß sie zum Nachteil dieser Geschichte bekleidet war und mit Vornamen „Emma“ hieß.

Emma nun benahm sich nur insoweit musenhaft, als sie Knopf küßte, auf Verse hingegen legte sie weniger Wert, jedenfalls auf die Art Verse, die er bis dahin verschenkt hatte, und unter ihrer drallen Führung geschah es, daß Knopf der Literaturgeschichte mählich entgilt und sich dem praktischen Leben zuwandte.

„Ich bin die Muse des zwanzigsten Jahrhunderts“, sagte Emma — oder vielmehr — so dichterisch sagte sie es nicht, sondern: „Laß Quetsch, Adalbert! Jetzt dichte mal für erwachsene Menschen!“

Adalbert schaute verdutzt und stammelte: „Aber ich glaube, schon immer für Erwachsene...“

„Nein, mein Lieber, das war Lesebuch. Erwachsene Menschen wollen das alles ein bißchen einfacher haben, so zum Beispiel“ und sie sang:

„Heut war ich bei der Betti,
die aß grade Spaghetti...“

„Emmal! Enttäuscht und gepölnigt hob Adalbert die Arme. Doch Emma, schlau und köstlich, sank in diese und flüsterte ihm zurendend und lockend ins Ohr, was sie von ihm in Zukunft erwartete. Adalbert, nicht nur Dichter, sondern auch Mann, konnte sich der wärmenden Nähe ihres Leibes und dem süßen Pölnen, das der Hauch ihres Mundes in seinem Ohr verursachte, nicht entziehen, wenn auch schamvoll zögernd — denn wie schön war es, sich von Emma bitten zu lassen —, biß er schließlich doch in den dargereichten Apfel der Erkenntnis, daß ein Weib auf dem Schoße besser sei, als eine Ode auf handgeschöpftem Büten.

So wie er vorher den Himmel, die Berge, die Sonne, den Frühling besungen hatte, besang er nunmehr Zigaretten, oder der schmackhaften Heirung, verachtete die Darmträgheit, und wußte das einzig sichere Mittel dagegen genau und poetisch zu sagen.

Emma wich ihm nicht von der Seite, sie beurteilte seine Werke als Publikum oder die Stimme des Volkes, mißte und lobte und tötete mit nahrhaften Speisen die letzten Gewissensbisse Adalberts.

All das genügte ihr aber bei weitem noch nicht, sie hatte Höheres mit ihrem Dichter vor, und so kaufte sie denn ein Grammophon und zwang Adalbert, sich stundenlang mit Musik anzuhören, die ihm mit ihren taktfesten Geräuschen in Verwirrung brachte und nach und nach allen Zusammenhang der Gedanken in seinem Kopfe untergrub.

Als es damit soweit war, daß er nachts, aus un zivilisierten Träumen aufschreckend, jählings in rhythmischen Entsetzen ausbrach, die Emma tri phierend: „So, Adalbert, jetzt bist du soweit! Jetzt dichte für Europa!“

Am folgenden Tage entstand Knopfs erster Schlagertext:

Du hast an deinem Oberarm
den schönsten Leberkäse,
Maria, in deinen Reiz und Scharm,
da bin ich völlig wegl!

Dieser Text wurde bald als Leberkäse-Frottolo einer der meistgespieltesten Schläger; denn die Komponisten — es waren drei Herren in reiferem Alter — hatten keine Mühe geschaut, ein paar Takte in rhythmischen ersten Akt der Oper. Die Macht des Schicksals, von Verd, so zeitgemäß und geschmackvoll zu bearbeiten, daß es kaum je selber merkten, geschweige denn andere, wie damit wahrhaft gute Musik in glücklicher Weise populär gemacht wurde.

Adalbert Knopf besang nunmehr die Liebe in allen erschauungsformen. War es glückliche Liebe, so wurden Frottolo daraus, war es unglückliche, dann wurden es sogenannte Chansons oder Langsame Walzer, während die Tangos sich auf nichts Genaueres festlegen ließen.

Als sich Knopf ein Bankkonto zulegen konnte, verdankte er es dem schlagigen Einfluß, den er hab kein Konto auf der Bank, doch hab ich Gott sei Dank,

Ja dich, Luise.

Je reicher er wurde, um so eifriger verachtete er in seinen Texten Geld und Gut, und wenn er von einem Mann für zwölf Mark fünfzig auf den Arm und zu Fuß fort stieg, sagte: „Pu, was bin ich satt!“ — dann griff er alsbald zum Bleistift und notierte:

Komm, küß mich um die Wette;
denn, kann ich bei dir sein,
brauch ich kein Schweinsköttlette
und keinen Moschalein!

(Da es sich um glückliche Liebe handelte, wurde folgerichtig ein Frottolo daraus.)

Weil wir nun schon einmal erwählt haben, daß Emma längst sein Eheweib geworden war, müssen wir einschränkend hinzufügen, daß er sie nur noch vor fremden Leuten seine „Muse“ nannte. Dahin war, was in ihr wohlgeformt und köstlich gewesen, und ihre Küsse — wenn sie für Adalbert überhaupt noch einen Geschmack hatten, so schmeckten sie schlicht nach Emma.

Aber etwas braucht der Mensch, woran er sein Herz hängen kann, so hieß Adalbert Knopf an jener längst vergangenen Zeit, daß er noch ernsthaft und unverküßlich gedichtet hatte, ja manchmal las er sogar einer verblüfften Gästeschar seine „Ode an die Vergänglichkeit“ vor, aber er verstand sie keiner, nicht einmal er selbst mehr. Da kam eine große Traurigkeit über ihn, und er griff zum Notizbuch und schrieb:

Heimlich den ich oft an jene Zeit —

Heimlich träum ich oft von dir, Margret!

Ach, wie liegt die Jugend doch so weit —

Unsre Küsse hat der Wind verweht...

Woraus folgerichtig ein Langsamer Walzer wurde. Denn Knopf konnte nicht mehr anders; was er auch schrieb, es wurde Dichtung für Erwachsene.

Angesäußeltes Dieblein

Von Oskar Wöhrl

Es gellen mir reichlich Wein ins Glas, die Pantoffel! Aber der reichliche Trank schmektet wässrig!

Den guten Trunk, den unvernünftigen, den ließen sie Wohlgefallig im Keller stehen.

Im Stillschneideln, in der verdorsten Erde.

Wollte ich vom Guten einen Schluck tun, Einen Schluck nur, ein Schlückchen, ein Schlückchen, Mühe es bedingte fein. Darum schloß ich faustlos, wie die Kage der Maus noch, Und schon teilte sie mir aus. Freund den Dietrich, lobte des Schloßers Fußstößel ganz harmlos, die die Portheile Und beschwagte die Riegel.

Daß mich die grimmigen Wächter nicht fanen, Das macht meiner Füße Schlupfkunst! Das macht meines Schritts Diebstahlgut!

Während sie jorgig ihre Wut perchtüttelten, Während sie lachten, daß die Gewölbe dröbten Und mit ihrem höchstalltäglichen Spielzeug Unter die Schürzen flachen und ins Schattenloch Und die ehrlamen, leiten Spinnen. Bei der ehrlamen Begattung hörten oder bei Der noch ehrlamen Ei-Abgabe oder bei dem Aller-ehrlamen.

Das die Regelschiffe kennen, beim Rückenfang, Entwich ich, hababa, Glogel, entwich ich!

Räuchlein, goldenes Räuchlein, es gibt Für den, der die Zimmlinge liebt, Das heißt den Quittopf und den Quittopf, Auch noch andere Wege als nur die plumpen, plumpigen Gredas durch Fenster und Tür. Nicht?

Ja, es gibt je zum Glück, Und zu wässrigen, goldenen Zängeln, es gibt je, Und sie schmektet so herrlich, wie bei guten Weine der Nachschmeck!

Doch je feien nicht dem Gefinbel verraten, Nicht dem Glänzeberg, nicht dem Küfersopf, Nicht dem Glanzopf, noch dem Schlußschloß, Noch dem Zanktrüdel, noch dem Schmücktrüdel!

Zuherstiehnen nicht, berstrenagungen. Damit flendit, Wenn ich neumonds zu ihr foleiche, eiferjüchelt, Mich ausdehnt aus ihrer Kammer und voll Freuensprung hinter mir herjüchelt.

Was willst du hier, Weinwird und Säugling! Geht zum Zeffelgänger! In deinen Drauffeller Geht man mit Schürzen die Sockel entlüftet! Ohi! Schloß bei den Säffern!

VERLAG UND DRUCK: KNOBE & HIRTH O. R. M. M. MÜNCHEN

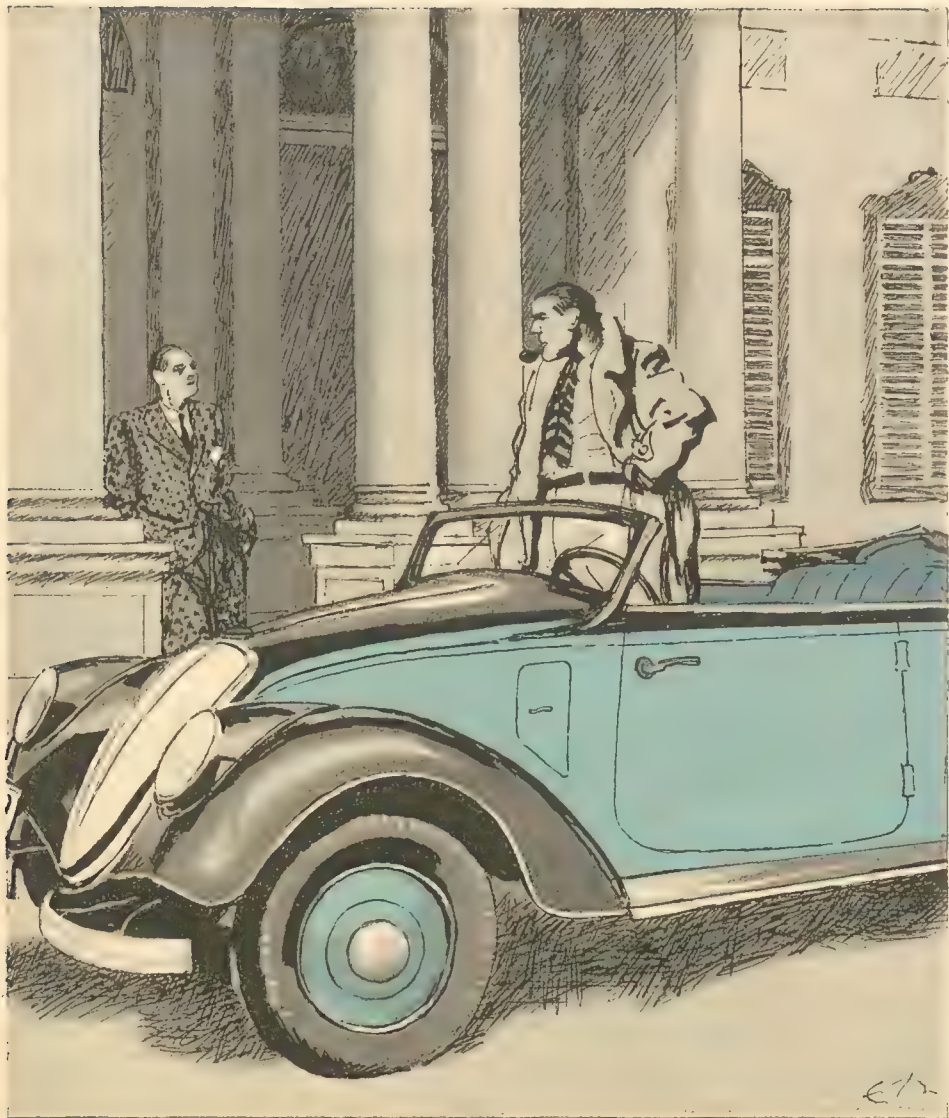
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scherz, München Der billigste Preis erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pig; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.00. Anzeigenpreise nach Preiskliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D. A. IV. Vj. 37: 17.50. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck ist ohne Erlaubnis verboten. — Anfertigung für Schriftleitung und Verlag München, Sandberger Str. 90, Fernruf 1791. Postcheckkonto München 970. Erfüllungsort München.

Familienrat im Pazifik

Ernst Schilling



„Kinder, wenn das so weiter geht mit dem Wettrüsten zur See, dann wird man bald vor lauter Schiffen das Meer nicht mehr sehen, und wir können uns einpökeln lassen!“



„Da reden die Leute immer von akademischer Bildung! Neulich hab' ich einen Universitätsprofessor kennengelernt, und was glauben Sie, der Mann konnte doch tatsächlich nicht mal 'n Kabriolett von 'ner Limousine unterscheiden!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Viel Lärm um Nichts

Le. Trachner



„Da hinten ist eine, die hat fast nichts an, außer 'nem spanischen Fächer!“ — „Wo?
Wo ist sie? Ich hab' schon so lang keinen spanischen Fächer mehr gesehen!“



Die falsche Gondar

War es eine Stunde her oder waren es zwei, seit Dr. Bronneck nicht mehr in seine Loge zurückgekommen war? Er wußte es nicht, er machte sich auch keine Gedanken darüber. Er hatte sich durch das Faschingsfest treiben lassen, hatte getanzt, in fremden Logen mit fremden Frauen dummes Zeug geredet, artige und unartige Dinge gesagt, leichtsinnige Versicherungen gegeben, aber sich nirgends ganz vor Anker gelegt.

Jetzt waren ein paar leere Minuten eingetreten. In diesem Karnevalslokal, und da erinnerte er sich an seine Loge, an seine Frau. Vielleicht war auch sie vom Trubel des Festes hinweggetragen worden, zum Tanz, zu einem kleinen Abenteuer. Er hätte es ihr gegönnt, es hätte sein an sich nicht sehr empfindsames Gewissen beruhigt, wenn sie sich amüsierte.

Schon aus dem Gefühl des Balisaales heraus sah er, daß Ilse allein saß. Wie unangenehm! Jetzt würde sie gewiß etwas süßerlich fragen, ob er sich gut unterhalte. Tatsächlich, er unterhält sich gut. Der Empfang war anders. Ilse lächelte ihm wirklich vergnügt zu, als er in die Loge trat und ihr die Hand küßte.

„Nun, wie hast du dich unterhalten, Ilse?“

„Das Fest ist reizend!“ strahlte sie.

„Du solltest dich auch gelegentlich in den Trubel stürzen, Ilse, es ist so interessant, die kleinen Erlebnisse...“

„Hab ich nicht nötig, mein Lieber, du weißt, ich eigne mich nicht für deine kleinen Erlebnisse. Im übrigen: wer will, kann mich auch hier in der Loge finden.“ Dabei sah sie ihn sehr sicher an, wie Frauen tun, wenn sie angenehm besiegt worden sind.

Oh, Dr. Bronneck war diskret, er fragte nicht weiter. Wie gut, daß Ilse so ausgezeichneter Stimmung war. Das gab ihm die Möglichkeit, auf seinen verschlungenen Faschingswegen weiter zu spazieren. Ilse war von ganz ungewöhnlicher Größlichkeit, sie drängte ihn dazu, doch wieder auf Abenteuer auszugehen, und er ließ sich drängen. Sie stießen noch einmal an und er verschwand.

Die Faschingswoge spülte ihn bald in eine Loge hinein und er war gerade dabei, einer Dame Dinge zu sagen, von denen er hoffte, daß sie sich ein bißchen von dem unterschieden, was ihr andere Männer schon an diesem Tage gesagt hatten. Da wurde er durch lautes Gelächter vom Nebentisch in seiner Arbeit unterbrochen. Ein junger, gut aussehender Herr erzählte da in Freundeskreise etwas, was er eben erlebt hatte. „Stellt euch vor, ich komme an einer Loge vorbei,

da sitzt die Gondar von den Kammerspielen allein. Ich habe die Gondar noch niemals allein sitzen sehen. Donnerwetter, den Augenblick hat mir der Himmel geschenkt. Ich also hin, Umgehungsmanöver! Ich neige mich von hinten über ihre Schulter und flüstere: 'Sie sind die entzückendste Frau dieses Abends! Endlich!' Es klappt. Sie nimmt mich mit einem geradezu dankbaren Augenaufschlag an. Kinder, ich sage euch, ich habe sie sturmreif geredet. Sie läßt es auf sich herabrieseln wie eine laue Brause. Was soll ich euch sagen, plötzlich merke ich, 's ist gar nicht die Gondar. Wie sie ihr Schleiernchen hebt, sehe ich: älter, wesentlich älter. Na, ihr könnt euch nicht vorstellen, was ich für einen Tanz aufführen mußte, um in guter Art wieder loszukommen. Ich habe ihr natürlich versprochen, sie wieder zu besuchen, und jetzt sitzt sie drüben und wartet in ihrer Loge. Seht ihr sie da drüben?“

Die Herren ringsum fanden das sehr komisch.

Dr. Bronneck fand es nicht komisch. Er hatte einen merkwürdigen Geschmack auf der Zunge, und es gelang ihm nicht mehr, der Dame neben ihm fließend Ungewöhnliches zu sagen. Er verabschiedete sich und steuerte geradewegs auf seine Loge zu, beugte sich zu Ilse herunter und sagte: „Du bist doch die entzückendste Frau dieses Abends! Er blieb an ihrem Tisch und war unterhaltender als es sonst Männer zu sein pflegen, wenn sie auf einem Faschingsfest allein mit ihren Frauen zusammensitzen. Plötzlich deutete er in den Saal und sagte: „Sieh mal Ilse, der junge Herr da, der dort mit der Gondar tanzt, der tut mir eigentlich leid. Eben hörte ich, wie er in der entzückendsten Art vom Zusammentreffen mit einer fremden Dame erzählte. Der Mann schwärmte geradezu von ihr und sagte: so eine Frau wie diese könne einem nur einmal im Leben begegnen. Ich selbst habe mich fast als Zuhörer bei diesen Lobpreisungen in die fremde Frau verliebt. Aber der arme Kerl! Er berichtet noch, daß, als er wieder zu der Loge kam, ihm der Kellerer sagte, die Dame sei bereits fortgegangen. Er war ganz zerknirsch. Nun muß er sich kümmerlich mit der Gondar trösten.“

Folzick

Karneval

Von Katalöser

Soll ich mich denn nach andern richten, die sich im Jan- und Februar mit Spießrücken überschritten und kahl sonst sind durchs ganze Jahr?

Ich weiß, ich bin nur wenig nütze in dieser bunten Welt; drum trag' ich meine Narrenmütze, wann und so oft es mir gefällt.

Zuweilen sinne ich vergebens, warum ein Mensch so drohend lacht, und spüre dann den Spaß des Lebens, wenn dieser eine Schnute macht.

Mich und die mir geword'ne Harfe ergötzt zu jeder Jahresfrist die an gewach'ne Menschenlarve und nicht das Dings, was käuflich ist.

Das Weisswurst-Lasso

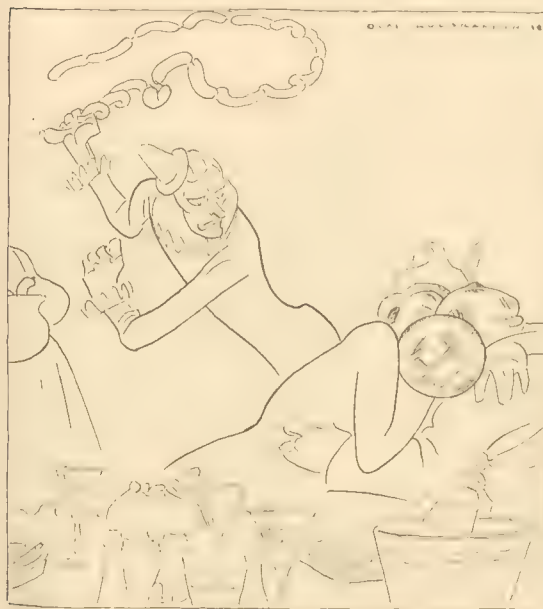
(C) Gulbransson.



„Wo san d'Weißwürscht, Beni?“



„—“



„—“



„Jetzt hab' ich euch!“

Diplomatisch

(Erich Schilling)



„Olga, bist du wirklich noch so unschuldig oder tust du nur so?“ — „Was wäre dir lieber, Franz?“

VON

EDMUND BICKEL

„Doo war me nacha scho sehgn, ob's wohn is!“ erklärte der Metzgermeister Vitus Wurm Dobler seiner Tochter Walli mit unnötig lauter Stimme. Walli war nämlich durchaus nicht schwerhörig, sondern sie wollte nur nicht hören. Das war ja auch begreiflich. Wochenlang hatte sie erst die Mutter bearbeitet, um die Erlaubnis zu bekommen, daß sie zu einem Faschingsball nach München fahren durfte. Nachdem deren Widerstand endlich überwunden war, gingen sie gemeinsam gegen den des Gatten und Vaters vor. Am vorletzten Tag hatte er nachgegeben, nicht, daß er es gern gesehen hätte, aber nur, um endlich nichts mehr hören zu müssen. „Solcherne Weibls kinne a Mannsbild z'grund richt'n“, war sein schwächlicher Rückzug gewesen. „Wia's ös zwos seids!“

Also, die Walli war mit einem Jackenkleid und einem seegrünen duftigen Stilkleid in einem riesigen Karton verpackt nach München abgedampft. Die Mutter war ein bißchen gerührt, obwohl wehrhaftig nicht der mindeste Grund vorlag. Der Vater hatte noch aus rein repräsentativen Gründen im letzten Augenblick gegendelt und verzicht, Walli zum Dableiben zu veranlassen; denn mehr als tanzen könnte sie ja schließlich auch nicht in München. Immerhin, die Walli hatte von ihm dann noch schnell einen Zwanziger in die bereitwillig geöffnete Hand gesteckt bekommen, von dem die Mutter nichts zu wissen brauchte. Daß die Mutter ihr vorher schon einen ebenso heimlich gegeben hatte, spricht nur dafür, wie diskret die nette Walli war.

Wenn ein frisches hübsches Mädel vom Land zum Fasching nach München darf, dann ist das ein so freudiges Erlebnis, daß jedes Wort der Beschreibung verschwendet wäre. Sie hatte außer ihrem Köfferchen und der großen Schachtel so riesengroße Erwartungen mitgebracht, daß sie nach menschlichem Ermessen kaum erreichbar waren. Das Wurstpaket für den Onkel Wastl sei nur der Genaugigkeit halber nicht unerwähnt. Trotzdem wurden die märchenhaften Erwartungen noch übertraffen. Onkel Wastl, der Bruder ihres Vaters, der eine Haus- und Grundbesitzvermittlung betrieb, war als Ehrendame mit ins Deutsche Theater gegangen. Zum Aufpassen. Später war es ja herausgekommen, daß ein Stockblinder wahrscheinlich noch besser gewesen wäre. „Der alte Depp, der alte“, stellte Wallis Vater noch lange nachher immer wieder fest, als die ganze Gaudi längst vorbei war. Der Onkel war nicht minder begeistert als die Walli. Er glaubte nämlich noch immer, ein schöner und siegreicher Mann zu sein, und wollte sich das selbst gerne beweisen. Seine Gattin hatte glücklicherweise einen so überlebensgroßen Ketsch, daß sie unmöglich hätte mitgehen können. Die hätte auf die Walli bemerkt besser Obacht gegeben. So verfehlte das Wurstpaket eigentlich seinen Zweck als Lohn für das Zuhausebleiben des Onkels. Es schmeckte aber trotzdem; denn die Würste vom Metzgermeister Wurm Dobler kann man nur bestens empfehlen. Da ist noch was drin. Die Walli und ihr Onkel hatten einen unvergeßlichen Abend, wenn sie auch nicht viel von einander sahen. Der Onkel fand als türkischer Pascha sofort Anschluß an eine junge Dame, vermutlich eine Bajadere, weil sie so leicht bekleidet war. Walli aber wurde von einem Jungen Herrn mit Beschlag belegt, der sie bis am anderen Morgen weder aus den Augen, noch aus den Armen ließ, gleichgültig, ob sie tanzten oder in einer Ecke saßen.

Onkel Wastl bekam eine Gerdlinpredigt, die beinahe seinem Rausch entsprach, als er mühselig und alkoholbeladen allein nach Hause kam. Walli erschien mit wenig besserem Gewissen eine



„Ihre Handhaltung ist falsch, mein Herr, ich glaube die Musik spielt einen Walzer!“

auf Grund ihrer langjährigen Tätigkeit kein Wunder ist, Herr Schratzenstaller merkte es gar nicht, wie sie ihn ausfragte, während sie ihm scheinbar ganz harmlos Auskunft gab. Scotland Yard sucht solche Frauen auf, wenn die ganz großen Detektive versagt haben. Kein Mordfall wäre ungeklärt geblieben, hätte man Frau Zitzelsberger rechtzeitig mit der Ermittlung betraut. So eine war sie. Als Herr Schratzenstaller den Laden verließ, hatte er eine Auskunft, die eine Broschüre gefüllt hätte. Noch am gleichen Abend erstattete er seinem Auftraggeber eingehenden Bericht. Der war entsetzt, was sich seine Walli für einen ausgesucht hatte: Das war ein Verbrecher, ein Halodir, der die Mädchen- und sogar Frauenherzen, bildlich gesprochen, dutzendweise mit den Wurzeln aus den zuckenden Leibern riß und dann darauf herumtrampelte, eine Bestie in Kunstphotographiegestalt.

Na ja, dann war die Auskunft ja ihr Geld wert, wenn er seine Tochter vor einem solchen Schicksal bewahren konnte. Darum bekam der Schratzenstaller im Hinblick auf seine rasche und gründliche Arbeit auch noch ein paar Mark darauf.

Walli nahm das Todesurteil ihrer Zukunftshoffnungen gebrochenen Herzens entgegen und schrieb dem Seeberger, daß es aus sei, weil es aus sein müsse, und, warum.

Als der den Brief bekam, lachte er, daß es ihn gerade nur so schüttelte. Man sage aber nicht aus Gemeinheit. Der Leser möge abwarten. Durch vornehmliches Urteil ist schon so viel Unglück geschehen.

Herr Seeberger schrieb sofort einen Brief zurück und flehte Walli an, ihn nicht zu verlassen, wenn er auch noch arm sei, aber er würde erben und photographieren, was aus ihm herausginge. Er schickte durch Elbboten, obwohl das ganz zwecklos war, denn Walli fragte sofort nach Ankunfts des Postzuges, ob was für sie da sei. Sie war ein Mädchen von Standhaftigkeit. Sie glaubte es einfach nicht, daß ihr Hans ein schlechter Mensch sei. Wenn nur alle Mädchen so wären, dann wäre manches besser auf der Welt. Die fragte nicht nach Geld, sondern sie wartete einfach, bis ihr Hans es verdient haben würde. Wenn man an einen Menschen glaubt, dann muß man es auch beweisen können.

Dies bestätigte sie Herrn Seeberger schriftlich durch Elbboten. Nach Empfang der Mitteilung wurde er etwas ernst und dann kramte er in einigen Papieren herum, packte seinen Photoapparat ein und fuhr nach — Schrobennbrunn.

Walli wurde so bleich wie eine richtige Welfwurst sein soll, als sie ihren Hans lächelnd ins Haus treten sah und nach dem Vater fragen hörte. Jetzt kam es zu einer Katastrophe, gegen die das Jüngste Gericht eine Kinderlei sein müßte. Herr Wurmbobler war über die maßlose Frechheit so erstarrt, daß er den Besucher wortlos ins Wohnzimmer führte, was die beiden sprachen, erfuhren Walli und ihre Mutter, die einen erbitterten, aber geräuschlosen Kampf um das Schlüsselloch führten, nur bruchstückweise. Aber die Explosion blieb aus, Vater Wurmbobler machte schließlich die Tür auf und schrie: „Walli!!!“ Sie hat nachweisbar noch nie so rasch geglaubt. Dann sagte er ganz glänzlich: „Also, der Herr Seeberger hat mid mir g'tredt und die Auskunft vom Schratzenstaller war a Schwindl. Der hat's von da Millifrau kragt, die wo eahn ihr Tochter hätt' ohnenge wolln. Der Herr Seeberger hat di oh g'schwindlt, indem daß er gar ko Kunstphotograph ne ist, sondern a gl'mte Metzger und der Sohn vom Metzgermeise Seeberger in Sternberg. Daß er dees net g'ei g'sagt hat, ist meiner Ansicht nach ganz richtig g'wesen, weil er aufs Geld net schau'n braucht und wann er heirat, hat er g'sagt, muß er wissn, daß 's net wegn an Geld is. So und Jlatzt moan i, holst'd d'Muati, sunst stirbt's uns no vor lauter Neugier!“

Die Zeitungsfrau von Schrobennbrunn hatte an dem Tag drei Stunden Verspätung; denn eine derartige Sensation ist einfach nicht mit ein paar Worten abzutun.

*

Hüte dich vor dem Hundel

Der alte Lateinprofessor Dr. Wunderlich hatte das ruhestandsfähige Alter erreicht und erhielt nun vom Reich seine in vielen Jahren erdiente Pension. Von seinen Ersparnissen ließ er sich auf dem Lande ein kleines Siedlungshaus bauen und vertauschte die Wohnung in den Stiehmauern der Stadt mit der gesunden auf dem Lande. Doch der an sich etwas ängstliche Wunderlich kaufte sich — um gegen etwaige Einbrüche oder nächtliche Überfälle geschützt zu sein — in der Stadt beim Hundehändler einen Kuder. Wenn auch vom Stammbaum nicht groß die Spur war, es war jede Rasse vertreten, so soll doch nichts gegen die Wechselsamkeit des Tieres gesagt werden. Es war, als hätten alle seine Ahnen etwas von der Wechselsamkeit in ihrem Nachkommen hinterlassen. Davon konnte die Dorfjugend erzählen, der Briefträger getraute sich schon nicht mehr in das Haus und der Milchhändler wie der Brotjunge stellten die von ihnen gelieferten Waren vor dem Gartenzäun ab. Der Bürgermeister richtete nun zunächst die freundliche Bitte an den Pensionär, sich etwas mehr um das Tier zu kümmern. Aber als die Ermahnungen nichts fruchteten, entsann sich das Ortsvorhaupt seiner Amtlichkeit und setzte dem Herrn Professor klar, daß er als Besitzer eines blässigen Hundes auch durch ein Schild vor der Bissigkeit des Hundes warnen müsse, ansonsten habe er eine Bestrafung zu gewärtigen. Worauf der Professor den aufgereigten Bürgermeister vor seine Gartentür führte und ihm das Warnungsschild zeigte. Es trug die Aufschrift: „Cave canem.“



Geheime Wünsche —

Eine Modenschau enthüllt sie ...

Im Ballsaal eines der bekannten Berliner Hotels fand eine große Modenschau statt. Während schlanke Frauen ausgewählte Kostüme und Kleider anmutig lächelnd vorführten, tönten zarte Geigenklänge im Walzertakt durch den Raum. Eine Atmosphäre betonter Gepflegtheit und erhöhter Lebenskultur umgibt die zahlreichen Zuschauer. Schlicht war sie alle ein wenig

Dorrit Holland, die reizende Modeschaukünstlerin, konferierte in sehr launiger Weise. Mit Geschick steigerte sie das Interesse der Damen an den neuesten Schöpfungen bis zu einem solchen Grade, daß die begleitenden Herren angst und bange wurde, verborgenes Verlangen möchte sich zu kostspieligen Wünschen verdichten. „Sehen Sie dieses entzückende Abendkleid aus Pailetten“, sagte sie, „es schillert in Kupfer und Gold, die kleine Rüsche aus Straußfedern liegt wie eine Schaumkrone über dem Decolleté. In einem solchen Kleide schreitet jede Frau beschwingt durch den Saal, mit leuchtenden Augen, sie fühlt, wie bezaubernd sie wirkt — und das möchten Sie doch sicher, meine Damen?“

„Man meint, sie spräche von ihrem Sekt“, sagte da Direktor Brögel zu Christlisen Kupferberg, mit dem er zur Modenschau gekommen war. „Kupfer, Gold, Schaum — und sie wirkt“ — das klingt ja fast wie die Reklame für eine Flasche „Kupferberg Gold“. Christian Kupferberg aber erwiderte: „Da haben Sie 's, Sie alter Rotwengelenker. Ich habe volles Verständnis für Ihre lasterhafte Neigung zu Chateau-Lafite — aber sagen Sie mal selbst: Ist es überhaupt denkbar, daß in einer Stimmung wie dieser, wo die Luft irgendwie erfüllt ist mit dem Reiz solcher Frauen, wo alles prickelt und klingt, kurz, wo Amor regiert, irgend etwas gleiches Freude machen könnte wie ein gutes Glas Sekt?“ Direktor Brögel — der übrigens von der Materie fetschlich etwas versteht — schwieg einen Augenblick. Dann erwiderte er: „Sie haben recht. Alles zu seiner Zeit. Ich bin gewiß überzeugt von der These des Respons für die alten Knaben. Aber heute — und auch nachher zum Ball — möchte ich nichts anderes trinken als „Kupferberg Gold“. Erstens hatte ich ihn für wirklich gut, und dann haben Sie es von Jänner verstanden, die Herren und die milden Weine in Ihrem Sekt so aufeinander abzustimmen, daß er immer wieder erneut zum Genuße anregt. Er schäumt und perlt, er bringt stets neue Wellen der Lebensfreude, und es stimmt schon, wenn Sie sagen, er sei die gute Laune selbst.“

Zwei Damen am Nachbarisch, einschneidend Mutter und Tochter, waren unfreiwillige Hörer dieser Unterhaltung. — Jede von ihnen verweilte bei ihren eigenen Gedanken. Die Mama, wie glücklich sie oft bei „Kupferberg Gold“ gewesen war, und das Töchterchen, wie schön es sein müsse, recht oft Sekt trinken zu dürfen. Aber, wenn möglich, nicht allein ...

KUPFERBERG GOLD

—die gute Laune selbst!

Ladenpreise: „Kupferberg Gold“ 1/1 Fl. 5.50 1/2 Fl. 2.75 „Kupferberg Riesling“ (der herbe rassige Herren-Sekt) 1/1 Fl. 5.50, 1/2 Fl. 2.75.



„Da schau her, a so a krummhaxata Dackl möcht d' Maskenfreiheit ausnützn und an guat'n Stammbaum ruinier'n!“

Ernstes Aussehen

Von Hasse Zetterström

Ich sehe ernst aus. Ich weiß es. Es ist unnötig, mir das noch erzählen zu wollen. Aber im Innern bin ich weit fröhlicher, in der Seele sozusagen. Es ist falsch, daß das Gesicht des Menschen der Spiegel seiner Seele sei. Ich kenne Leute, die ein ständiges Lächeln zur Schau tragen, aber in der Seele sind sie düsterer als ein schwarzes Grabmal mit verblichener Inschrift.

Ein Mann mit einem ernsten Aussehen hat's nicht leicht. Ich zum Beispiel. Ich kann in ein paar Minuten eine fröhliche Gesellschaft einfrieren lassen, und ich tue es manchmal auch, wenn ich der Meinung bin, daß es das Gleichgewichts halber so sein müsse.

Vor Jahren, ehe der Tonfilm erfunden war, schickte eine Filmgesellschaft, die viel Geld hatte und glaubte, daraus noch mehr machen zu können, einen Mann nach der Insel, wo ich meinen Sommer zu verleben pflege. Er sollte ein paar Filme aufnehmen, damit die Kinobesucher in der Stadt sehen könnten, daß hier draußen auch richtige Menschen wohnen. Es war ein freundlicher und netter Kerl, und eines Morgens, gerade als wir frühstücken wollten, kam er an den einfachen Tisch draußen auf dem Resen, wo ich mit meiner Familie saß. Er bat höflich, ein paar Meter kurbeln zu dürfen, und da das unsere Speisereordnung in keiner Weise umstoßen konnte, erlaubte ich ihm, nach Hezelslust zu drehen. Er baute seine Kamera ein Stück von uns auf, und damit die

Bilder so natürlich wie möglich werden sollten, sagte ich zu den Kindern: „Benehmt euch wie immer. Legt euch keinerlei Zwang auf. Tretet euch unterm Tisch mit den Füßen, stoßt euch mit den Ellbogen, werft die Milchgläser um, steckt aber die Messer nicht in den Mund, denn ihr seid ja immerhin Kinder einer anständigen Familie.“

Wir machten alle unsere Sache so gut wie wir konnten. Wir waren natürlich und ungeniert, ohne einen Schimmer von Angabe oder Wichtigkeit. Es war, als hätten wir unser Leben lang nichts weiter getan, als auf diesen Filmphotographen gewartet, um zu zeigen, wie man auf recht natürliche Weise frühstückt.

Der Kameramann sah uns mit seinem Photographenblick an, der alles zieht und nicht die kleinste Einzelheit verlorengehen läßt. Und dann kling er an zu kurbeln. Langsam aber sicher. Er drehte eine ganze Weile, bis er den Kurbelgriff plötzlich losließ, zu uns hinkam, sich vor den Tisch stellte, die Fäuste gegen die Seiten gestemmt, und zu mir sagte: „Ich hätte gedacht, daß Sie ein lustiger Mensch seien!“

„Wieso denn?“ fragte ich mitten im Schinken und dem Setzel. „Was wollen Sie, daß ich tun soll? Willen Sie, daß ich mit den Wurstzöpfeln jongliere und mit den Eiern Zauberkünste mache?“

Soll? Das kann ich allerdings, aber ich pflege es nicht bei den Mahlzeiten zu zeigen.“

„Man kann ja auch so lustig sein“, sagte der Kameramann. „Ich werde Sie aufnehmen, so wie Sie sind. Es kann den Leuten vielleicht Spaß machen, zu sehen, wie ein Mensch wie Sie in Wirklichkeit ist. Das kann am Ende ganz lehrreich

sein. Machen Sie nur weiter so, wie Sie angefangen haben. Wegen meiner sollen Sie sich nicht genieren. Bitte sehr!“

Er drehte ein paar hundert Meter, dann klappte er die Kamera zusammen, bedankte sich und ging mit einem Lächeln, das ziemlich vielsagend war. Der Film wurde mit verschiedenen Andoien in den Kinos der Stadt gezeigt. Ich ging hin und sah ihn mir an und dachte: Ich werde versuchen, den Film zu kaufen und ihn meinen Kindern zeigen, wenn sie erwachsen sind, dann können sie sehen, wie sie sich als Kinder benommen haben und was für einen ausgezeichneten Vater sie gehabt haben.

Die Zuschauer, die um mich saßen, sahen den Film an, als wenn er ein gewöhnlicher Wasserfall oder eine Feuersbrunst in einer Fabrik wäre — nichts was der Aufmerksamkeit wert war. Aber als die Vorstellung vorbei war und ich mich mit den übrigen in den Vorraum hinausdrängte, hörte ich eine Dame zu dem sie begleitenden Herrn sagen: „Was war denn das für ein Mensch, der im ersten Teil dazwischen und frühstückte?“

„Ach“, erwiderte der Herr, „der gehört ja gar nicht zum Drama. Das war doch der Redakteur von einem Witzblatt.“

„So“, sagte die Dame, „das war der — Gott, wie langweilig er aussah!“

Da ging ich. Der Filmphotograph hatte recht. Ich hätte doch mit den Wurstzöpfeln jonglieren und die Eier wegzaubern sollen. Das hätte mehr Eindruck gemacht. Aber was würden die Kinder sagen, wenn sie erwachsen sind?

(Übersetzt aus dem Schwedischen von Age Eskil Anstrup)

Die abgeschaffte Weinmarke

„Heiligenstadt“



„So ein Pech! Ich wollte als Cröver Nacktarsch gehen, und nun ist der Name abgeschafft!“ — „Dummerchen, doch bloß der Name!“

welt ma glei ins Ordlinäre und Aufreizende hinein-
komma! ...

„Ja, mei Frau Ammerl, dös san so Sachen...!“
— Es wurde vier in der Früh. Die Musik war
längst verschwunden, am Büfett schlief eine Kell-
nerin über einem Stoß Bierlitzel ein und drau-
ßen vor dem Fenster versank der Mond als Zi-
tronschnittel hinter der Feuermauer.

Die Gespräche der Frauen wurden stiller und in-
timer. In ihr Lapsen donnerte dann und wann ein
schwerer Schuß aus dem Lager der Männer her-
über.

Plötzlich brach das Krachen des Holzes jäh ab —
und wilde Schreie ersetzten das Fallen der Kegel.
Die Tür ging auf und Mann hinter Mann er-
schien mit merkwürdigen Spuren innerer Erregung
Schweiß und Schminke liefen ineinander über und
Hemdärmel triumphierten über die Masken ferner
Zonen

... sechs Hameur hab i g'macht... und von dir
laß i mi koen Anwandler hoabn...!“
... „Ang'wondelt bist und zwos Sandhessen hast
da...!“

... „Henswurscht, bölder, werst bei der Tenzerei
herauebn bleibn, wennst nix vstohst... In dös
Faschingsgeud, da hättst einapaß!... Da hättst
an Deppan macha kenna gr'd gnu...!“

... „Hört's doch amal dös Streiterl auf... ma
muß sich ja vor die Damen schama, dös vier
Stund also dasitzen...!“ schrie der Vorstand,
Herr Dexenberger dazwischen, zog seine Haus-
schlüssel, klopfte damit auf den nächststehenden
Mößkrug und sprach: „... Und so beschleße ich
die genehrliche Faschingsnacht zwisch'n Dschengel
und Urwald“ mit unserm dreifachen Ruf — Gut
Holz... g...t Holz... t Holz...!“

Auf dem Heimweg konnte man noch die abge-
risenen Sätze hören: „... an Pudel und zwos
Sandhessen hat er g'macht, da friß i Putzlmann...!“

Und dazwischen schob sich eine Frauenstimme:
... „so a Rotkoppchen is a dankbars Tragen...“
Und wann aufs Jahr wieder so a tropisches Fast
ist, dann arbeit i s' ma zu a Bajedere um... Da
wirkt dös Ganze denn noch a bissel sinn-
licher — — —!“

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Hotelangestellte sind Menschenkinder. Davon
konnte ich mich überzeugen, als mich meine letzte
Sommerreise nach Korsika verschlug. Das kleine
Nest, wo ich mich aufhielt, hieß St. Florent, und
Rosita, das Zimmermädchen des Hotels, die zu-
gleich Kellnerin und Mädchen für alles war, hatte
mich besonders ins Herz geschlossen.
Nach dem Abendbrot erzählte sie mir die kleinen
Vorfälle des Tages, gab sich die redlichste Mühe,
sich verständlich zu machen und für meine Unter-
haltung zu sorgen.

Eines Tages stieg ein junger Mann mit einer ent-
zückenden jungen Frau in unserm Hotel ab. Da
ich Hotelfremdenbüchern niemals traue — schon
ger nicht, wenn es sich um Eintragungen Sommer-
reisender handelt —, packte mich die Neugierde,
ob es wirklich ein junges Ehepaar sei und setze
meine ganze Beobachtungsgabe daran, die Wahr-
heit herauszubekommen. Schließlich wandte ich
mich auskultischend an Rosita.

„Rosita“, sagte ich, „glaubst du, daß Madame mit
Monsieur verheiratet ist?“

„O no — — —“, lachte Rosita, „nix verheiratet —“

„Und woher willst du das so bestimmt wissen?“

„Woher?“ Rositas Lachen wurde immer verschmitz-
ter, „ich zusammen aus dem Zimmer...“

„Deher ich weiß alles... Monsieur gehen nicht auf Pot de
Chambre und Madame gehen, auch wenn Nacht,
auf WC... Wenn verheiratet, dann nicht mehr so öftre
honteux — so vergognoso — so tun verschämt!“

Tante Anna ist groß im Handarbeiten. Jetzt
sticke sie eine herrliche Tischdecke für Freunde
zur Erinnerung an eine Reise in den Süden, die
sie zusammen gemacht hatten. Strahlend zeigte
sie uns, als wir zum Kaffeebesuch bei ihr waren,
was sie davon bisher fertiggestellt. Wir erkannten
vier gleich große Eckstücke. Jedes mit einer gro-
ßen stilisierten Palme. „Und kommt nun noch
etwas dazwischen?“ fragten wir.

„Ja natürlich! Ein großes Mittelstück mit einem
stilisierten Löwen“, erwiderte Tante Anna.

In unserer Kleinstadt ist auch Gelegenheit ge-
boten zur Erlernung der edlen Tanzkunst. Ein von
auswärts kommender Anhänger Terpsichorens gibt
nach seinen Ankündigungen einen „Tanz- und
Anstands-Unterrichtskursus“.

Als er kürzlich infolge einer Zugverspätung erst
geraume Zeit nach dem angekündigten Beginn
der Stunde erschien, begann er den Unterricht mit
den Worten: „Meine Damen und Herren! Heute
müssen wir den Anstand beiseitesetzen und so-
fort mit dem Tanzen beginnen.“

Bei der Frau Oberinspektor ist musikalischer
Abend. Nach langem Drängen, ob nun die Frau
Doktor, die Frau Veterinär oder die Frau Apo-
theker beginnen soll, geht die Hausfrau zum
Flügel und verkündet den Titel des Wolfischen
Liedes, das sie singen will: „Heut nacht erhoß ich
mich um Mitternacht!“... „Warum?“ fragt eine
klangvolle Baßstimme aus dem Hintergrund.

Pabluczek gab sich einen Ruck und fuhr nach
Paris. Der Wunschtraum eines halben Lebens
nimmt somit erdgebundene Formen an. Nach Wien
zurückgekehrt, umscharen ihn seine Freunde: „Na,
Pabluczek — wie war's? ... Erzähle mal!“
„Ich weiß nicht, was ihr immer phantasiert!“,
zuckt Pabluczek verstimmt die Achseln, „mir hat
kein Aas einen unsittlichen Antrag gemacht!“

„Herrlich — da schmeckt man die guten Jahrgänge heraus!“

Das läßt das Herz jedes echten Weinkenners höher schlagen:
Burgeff — ein vollendeter Schaumwein und zugleich ein
erlesen guter Wein! Denn nur ausgewählte Jahrgänge finden
im Hause Burgeff Verwendung für die Schaumweinbereitung.
Versuchen Sie selbst einmal ein solches Glas Burgeff —
vielleicht schon heute Abend. Sie werden dann spüren, wie es
Stimmung und Anregung, Belebung und Genuß zugleich
erkennt. — Sie werden dann auch feststellen, wie sehr ge-
rade Frauen mit ihrer feinen Zunge von Burgeff begeistert
sind. Frauen sehen mehr im Sekt als nur ein gekühltes,
prickelndes Getränk — darum ziehen sie Burgeff vor.

BURGEFF GRÜN*

Einige ganz Besondere.
1928 er Burgeff
Jahrganders (Jahrgang
R.M. 6.25
1921 er Burgeff immer
grün R.M. 5.50
Burgeff Gelb R.M. 3.—

450

* Achten Sie stets
auf die cha-
rakteristische
grüne Etikett



Guter Sekt muß nach gutem Wein
schmecken — darum ziehen ich
Burgeff vor!

Karl Burgeff

im Auftrag von Burgeff & Co. Weinhandlung
Hochheim a. M.

„Der Sekt für Weinkenner — Stimmung und Genuß“

Burgeff A. G. / Hochheim a. M. Älteste Rheinische Sektellerei / Gegründet 1837

Das raffinierte Kostüm

(h. Hengstler)



„Sag' mal, Lilly, sieht man hinten was?“ — „Immer noch weniger als vorn!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Untrügliche Zeichen

(K. Heiligenstedt)



„Woran haben Sie gemerkt, daß die beiden nicht verheiratet sind?“ — „Kleinigkeit!
Wenn sie ihn beim Frühstück fragt, wieviel Zucker er in den Kaffee will . . .“



Der allerhöchste Erdenfleck:
am Baumstielstiel ein Häppchen Speck!

Ihm naht, daß er ihn besser sch',
der gute Vogel Zizibeh,
nickt zu: „Ah, trefflich!“; krallt sich ein:
„Wie hübsch ist's doch, für sich zu sein!“

Jaja, schon richtig, liebes Tier,
und wohl bekomm's! Doch merke dir:
sitzt man bei einem Extrabalen,
ist Schweigen dringend anzuraten.
Du aber, kleiner Dummertjan,
stimmt einen Jubelhymnus an,
was alsbald mehrere Kollegen
veranlaßt, sich ins Zeug zu legen.
Dein Wirkungskreis wird eingengt,
im Nu bist du hinausgedrängt
und siehst bekümmerten Gesichts:
das Häppchen nähert sich dem Nichts.

Folg' künftig drum dem Rat des Welsen . . .
Wie hübsch ist's doch, für sich zu fressen!

Lieder, beim Fensterputzen zu singen

Von Walter Foitzick

Heute fiel mir ein, daß ich schon lange kein Mädchen beim Fensterputzen mehr habe singen hören. Wenn ich so zurückdenke, waren das meine ersten Begegnungen mit der Musik. Vielleicht bin ich dadurch für das Klassische verdorben worden.

Und wenn ich's mir recht überlege: Ich sehe jetzt so wenig Mädchen beim Fensterputzen. Früher, jawohl früher, da standen sie auf den Fensterbrettern, neben sich einen Eimer, und wuschen mit einem Lappen außen die oberen Fenster, indem sie sich mit der Linken festhielten und mit der Rechten herumgriffen. Es war schaurig schön, und mir schwindelfrei noch heute bei diesem Gedanken. Ich glaube, seit Jahren habe ich es nicht mehr gesehen.

Vielleicht liegt's an der Architektur; vielleicht gibt's jetzt keine oberen Fenster mehr, die man nicht öffnen kann und die deshalb nicht von außen geputzt werden brauchen. Wenn so die Mädchen hoch auf dem Fensterbrett standen, linsten die Männer, die vorbeigingen, hinauf und freuten sich, wenn es hübsche Mädchen waren. Manchmal fiel auch der Putzlappen herunter. Man mußte dabei sicher ganz schwindelfrei sein; so heilsbrecherisch sah es aus.

Dazu sangen die Mädchen. Sie sangen schaurig-schöne Lieder. Diese handelten meistens von

einem „bösen Buben“, der unwahrscheinlich schnell wieder in die Ferne zog und sein Mädchen in der Patsche sitzen ließ. Das war aber alles viel feiner und poetischer ausgedrückt und das Wort „Patsche“ kam gar nicht vor. Man hätte weinen können.

Ich habe bestimmt gedacht, man könne kein Fenster putzen ohne solche Lieder dabei zu singen, sie gehörten für mich dazu, wie der Eimer und der Lappen aus Wildleder, der immer etwas quitschte, wenn man damit auf dem Fenster herumtrieb.

Der böse Bube kehrte nie zurück, das wußte man, auch wenn die Fenster schon früher fertig geputzt waren. Viel einsame Heide kam auch in den Liedern vor und mancher Räuber. Das waren aber ganz andere Räuber als die kriminellen Subjekte, die heute in den Detektivgeschichten die Herzen höher schlagen lassen. Diese Räuber dachte ich mir immer mit Federhut und so einer Art Lodenumhang, mit dem man das Gesicht halb verdecken konnte.

Solches entnahm ich aus dem Gesänge der Fensterputzerinnen. Es waren durchaus edle Räuber, Amateur-Räuber mit einem goldenen Kinderherz. Von Weichseltschallern haben die Mädchen nie gesungen, auch nicht von betrügerischen Bankrottisten und anderem modernen Zeug. Woher die Mädchen diese Lieder kannten, weiß ich nicht, denn es gab noch keinen Tonfilm. Auch war die Zeit vorbei, in der Mägdle am Brunnen abends gemeinsam sangen. Am Wittenbergplatz in Berlin, den ich hier im Auge habe, gab es nicht den kleinsten Brunnen, an dem Mägdle abends Wasser holen konnten, sondern wir hat-

ten Wasserleitung. An der Wasserleitung aber lernt man keine Lieder.

Wenn ich einer der Brüder Grimm wäre, hätte ich damals die Lieder der Dienstmädchen aufgeschrieben, gesammelt und später in Halbleder gebunden herausgegeben. Aber ich bin kein Bruder Grimm und so habe ich es versäumt, einen Band aus meiner Feder zu besitzeln mit dem Titel: „Lieder, beim Fensterputzen zu singen“. Natürlich hätte ich auch eine größere Einleitung dazu geschrieben über das Wesen des Volksliedes von den Zeltten der Minnesänger an. Ich hätte aus der Architekturgeschichte begründet, wie die Troubadours zu den Fenstern ihrer Schönen hinausgingen und die Dienstmädchen von den Fenstern hinabzogen. Wie wäre es anders möglich gewesen, daß sich daraus wesentliche Unterschiede im Thematischen und in der Versform ergeben. Der böse Bube und der holde Knabe konnten als bleibendes Motiv durch die Jahrhunderte aufgezeigt werden. Dann allerdings kam das Grammophon, da hatte man nicht mehr nötig, die Singebibel selbst zu leisten, man legte einfach eine Platte auf oder man knipste das Radio an. Nun hatte man die Wahl, den Leppchen zur „Strelitz“ aus dem Troubadour oder zur „Sechsgemeßigen Behandlung des Stiefkinders“ zu schwingen.

Für wissenschaftliche Arbeit ist es niemals zu spät. Noch immer singt und klingt es aus der Küche, und wenn Minne ihren Gefühlen klänge-reich Raum geben will, bieten sich ihr noch immer Möglichkeiten. Ich beginne meine Aufzeichnung mit ihrem Lieblingslied dieser Saison „Paris, du bist die schönste Stadt der Welt“

Der stärkere Herr



„Ah, da ist ja noch ein Platzler!“



„So, wann jetzt die Herrschaften a wengerl zammrucken!“



„I sag ja, es geht alles, wenn man aufeinander Rücksicht nimmt!“



Der zivile Fasching ist tot — es lebe der politische Fasching!

Gespens mit grünem Federhut

V O N K A T E B I E L



Es war die alte liebe Melodie gewesen: laß mich dich nur erst küssen, denn hole ich dir den Mond herunter. Er ist gar nicht so fern, wie du denkst, Liebeste, laß mich dich nur erst küssen, denn sollst du ihn haben —.

So war es gewesen.

Leider hatte Erich dann doch nicht zu einer Mondfahrt-Expedition aufbrechen können, weil im Laboratorium wichtige Versuche auf ihn warteten —. Erst nach zwölf Tagen, vielen Telefongesprächen und einem Brief, trafen sie sich wieder in einer kleinen Weinstube. Erich seufzte, als er Gerda sah. Zwar waren ihre Wimpern schwer von Lack behangen und ihre Lippen korallenrot, doch diese freudigbunte Aufmachung vermochte ihn nicht darüber hinwegzuschauen, daß ihre Seele mitunter eben doch von einem Schimmer allzufrüher Hausbackenheit grau umwiltet war. Weil er die Aufgabe, fristgerecht den versprochenen Mond zu liefern, nicht erfüllt hatte, trug sie jetzt sicher — aus Gerechtigkeitslapp und Vergeltungsstrib — zwei Pfund saubere, tränennurgrige Taschentücher zwecks eindeutiger Verwendung bei sich. „Liebeste“, begann er beschwörend, „ich hole ihn heute ganz gewiß. Es ist zwar dünnst, und man stiehlt ihn kaum —.“

Gerda's Blick kam aus weiten Fernen. „Ich bin abgespennst“, murmelte sie, „nirgends kann ich die grünen Federn so bekommen, wie sie sein müssen. Und inzwischen ruiniert mir das Gespenst die ganze Wohnung, wirft die Türen zu, daß die Bilder von den Wänden fallen, und benimmt sich so Punktvoll gespenstlich wie möglich —.“

„Ja?“ fragte Erich verbindlich, aber er war nicht ganz bei der Sache. Nach Abzug der kosmetischen Zutaten war Gerda hübsch, von linder Haut und gut zu küssen. „Hör' mal, Liebling, ich hatte wirklich keine Zeit. Bis in die Nacht hinein habe ich gearbeitet. Und nichts anderes getan —.“

Gerda betrachtete aufmerksam die Wand. „Ich weiß gar nicht“, murmelte sie, „ob ich dir das alles erzählen darf —. Schließlich sind es Geheimnisse eines fremden Menschen. Obgleich es eigentlich gar kein Mensch mehr ist —.“

Verwirrt tastete Erich in der Wirklichkeit umher. Er fand eine Aufwartefrau, mittels welcher sich Gerda's Worte einigermaßen im logischen Zusammenhang ließen. Sie schlen einen fürchterlichen Zorn zu haben, da sie jemand alle Spuren von Menschlichkeit abschneiden wollte —.

„Kündige!“ schlug er vor.

„Du verstehst nichts, — wie immer!“ sagte Gerda kühl. „Es ist ein richtiges Gespenst, und es ist dreihundert Jahre alt —.“

Eine lange, feierliche Pause entstand.

Gerda lächelte entrückt. „Zuerst wollte ich es gar nicht glauben. Ich dachte, ich hätte alles nur geträumt. Aber wie es dann Nacht für Nacht so vernünftig aus seinem Eckchen kam —.“

„... sich auf die Hinterbeine setzte und „Hübsch“ machte...“, murmelte Erich nervös.

In freundlicher Überlegenheit hob Gerda den gekleckten Halbkranz der Wimpern. „Ich hatte es nicht einmal der Würde eines großen klugen Hundes für angemessen, ihn zum „Hübschmachen“ zu zwingen, geschweige denn könnte ich einem dreihundert Jahre alten —.“

„Ein Hund darf also seine Würde wahren“, sagte Erich grollend, „Ich jedoch mußte neulich stundenlang bei deiner Tante geistig „hübsch“ machen und über Rimbaud reden, von dem ich nichts

weiß, weil ich Chemiker und Fachmann für die Schmierstoffaufbereitung bin —.“

Ohne auf die Zwischenbemerkung einzugehen, berichtete Gerda versonnen weiter. „Ich hatte doch so viel Kummer um dich gehabt, daß ich nicht einschlafen konnte, und da habe ich mir das Gespenst in allen Einzelheiten aufgebaut und herbeigewünscht. Als es dann zwölf schlug, kam es tatsächlich in seiner Berufstracht aus der Wand heraus. In rottem Brokatmantel und mit grünem Federhut, und kühlte ein bißchen mit einer dicken Eisenkette.“ Und Gerda sah Erich mit jenem offenen, freimütigen Blick an, der untrügliches Kennzeichen der Wahrheitsliebenden ist.

Erich klappte den Mund zu, weil ihm die Zähne kalt geworden waren. „Und was tat es dann?“ „Dann“, sagte Gerda gleichmütig, „rollte es zum Begrüßen seinen Kopf einmal durchs Zimmer und setzte ihn wieder auf —.“

„Aber den Hut hatte es doch vorher abgenommen?“ forschte Erich besorgt. Ihm wurde keine Antwort.

„Zuerst wollte es nicht bei mir bleiben. In einer Kleinwohnung voll elektrischem Licht und ohne Moder kann es sich nicht richtig gespenstisch ausbreiten. Es braucht dunkle Gänge, weite dämmerige Hallen —.“

Erich faßte sich langsam. „Gespenster können nur dort beobachtet werden, wo sie unbeobachtet sind. Das ist eine bekannte Tatsache!“

„Die Ruine, in der es bisher hauste, ist abgebrochen worden. Ein Erbe des alten Geschlechts ist zwar noch vorhanden, lebt aber in Südamerika. Als Wasserstraßendirektor beim Rio de la Plata. Nicht wahr, und der Klimawechsel, die fremde Sprache der Mitgespenster, die eventuellen Schwierigkeiten mit der Aufenthaltserlaubnis —

es hatte keine große Lust, nach drüben zu gehen —.“ „Woher weißt du denn das alles?“ fragte Erich fassungslos.

Gerda lächelte unschuldig. „Das hat es mir selbst erzählt. Es hat doch solche Langeweile. Viel zu gespenstern gibt es in einer Zweizimmerwohnung nicht. Und wenn ich vor Gram um dich nicht schlafen kann — dann unterhalten wir uns ein bißchen. Und im Übrigen verschafft es sich Zerstreuung, indem es zur Gelsterunde meine gesamte Hausrat verrichtet. Es ist ein fesselnder Anblick: es windet und dreht sich, macht sich lang oder dünn, spiral- oder wülfelförmig, ganz wie es will...“

Erich bewunderte Gerda bewundernd an. Er hatte ja immer gewußt, daß sie ein (wenn auch etwas beunruhigender) Glücksfall für ihn war. Wie reizend, daß sie ihm keine Szene machte, sondern ihr Leid mit schweigender Größe trug, und sich zum Trost in einsamen Stunden nur ein kleines Gebrauchsgespenst erzeugte —.

„Darf ich dir nun endlich sagen, daß ich dich liebe?“

Gerda lächelte anmutig und herzlich. „Nein... Das hast du mir ja schon vor zwölf Tagen gesagt. — Weißt du, es ist riesig anheimelnd, so ein eigenes Gespenst zu besitzen. Ich finde, es müßte viel mehr davon geben, als es überhaupt gibt.“

„Du bist ungeheuer und über dein Verdienst bevorzugt“, sagte Erich böse und griff nach seinem Weinglas. „In deinem dreihundertjährigen Hausegeist ist ja das natürliche Aroma des demals gebräuchlichen Dialekts sozusagen eingewekelt. Die Wissenschaft würde es dir danken, wenn ich heute Nacht bei dir in deiner Wohnung schlafen könnte. Gerda — schließlich habe ich auch einmal Germanistik —.“

„Das ist eine Variation der alten, lieben, wenn auch zwischen uns noch ziemlich neuen Melodie“, murmelte Gerda in einer Art friedlicher Entrüstung. „Der Mond ist ja noch vorhanden. Obwohl es gar nicht aufgehen würde, wenn du ihn heruntergeholt hättest — bei der heutigen hochentwickelten Straßenbeleuchtungstechnik —.“ „Ich hatte keine Zeit, ich mußte arbeiten!“ Er konnte eben nichts tun, als das monotone Entschuldigungslied singen. Warum hatte sie nicht ein Pfund saubere Taschentücher mitgebracht... „Und wenn es das ganze Geschrei abgewaschen und das Parkett gebohrt hat, verschwindet es um Punkt ein Uhr durch den Wäscheschrank...“ erzählte Gerda sechlich weiter.

Auch das noch. Gespenster auf der Wäsche der Frau, die man liebt, dachte Erich gramvoll. Und plötzlich stieg eine Vermutung, die auszuspre-

Auftauende Nymphe

V O N D E F A R W Ö H R I E

Ein plumper Schönmann, stand sie so am Winterbang des Parks verstreut, wie sie ein Frühlingssplänkerer sah, der hat die Schließende gewedt.

Der brachte ihr die Sonne nah, die schmolz den Schnee, der sie gedeckt. Sie wußte nicht, was ihr geschah, schlieftrunken hat sie sich geredt.

Strich sich die Rasse aus dem Haar und bot den Märzbeglängten Leib luftvoll dem Strich des Himmelars.

So sehr war die Erwachte weig, daß sie, die selbst erst kam zu Rot dem Winterreis Entschliffpüte, mit ihrem Bild sofort ein Aufgebot von Stigmenmännchen aus dem Boden läpfte.

Berliner Karneval

(P. Scheurich)



„Da sagen die Münchner immer, bei uns in Berlin jiebts keen Karneval! Ick finde mir sehr komisch!“

chen wirklich so banal war, in ihm auf. Vielleicht arbeitete das Gespenst tagsüber ebenso wie Gerda als Assistentin in der Kinderklinik und gestellte sich seine Freizeit dadurch aus, einer Kollegin Haushaltshilfe zu leisten? Vielleicht hieß es Egon? Und Egon in seiner schlichten, belebten Art war es nicht zuzutrauen, im Wäschschrank bei leeren Nachthemden zu schlafen —

„Heißt es Egon?“ fragte er mißtrauisch.

„Vor dreihundert Jahren hieß es Kuno, aber darauf legt es jetzt keinen Wert mehr. Übrigens ist es für mich sehr billig zu ernähren, es ißt nur etwas Pfeffer und hin und wieder einen Teelöffel Hautkreme. Aus Naschsucht und zur Aufheiterung. Zuerst hatte es viel Heimweh nach dem Moder, und es fürchtete sich etwas vor dem Staubsauger, aber nun hat es sich gut eingewöhnt. Es will vierhundert Jahre bei mir und meinen Nachkommen bleiben —“

„In dem Neubau links vor deiner Straße sind noch sehr nette Dreieinhalbzimmer-Wohnungen zu haben“, sagte Erich gepreßt, „wenn wir helfen —“

In seiner Rede war ein Wort, das Gerda freudig lachend aufnahm.

„Ja, der Neubau Manchmal, wenn es mit der Hausarbeit schon vor eins fertig ist, läuft es in seinem roten Brokatkleid ein blöchen um den Häuserblock, um frische Luft zu schnappen. Und ich habe ihm befohlen, etwas mit der Kette zu wedeln, wenn es einem so spät heimkehrenden Ehemann begegnet...“

„Alle Geister sind zu bannen“, antwortete Erich überlegen, „wenn du drei Worte ausspricht, die das Gespenst von seinen Menschentagen her noch nicht kennt. Sage ‚Rumverschmitt, Dauerwellen und Börsenbericht‘ — und der Geist hat sich verflüchtigt!“

Gerda seufzte erleichtert. „Gut, daß ich das weiß. Wenn ich also die grünen Federn nicht bekomme, dann —“

„Ich liebe dich“, sagte er verzweifelt, und stellte sie sich nett und sauber gewaschen vor, so, wie sie am Tage durch ihr Berufsleben ging, „sprich nicht von grünen Federn. — Weshalb hast du mir gestern einen Abschiedsbrief geschrieben?“ Vielleicht hatte er sie nun gefangen, und sie würde in einen ihn beglückenden Tränenstrom ausbrechen.

„Nur aus formalen Gründen“, erklärte sie mit erschreckender Beiläufigkeit. „Und ich hatte gestern gerade ein blöchen freie Zeit.“

„Das ist nicht fair, wo bleiben da die Spielregeln der Logik?“ sagte Erich bewegt. War es möglich, daß eine Frau beklemmend schlichte, leidenschaftlich traurige Trennungsbriefe schrieb, trotzdem ihre Seele in der Gewißheit, den Adressaten völlig zu besitzen, vor Behagen schmunzelte?

Gerda hatte inzwischen Zeit gehabt, sich wieder auf ihre veränderte häusliche Situation zu besinnen. „Seit drei Tagen ist aller Friede fort“, sagte sie müde, „es ist böse und tobt. Neulich hat es sich nämlich so dünn und lang gemacht, daß es von meiner Küche aus durch den Müllschacht bis in den Keller hinunterreichen konnte, und das sind immerhin vier Stockwerke. Aus reiner Gefälligkeit wollte es mir ein Paket Waspulver heraufholen, das mir am Dienstag hineingefallen war. An dem Tag, weißt du, an dem meine Hände wohl so zitterten, weil du abends nicht mit in die Oper kommen wolltest —“

Erich schloß die Augen. „Und dabei hat sich das Gespenst den grünen Federhut ruiniert?“

Sie nickte. „Es arbeitet nicht mehr und verweigert sogar die Pfefferaufnahmen!“

Der rituelle Instinkt des Mannes erwachte in ihm. „Ich werde dich von dem Gespenst erlösen!“ sagte er tapfer.

„In meiner Wohnung ist nichts zu erlösen, und zu essen ist auch nichts da, außer Pfeffer und Hautkreme!“ Gerda war ganz in Lebenswürdigkeit getaucht, als sie das sagte.

„Das verstehst du nicht, Liebste. Dein Fall ist geradezu beispielhaft. In jedem Märchen kannst du es nachlesen, daß du jetzt erlösungsbedürftig

„Psychologie, meine Damen — —!“

VON HANS JORDING



Mit zehn Minuten Verspätung betrat Dr. Petersen — „Peter der Holdselige“, wie ihn seine Hörerinnen seines liebenswürdig-feierlichen Gehabens wegen etwas respektlos, und doch mit einem leisen Unterton schwärmerischer Backfisch-Verliebtheit nannten — den dichtbesetzten Hörsaal, warf mit einem eleganten Schwung sein Vorlesungs-Manuskript aufs Katheder und ließ sekundlang ein nachsichtiges Lächeln wie eine leise Mahnung um Ruhe ins Auditorium spielen. Fast augenblicklich vererbte das lebhaft summende Gepolster der jungen Kindergärtnerinnen, zerflutete zu diskreten Flüstersoli und verstummte schließlich ganz, als Dr. Petersen hinter dem Vortragspult Platz genommen hatte.

Kolleghäfte wurden zurechtgelegt, Bleistifte und Hefter geückt: hundert Mädchenaugen signalisierten ein freundlich-bereitwilliges „Wir sind soweit!“

Den Oberkörper leicht vorgeneigt, immer noch ein leises, verbindliches Lächeln in den Mundwinkeln, begann Dr. Petersen.

„Ich muß um Verzeihung bitten, meine Damen, daß ich mich etwas verspätet habe, darf aber hoffentlich auf Ihre gütliche Nachsicht rechnen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ein kleiner, kaum zweieinhalb Jahre alter Patient, zu dem ich vor ungefähr einer Stunde von der besorgten Mutter gerufen wurde, Schuld an meinem Versäumnis trägt.“

Es war, wie ich often zugeben will, an und für sich ein einfach gelagerter Fall, der aber durch die besonderen Umstände, unter denen er sich abspielte, so bedeutungsvoll ist, daß ich ihn hier zur Sprache bringen möchte. Wir haben je sowie zu vor, uns heute ein wenig über Kinderpsychologie zu unterhalten; und da erscheint es mir fast wie eine glückliche Fügung, wenn ich — ankündigend an dieses soeben gehabte Erlebnis als Arzt — Ihnen gleich einmal in praxi demonstrieren kann, wie segensreich Sie Ihre zukünftige Berufserbeit gestalten können, wenn Sie Ihre sämtlichen Handlungen und Entscheidungen Ihren kleinen Schützlingen gegenüber stets nur unter dem Gesichtswinkel der kindlichen Psyche und der kindlichen Vorstellungswelt treffen...“

Das letzte Wort ein wenig in die Länge ziehend, verschränkte Dr. Petersen die Arme vor der Brust und lehnte sich, mit der selbstzufriedenen Miene eines Mannes, der eine etwas verzwickte Satzkonstruktion glücklich zu Ende gebracht hat, in seinem Stuhl zurück. Fuhr dann nach einem Weichen, etwas stockend, und den Blick ab und zu gegen die Decke richtend, fort: „Vergegenwärtigen Sie sich bitte folgende Situation, meine Damen: Bubi — so will ich den kleinen Patienten nennen — wälzt sich brüllend und strampelnd auf dem Boden seines Kinderzimmers umher, um ihn versammelt stehen Mutter, Kinderfrauen und Hausmädchen, rat- und fassungslos, zum Teil verwirrt, sämtlich bemüht, den kleinen Schreihaals mit liebevollen Zurufen und zärtlichen Ermahnungen zu beruhigen, ohne allerdings damit bei Bubi auf die geringste Gegenliebe zu stoßen. Was ist passiert?“

Im Grunde genommen nicht viel — nur eine Nichtigkeit, aber eine Nichtigkeit von wenig erfreulichen Folgen. Bubi hat nämlich draußen in der Küche eine Tüte mit gelben Erbsen entdeckt, erst ein wenig mit den runden Dingen gespielt und schließlich, als ihm das auf die Dauer zu langweilig geworden ist, rups — eine davon ins Nasenloch gesteckt. Doch gleich so nachdrücklich und herzhaf, daß er sie, trotz liebevoller Assistenz der besorgten Mutti, beim besten Willen nicht wieder herausbekommt. Knalleffekt: Bubi fängt ganz jämmerlich zu weinen an, worauf die Erbsen ihrerseits zu quellen beginnt — weitere Folge: Bubi brüllt immer mehr — na, und zum

Schluß werde ich, unter Ankündigung des höchsten SOS, alarmiert. Als ich eintraffe, finde ich die Situation vor, die ich Ihnen bereits einleitend geschildert habe.

Was zu tun ist, ist klar, doch auch das „Wie“ ist zu bedenken! Ein Hausarzt der alten Schule hätte höchstwahrscheinlich den kleinen Schreihaals sofort robust beim Wickel genommen und den Fremdkörper rücksichtslos mit Sonde und Pinzette entfernt — doch mit welchem Erfolg? Bubi hätte von nun an einen Horror gegen den bösen Onkel Doktor gehabt und, beeindrucht durch dieses Kindheitserlebnis, zeit seines Lebens in ihm nur den Quälgeist und nicht den Helfer gesehen. Sehen Sie, meine Damen, und an diesem Punkte trennen sich nun die Wege der alten und der modernen Medizin. Während die Ärzte der alten Schule stets nur den „Fall“ sahen und nur ihn behandelten, sehen wir modernen Mediziner, die vor allem psychologisch vorgehen, in erster Linie den Menschen, über dessen seelischen Habitus wir uns erst einmal klar werden müssen, bevor wir mit der Behandlung beginnen.

Ich lasse also — um auf den „Fall Bubi“ zurückzukommen — ein großes Tafeltuch auf dem Boden ausbreiten, schicke die gesamte aufgeregte weibliche Kraft vor die Tür, und beginne nun, auf dem Fußboden sitzend, meine Instrumente auszupacken und mit ihnen — zu spielen. Kümmere mich dabei aber, wohl zu beachten, nicht im geringsten um den kleinen Patienten. Kaum bemerkt der nun, daß er durchaus nicht mehr Mittelpunkt des Weltgeschehens ist, als auch schon sein Weinen merklich schwächer wird und schließlich ganz verstummt. Indessen spiele ich mit meinen Instrumenten unverdrossen weiter — mit dem Ergebnis, daß Bubi seinen Schmerz halb vergißt, und seinerseits mit den Instrumenten zu spielen beginnt.

Wir lassen — welch ein Spaß — die Pinzetten auf- und zuschnappen, machen dazu „Quak-quak“ und werden so, im wahrsten Sinne des Wortes, spielend Freunde. Nachdem dies geglückt ist, werde ich etwas kühner und nähere meine Pinzette mit verstärktem „Quak-quak“ Bubis Nase, als wollte ich ihn zwicken. Worauf natürlich auch Bubi nicht faul bleibt, mir ebenfalls aufs Fell rückt, um das gleiche bei mir zu versuchen. Ich lebe, Bubi lebe — und ehe er noch recht begriff, was ich vorhabe — sitzt ihm schon mein Instrument in der Nase und — die Erbsen ist entfernt. Einen Augenblick später Bubi verduzt drein und läßt ein leises tremolo hören, das noch zwischen Lachen und Weinen schwankt, entschuldigend sich dann aber doch für die freundliche Eingebung, als die Mutti mit ein paar Schokoladenplättchen für ihren kleinen, wiedergenesenen Liebling erscheint.

An diesem Beispiel sehen Sie also, meine Damen, wie leicht es im Grunde ist, die Seelenregungen eines Kindes zu begreifen und — —“ In diesem Augenblick mußte Dr. Petersen seinen lichtvollen, von edler Begeisterung getragenen Vortrag unterbrechen; denn es hatte plötzlich laut und vernehmlich an der Tür geklopft. Auf sein dramatisch-rolles „Herein!“ steckte Fräulein Dr. Schlösser, seine Assistentin, ihren blonden Wuschelkopf durch den Türspalt und meldete etwas aufgeregt:

„Verzeihung, Herr Doktor, daß ich störe, aber Frau Direktor Hoerschelmann hat soeben angeklingelt und dringend gebeten. Sie möchten bitte sofort noch einmal zu ihrem Bubi kommen. Die Behandlung vorhin hätte ihm soviel Spaß gemacht, daß er sich jetzt — eine Erbsen in das andere Nasenloch gesteckt hat.“

Längst bevor das Gelächter seiner jungen Hörschaft verklungen war, hatte Dr. Petersen fluchtartig den Hörsaal verlassen.



Susanna

und die beiden Alten

Die Zimmervermieterin

[R. K. 1911]



„Wie oft hab' ich Ihnen schon gesagt, Sie sollen vorher anklopfen, Frau Müller!“ — „Aber wieso? Sie sind doch allein!“

Mäzen gesucht / Von Anton Schnack

Welch Edelkender oder Edelkender gibt die Mittel für jugendlichen
Helden zum Portinofino, bei Ausübung Rückzahlung, eventuelle
Heirat später nicht ausgeschlossen. Offerten unter ...

Schon den Schüler Dingsda hatte die Pracht von Opern erregt.
Jedemal war sein Gemüt sehr beeindruckt von dem Glanz der Töne,
Die der Stadttheaterchor vor die staunenden Zuhörer hatte hingelegt:
Dingsda schreut sich fortan, nicht Lehrling zu werden bei Breitkopf & Söhne.

Während die gleichaltrige Jugend im Burgenraum war
mit Holländerbüschen knallte und lärnte,
Kümmte er sich nach Künstlerart — wie er glaube — das lockige Haar
Und schwoärmte.

Er stand, die Hand auf der Brust, vor einem Mozart aus Gips
Und sang ihn an mit Arien und falschen Tonleitern;
Nach altem Muster trug Dingsda am Hals einen mehrenden Schlipf
Und war auch sonst salopp mit den Kleidern.

Er wurde zunächst Solist im Schüler- und Kirchenchor.
Jedermann sagte, Dingsda habe Gold in der Kehle
Und würde eines Tages sicher ein berühmter Tenor;
Denn er habe nicht nur Stimmmaterial, sondern auch Süße und Seele!

Er hat es geglaubt. Das besagt der Zeitungsappell,
Den er an die Edelkender und Kunstverständigen richtet.

Und in seinen Vorstellungen rauschen schon Ruhm, Beifall und Weltstadthof.
Dingsda liest auch die Hymnen, die die Presse der Zukunft auf sein begnadetes Künstlerium dichtet.

Während still die Tage der Kleinstadt verrannen und beschaulich vergingen
Mit Schmiedehämmern, Brunnenplätschern, Klatsch und Sommernachtsfest,
Saß Dingsda am Klavier und haßte sich fanatisch im Singen,
Aber trotzdem blieb der Tonansatz schleimig, glanzlos, gepfeift.

Während die Jäger im Walde pirschten auf Hirsch- und saftigen Wild-
schweinbraten
Und der geruchsame Angler am Teiche blaßflossige Schlei fang,
Uß Dingsda unablässig Tonleitern, Arien, Kantaten.
Ihm war die natürliche Welt im Gegensatz zur künstlichen leer und gering.

Vielleicht kommen aus dem Dschungel des Daseins die begehrten Mittel
Geflossen;
So manche Frau wünscht sich im stillen einen schimmernden Heldenort,
lockengestert.

Vielleicht bleibt aber die Bitte das Ohr der Mittel verlassend.
Ein Glück wahrscheinlich, weil niemand sein Geld, er nicht den stärkenden
Glauben an seine Sendung verliert

„Avanti“

Schön ist der Süden, am schönsten, wenn es daheim noch wintert, hier aber der glatte Fels, von der Sonne durchwärmt, schon zum Wasser hinablockt, wie der gekachelte Rand einer Baderanne ...

Dies trug sich in Portofino zu oder an einem anderen jener paradiesischen Küstenorte Italiens, zu denen man durch das Rot rechtzeitig bestellter Devisen gelangt. In dem „Albergo-Pensione Belvisita“ traf am Vormittag, auf Grund guter Empfehlung, ein Fräulein aus Norddeutschland ein, nicht mehr im kühnsten Alter, doch von kühner Seele. Das Mittagsessen fand auf der Veranda des Hauses statt, an kleinen Tischen für vier Personen, blütenweiß gedeckt. Spaghetti, Hühnchen. Als man bei den frutten war und also seine Tischnachbarn gewissermaßen schon zwei Gänge lang kannte, warf das Fräulein die Frage auf: „Entschuldigen Sie, wo kann man hier nackt baden? Sie sind doch sicher schon lange da.“ Der Herr neigte sich über seine Apfelsine, antwortete: „Zehn Tage“ und zog im Übrigen die Schultern hoch. Die Dame, die mit einer Birne beschäftigt war, meinte, die Küste sei sehr offen der Herr, ermutigt, gestattete sich, darauf aufmerksam zu machen, daß man in einem katholischen Lande wäre. Er unterdrückte den Zusatz: „Frage auch, wer der ‚man‘ ist.“ Das Fräulein dachte: „Verkrampte Spießer“ und stellte in der Halle den Wirt („Sprich deutsch“): „Signore, wo kann ich hier nackt baden?“ Soweit erstreckte sich dessen Verständnis für Deutsch nicht.

Also ergiff sie ihre Kühnheit und rannte los. Klomm über den olivenbewachsenen Bergrücken und fand auf der anderen Seite die Felsbucht, die sie suchte. Man muß nur selbst sehen. Mit fliehenden Ästen wehten die Mittelmeerseelen über einem Halbmond von Sand, der ins Nass leippte. Die Spur eines Schiffskliffs konnte nicht schrecken.

Das Fräulein tat ab, was es ihm Zivilisation war, das Leinwand, das Lederne und das Kunstseidene, und stieg in dies geschmolzene Flieschenglas. Alsbald aber so nahe sich ihrem Ort von ferne ein Schifflein. Spitz hielt es auf sie zu. Sie rief und winkte. Der einsame Ruderer ruderte unbelirt. Entwichen in die Felsen hinein unmöglich. Heftige Reflexion, wildes Blättern in Metouas Spatzihörer, der im Rückspalt auf dem Holzjimmer steckte. „Fort“ — was heißt „fort“? — „Avanti!“ schrie sie aus gehöhelter Hand über das Wasser. „Avanti!“ — Warum rief sie „avanti“ — vorwärts? — Es war wohl kein anderes Wort in ihrem Besitz, das zugleich Befehl ausdrückte und entschlossene Bewegung. — Der Fischer verstand. Der Fischer machte avanti, schon war er auf zwanzig Schritte heran, der Schmelosel sah er nicht? — Sie warf die Arme über das Wasser und schrie verzweifelt und die Not trieb ihr die letzten Sprachkenntnisse aus den Poren: „Avanti!“ — „Domani diaci lire!“ Der Fischer legte sich in die Riemen — „morgen zehn Lire Rettungslohn!“ — war neben ihr, griff die heftig sich Sträubende, zog sie ins Boot und setzte sie neben ihre Kinder.

Und erschien am nächsten Morgen in der Bella-vista, um seinen Lohn zu fordern. Sie zahlte. Sie kam gerade darüber, als der Fischer den Wirt ins Bild setzte. — Von dem hab' ich's

Die Kunstgeschichte

Eines Abends kramte ich wieder einmal in meinem Bücherschrank. Bei dieser Gelegenheit fiel mir der „Lederstrumpf“ von Cooper in die Hände, — ein Buch, das noch aus meinen Kindertagen stammte, und das sich, wie ich überlegte, just zur Lektüre für meinen achtjährigen Jungen eignen könnte. Beim Blättern kam es wieder über mich, das alte Wildwestfieber der Schuljungenzeit, — ich vor-

gaß alles um mich her und folgte, mit kaum weniger heißen Wangen als ehemals, Bärenjägers abenteuerlichen Fahrten. Ich muß gesehen, daß ich mir halbem Ohr auf eine Frage meines inzwischen eingetretenen Sohnes — dessen Existenz ich eingangs Erwähnung getan habe — hörte, und daß ich irgendeine Antwort murmelte. Jedenfalls machte er sich daraufhin am Bücherschrank zu schaffen. ... Ein wenig später nahm er, ebenfalls mit einem Buche bewaffnet, mir gegenüber in einem Sessel Platz. „Was liest du denn da?“ fragte ich der Ordnung halber, flüchtig von meinem Buche aufsehend. „Och, — so 'ne Kunstgeschichte“, gab er zur Antwort. „Recht so, mein Junge!“ ermunterte ich ihn, „demit kann man nicht früh genug anfangen!“ Und während ich ihn in gräulich-römischen Gefilden wähnte, versank ich abermals in abenteuerlichen Welten. ... Da wurde ich durch eine Frage meines Sohnnchens unterbrochen.

„Sage mal, Vati, wo hast du denn das Buch her?“ Der Ton der Frage hätte mich stutzig machen müssen, aber wie gesagt, ich war noch halb in einer anderen Welt. „Das hat mir Onkel Adalbert zu Konfirmation geschenkt“, antwortete ich; denn in der Tat hatte der Bruder meiner Mutter — ein inzwischen in Ehren ergrauter Justizrat a. D. — mir seinerzeit zu meiner maßlosen Enttäuschung an Stelle des erhofften silbernen Zigarrettenetuis dieses Präsent überreicht. Einen Augenblick schien irgendein meinem Jungen die Sprache versagen zu haben. Dann aber sagte er im Brustton ehrlicher Überzeugung: „Na, so ein Schwein!“ Es stellte sich heraus, daß ich mit der Annahme, mein Junge sei in die erwählte Kunstgeschichte vertieft, einem grausamen Irrtum zum Opfer gefallen war. Denn während mich ein Kinderbuch in seinen Band zugehörig hatte, hatte mein Sohn einen Band zeigenglässiger Stiche des Galanten Zeitalters erwischt.

VERLAG UND DRUCK: ENNER & HIRTH O. G. M. B. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheuer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 42 Pf. Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D. A. IV. VI. 3. 16.750. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegend. Nachdruck verboten. — Anschreiben für Schriftleitung und Verlag: München Sendlinger Str. 92, Fernruf 1294. Postcheckkonto München 3922. Erfüllungsort: München.

Hetzjournallien



„Nanu, Edgar, auch hier? Ich dachte, er ist als Korrespondent für uns in Deutschland.“
„Aber ein fähiger Journalist kann doch auch seine Tatsachenberichte zu Hause dichten.“



„Merkwürdig, wie 's kalt war, im Fasching, haste nischt angehabt! Jetzt, wo 's wärmer wird, brauchste was zum Anzieh'n!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Das verlorene Paradies

(L. Schilling)



„Go on, Sir! Hier ist nämlich unser Garten Eden und nicht der Garten Edens!“



AUS DES DICHTERS WERKSTATT

Nach einem alten Übereinkommen haben die Dichter im Laufe des März in einen literarischen Erregungszustand zu verfallen, im Verlauf dessen sie Lyrisches absondern. Woher diese Meinung kommt, weiß ich nicht, sie ist im Volke allgemein verbreitet und hat vermutlich auch in der Wissenschaft Eingang gefunden.

Ich wollte diesen Vorurteilen einmal auf die Spur kommen, und ließ mich daher in Dichterkreise einführen. Das ist nicht ganz leicht. Der gewöhnliche Mensch wendet sich in solchen Fällen ans Telefonbuch, in dem die Branchen zu Gruppen vereinigt sind. Das Telefonbuch gab mir keine Auskunft. Man kann dort Steinmetzen finden, Eisenwarenhändler und Weingroßhandlungen, aber die Dichter sind ebenso wie die Philosophen nicht als Fachgruppe aufgeführt. Ich fand keine Werkstätte für feinere Gebrauchs-literatur. Und doch werden allenthalben Gedichte abgedruckt, vermutlich aus Gewohnheit.

Schließlich aber bekam ich doch Zutritt in Dichterkreise, und ich muß schon sagen, die unterschieden sich keineswegs durch irgendwelche saisonbedingten Erregungs-erscheinungen von anderen Fachgruppen. Man sagte mir, es gäbe tatsächlich so etwas wie eine durch den Wechsel der Jahreszeiten hervorgerufene Schreibarbeit, doch hinge sie mehr von der Verbraucherschaft ab als vom Produzenten.

So sei es eine weitverbreitete Sitte unter den Herstellern von Zeitschriften und Zeitungen, vielleicht sogar von Büchern, anzunehmen, daß der geneigte Leser im Frühling für Lenzgedichte, im Sommer für die Lyrik der Reife, im Herbst für gemildertes Absterben usw. besonders zu haben sei. Das hat zur Folge, daß die Herstellerfirmen hochwertiger Schreibarbeiten, um rechtzeitig ihre Ware auf den Markt zu werfen um die Konkurrenz

zu schlagen, mit den neuen Mustern schon vorher herauskommen müssen. Es ergibt sich daraus, daß die Wortveredlungsindustrie immer einige Monate den Jahreszeiten voraus ist, und somit der Winter das eigentliche Mistbeet ist, aus dem heimmungslos die Frühlingsgedichte mit der ihnen immer anhaftenden Liebe zur Kreatur, besonders aber der weiblichen, hervor-spießt.

Also nix ist's mit dem März und seiner hochprozentigen Uermungungslyrik. Am eisernen Ofen, wenn die Winterstürme brausen, da grünt's, da sprießt's, da knospt's, da lenzt's zwischen

den Tasten der Schreibmaschine, und Ausrufungszeichen und Gedankenstriche werden stärker abgenutzt als die übrigen Interpunktionen.

Das sagte man mir in Dichterkreisen. Außerdem teilte man mir mit, daß renommierte Vers- und Prosafirmen am Platze häufig die Ernte des Jahres zurückhalten und dann in der Lage sind, ihre Kundschaft aus den Vorräten mit Weihnachtsgeschichten und Liebesfrühlingserzeugnissen der eigenen Scholle kulant zu bedienen. Postkarte genügt! Der kleine Mann aber, der von der Schreibmaschine in den Mund lebt, tut sich natürlich sehr hart, und er muß bei sich Frühlingsgefühle

Anthony Eden

Von Katschöftr

Prinzipien machen viel Vergnügen
dem, der sie hat.
Wenn er sie öffentlich bestiegen,
geht's nicht so glatt.

Kein Gaul scheut mehr die Wirklichkeiten
als so ein Nas.
Du fühlst dich plötzlich abwärts gleiten.
Wie kam denn das?

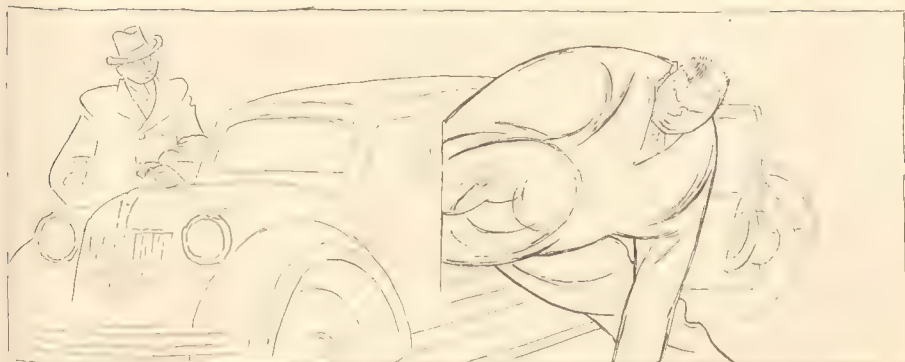
Erspar' dir die erstaunten Augen,
den Redeschwall:
gewisse Säule gibt's, die taugen
nur was im Stall.

Im Januar erzeugen und Kornfelder mit reichlich Mohn dazwischen im April wogen lassen. Welcher Raubbau an der Phantasie kommender großer Toter wird da getrieben: Osteroler zu Weihnachtsen und schwüle Badetage, an denen Evelyns gebräunter Körper nur mit Sonnenflecken bekleidet aus dem Dunkel der Büsche nur so leuchtet, um Ostern her zu. Das erfordert eine fest übermenschliche Konzentration und vollkommene Beherrschung der Merkliste mit besonderer Berücksichtigung der Liebbling-wünsche aller wachhabenden Redakteure.

Tja, und da redet das Volk von traum-verlorenen Dichtern, die Welchen am Waldrand pflücken und sofort in Verse verfallen, daß die Muse schäumt und sie sich die Schnauze füllig dichten. Ich kam auch zu einem, der hatte sich vom Saisonsgeschäft ganz zurückgezogen und jener Gegend zugewandt, von der es heißt: Es soll der Dichter mit dem Werbeleiter gehen, denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen. Er lauschte gerade hinein in die Tiefen, dorthin, wo die Reklamaverse strömen. Er wollte seinen „Faust“ schaffen. Einen schlagkräftigen Zweizeiler für ein wirklich gutes Waschmittel. Foltzick

Der starke Autogast

(v. G. Bräunlich)



„Merken Sie sich, Herr Hirster, die Autotür fest zuschlagen . . .“



„ . . . damit sie fest geschlossen ist!“





„Gestern hat der Bildhauer Zubermann ganz begeistert von deiner Rückenlinie gesprochen!“ — „Nanu, seit wann kann man die beim Sitzen sehn?“



ROTE HAARE / VON JACK LAIT

Das ist wirklich einmal Liebe — dachten Billy und Cilly. Sie waren beide jung; sie war hübsch, er war männlich und sah gut aus. Es hatte nur kurze Zeit gedauert, bis er ihr die Verlobung vorschlug, und noch kürzere, bis sie den Vorschlag annahm.

Es war Liebe auf den ersten Blick, und mit jedem weiteren Blick schien sie noch zu wachsen. Dieser Symphonie der Herzen konnte nichts als ihre beinahe unwirkliche Vollkommenheit gefährlich werden.

Aber bis zu einem gewissen Sonnabendabend war Billy und Cillys Liebe vollkommen.

Billy und Cilly saßen beim Abendessen und waren belahene fertig. Sie aßen jeden Sonnabend zusammen. Billy kam dann von der Bank, wo der er Kaiser war, und Cilly pflegte vorher Einkäufe zu machen.

Jetzt aßen sie in einem kleinen französischen Restaurant, einem etwas altmodischen Lokal mit ziemlich engen Räumen, das aber dafür gemütliche Nischen aufzuweisen hatte.

Sie wählten stets die gleiche dämmerige Ecke, in der sie denn auch für gewöhnlich allein und ungestört waren, da die meisten Gäste die Tische in den Fenstern bevorzugten.

An jenem bewußten Sonnabend nun waren Billy und Cilly nicht allein geblieben in ihrer gemütlichen Nische. Zwei andere Tische in ihrer Nähe waren ebenfalls besetzt. Neben ihnen hatte ein Herr in mittleren Jahren Platz genommen.

In seiner Begleitung war eine Dame mit auffallend roten, die Augen geradezu blendenden Haaren. Sie mochte von Beruf Ballettuse, Mannequin, Modell oder irgend so etwas Ausgefallenes sein.

Wenigstens glaubte Cilly das aus ihrer Aufmachung, ihrer Frisur, dem Schnitt ihrer Nägel, den überhöhen Abätzen und ähnlichem schließen zu können.

Bedauernd sah Cilly Billy an, um zu ihrem Erschrecken festzustellen, daß der gute Billy kein

Auge von dieser Frau liebte. Ein leichter Schmerz zog Cilly die Mundwinkel herab. Sie kloppte mit ihrem kleinen Fuß leise auf den Fußboden, sie spielte mit dem Besteck — schließlich räusperte sie sich.

Billy fuhr wie aus einem Traum. Er lächelte mechanisch und zuckte mit den Schultern. Cilly lächelte nicht.

Billy nahm Messer und Gabel und vertiefte sich in sein Essen. Ab und zu warf er einen raschen Blick auf Cilly.

Sie schwiegen. Dann kam der Kellner mit der Rechnung. Sie zahlten und standen auf. Billy half seiner Verlobten in den Mantel. Auf dem Weg zur Tür kamen sie an dem anderen Paar vorbei. Irgend ein Teufel trieb Billy, sich noch einmal umzudrehen und der Rothhaarigen einen langen Blick zuzuworfen.

Cilly war schweigsam. Auch als sie eine Weile später im Kino saßen, kam kein Wort über ihre Lippen. Erst in der Autodroschke brach sie das Schweigen.

„Du hast sie wohl immer noch im Kopf, Billy?“

„Sie? Sie? Welche ‚Sie‘?“

„Die Rothhaarige meine ich. Sah aus wie ein Bild, nicht? Für meinen Geschmack ja allerdings mehr wie eine Karikatur.“

„Ach, die meinst du? Sah seltsam aus, findest du nicht? Mußte sie ein paarmal angucken. Wie aus einem Roman.“

„So? Ich möchte diesen Roman nicht in meiner Bibliothek haben.“

„Natürlich, natürlich! Ich auch nicht.“ Billy streckte sich behaglich aus. Der kleine Zwischenfall schien erledigt zu sein. Aber...

„Billy, du lügst“, sagte Cilly. „Ich habe genau beobachtet, was du für Augen gemacht hast. Wenn du allein gewesen wärest, und sie ebenfalls allein, dann wäre es nicht bei den Blicken geblieben.“

„Aber Liebling! Wie kannst du so etwas behaupten. Habe ich dir jemals Anlaß gegeben...?“

„So? Was du nicht sagst! Ich hätte niemals davon gesprochen, aber jetzt... Ich weiß nämlich, daß du Hilda besucht hast! Nein, leugne es gar nicht! Ich weiß es von ihrer Schwester.“

Hilda war das Mädchen, das Billy verehrt hatte, bevor er Cilly kennenlernte, und Hilda war es übrigens auch, die sie beide miteinander bekannt gemacht hatte.

„Ja... Ja, das stimmt. Aber ich hatte Hilda schon lange — lange bevor ich von dir überhaupt etwas wußte — versprochen, mit ihr in die Wassersportausstellung zu gehen. Sie ist doch so wild auf Wassersport. Na, und inzwischen hatte ich dich kennengelernt, und da habe ich ihr einmal gesagt, daß nun zwischen ihr und mir alles aus sei. Das war alles.“

„So? Mit her man aber erzählt, daß ihr auch sehr lange und sehr persönlich unterhalten habt.“

„Sicher, sicher! Ich hab' ihr doch erzählt, wie es mit mir stünde und mit dir, na und so weiter. Ich habe sie doch schließlich lange gekannt; da

Märztag

Von Georg Britting

Tiefer Himmel und Wolkengewader und Schnee, und Regengüsse und Hagel: jeder Platz ist ein See.

Sind dann sind die Wolken weg. Alles ist blau. Das Pflaster glänzt, und eine junge Frau

eilt über die Straße, wie Schwöbend, schlägt den Mantel zurück — auf Gold hämmert die Straßenbahnklode ein Stüd einer süßen Melodie — und im Genid spürt sie, die hingebt, erbebend den Wind, welchsenfösig und jonnenlau.

Der Duckmäuser

(Köhler)



„Eduard, weißt du schon, daß die Röcke wieder kürzer werden?“ — „Soo?“

kann man so etwas natürlich nicht mit drei Worten abtun.“

„Ahal! Ich habe mit keinem von den Jungs gesprochen, die ich kenne, bevor wir — bevor wir...“

„Hoffentlich nicht. Aber bei mir war das doch ganz etwas anderes. Ich mußte ihr doch die Sache auseinandersetzen...“

„Markwürdiger Zufall! Hilda hat auch rote Haare!“

„Du liebe Güte! Was soll das heißen? Wenn ich hinter roten Haaren her wäre, hätte ich mich doch nicht in dich verliebt. Du hast doch keine roten Haare.“

„Ist das eine Feststellung oder ein Vorwurf?“

„Nun hör einmal zu, Liebling! Willst du eigentlich Streit anfangen, oder was willst du?“

„Was ich will? Das will ich dir sagen! In mir ist einfach etwas kaputtgegangen, als ich sah, wie du diese aufgeputzte rote Schuba angesehen hast. Ich habe immer gedacht, daß du mich ... daß du ...“

Cilly schluckte. Billy wußte nicht, was er tun sollte. Er wollte sie streicheln, sie trösten. „Aber Liebling! Komm, stell die kleine Wasserleitung ab, Cilly! Sieh mal, wir sind bald zu Hause, und deine Mutter braucht ja nicht gerade zu sehen, daß du gewinkt hast! Also — nun hör schon auf! Du mußt heute mit dem linken Fuß zuerst aufstehen sein.“

„Nein, ich hab' mich den ganzen Tag sehr wohl gefühlt, bis — bis ...“

Der Wagen hielt vor der Haustür. Billy gab Cilly sein großes Taschentuch.

„Hier, Baby, trockne dir deine hübschen Augen und vergiß diesen ganzen Blödsinn!“ — Monate waren vergangen, und Billy und Cilly wieder die besten Freunde der Welt. Das Hochzeitsdatum stand fest. Die Pläne für die Flitterwochen waren in die kleinste Einzelheiten durchgesprochen. Die ganze Welt erstarrte in rosigen feinem Licht.

In dem kleinen französischen Restaurant hatten sie nie wieder gesessen.

Billy hatte einen schönen Posten als Direktionssekretär mit eigenem Büro und eigener Stenotypistin erhalten.

Am ersten Sonntage, nachdem Billy seine neue Stellung erhalten, holte Cilly ihn zum Essen ab. Ein uniformierter Angestellter brachte sie vor sein Büro. Cilly war sehr stolz. Sie öffnete die Tür und trat ein.

Auf ihrem Gesicht errötete plötzlich das Rösch.

An der Schreibmaschine saß ein reizendes Mädchen. Und ihr Haar war — leuchtend rot.

Billy stand auf, um Cilly zu begrüßen. Aber Cilly drückte sich auf dem Absatz um und stürmte hinaus.

Umsonst versuchte Billy eine Stunde später, Cilly klar zu machen, daß er die Sekretistin von seinem Vorgänger hatte übernehmen müssen, daß er nicht das Rechte hatte, sie vor die Tür zu setzen, daß er nicht einmal wußte, wie das Mädchen mit dem Vornamen hieß, daß das Mädchen überhaupt verlobt war ...

„Sol ihren Namen willst du nicht kennen, aber ihre Privatangelegenheiten sind dir bereits bekannt“, höhnte Cilly. „Und den ganzen Tag bist du mit ihr allein! Nein, es ist aus!“ Und es war aus.

Nachdem Billy sich die Geschichte lange überlegt hatte und nachdem der Schmerz über Cillys Verlust ihn wenig geholt war, und die Wunde in seinem Herzen sich geschlossen hatte, fühlte er sich langsam erleichtert. Das Leben mit Cilly wäre wahrscheinlich ein Alptraum mit roten Haaren geworden.

Infolgedessen lernte er schließlich den Vornamen seiner Sekretärin kennen. Sie hieß Madyne. Der Name gefiel ihm ausnehmend gut. Und er bekam heraus, daß sie gar nicht verlobt war — wenigstens nicht offiziell. Aber bald war sie verlobt, sogar ganz offiziell — mit Billy.

„Cilly hat doch recht gehabt“, sagte Billy zu sich selbst. „Eigentlich habe ich doch wohl schon immer eine Verlobte für rote Haare gehabt ...“

(Übersetzt von Karl Fischel)

Deine Wahl nur
Sonntag 10 15 20
NICHTALTE
Nächste vernünftige Wahl vor fast 20 Jahren!
59
OSCAR SCHULTZE
GROSSER KREIS
GROSSER KREIS

Rat über Haar- u. Haut
Kratz
Gefährliche Krankheiten
Dermatologen
FRIEDRICH
FRIEDRICH

Neue Kraft u. Lebensfreude
1. schmelzbar, Spezial-Kremer
2. schmelzbar, Spezial-Kremer
3. schmelzbar, Spezial-Kremer
4. schmelzbar, Spezial-Kremer
5. schmelzbar, Spezial-Kremer
6. schmelzbar, Spezial-Kremer
7. schmelzbar, Spezial-Kremer
8. schmelzbar, Spezial-Kremer
9. schmelzbar, Spezial-Kremer
10. schmelzbar, Spezial-Kremer

Graue Haare
mehren sich Sie können diese Silberfäden
wieder der Jugendfrische verleihen, mit einem
neuen 100%igen erprobten „Haarwasser“
Dr. A. S. — Doppelte, nur 4. — u. Porto
Keine Farbe! daher unaufrichtig, einfache
Anwendung, bei starker Wirkung!
F. A. H. Leidig, Westerland/Seezoo 10

Mensch u. Sonne
Sonne bewirkt den rasischen Auf-
scheidung mit Wassererkennung das
nackten Körpers. 96 herrliche Auf-
nahmen. Preis RM 4.20 und Porto
Buchversand „Lebensfreude“ Berlin-
Charlottenburg 5

Carmol
Man verlange in Apotheken und Drogerien
ausdrücklich Carmol Preis RM. 1.35

„Welt-Detektiv“
Ausdruck, Detektiv, Berlin W. 4
Taufentlassung 5, Fernruf: 24.65 55
u. 24.65 56, das zweite Institut für
Ermittlungen — Beobachtungen —

Bücher
Auskünfte auch über Privat-
verhältnisse resp. Herkunft
Günstig: Angehörige
französischer Herkunft
Buchversand „Lebensfreude“ Berlin-
Charlottenburg 106

Jeden Tag **Dralle** Birkenwasser
Qualität **Rasiercreme**

Briefmarken
1 Pf.
Hochwertige Briefmarken
aus dem Ausland
aus dem Ausland
aus dem Ausland
aus dem Ausland
aus dem Ausland
aus dem Ausland
aus dem Ausland
aus dem Ausland
aus dem Ausland
aus dem Ausland

GRATIS
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post

GRATIS
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post
Hause-Post

Hohe Kunst

Das ist nun auch schon lange her, aber es geschah damals, als Hinterdingling Einquartierung bekam, und in Form der Regimentskapelle unseres Regiments sozusagen auch einmal die hohe Kunst Hinterdingling streifte. So glaubten wir Soldaten wenigstens, die dort einquartiert wurden. Und als dann unsere Regimentskapelle an einem schönen Sonntagvormittag auf dem Marktplatz von Hinterdingling ein Konzert gab, waren wir alle richtig stolz. Besonders unser C-Trompeter war nämlich ob seiner Kunst bezaubert und hatte deshalb jedesmal bei solchen Gelegenheiten ein Breviärstück im Programm. Als dies Stück nun derart kam und der C-Trompeter wieder blies, daß die Töne nur so schmetterten, kullerten, perften, im Stakkato hupsten und dann langgezogen ausklangen, daß man ja den langen Atem recht bewundern konnte, da war ich selbst begeistert und konnte mich nicht mehr halten, zu einem Hinterdinglinger, der gerade neben mir stand, zu sagen: „Gel, das is ein Trompeter, so was, wie der bläst, des habi's no nie g'hört!“

Eist später habe ich erfahren, daß der Mann, an den ich mich gewandt hatte, seines Zeichens ein Schuster und außerdem ausgesprochen der C-Trompeter der Hinterdinglinger Musikkapelle war. Auf meine Frage schaute er mich an rotumrandeten Bleraugen sehr geringschätzig an, tat dann einen Schnauer und meinte: „Jetzt will i Eahna was segn ...“ des, was der bläst, des blas i beim Sch...“

Und nun kam ein Wort, das man in Gesellschaft nur in Hinterdingling so frei und offen sagen kann. Ich schwieg betroffen. Wenn ich gewußt hätte, daß in Hinterdingling selbst an solchen Orten, beziehungsweise Orichen, die Museen wohnten, hätte ich nichts gesagt. Und auch unser C-Trompeter hätte sich wahrscheinlich nicht so geplagt, da sein bläsen Blasen den Vergleich mit Hinterdinglings hoher Kunst soheran natürlich nicht aushielt.

Joseph Maria Lutz

(Zeichnung O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Bei Otto und Else, dem jungen Ehepaar, waren Zwillinge angekommen. Tante Kordella — in der Familie nur „die Kordel“ genannt — erreichte diese Nachricht, als sie zu Besuch bei uns war. Sie schüttelte nur den Kopf und sagte: „Ich habe Elisabeth nicht für so hemmungslos gehalten!“

Wir haben Klassenaufsatz in der Obersekunda. Das Thema ist: Beschreibung und Deutung von Leonardo da Vincis Abendmahl. Eine Schularm schreibt: „Da jeder stillliche Ausdruck nur dem oberen Teil des Körpers angehört und die Füße in solchen Fällen überall im Wege wären, schuf Leonardo hier elf Halbfiguren, deren Schoß und Knie vom Tisch und Tischuch bedeckt sind.“

Der Ton ist arg eifertüchtig. Jetzt hat er entdeckt, daß der Schorsch der Frau schöne Augen macht. Er fällt ihn nach dem Kirchgang ab und sagt grimmig: „Damit du's weißt, meine Frau ist für dich eine saubäbliche alte Schachtel, sonst...“

Mit dem alten Borgel ging es zu Ende. Da er sein Leben lang ein Original gewesen war, nahm er sich auch in seiner letzten Lebensstunde

ein wenig burschikos, so daß seine Frau tränenfeuchten Auges in den Ruf ausbrach: „Aber Gustav, so benimmst man sich doch not beim Sterbel!“ „Du wirst schon entschuldige“, gab da Gustav zurück, „es licht ebe 's erschte Mol!“

Renate ist dreieinhalb Jahre alt. Sie hört für ihr Leben gern Geschichten. Man kann sie ihr gern zwanzig- oder hundertmal wieder erzählen. Sie liebt jede Geschichte mit.

Heute hat ihre Mutter den ganzen Tag die Geschichte vom Dornröschen erzählt, mit verteilten Rollen. Die Mutter war das Dornröschen, Renate verkörperte die böse Fee, die gute Fee, den Prinzen und die übrige Statisterie. Nachher mußte Renate mal „verschwinden“. Das kann sie schon allein, und sie ist nicht wenig stolz darauf. Nur zum Schluß bedarf es gelegentlich der mütterlichen Nachhilfe.

Renate war noch so sehr im Banne ihres Geschichten-Spiels, daß sie schallend (und zum grenzenlosen Erstaunen einer Dame, die just zu Besuch weilte) durchs Haus rief: „Dornröschen, wach mich mal ab!“

Ein Junger Mann unserer Stadt ist ein sehr guter Schlingenschnäuler; er übt schon einige Zeit mit einem Fräulein aus der Umgegend im Paarlauf; sie halten sich für aufsteigende Größen auf diesem Gebiet.

Eines Tages saßen sie nach so einem Lauf miteinander im Café. Ein älterer Herr, der die beiden nicht kannte, kam mit ihnen ins Gespräch. Dabel fragte er auch so nebenbei: „Das ist wohl ihr Fräulein Braut?“

„Nein, meine Trainingspartnerin!“ erwiderte der junge Mann stolz und begriff nicht, warum die die sportlichen Bestrebungen der beiden offenbar nicht ahnenden Umstehenden ein leichtes Schmunzeln nicht zu unterdrücken vermochten.



„Guter Sekt muß nach gutem Wein schmecken deshalb trinke ich Burgeff!“
Burgeff Grün
Weingutbesitzer
Rheinhessen am Rhein
28. Aug. 17

„Ihr Männer denkt immer, es genügt uns, wenn Sekt kühl ist und prickelt!“

Dieser Ausspruch einer Frau zeigt deutlich, wie gut Sie tun, wenn Sie Burgeff wählen. Denn Frauen verlangen nun einmal vom Sekt zu allererst einen wirklich reinen, edlen Weingeschmack — jenen Weingeschmack, der Burgeff bei den Weinkennern so beliebt gemacht hat. Probieren Sie noch heute abend Burgeff! Trinken Sie ihn genießerisch, und Sie werden selbst spüren, wie vollendet hier Anregung und Belebung, Stimmung und Genuß vereinigt sind.

BURGEFF GRÜN

★ Achten Sie stets auf das charakteristische grüne Etikett.

„Auch im zweiten Jahrhundert wird Burgeff bewundert!“



Ittens ganz besonders: 1928 Burgeff Grün, 1929 Burgeff Grün, 1930 Burgeff Grün, 1931 Burgeff Grün, 1932 Burgeff Grün, 1933 Burgeff Grün, 1934 Burgeff Grün, 1935 Burgeff Grün, 1936 Burgeff Grün, 1937 Burgeff Grün, 1938 Burgeff Grün, 1939 Burgeff Grün, 1940 Burgeff Grün, 1941 Burgeff Grün, 1942 Burgeff Grün, 1943 Burgeff Grün, 1944 Burgeff Grün, 1945 Burgeff Grün, 1946 Burgeff Grün, 1947 Burgeff Grün, 1948 Burgeff Grün, 1949 Burgeff Grün, 1950 Burgeff Grün, 1951 Burgeff Grün, 1952 Burgeff Grün, 1953 Burgeff Grün, 1954 Burgeff Grün, 1955 Burgeff Grün, 1956 Burgeff Grün, 1957 Burgeff Grün, 1958 Burgeff Grün, 1959 Burgeff Grün, 1960 Burgeff Grün, 1961 Burgeff Grün, 1962 Burgeff Grün, 1963 Burgeff Grün, 1964 Burgeff Grün, 1965 Burgeff Grün, 1966 Burgeff Grün, 1967 Burgeff Grün, 1968 Burgeff Grün, 1969 Burgeff Grün, 1970 Burgeff Grün, 1971 Burgeff Grün, 1972 Burgeff Grün, 1973 Burgeff Grün, 1974 Burgeff Grün, 1975 Burgeff Grün, 1976 Burgeff Grün, 1977 Burgeff Grün, 1978 Burgeff Grün, 1979 Burgeff Grün, 1980 Burgeff Grün, 1981 Burgeff Grün, 1982 Burgeff Grün, 1983 Burgeff Grün, 1984 Burgeff Grün, 1985 Burgeff Grün, 1986 Burgeff Grün, 1987 Burgeff Grün, 1988 Burgeff Grün, 1989 Burgeff Grün, 1990 Burgeff Grün, 1991 Burgeff Grün, 1992 Burgeff Grün, 1993 Burgeff Grün, 1994 Burgeff Grün, 1995 Burgeff Grün, 1996 Burgeff Grün, 1997 Burgeff Grün, 1998 Burgeff Grün, 1999 Burgeff Grün, 2000 Burgeff Grün, 2001 Burgeff Grün, 2002 Burgeff Grün, 2003 Burgeff Grün, 2004 Burgeff Grün, 2005 Burgeff Grün, 2006 Burgeff Grün, 2007 Burgeff Grün, 2008 Burgeff Grün, 2009 Burgeff Grün, 2010 Burgeff Grün, 2011 Burgeff Grün, 2012 Burgeff Grün, 2013 Burgeff Grün, 2014 Burgeff Grün, 2015 Burgeff Grün, 2016 Burgeff Grün, 2017 Burgeff Grün, 2018 Burgeff Grün, 2019 Burgeff Grün, 2020 Burgeff Grün, 2021 Burgeff Grün, 2022 Burgeff Grün, 2023 Burgeff Grün, 2024 Burgeff Grün, 2025 Burgeff Grün, 2026 Burgeff Grün, 2027 Burgeff Grün, 2028 Burgeff Grün, 2029 Burgeff Grün, 2030 Burgeff Grün, 2031 Burgeff Grün, 2032 Burgeff Grün, 2033 Burgeff Grün, 2034 Burgeff Grün, 2035 Burgeff Grün, 2036 Burgeff Grün, 2037 Burgeff Grün, 2038 Burgeff Grün, 2039 Burgeff Grün, 2040 Burgeff Grün, 2041 Burgeff Grün, 2042 Burgeff Grün, 2043 Burgeff Grün, 2044 Burgeff Grün, 2045 Burgeff Grün, 2046 Burgeff Grün, 2047 Burgeff Grün, 2048 Burgeff Grün, 2049 Burgeff Grün, 2050 Burgeff Grün, 2051 Burgeff Grün, 2052 Burgeff Grün, 2053 Burgeff Grün, 2054 Burgeff Grün, 2055 Burgeff Grün, 2056 Burgeff Grün, 2057 Burgeff Grün, 2058 Burgeff Grün, 2059 Burgeff Grün, 2060 Burgeff Grün, 2061 Burgeff Grün, 2062 Burgeff Grün, 2063 Burgeff Grün, 2064 Burgeff Grün, 2065 Burgeff Grün, 2066 Burgeff Grün, 2067 Burgeff Grün, 2068 Burgeff Grün, 2069 Burgeff Grün, 2070 Burgeff Grün, 2071 Burgeff Grün, 2072 Burgeff Grün, 2073 Burgeff Grün, 2074 Burgeff Grün, 2075 Burgeff Grün, 2076 Burgeff Grün, 2077 Burgeff Grün, 2078 Burgeff Grün, 2079 Burgeff Grün, 2080 Burgeff Grün, 2081 Burgeff Grün, 2082 Burgeff Grün, 2083 Burgeff Grün, 2084 Burgeff Grün, 2085 Burgeff Grün, 2086 Burgeff Grün, 2087 Burgeff Grün, 2088 Burgeff Grün, 2089 Burgeff Grün, 2090 Burgeff Grün, 2091 Burgeff Grün, 2092 Burgeff Grün, 2093 Burgeff Grün, 2094 Burgeff Grün, 2095 Burgeff Grün, 2096 Burgeff Grün, 2097 Burgeff Grün, 2098 Burgeff Grün, 2099 Burgeff Grün, 2100 Burgeff Grün, 2101 Burgeff Grün, 2102 Burgeff Grün, 2103 Burgeff Grün, 2104 Burgeff Grün, 2105 Burgeff Grün, 2106 Burgeff Grün, 2107 Burgeff Grün, 2108 Burgeff Grün, 2109 Burgeff Grün, 2110 Burgeff Grün, 2111 Burgeff Grün, 2112 Burgeff Grün, 2113 Burgeff Grün, 2114 Burgeff Grün, 2115 Burgeff Grün, 2116 Burgeff Grün, 2117 Burgeff Grün, 2118 Burgeff Grün, 2119 Burgeff Grün, 2120 Burgeff Grün, 2121 Burgeff Grün, 2122 Burgeff Grün, 2123 Burgeff Grün, 2124 Burgeff Grün, 2125 Burgeff Grün, 2126 Burgeff Grün, 2127 Burgeff Grün, 2128 Burgeff Grün, 2129 Burgeff Grün, 2130 Burgeff Grün, 2131 Burgeff Grün, 2132 Burgeff Grün, 2133 Burgeff Grün, 2134 Burgeff Grün, 2135 Burgeff Grün, 2136 Burgeff Grün, 2137 Burgeff Grün, 2138 Burgeff Grün, 2139 Burgeff Grün, 2140 Burgeff Grün, 2141 Burgeff Grün, 2142 Burgeff Grün, 2143 Burgeff Grün, 2144 Burgeff Grün, 2145 Burgeff Grün, 2146 Burgeff Grün, 2147 Burgeff Grün, 2148 Burgeff Grün, 2149 Burgeff Grün, 2150 Burgeff Grün, 2151 Burgeff Grün, 2152 Burgeff Grün, 2153 Burgeff Grün, 2154 Burgeff Grün, 2155 Burgeff Grün, 2156 Burgeff Grün, 2157 Burgeff Grün, 2158 Burgeff Grün, 2159 Burgeff Grün, 2160 Burgeff Grün, 2161 Burgeff Grün, 2162 Burgeff Grün, 2163 Burgeff Grün, 2164 Burgeff Grün, 2165 Burgeff Grün, 2166 Burgeff Grün, 2167 Burgeff Grün, 2168 Burgeff Grün, 2169 Burgeff Grün, 2170 Burgeff Grün, 2171 Burgeff Grün, 2172 Burgeff Grün, 2173 Burgeff Grün, 2174 Burgeff Grün, 2175 Burgeff Grün, 2176 Burgeff Grün, 2177 Burgeff Grün, 2178 Burgeff Grün, 2179 Burgeff Grün, 2180 Burgeff Grün, 2181 Burgeff Grün, 2182 Burgeff Grün, 2183 Burgeff Grün, 2184 Burgeff Grün, 2185 Burgeff Grün, 2186 Burgeff Grün, 2187 Burgeff Grün, 2188 Burgeff Grün, 2189 Burgeff Grün, 2190 Burgeff Grün, 2191 Burgeff Grün, 2192 Burgeff Grün, 2193 Burgeff Grün, 2194 Burgeff Grün, 2195 Burgeff Grün, 2196 Burgeff Grün, 2197 Burgeff Grün, 2198 Burgeff Grün, 2199 Burgeff Grün, 2200 Burgeff Grün, 2201 Burgeff Grün, 2202 Burgeff Grün, 2203 Burgeff Grün, 2204 Burgeff Grün, 2205 Burgeff Grün, 2206 Burgeff Grün, 2207 Burgeff Grün, 2208 Burgeff Grün, 2209 Burgeff Grün, 2210 Burgeff Grün, 2211 Burgeff Grün, 2212 Burgeff Grün, 2213 Burgeff Grün, 2214 Burgeff Grün, 2215 Burgeff Grün, 2216 Burgeff Grün, 2217 Burgeff Grün, 2218 Burgeff Grün, 2219 Burgeff Grün, 2220 Burgeff Grün, 2221 Burgeff Grün, 2222 Burgeff Grün, 2223 Burgeff Grün, 2224 Burgeff Grün, 2225 Burgeff Grün, 2226 Burgeff Grün, 2227 Burgeff Grün, 2228 Burgeff Grün, 2229 Burgeff Grün, 2230 Burgeff Grün, 2231 Burgeff Grün, 2232 Burgeff Grün, 2233 Burgeff Grün, 2234 Burgeff Grün, 2235 Burgeff Grün, 2236 Burgeff Grün, 2237 Burgeff Grün, 2238 Burgeff Grün, 2239 Burgeff Grün, 2240 Burgeff Grün, 2241 Burgeff Grün, 2242 Burgeff Grün, 2243 Burgeff Grün, 2244 Burgeff Grün, 2245 Burgeff Grün, 2246 Burgeff Grün, 2247 Burgeff Grün, 2248 Burgeff Grün, 2249 Burgeff Grün, 2250 Burgeff Grün, 2251 Burgeff Grün, 2252 Burgeff Grün, 2253 Burgeff Grün, 2254 Burgeff Grün, 2255 Burgeff Grün, 2256 Burgeff Grün, 2257 Burgeff Grün, 2258 Burgeff Grün, 2259 Burgeff Grün, 2260 Burgeff Grün, 2261 Burgeff Grün, 2262 Burgeff Grün, 2263 Burgeff Grün, 2264 Burgeff Grün, 2265 Burgeff Grün, 2266 Burgeff Grün, 2267 Burgeff Grün, 2268 Burgeff Grün, 2269 Burgeff Grün, 2270 Burgeff Grün, 2271 Burgeff Grün, 2272 Burgeff Grün, 2273 Burgeff Grün, 2274 Burgeff Grün, 2275 Burgeff Grün, 2276 Burgeff Grün, 2277 Burgeff Grün, 2278 Burgeff Grün, 2279 Burgeff Grün, 2280 Burgeff Grün, 2281 Burgeff Grün, 2282 Burgeff Grün, 2283 Burgeff Grün, 2284 Burgeff Grün, 2285 Burgeff Grün, 2286 Burgeff Grün, 2287 Burgeff Grün, 2288 Burgeff Grün, 2289 Burgeff Grün, 2290 Burgeff Grün, 2291 Burgeff Grün, 2292 Burgeff Grün, 2293 Burgeff Grün, 2294 Burgeff Grün, 2295 Burgeff Grün, 2296 Burgeff Grün, 2297 Burgeff Grün, 2298 Burgeff Grün, 2299 Burgeff Grün, 2300 Burgeff Grün, 2301 Burgeff Grün, 2302 Burgeff Grün, 2303 Burgeff Grün, 2304 Burgeff Grün, 2305 Burgeff Grün, 2306 Burgeff Grün, 2307 Burgeff Grün, 2308 Burgeff Grün, 2309 Burgeff Grün, 2310 Burgeff Grün, 2311 Burgeff Grün, 2312 Burgeff Grün, 2313 Burgeff Grün, 2314 Burgeff Grün, 2315 Burgeff Grün, 2316 Burgeff Grün, 2317 Burgeff Grün, 2318 Burgeff Grün, 2319 Burgeff Grün, 2320 Burgeff Grün, 2321 Burgeff Grün, 2322 Burgeff Grün, 2323 Burgeff Grün, 2324 Burgeff Grün, 2325 Burgeff Grün, 2326 Burgeff Grün, 2327 Burgeff Grün, 2328 Burgeff Grün, 2329 Burgeff Grün, 2330 Burgeff Grün, 2331 Burgeff Grün, 2332 Burgeff Grün, 2333 Burgeff Grün, 2334 Burgeff Grün, 2335 Burgeff Grün, 2336 Burgeff Grün, 2337 Burgeff Grün, 2338 Burgeff Grün, 2339 Burgeff Grün, 2340 Burgeff Grün, 2341 Burgeff Grün, 2342 Burgeff Grün, 2343 Burgeff Grün, 2344 Burgeff Grün, 2345 Burgeff Grün, 2346 Burgeff Grün, 2347 Burgeff Grün, 2348 Burgeff Grün, 2349 Burgeff Grün, 2350 Burgeff Grün, 2351 Burgeff Grün, 2352 Burgeff Grün, 2353 Burgeff Grün, 2354 Burgeff Grün, 2355 Burgeff Grün, 2356 Burgeff Grün, 2357 Burgeff Grün, 2358 Burgeff Grün, 2359 Burgeff Grün, 2360 Burgeff Grün, 2361 Burgeff Grün, 2362 Burgeff Grün, 2363 Burgeff Grün, 2364 Burgeff Grün, 2365 Burgeff Grün, 2366 Burgeff Grün, 2367 Burgeff Grün, 2368 Burgeff Grün, 2369 Burgeff Grün, 2370 Burgeff Grün, 2371 Burgeff Grün, 2372 Burgeff Grün, 2373 Burgeff Grün, 2374 Burgeff Grün, 2375 Burgeff Grün, 2376 Burgeff Grün, 2377 Burgeff Grün, 2378 Burgeff Grün, 2379 Burgeff Grün, 2380 Burgeff Grün, 2381 Burgeff Grün, 2382 Burgeff Grün, 2383 Burgeff Grün, 2384 Burgeff Grün, 2385 Burgeff Grün, 2386 Burgeff Grün, 2387 Burgeff Grün, 2388 Burgeff Grün, 2389 Burgeff Grün, 2390 Burgeff Grün, 2391 Burgeff Grün, 2392 Burgeff Grün, 2393 Burgeff Grün, 2394 Burgeff Grün, 2395 Burgeff Grün, 2396 Burgeff Grün, 2397 Burgeff Grün, 2398 Burgeff Grün, 2399 Burgeff Grün, 2400 Burgeff Grün, 2401 Burgeff Grün, 2402 Burgeff Grün, 2403 Burgeff Grün, 2404 Burgeff Grün, 2405 Burgeff Grün, 2406 Burgeff Grün, 2407 Burgeff Grün, 2408 Burgeff Grün, 2409 Burgeff Grün, 2410 Burgeff Grün, 2411 Burgeff Grün, 2412 Burgeff Grün, 2413 Burgeff Grün, 2414 Burgeff Grün, 2415 Burgeff Grün, 2416 Burgeff Grün, 2417 Burgeff Grün, 2418 Burgeff Grün, 2419 Burgeff Grün, 2420 Burgeff Grün, 2421 Burgeff Grün, 2422 Burgeff Grün, 2423 Burgeff Grün, 2424 Burgeff Grün, 2425 Burgeff Grün, 2426 Burgeff Grün, 2427 Burgeff Grün, 2428 Burgeff Grün, 2429 Burgeff Grün, 2430 Burgeff Grün, 2431 Burgeff Grün, 2432 Burgeff Grün, 2433 Burgeff Grün, 2434 Burgeff Grün, 2435 Burgeff Grün, 2436 Burgeff Grün, 2437 Burgeff Grün, 2438 Burgeff Grün, 2439 Burgeff Grün, 2440 Burgeff Grün, 2441 Burgeff Grün, 2442 Burgeff Grün, 2443 Burgeff Grün, 2444 Burgeff Grün, 2445 Burgeff Grün, 2446 Burgeff Grün, 2447 Burgeff Grün, 2448 Burgeff Grün, 2449 Burgeff Grün, 2450 Burgeff Grün, 2451 Burgeff Grün, 2452 Burgeff Grün, 2453 Burgeff Grün, 2454 Burgeff Grün, 2455 Burgeff Grün, 2456 Burgeff Grün, 2457 Burgeff Grün, 2458 Burgeff Grün, 2459 Burgeff Grün, 2460 Burgeff Grün, 2461 Burgeff Grün, 2462 Burgeff Grün, 2463 Burgeff Grün, 2464 Burgeff Grün, 2465 Burgeff Grün, 2466 Burgeff Grün, 2467 Burgeff Grün, 2468 Burgeff Grün, 2469 Burgeff Grün, 2470 Burgeff Grün, 2471 Burgeff Grün, 2472 Burgeff Grün, 2473 Burgeff Grün, 2474 Burgeff Grün, 2475 Burgeff Grün, 2476 Burgeff Grün, 2477 Burgeff Grün, 2478 Burgeff Grün, 2479 Burgeff Grün, 2480 Burgeff Grün, 2481 Burgeff Grün, 2482 Burgeff Grün, 2483 Burgeff Grün, 2484 Burgeff Grün, 2485 Burgeff Grün, 2486 Burgeff Grün, 2487 Burgeff Grün, 2488 Burgeff Grün, 2489 Burgeff Grün, 2490 Burgeff Grün, 2491 Burgeff Grün, 2492 Burgeff Grün, 2493 Burgeff Grün, 2494 Burgeff Grün, 2495 Burgeff Grün, 2496 Burgeff Grün, 2497 Burgeff Grün, 2498 Burgeff Grün, 2499 Burgeff Grün, 2500 Burgeff Grün, 2501 Burgeff Grün, 2502 Burgeff Grün, 2503 Burgeff Grün, 2504 Burgeff Grün, 2505 Burgeff Grün, 2506 Burgeff Grün, 2507 Burgeff Grün, 2508 Burgeff Grün, 2509 Burgeff Grün, 2510 Burgeff Grün, 2511 Burgeff Grün, 2512 Burgeff Grün, 2513 Burgeff Grün, 2514 Burgeff Grün, 2515 Burgeff Grün, 2516 Burgeff Grün, 2517 Burgeff Grün, 2518 Burgeff Grün, 2519 Burgeff Grün, 2520 Burgeff Grün, 2521 Burgeff Grün, 2522 Burgeff Grün, 2523 Burgeff Grün, 2524 Burgeff Grün, 2525 Burgeff Grün, 2526 Burgeff Grün, 2527 Burgeff Grün, 2528 Burgeff Grün, 2529 Burgeff Grün, 2530 Burgeff Grün, 2531 Burgeff Grün, 2532 Burgeff Grün, 2533 Burgeff Grün, 2534 Burgeff Grün, 2535 Burgeff Grün, 2536 Burgeff Grün, 2537 Burgeff Grün, 2538 Burgeff Grün, 2539 Burgeff Grün, 2540 Burgeff Grün, 2541 Burgeff Grün, 2542 Burgeff Grün, 2543 Burgeff Grün, 2544 Burgeff Grün, 2545 Burgeff Grün, 2546 Burgeff Grün, 2547 Burgeff Grün, 2548 Burgeff Grün, 2549 Burgeff Grün, 2550 Burgeff Grün, 2551 Burgeff Grün, 2552 Burgeff Grün, 2553 Burgeff Grün, 2554 Burgeff Grün, 2555 Burgeff Grün, 2556 Burgeff Grün, 2557 Burgeff Grün, 2558 Burgeff Grün, 2559 Burgeff Grün, 2560 Burgeff Grün, 2561 Burgeff Grün, 2562 Burgeff Grün, 2563 Burgeff Grün, 2564 Burgeff Grün, 2565 Burgeff Grün, 2566 Burgeff Grün, 2567 Burgeff Grün, 2568 Burgeff Grün, 2569 Burgeff Grün, 2570 Burgeff Grün, 2571 Burgeff Grün, 2572 Burgeff Grün, 2573 Burgeff Grün, 2574 Burgeff Grün, 2575 Burgeff Grün, 2576 Burgeff Grün, 2577 Burgeff Grün, 2578 Burgeff Grün, 2579 Burgeff Grün, 2580 Burgeff Grün, 2581 Burgeff Grün, 2582 Burgeff Grün, 2583 Burgeff Grün, 2584 Burgeff Grün, 2585 Burgeff Grün, 2586 Burgeff Grün, 2587 Burgeff Grün, 2588 Burgeff Grün, 2589 Burgeff Grün, 2590 Burgeff Grün, 2591 Burgeff Grün, 2592 Burgeff Grün, 2593 Burgeff Grün, 2594 Burgeff Grün, 2595 Burgeff Grün, 2596 Burgeff Grün, 2597 Burgeff Grün, 2598 Burgeff Grün, 2599 Burgeff Grün, 2600 Burgeff Grün, 2601 Burgeff Grün, 2602 Burgeff Grün, 2603 Burgeff Grün, 2604 Burgeff Grün, 2605 Burgeff Grün, 2606 Burgeff Grün, 2607 Burgeff Grün, 2608 Burgeff Grün, 2609 Burgeff Grün, 2610 Burgeff Grün, 2611 Burgeff Grün, 2612 Burgeff Grün, 2613 Burgeff Grün, 2614 Burgeff Grün, 2615 Burgeff Grün, 2616 Burgeff Grün, 2617 Burgeff Grün, 2618 Burgeff Grün, 2619 Burgeff Grün, 2620 Burgeff Grün, 2621 Burgeff Grün, 2622 Burgeff Grün, 2623 Burgeff Grün, 2624 Burgeff Grün, 2625 Burgeff Grün, 2626 Burgeff Grün, 2627 Burgeff Grün, 2628 Burgeff Grün, 2629 Burgeff Grün, 2630 Burgeff Grün, 2631 Burgeff Grün, 2632 Burgeff Grün, 2633 Burgeff Grün, 2634 Burgeff Grün, 2635 Burgeff Grün, 2636 Burgeff Grün, 2637 Burgeff Grün, 2638 Burgeff Grün, 2639 Burgeff Grün, 2640 Burgeff Grün, 2641 Burgeff Grün, 2642 Burgeff Grün, 2643 Burgeff Grün, 2644 Burgeff Grün, 2645 Burgeff Grün, 2646 Burgeff Grün, 2647 Burgeff Grün, 2648 Burgeff Grün, 2649 Burgeff Grün, 2650 Burgeff Grün, 2651 Burgeff Grün, 2652 Burgeff Grün, 2653 Burgeff Grün, 2654 Burgeff Grün, 2655 Burgeff Grün, 2656 Burgeff Grün, 2657 Burgeff Grün, 2658 Burgeff Grün, 2659 Burgeff Grün, 2660 Burgeff Grün, 2661 Burgeff Grün, 2662 Burgeff Grün, 2663 Burgeff Grün, 2664 Burgeff Grün, 2665 Burgeff Grün, 2666 Burgeff Grün, 2667 Burgeff Grün, 2668 Burgeff Grün, 2669 Burgeff Grün, 2670 Burgeff Grün, 2671 Burgeff Grün, 2672 Burgeff Grün, 2673 Burgeff Grün, 2674 Burgeff Grün, 2675 Burgeff Grün, 2676 Burgeff Grün, 2677 Burgeff Grün, 2678 Burgeff Grün, 2679 Burgeff Grün, 2680 Burgeff Grün, 2681 Burgeff Grün, 2682 Burgeff Grün, 2683 Burgeff Grün, 2684 Burgeff Grün, 2685 Burgeff Grün, 2686 Burgeff Grün, 2687 Burgeff Grün, 2688 Burgeff Grün, 2689 Burgeff Grün, 2690 Burgeff Grün, 2691 Burgeff Grün, 2692 Burgeff Grün, 2693 Burgeff Grün, 2694 Burgeff Grün, 2695 Burgeff Grün, 2696 Burgeff Grün, 2697 Burgeff Grün, 2698 Burgeff Grün, 2699 Burgeff Grün, 2700 Burgeff Grün, 2701 Burgeff Grün, 2702 Burgeff Grün, 2703 Burgeff Grün, 2704 Burgeff Grün, 2705 Burgeff Grün, 2706 Burgeff Grün, 2707 Burgeff Grün, 2708 Burgeff Grün, 2709 Burgeff Grün, 2710 Burgeff Grün, 2711 Burgeff Grün, 2712 Burgeff Grün, 2713 Burgeff Grün, 2714 Burgeff Grün, 2715 Burgeff Grün, 2716 Burgeff Grün, 2717 Burgeff Grün, 2718 Burgeff Grün, 2719 Burgeff Grün, 2720 Burgeff Grün, 2721 Burgeff Grün, 2722 Burgeff Grün, 2723 Burgeff Grün, 2724 Burgeff Grün, 2725 Burgeff Grün, 2726 Burgeff Grün, 2727 Burgeff Grün, 2728 Burgeff Grün, 2729 Burgeff Grün, 2730 Burgeff Grün, 2731 Burgeff Grün, 2732 Burgeff Grün, 2733 Burgeff Grün, 2734 Burgeff Grün, 2735 Burgeff Grün, 2736 Burgeff Grün, 2737 Burgeff Grün, 2738 Burgeff Grün, 2739 Burgeff Grün, 2740 Burgeff Grün, 2741 Burgeff Grün, 2742 Burgeff Grün, 2743 Burgeff Grün, 2744 Burgeff Grün, 2745 Burgeff Grün, 2746 Burgeff Grün, 2747 Burgeff Grün, 2748 Burgeff Grün, 2749 Burgeff Grün, 2750 Burgeff Grün, 2751 Burgeff Grün, 2752 Burgeff Grün, 2753 Burgeff Grün, 2754 Burgeff Grün, 2755 Burgeff Grün, 2756 Burgeff Grün, 2757 Burgeff Grün, 2758 Burgeff Grün, 2759 Burgeff Grün, 2760 Burgeff Grün, 2761 Burgeff Grün, 2762 Burgeff Grün, 2763 Burgeff Grün, 2764 Burgeff Grün, 2765 Burgeff Grün, 2766 Burgeff Grün, 2767 Burgeff Grün, 2768 Burgeff Grün, 2769 Burgeff Grün, 2770 Burgeff Grün, 2771 Burgeff Grün, 2772 Burgeff Grün, 2773 Burgeff Grün, 2774 Burgeff Grün, 2775 Burgeff Grün, 2776 Burgeff Grün, 2777 Burgeff Grün, 2778 Burgeff Grün, 2779 Burgeff Grün, 2780 Burgeff Grün, 2781 Burgeff Grün, 2782 Burgeff Grün, 2783 Burgeff Grün, 2784 Burgeff Grün, 2785 Burgeff Grün, 2786 Burgeff Grün, 2787 Burgeff Grün, 2788 Burgeff Grün, 2789 Burgeff Grün, 2790 Burgeff Grün, 2791 Burgeff Grün, 2792 Burgeff Grün, 2793 Burgeff Grün, 2794 Burgeff Grün, 2795 Burgeff Grün, 2796 Burgeff Grün, 2797 Burgeff Grün, 2798 Burgeff Grün, 2799 Burgeff Grün, 2800 Burgeff Grün, 2801 Burgeff Grün, 2802 Burgeff Grün, 2803 Burgeff Grün, 2804 Burgeff Grün, 2805 Burgeff Grün, 2806 Burgeff Grün, 2807 Burgeff Grün, 2808 Burgeff Grün, 2809 Burgeff Grün, 2810 Burgeff Grün, 2811 Burgeff Grün, 2812 Burgeff Grün, 2813 Burgeff Grün, 2814 Burgeff Grün, 2815 Burgeff Grün, 2816 Burgeff Grün, 2817 Burgeff Grün, 2818 Burgeff Grün, 2819 Burgeff Grün, 2820 Burgeff Grün, 2821 Burgeff Grün, 2822 Burgeff Grün, 2823 Burgeff Grün, 2824 Burgeff Grün, 2825 Burgeff Grün, 2826 Burgeff Grün, 2827 Burgeff Grün, 2828 Burgeff Grün, 2829 Burgeff Grün, 2830 Burgeff Grün, 2831 Burgeff Grün, 2832 Burgeff Grün, 2833 Burgeff Grün, 2834 Burgeff Grün, 2835 Burgeff Grün, 2836 Burgeff Grün, 2837 Burgeff Grün, 2838 Burgeff Grün, 2839 Burgeff Grün, 2840 Burgeff Grün, 2841 Burgeff Grün, 2842 Burgeff Grün, 2843 Burgeff Grün, 2844 Burgeff Grün, 2845 Burgeff Grün, 2846 Burgeff Grün, 2847 Burgeff Grün, 2848 Burgeff Grün, 2849 Burgeff Grün, 2850 Burgeff Grün, 2851 Burgeff Grün, 2852 Burgeff Grün, 2853 Burgeff Grün, 2854 Burgeff Grün, 2855 Burgeff Grün, 2856 Burgeff Grün, 2857 Burgeff Grün, 2858 Burgeff Grün, 2859 Burgeff Grün, 2860 Burgeff Grün, 2861 Burgeff Grün, 2862 Burgeff Grün, 2863 Burgeff Grün, 2864 Burgeff Grün, 2865 Burgeff Grün, 2866 Burgeff Grün, 2867 Burgeff Grün, 2868 Burgeff Grün, 2869 Burgeff Grün, 2870 Burgeff Grün, 2871 Burgeff Grün, 2872 Burgeff Grün, 2873 Burgeff Grün, 2874 Burgeff Grün, 2875 Burgeff Grün, 2876 Burgeff Grün, 2877 Burgeff Grün, 2878 Burgeff Grün, 2879 Burgeff Grün, 2880 Burgeff Grün, 2881 Burgeff Grün, 2882 Burgeff Grün, 2883 Burgeff Grün, 2884 Burgeff Grün, 2885 Burgeff Grün, 2886 Burgeff Grün, 2887 Burgeff Grün, 2888 Burgeff Grün, 2889 Burgeff Grün, 2890 Burgeff Grün, 2891 Burgeff Grün, 2892 Burgeff Grün, 2893 Burgeff Grün, 2894 Burgeff Grün, 2895 Burgeff Grün, 2896 Burgeff Grün, 2897 Burgeff Grün, 2898 Burgeff Grün, 2899 Burgeff Grün, 2900 Burgeff Grün, 2901 Burgeff Grün, 2902 Burgeff Grün, 2903 Burgeff Grün, 2904 Burgeff Grün, 2905 Burgeff Grün, 2906 Burgeff Grün, 2907 Burgeff Grün, 2908 Burgeff Grün, 2909 Burgeff Grün, 2910 Burgeff Grün, 2911 Burgeff Grün,



„Entweder hat er mich verurteilt, oder er wird mich Generaldirektor und kann nicht!“

Don Juan auf dem Dorfe

Von Bruno Manuel

Ich habe zwei Wochen auf einem Dorfe verlebt. Genöß die Segnungen des Landlebens in vollen Zügen und lernte verschiedene Menschen kennen. Unter andern einen, der als Wüstling des Ortes verschrien war. Ein mittelgroßer Jüngling mit einem schütterten Bart und sehr verlockenden Augen. Von ihm behauptet die Lokalgeschichte, er besäße die hervorstechende Eigenschaft eines Don Juans. Ich genährte, den bedenklichen Ruf in Zweifel zu ziehen. Eines Tages jedoch regnete es. Und ich fuhr in die Stadt.

Die Bahn war mit Fahrgästen angefüllt. Rund um mich saßen Bauern, Handwerker und zielbewußte Marktfrauen. Mir gegenüber aber saß der Wüstling. Mit einer unerhört leuchtenden Krawatte und dem inneren Drang, möglichst schnell das Café „Imperial“ zu erreichen. Dort gibt es lauschige Winkel und sinnbetörende Zigeunermusik.

Neben dem Wüstling bemerkte man eine zauberhaft junge Dame, die ihm aber nicht gehörte. Sie hat nur ein Zufall an seine Seite gespielt. Und somit war nicht verwunderlich, daß der Wüstling ganz leicht zu ihr hinüberschielte.

Ich las in einem agrikularen Organ und war soeben bei dem Punkt, wo über die Vertriebung von Feldmäusen Unumstößliches gesagt wurde. Plötzlich schrie die zauberhafte Dame gellend auf und versetzte dem Wüstling eine präzise Ohrfeige.

„Mein Herr“, rief sie zorn erfüllt, „was erlauben Sie sich eigentlich! Was soll das heißen!“

Die Szene ließ uns erschauern. Und sie gewann an Reiz, weil man nicht wußte, was geschehen war. Es mußte aber irgend etwas in galanter Richtung sein. Der Wüstling markierte den Harmlosen und fragte, ins Dämonische gestelzt, was die Dame sich wohl anmaße. Er vermisse an ihr jeden Begriff der Wohlerzogenheit.

„Das habe ich bei Ihnen vermist, Sie unverschämter Mensch Sie“, sagte die Dame ausnehmend grob. Und es ergab sich, daß sie ins Bein gekniffen wurde.

Hoffig gestikulierend nahmen die Fahrgäste gegen den Wüstling Partei. „Das sieht ihm ähnlich!“ behaupteten eifliche. Demnach war doch etwas Wahres an dem Gerücht. Man sah es auch am Glitzern seiner stechenden Augen und an der Weise, wie er den schütterten Schnurrbart in die Höhe zwirbelte. Dann griff der Schaffner mit amtlicher Hand in das Ereignis ein. Mit erhobenem Zeigefinger rief er: „Diesmal werden Sie sich vor Gericht zu verantworten haben. Denn nun hat man Sie auf frischer Tat ertappt.“

Der Wüstling machte zu alldem ein verblüfftes Gesicht und sagte schließlich: „Da hört doch aber alles auf! Ich habe die Dame auch nicht im entferntesten berührt!“

Ein Wüstling ist aber nicht glaubwürdig. Dann Lügen gehört zur Denkungsart aller Niedriggesinnten. Es ist erklärlich, daß die kochende Volksseele Anstalten traf, sich auf den Übeltäter zu

stürzen. Das war indessen leider nicht gestattet. Zum Entsetzen aller aber schrie am anderen Ende des Wagens eine Dame auf und behauptete, ebenfalls gekniffen worden zu sein. Sie saß gut drei Meter von dem Wüstling entfernt. Da man selbst unter den kühnsten Voraussetzungen die Reichweite seiner Hände so hoch nicht veranschlagen konnte, wurde die Sache unheimlich. Alle, mit Ausnahme der Marktfrauen, behaupteten, hier scheine doch etwas anderes, vielleicht gar Höheres, seine Hand im Spiele zu haben. Die Marktfrauen benahmen sich weniger überspannt, aus Neid, weil sie nicht „gekniffen“ worden waren. Der Wüstling hielt die ganze Angelegenheit überhaupt für eine Erfindung, für eine Verirrung der weiblichen Psyche.

„Ich bin eine anständige Frau“, rief die gekniffene Dame in grenzenlosem Schmerz. „Man wird mich doch nicht Lügen strafen!“

„Moment mal!“ Der Schaffner zog sein Notizbuch und nahm den Fall zu Protokoll. Er wollte schon dafür sorgen, daß die Sache ihre Aufklärung findet. Sie fand ihre Aufklärung. Noch bevor das Protokoll beendet war. Dann plötzlich geschah es, daß unter der Bank eine ausgewachsene Gans hervor kam und den elementaren Wunsch kundtat, den Gang der Fahndung zu beschleunigen.

„Jasses, mei Gansli!“ schrie eine der Marktfrauen und warf sich mit dem kühnen Schwung ihrer Hände auf das verwagene Tier. So blieb uns der Wüstling den Beweis dafür schuldig, eine Ausgeburt der Sünde zu sein.

Die Liebe

(Wilhelm Schulz)



Solang die Lieb, die feine,
Er hatte auf dem Schoß,
Konnt er sie nicht erkennen,
Gab schnödd sie wieder los. —

Erst als sie dann gegangen
Hatt' er sie recht im Sinn,
Da war in Samt und Seide
Sie seine Königin!

Und ist es so geblieben,
Kam über ihn das Leid,
Das schwer er mußte tragen
Alsdann für alle Zeit.

Denn, wollt er es ertränken
Im Wein, war jeder Krug
Da immer viel zu kleine,
War keiner groß genug!

Wilh. Schulz



Die Ansprache: „Darf ich Ihnen beim Gepäck behilflich sein, gnädige Frau?“
„Wenn Sie sich durchaus betätigen wollen, ordnen Sie's mal nach der Größe.“

BREMISCHE ANEKDOTEN / VON KARL LERBS

Nächtlicher Kampf

Der „starke Gerd“, einer von jenen „Masochträgern“, die vor dem Bau der bremischen Häfen die an der „Schlachke“ anliegenden Schiffe zu löschen und zu beladen hatten, und die mit dankwürdigen Kräften und sagenhaftem Durst begabt waren — der starke Gerd war eines Abends mit einem Kameraden „längs die Glitschen“ gegangen. Früh um fünf, bei heulemdem Südwest und brausendem Regen, kriegten sie es in der Uchamstraße mit dem Streiten, weil der starke Gerd sich vermesen hatte, mit einem Kentuckyfaß beladen ganz allein durch die Sögestraße zu gehen; während der Kamerad die Möglichkeit einer solchen Kraftleistung bestritt.

„Dierk“, sagte der starke Gerd, „Du büst mein bester Freund, und du machst mich ganz freuig, übers wenn du mich das nix zu glaubst, denn muß ich dich vertobacken.“

„Gerd“, sagte Dierk schmerzlich, „denn komm man ren, denn ich glaub dich das nix zu.“

Gerd faßte Dierk sackkundig um, legte ihn auf das Straßenpflaster und kniete auf seinem Bauch. Der Regen prasselte. „Dierk“, sagte

Gerd nach einer Weile, „glaubst du es dschetzit?“ „Nee“, sagte Dierk. Fünf nasse Minuten vergingen. „Dschetzit!“ fragte Gerd. „Nee“, antwortete Dierk. „Dann laß mich nu mal ein büschen unten liegen“, sagte Gerd, „ich bün all klatschnaß.“

Mittelbare Kritik

Dadurch, daß dereinst — hier muß man drei Jahrzehnte zurückdenken — ein Charakterspieler vom Stadttheater eine Wohnung suchte, geriet eine Familie Nuttelmann in der Bohnenstraße in quälende Gewissenskonflikte. Man hätte gern an ihn vermietet; ... denn was sollen wir mit all den Zimmern — und interessant is es dscha auch“, sagte Frau Nuttelmann. „Aber so 'n Schauspieler, do hab ich einklich nix mit im Sinn. Da kann man denn dscha alles mögliche mitkliegen.“

Tante Miele, Autorität in Fragen der Etikette, trat überraschenderweise entschieden und entscheidend für den Charakterspieler ein. „Kinnern“, sagte sie, „ich hab ihn nun dreimal auf'r Bühne gesehen: einmal als Götter, einmal als Franz Moor, und einmal als Dschago. Da könnt ihr ruhig an vermieten, das is nie im Leben ein schlechter Mensch.“

Das Beispiel

„Sagen Sie nix gegen die Temperenziers“, warnte Käptn Bruns und rührte nachdenklich in seinem Grogglas. „Sagen Sie da dscha un dscha nix gegen. Ich lasser nix auf kommen. Den Leuten hab ich viel zu verdanken. In meine sündige Dschugend, als die Bark „Anne Elisabeth“ weggekluckert war und ich in New York keine Heuer finden konnte, da hilt ich auf'm Pflaster hätt ich da gegessen, wenn die Temperenziers nich gewesen wären. „Teetotals“ sagen die da in Amerika zu. Die haben mich in ihren Dienst genommen.“

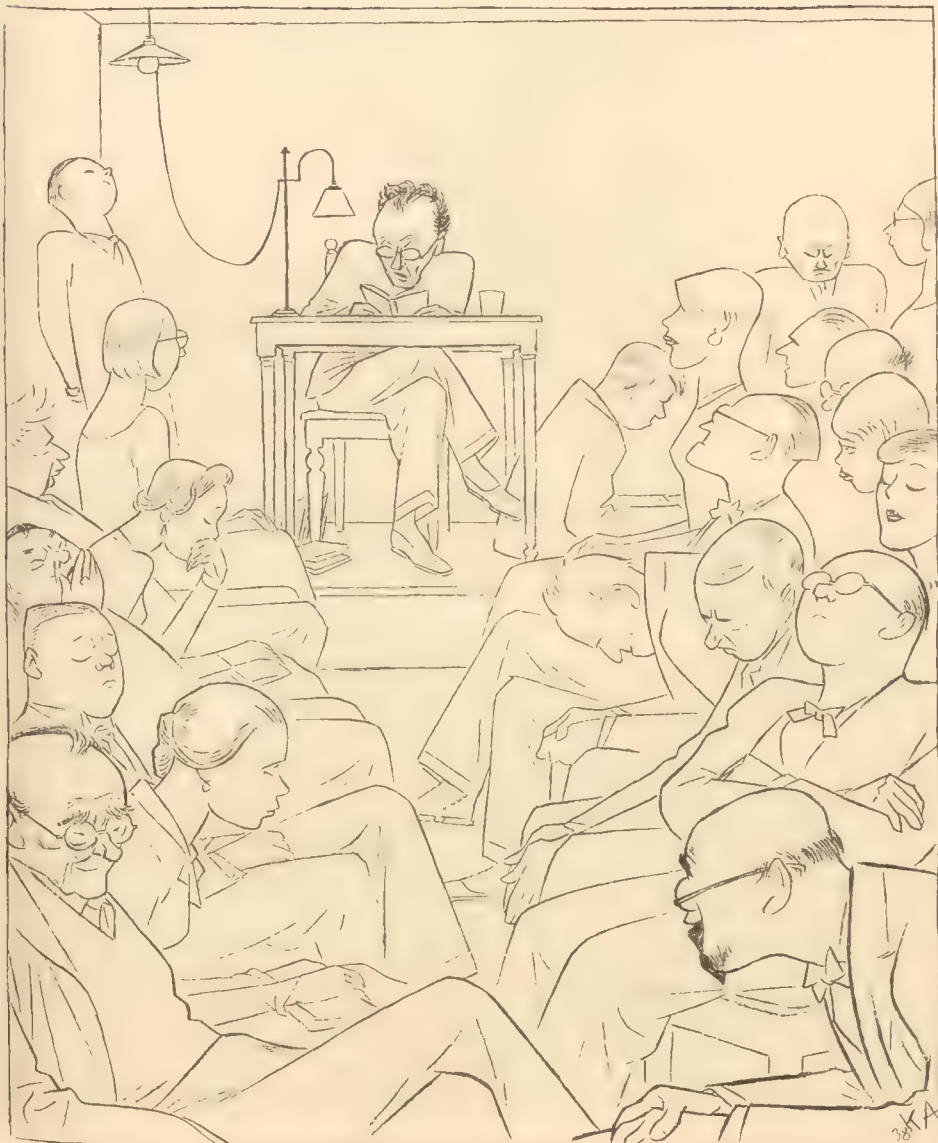
„Sie —?“ fragte einer der Zuhörer ungläubig. „Mich!“ bestätigte Käptn Bruns. „Mich und meinen Freund Dschonny Horstkotte. Ich bin dscheden Abend bin ich in die Versammlungen gegangen und hab bannig gegen den Alkohol geredet, was für 'n Elend und was für 'ne Schanne das damit wär. Davon hab ich gut und reichlich gelebt.“ „Ne“, und was hatte Jonny Horstkotte dabei zu tun?“ „Dschonny?“ sagte Käptn Bruns. „Der hatte 'n sehr wichtigen Posten hatte der bei mir. Den hab ich in alle Versammlungen mitgenommen und als abschreckendes Beispiel gezeigt.“

VERLAG UND DRUCK: ENGER & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schoerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverleger und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pig. Abonnement im Vierteljahr RM. 5,10. Anzeigenpreise nach Preistafel Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D. A. IV. Vj. St. 16350. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 5720. Erfüllungsort: München.

Kollegen

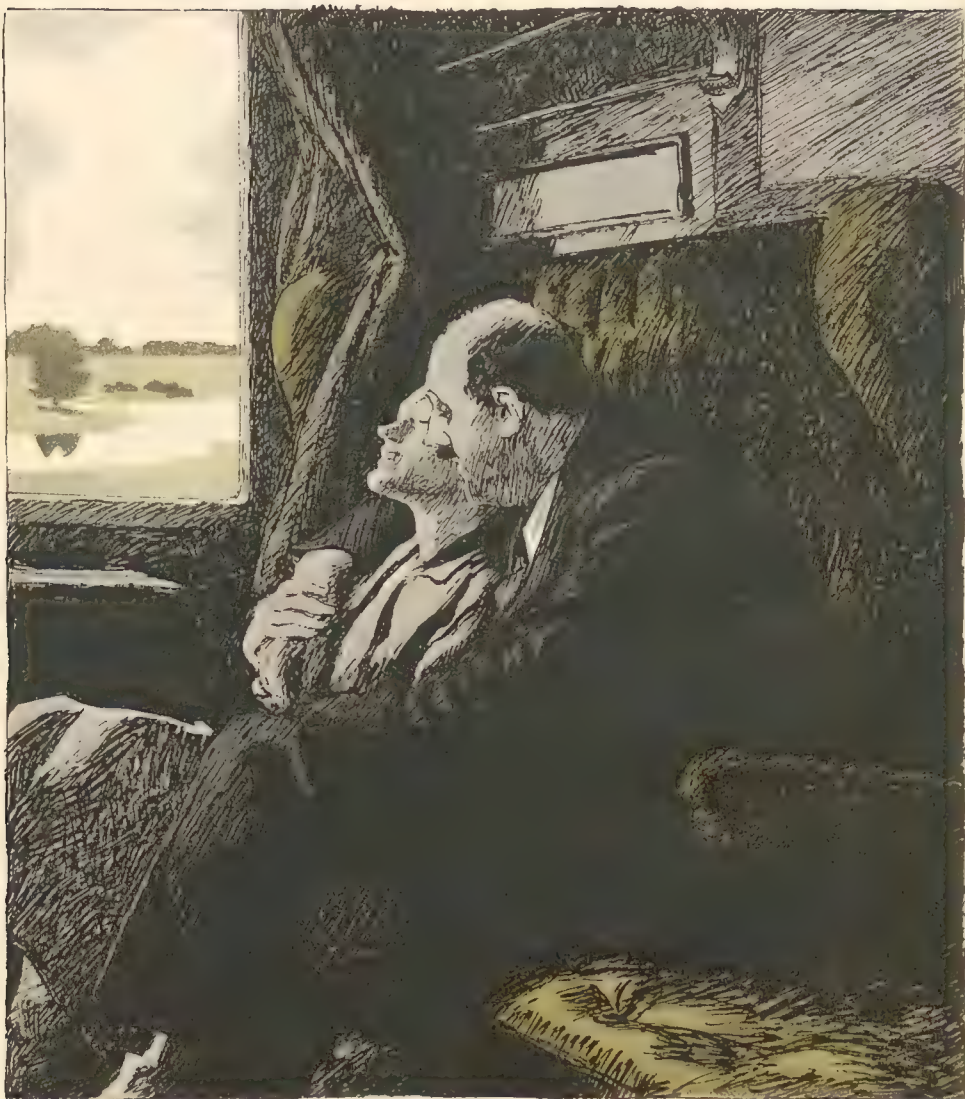
(Karl Arnold)



„Auch schon stark verkalkt.“ — „Er liest ja aus seinem Jugendwerk.“ — „Aha, der Mann im Kinde!“

Der Eisenbahn-Liebhaber

(E. Thon)



„Warum fahren Sie eigentlich nicht Auto, Herr Direktor?“ — „Ach, wissen Sie, ich habe gerne meine Hände frei und mit einer Hand steuern ist doch verdammt gefährlich!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Politik an französischen Kaminen

(Karl Arnold)



„Ich verstehe die Russen nicht. Papa, sich so ohne weiteres erschießen zu lassen. Die hätten doch mit ihrer eigenen Regierung auch einen Sicherheitspakt abschließen können!“



DAS FRÜHLINGSHÜTCHEN

VON WALTER FOITZICK

Max und Marianne treiben durch die Straßen, durch die Frühlingsstraßen der Großstadt. An manchem Schaufenster bleibt er gerne stehen, an anderen sie. Selten sind die Schaufenster, an denen beide gerne stehen bleiben. Aber er ist gut erzogen und durchtrainiert im Gemeinschaftsleben, infolgedessen bleiben sie öfter an ihren Schaufenstern stehen. Er starrt dann durchs Glas und sieht nichts. Plötzlich sagt sie: „Wie findest du diesen Hut?“

Mein Gott, wie soll er einen Hut finden, an dem kein Preis steht! Wenn er die Wahrheit reden sollte, so müßte er sagen, daß er alle neuen Hüte zu allen Zeiten immer reizend gefunden hat, und namentlich im Frühling, wenn sie da so frisch und duftig und blumig und federich, oder vollkommen unkenntlich als Hut in der Auslage stehen, als Gegenstand an sich, den man in die Vitrine stellen möchte, dort, wo die Porzellanhunde stehen und die Küstchen aus Email, von denen erst am letzten Tage der Welt, wenn alle Geheimnisse gelüftet werden, bekanntgegeben wird, wozu sie dienen. Ja, dahin möchte man solche Hüthen stellen, an denen es gerade in diesem Jahre blüht, wie im Warmhaus des Botanischen Gartens und in denen jüngere Damen wie Großmütter aussehen, aber wie Großmütter, als sie es noch nicht war.

Also, er findet alle Hüthen reizvoll und schön, aber er denkt manchmal, warum man denn nicht von der Gewohnheit endlich abgeht, diese süßen Gebilde den Damen seines Herzens oder seiner Briefstasche auf den Kopf zu setzen, und sich nur an ihnen freut mit dem uninteressierten Interesse, das der Philosoph Kant einmal in einem unbewachten Augenblick in Königsberg erfunden hat und das unsern Schiller, den bekannten Schiller, zu dem längeren Gedicht „Ideal und Leben“ begeistert hat. Ich vermute, daß dieses Gedicht

auch heute noch zu den geistigen Nahrungsmitteln gehört, die in höheren Lehranstalten verabreicht werden.

Ja, was wollte ich gleich sagen? Ja, richtig! Max fühlt, daß hier auf Seiten Mariannes nicht das uninteressierte Interesse vorliegt, und daß sie auch nicht erfahren wollte, wie er über Frühlingshüte im allgemeinen und diesen im besonderen denkt, sondern daß sie sich eine innige Vereinigung dieses Hutes mit ihrer neuesten Lockenfrisur

wünscht. Dieser ganze Spaziergang macht den Eindruck, als sei er unternommen, um Max diesem Hute zuzutreiben. Solche Erkenntnisse über das Wesen der Dinge, über den Sinn des Lebens und über den Bau des Weltalls sollen einem manchmal in Augenblicken höchster Gefahr schlagartig auftauchen. Nun, es ist dies zwar kein Augenblick höchster Gefahr, aber die Erkenntnis ist das. Hier hilft nur die Flucht nach vorwärts, so, als müsse er seine Brieftasche blank ziehen und mit dem Rufe: „Mir nach, ihr Tapferen!“ in den Modestalon stürmen.

Max und Marianne treten ein mit den Gesten und Gebärden friedlicher Menschen, als sei es immer sein sehnlichster Wunsch von Kindheit an gewesen, gerade heute und gerade hier einen Hut für Marianne zu kaufen.

O wie raffiniert ist so ein Modestalon fürs Hutkaufen eingerichtet! Da sind Spiegel, in denen man sich von allen Seiten sehen kann, und dann ist eigentlich weiter nichts da. Und die Hüthen werden wie Kostbarkeiten serviert, und das sind sie auch.

Wo aber soll sich der Mann aufhalten, der für so einen Hutkauf nur den finanziellen Hintergrund bildet. Es ist kein Platz für ihn da. Er steht herum, und wohnen er auch immer sieht, er sieht sich gleichzeitig von vorne und von hinten und so hat er sich sich nicht vorgestellt.

Aus dieser peinlichen Lage gibt es keine Rettung. Die wüdeste Phantasie kann sich den Mann nicht vorstellen, der eingekreist von Spiegeln und Hüten und nicht beachtet von der Verkäuferin sagen könnte: „Komm, Marianne, wir gehen wieder.“

Hier hilft nur eine Bestätigung männlicher Notwendigkeit. Er kann nur die Brieftasche ziehen und sich dadurch aus der überaus peinlichen Situation befreien.

Aus der Textilbranche

Von Katalóskr

Gar vielen ist es leider nicht gegeben, aus ihrem Leben sich einen Heilmittelfußgerecht zu weben.

Der Grundsubstanz, so wie sie meist besteht, fehlt es an Schwung und Kontinuität. Die Zeit wird bloß vertrottelt und verschwätzt und bricht in Partikeln zerfällt, in bunte Köppchen, die man mißvergnügt mit ein paar Stichen aneinanderfügt, um als ein Ganzes sie zu präsentieren und sich und andre damit anzuschmieren.

Beim allerletzt, obersten Gericht verfährt nun freilich dieser Schwindel nicht, und stimerungselb brummt, wenn er das Nachwerk zu Gesicht bekommt, der Sachverständige für Textilien: „Nebbid! Schon wieder so ein schlapper Fleckelstetppich!“



„Wenn 's die Blümchen nicht gäbe, wüßte man gar nicht, wann es Frühling wird!“
 „Also weißt du, Angela, das läßt sich schließlich auch auf andere Weise feststellen!“

Schiller in der Küche

Es war frech von ihm.

Am Ende: wenn eine Frau viel Abwäsche hat, darf sie sich auch von einem gewissen Eifer ergreifen lassen, von einem Drang, von einem Zorn, von einem Grimm, von einer stummen Arbeitswut. Das ist nur ein seelischer Trick. Es flutscht besser. Der stumme Elan verwandelt sich aber in hörbaren, wenn ein leichtfertiger Ehemann die Küche

betritt. Er muß wissen, daß es nur Selbstenfeuerung ist, was ihm ins Ohr klingt wie wildes Vorsichhinschimpfen. Nein, zu erzieherischen Taten ist kein Anlaß. Eine gewisse Heiterkeit beim Zuhörer ist wohl berechtigt (eine gewisse Heiterkeit ist immer berechtigt!), aber es wäre billig, sie zu verbergen. Und jedenfalls: Schillerworte sind nicht angebracht (Schillerworte sind nicht immer und überall angebracht!). Es war frech von ihm. Sie klapperte. Sie spritzte. Sie schleuderte ein

Handtuch in die Ecke. Sie schimpfte. Ihr Fuß schob einen Stuhl beiseite. Ihr Knie knallte eine Schranktür zu. Der Mund beklagte das bittere Los der Hausfrau. Sie verbrühte sich und fluchte gar. Da nun sprach er feierlich in den Tumult hinaus: „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben!“ Daß die Frau nichts weiter antwortete als: „Das waren auch andere Zeiten!“ — das zeugt von ihrem sanften Sinn.

Dirks Paulen



„Wirst du mir auf der Reise auch ganz gewiß nicht untreu werden. John? Deine Marianne kann ohne dich nicht leben!“ — „Aber sweet heart, dann wär's doch eigentlich am einfachsten, du kämst gleich mit!“

Das Zimmer des Friedens

Von

Hans Breitenrechner

(Fr. Billek)

„Wie kommt es, daß es zwischen Gaby und dir niemals auch nur die kleinste Auseinandersetzung gibt?“ fragte ich meinen seit zwei Jahren verheirateten Freund Edgar erstaunt. „In jeder Ehe gibt es doch einmal Differenzen, die ausgetragen werden müssen, fügt ein Teil dem anderen, wenn auch vielleicht unbeabsichtigt und sehr geringfügig, ein Unrecht zu, das man dann nicht immer auf sich beruhen lassen kann und will. Oder — was aber bei dir, wie ich weiß, nicht zutrifft! — beide Ehepartner leben aneinander vorbei, stehen sich schlicht so gleichgültig gegenüber, daß sie es nicht mehr der Mühe wert finden, sich um ihrer gegenseitigen Achtung willen auseinanderzusetzen.“ Edgar lachte laut:

„Aber wer sagt dir denn, daß Gaby und ich uns niemals streiten? Da solltest du einmal Gaby hören, wenn sie schimpft, ein zorniger Rohrspatz ist nichts dagegen. Und ich selbst rede im allgemeinen doch auch nicht mit Engeltönen. Nur ist es bei uns so, daß wir selbst während des heftigsten Streites einander keinen Augenblick böse sind.“

„Das widerspricht doch jeder Logik!“

„Vielleicht!“ lächelte Edgar, „aber daran sind unsere Wohnungsverhältnisse schuld.“

„Wohnungsverhältnisse?“ steunte ich.

„Du kennst den Raum zwischen unserem Wohn- und Schlafzimmer“, erklärte Edgar gelassen. „Dieser Raum hat etwas so Ungewöhnliches an sich, eine physikalisch so geheimnisvolle Eigenschaft, daß Gaby und ich heute noch davor wie vor einem Rätsel stehen.“ Ich horchte auf.

„Stell dir nur einmal vor“, fuhr Edgar eifrig fort, „du befindest dich in einem Raum neben einem anderen Raum, in dem ich bin, die Tür zwischen beiden ist halb offen. Ich fange an zu rufen, schreie aus Leibeskräften, wir können einander sehen, und trotzdem verstehst du kein einziges Wort, hörst nicht einmal einen Laut von mir. Was ist das?“

„Nichts Trennendes, keine schalldichte Wand, auch nicht aus Glas, befindet sich zwischen den beiden Zimmern?“ vergewässerte ich mich.

„Kein ger nichts als Luft. Wohlgeruch, die Tür kann auch ganz offen sein.“

„Ja, so ist es um das besagte Zimmer bestellt!“

Ich schüttelte den Kopf. „Erkläre weiter“, forderte ich Edgar auf.

„Weiter gibt es nichts zu erklären“, sagte Edgar ernst. „Ich kann dir höchstens noch erzählen, wie Gaby und ich zum erstenmal diese seltsame Eigenschaft des Zimmers kennenlernten. Wir waren ungefähr ein halbes Jahr verheiratet, ich stand im Wohnzimmer und hielt eine eben angekommene Rechnung für Gabys neues Frühjahrskostüm in der Hand. Ich wußte genau, daß ich meiner Frau das Geld für das Kostüm schon gegeben hatte und fragte deshalb Gaby, die sich hinter der handbreit offenen Tür im Nebenzimmer befand, Gaby, habe ich dir denn das Geld für das neue Frühjahrskostüm nicht schon gegeben?“ Keine Antwort. Ich fragte noch einmal und sogar ein drittes Mal. Wieder erfolglos.

Wer Gaby nicht mehr im Zimmer? Als ich die Tür öffnete, stand sie lächelnd in der Mitte des Zimmers. „Das ist nicht sehr nett von dir, mich umsonst so rufen zu lassen“, sagte ich ein wenig zornig.

Gaby schaute mich überrascht an: „Hast du gerufen, Liebbling?“

„Hast du mich denn nicht gehört?“

„Keinen Ton, Liebbling!“

„Aber das ist ja unmöglich!“ brauste ich auf.

„Ich selbst verstehe es auch nicht“, sagte Gaby. „Aber wollen wir es noch einmal versuchen, bleib du im Zimmer und ich frage dich von draußen etwas.“

Nun, wer ich wirklich neugierig! Die Tür blieb wieder handbreit offen, und ich war allein im Zimmer. Nach einigen Minuten kam Gaby zurück: „Warum antwortest du nicht?“

„Hast du denn schon etwas gefragt, Liebbling?“ sagte ich erstaunt. „Ich habe wirklich nicht ein einziges Wort gehört.“

Und seit dieser Zeit wissen wir, daß das Zimmer eine Art echtes Weltwunder darstellt.“

Ich wußte nicht mehr, was ich antworten sollte.

„Bitte, wenn du vielleicht an der Wahrheit meiner Worte zweifeln solltest, ich bin gerne bereit, dir Gelegenheit zu geben, dich selbst überzeugen zu können.“ Mit diesen Worten öffnete Edgar lächelnd die Tür des Wohnzimmers, die zu dem geheimnisvollen Raum führte.

Die Tür blieb halb offen. Mit den Blicken die Wände abtastend, ob etwas Ungewöhnliches festzustellen sei, stand ich in der Mitte des Zimmers, als ich plötzlich Edgars sehr klare Stimme vernahm, die mir die Frage vorlegte: „Wann willst du mir eigentlich die fünfzig Mark zurückgeben, die ich dir vor drei Wochen geliehen habe?“

Als Edgar noch einigen Sekunden das Zimmer betrat, sagte ich lächelnd: „Du hast ein herrliches Wetter draußen!“

„Du hast also auch nichts gehört?“ fragte Edgar strahlend.

„Nichts einen Ton. Das Zimmer ist wirklich ungewöhnlich!“ bestätigte ich.

„Stehst du, auch ich wollte zuerst nicht daran glauben, bis dann Gaby es mir bewiesen hat. Unter uns gesagt, ich habe es wirklich nicht gerne, wenn meine Frau mir wasen will, wieviel Geld ich am letzten Sonntag bei den Plardennern verspielt habe. Nun ja, und wie schon gesagt, seit dieser Zeit, seit Gaby und ich erleben mußten, daß unerklärlicherweise kein Ton in dieses Zimmer dringen kann, halten wir uns abwechselnd darin auf, je nachdem, wer an der Reihe ist. Inzwischen kann sich der andere im Wohnzimmer Luft machen, seine Ansicht über den zweiten gründlich und offen hinausschreien, schimpfen, so viel er Lust hat; wir hören einander ja nicht und dürfen uns dann am Ende, ohne uns böse sein zu müssen, versöhnt in die Arme sinken, so, als sei gar nichts geschehen und als wäre zwischen uns ewiger Friede.“



„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!“

DER ALBATROS / VON HECTOR BOLITHO

Ich traf Kapitän Angermann zum erstenmal vor dem Kiege in Bremerhaven. Er war ein stattlicher Mann von einer hohen, preußischen Art. Er war auch so etwas wie ein Gelehrter, denn er hatte ein Buch über Wellenvögel veröffentlicht. Ich war von meinem Verleger aufgefordert worden, eine Abhandlung über Albatrosse zu schreiben. Es mag auf den ersten Blick langweilig klingen. Aber niemand kann Albatrosse langweilig finden, der sie einmal gesehen hat, wie sie weiß, groß und schmalbeschnitten über den Wassern des Stillen Ozeans kreuzen, ihre mächtigen Flügel über den Himmel gespreitet. Man kann über den Königsleier sagen, was man will, wenn er den Gipfel eines Berges umkreist. Seine Schönheit ist irdisch, verglichen mit der seltsamen, fast vergiftigten Schönheit eines großen Albatros, dessen Brust weiß wie Schnee ist, während sich sein Schrei mit dem Flattern einer Flagge vermischte, die gegen den Mast am Heck eines Schoners klatst. Ich hatte sie vor der Neuseelandküste beobachtet, hatte ihre riesigen Schwingen verfolgt, die nie zu ermüden schienen, ihr rhythmisches Kreisen, ihr plötzliches Herunterstoßen aus Wasser, wenn ein Steward Kartoffelschalen über Bord warf.

Einmal — auf einem amerikanischen Frachtschiff, das zwischen Auckland und Newcastles verkehrte — sah ich einen Matrosen einen Albatros schießen und herunterholen. Es war wie ein Mord, eine Entweihung des Meeres. Wie sie ihn an der Luke hochzogen, während seine spitzen Flügel die Luft in eine letzten Todeszuschlag schlugen, gleich er einem Engel, den man aus einem jener sentimentalen Bilder entnommen hat, wie er schlafende Kinder bewacht. Ich erkannte damals die fast menschliche Eigenschaft, die den Albatros über alle geflügelten Lebewesen hinaushebt ...

Erst Angermann kam selbst an die Türe, als ich anklopfte. Er schien zu groß zu sein für das kleine Haus. Doch verlor sich dieser Eindruck von Riesenhaftigkeit, als wir einander gegenüber an einem Tisch saßen und zu sprechen begannen. „Albatrosse“, sagte er, „Albatrosse“, sagte er, „Albatrosse“, sagte er, „Albatrosse“. Aber es gibt so viele Wellenvögel. Warum interessieren Sie sich gerade für Albatrosse?

„Teils, weil ich sie immer bewundert habe, teils, weil mein Verleger mich dafür zu interessieren bittet. Sie haben“, fügte ich hinzu, „so viel mehr Eigenart als Adler oder irgendeiner anderer Vogel ... Es ist schwer zu erklären. Aber ich finde immer, es ist etwas fast Menschliches an ihnen.“ Kapitän Angermann lächelte. „Das ist wahr, aber Ihr Brief besagt, daß Sie Auskunft über die Nester der Vögel auf Tristan da Cunha haben wollen.“ Angermann war in Tristan gewesen. Er öffnete eine Mappe, gefüllt mit gesehnen und geduldeten Zeichnungen. Und dann, während seine segnenden Hände die Blätter umwandten, erzählte er mir, was ich zu erfahren gekommen war. Zuletzt wählte er eine Zeichnung von einem fliegenden Albatros aus. Er hatte sie mit Chinesischweiß

ebenfalls gezeichnet. „Ich glaube“, fuhr er fort, „daß die Wissenschaft einen Grund finden könnte, warum eine Sage entsteht und sich behauptet. Sie sagen in England: Es kann keinen Rauch geben, wo kein Feuer ist. Was sind wir, daß wir das Vermögen des Allmächtigen in die Grenzen unseres eigenen Wissens einengen?“

Diese Begegnung reicht auf einen Sommertag ein paar Jahre vor dem Kriege zurück. Der Sommer und die Erinnerung an Ernst Angermann waren für mich viele Jahre später, als ich nach Sidney kam, verschwommen. Ich war dem Erstickten nahe, mitten in einem australischen Sommer, als ich plötzlich den Entschluß faßte, zu fliehen. Einen Tag später war ich an Bord der „Halberstadt“, die nach Neapel und Bremen in See stach. Ich glaube, sie war der erste deutsche Frachtdampfer, der von Australien nach dem Kriege ausfuhr.

Ich war der einzige britische Reisende; alle anderen waren Deutsche, die während all der langen, grauenhaften Jahre seit 1914 in Australien Interniert gewesen waren. Wir waren zu zwölf und oben mit dem Kapitän und den Offizieren in der Messe. Ich kann mich der ersten Nacht noch erinnern, nachdem wir aus dem Hafen von Sidney ausgefahren waren, und das Gefühls gespannter Verunsicherung, das mich überkam, als ich in meiner Kajüte lag und die verbannten Auswanderer singen hörte. Die Qual ihrer Verlassenheit und die vergedenden Mühen ihres Lebens klangen aus ihren Liedern.

Ich sah den Kapitän erst, als ich zum Frühstück in die Messe kam. Älter, größer schlen er, aber derselbe Angermann, der mich acht Jahre vorher zum Tor seines Hauses in Bremerhaven begleitet hatte. Zuerst tat er nichts und sagte nichts, als er sich am anderen Tischende hinsetzte. Aber, als wir Adelaide verließen, das Schiff beladen mit jener ungewohnten, ersten Nachtladung für Deutschland, schickte er mir eine Nachricht und lud mich für diesen Abend in seine Kajüte zum Essen ein. Es war der erste vieler wundervoller Abende auf der „Halberstadt“ und jetzt, wenn ich mich die Stunden unserer Unterhaltung erinnere, ist es schwierig, gerade jene Augenblicke auszuwählen, die zu der Geschichte jenes seltsamen und vielstimmigen Mannes beitragen, den ich je gekannt habe. Wir hatten von der Weiterentwicklung der spirituellen Medien gesprochen und von der Möglichkeit, den Geist eines Lebewesens aus einem Leib in den anderen zu übertragen. Der Stoff führte ihn in ein Labyrinth amüsanten Bemerkungen und Theorien. „Sie erinnern sich“, sagte er, „wie wir von den Albatrossen sprachen, die Seelen in sich aufnehmen, nämlich die Geister toter Seeleute. Wenn der Geist, der nicht durch körperliche Bande gebunden ist, im Tode in einen anderen Leib übertritten kann, warum sollte er dann nicht dazu gebracht werden, bei Lebzeiten von einem Menschen in den anderen einzutreten oder von einem Tier ins andere? Der Geist der Seele ist so getrennt vom Körper und so unabhängig von seinem Gefäßnis, als ob er ein Vo-

gel in einem offenen Käfig wäre. Warum kann nicht die Seele — der Vogel — aus seinem Gefäßnis fortfliegen und sich niederlassen, wo sie will?“

Ich lächelte, aber ich wußte keine Antwort. Er fuhr in seinen phantastischen Gedankengängen fort: „Ich habe das eingehend studiert in den elftensamen Jahren des Krieges. Ich habe nicht den Wunsch, immer in meinem Körper zu verharren“, fügte er hinzu. Und wie er das sagte, kam eine neue Leidenschaft und Spannung in seine Stimme. „Ich bin meines greifbaren Lebens reichlich müde“, sagte er. „Ich habe Ihnen nicht erzählt, mein Freund, daß der Krieg nicht das einzige Traurige ist, was in mein Leben gekommen ist, seit ich Sie kennenlernte. Meine Frau ist gestorben — während ich fort auf See war. Ich sah sie nie wieder. Aber hätte ich nicht den Glauben gewonnen, daß mein Geist frei von meinem Leib ist und fliegen würde wie ein Vogel, von dem wir gesprochen haben, aus seinem öden Gefäßnis zu fliegen, so wollte ich nicht mehr leben.“

Er sprach weiter, diese Nacht und während anderen Nächten. Und nichts störte den Zauber, ihm zu hören, nichts den Frieden das Schicksal, ausgenommen die tödliche Feindschaft, die zwischen Angermann und seinem Zweite Offizier herrschte. Angermann war ein Mann der Disziplin und der Ordnung, ein wankelmütiger, schwacher Triebmann. Sie stritten sich bis zur Siedehitze und als wären sie zwei Kinder, die man getrennt halten mußte, beteten wir, sie möchten nie zugleich zu Tisch kommen oder an Deck sein.

Die Gründe für diese Feindschaft waren ein Rätsel für mich bis zu dem Tag, an dem ich Zeuge einer Unterhaltung wurde, die zwei Matrosen in einem breiten südlichen Dialekt führten. Meine Aufmerksamkeit war gebannt, als einer von ihnen sagte, daß Angermann und der Zweite Offizier vor sieben Jahren auf demselben Schiff gewesen seien. Der kleine muttere Matrose wußte viel Neues. Angermann hatte eine grausame, vielleicht gestörte Seite in seinem Naturell, die ich nie beobachtet hatte. Wirklich, es schien, als ob auf seine Brutalität, die ihn unglücklich gemacht hatte, der ihm nicht ausweichen konnte, daß Grund? Eines Tages, vor sieben Jahren, hatte der Mann, der Lämke hieß, einen Albatros geschossen; das Schiff, sagte er, brachte Weihnachtsspielsachen von Hamburg nach Sidney, das letztemal, daß australische Kinder vor dem Krieg mit deutschen Spielsachen spielten. Der bayerische Matrose sprach von einem ruhigen, kühlen Abend nach der beißenden Tropenhitze und von einem vereinzelt Albatros, der sich dem Schiff beigesetzt hatte und dessen milchige Schwingen das verdämmende Abendlicht durchschnitten. Angermann hatte den Vogel beobachtet, wie er über dem Wasser auf und nieder schwebte, hypnotisiert vom Rhythmus seines Flugs. Und dann sah er auch Lämke — der damals kaum mehr war als ein dummer Bub — wie er sich vorsichtig unter den Füßern verkröchte. Aber es Angermann unterwerfen konnte, hatte Lämke ein Gewehr hochgerissen und geschossen. Der Vogel fiel auf Deck, seine riesigen Flügel schlugen die Luft, bis er sich zu einem elenden weißen Klumpen zusammenkrümmte. Angermann rannte hinunter und schlug den Jungen mit einem Fernrohr — das Schiff war zwei Tage lang in einem Fieber der Aufregung. Lämke war bewußtlos, und als das Schiff nach Sidney kam, wurde er ins Land zurückgelassen ...

Ich war der einsame Beobachter des nächsten ersten



lichen Kapitels von Angermanns Geschichte. Wir kamen in wärmere Gewässer und am Abend verließ ich die Messe mit der Kaffeelasse in der Hand, um sie in der kühlen Ruhe des Schiffhecks auszufristen. Ich lehnte mich in einem Halbschium zurück; als ich meine Augen aufmachte, sah ich Kapitän Angermann auf der Heckbrüstung zumgehen und sich darüber lehnen, um in den phosphoreszierenden Meeresstrom unserer Schraubenspur hinunterzublicken. Er erhob seine Arme — seine Hände waren so weiß, daß sie wie zwei Vögel aussahen, als er im Dunkeln mit ihnen winkte. Das Hecklicht war durch einen Schirm abgeblendet, so daß es nur das Wasser hinter uns beleuchtete. Angermann ging ein paar Schritte der Brüstung entlang, und nachdem er sich umgesehen hatte, um sicher zu sein, daß er allein war, winkte er wieder mit den Händen. Die Dunkelheit vor ihm schimmerte auf, und die großen Flügel eines Albatros kamen auf ihn zu. Angermann sah aus, als werde er von den großen Schwingen geliebkostet; sie schlugen so dicht um ihn zusammen, daß seine schwarze Schattengestalt von den bewegten weißen Federn verschluckt wurde.

Als der Albatros von dem Schiff abließ, war Angermann in den großen weißen Körper verschwunden, der in die Nacht davonflog. Der Gedanke war so phantastisch, daß ich es nicht glauben konnte. Ich rannte zurück in die Messe. Angermann war nicht dort, noch war er in seiner Kajüte. Ich scheute mich, irgendjemandem zu erzählen, was ich gesehen hatte. Ich hatte Angst, mich lächerlich zu machen. Also setzte ich mich in die Messe und wartete. Es wurde zwölf Uhr, als Angermann hereinkam; er trank ein Glas Bier und ging zu seiner Kajüte. Ich war überzeugt, daß meine geistliche Phantasie meine Augen getäuscht hatte. Ich ging über den Vorfall hinweg, wie ein Reisender über eine Luftspiegelung in der Wüste hinweggehen mag...

Zwei Tage später war Lämmkes Geburtstag. An

diesem Abend aß Kapitän Angermann allein in seiner Kajüte und Lämmke genoß das Entkommen aus seiner Überwachung, ja er ließ sogar Wein- und Kognakflaschen am Tisch herumreichen und wurde selbst so betrunken, daß wir uns steil vor Angst aufsetzten und nur hofften, daß Kapitän Angermann nicht hereinkommen und ihn sehen würde. Lämmke trank ein letztes Glas Kognak, schlug mit der Linken auf den Tisch und hielt uns eine dumme, witzlose Tischrede. In diesem Augenblick trat Kapitän Angermann leise in die Messe. Er blieb hinter Lämmke stehen und riß ihm das Glas aus der Hand. Lämmke sprang auf seine unsicheren Beine, und wie er taumelte, klemmte ihm Angermann die Arme auf dem Rücken fest und stieß ihn aus der Messe hinaus. Innerhalb einer Minute war er wieder zurück, ärgerlich und finster, aber seiner Selbstbeherrschung sicher. „Es tut mir leid“, sagte er zu mir, und ich schämte mich für mein Schicksal, daß Sie so etwas sehen sollten. Er wird nicht mehr in der Messe essen.“ Er verließ uns, und beim Lärm der Stewards, die den Tisch abräumten, stiegen wir hinauf an Deck und

spielten Skat. Wir mußten eine Stunde lang gespielt haben, als wir einen furchtbaren Schrei hörten. Er gelte durch die Luft, so daß wir unsere Karten hinwarfen und dem Heck des Schiffes zu-rannten. Dort, in dem offenen Raum über den Füssen, lärmte ein riesiger weißer Vogel mit Lämmke. „Ein Albatros! Es ist zu weit nördlich für einen Albatros!“ schrie jemand. Der Erste Offizier stürzte vor, und wie er einen Revolver aus seiner Tasche zog, ließ der Albatros Lämmke auf Deck fallen und erhob sich übers Schiff. Der Offizier feuerte zweimal. Ein Matrose schrie: „Linker Flügel... er taumelt...“ Sie haben seinen linken Flügel getroffen!“ Aber der Vogel verschmolz in die schwarzen Höhen und wir blieben allein mit Lämmke, der tot und verstümmelt dalag, auf Deck zurück. „Wo ist der Kapitän? Wo bleibt der Kapitän?“ schrie jemand. Aber Angermann war nicht erschienen. Der Vogel hatte Lämmkes Augen aus-gebohrt, sein Gesicht und seine Brust waren unzählige Male durchdrungen, ein armseliges buntes Taschentuch flatterte in seiner toten Hand.

Wir trugen ihn in die Messe. Es verging eine halbe Stunde, als Angermann kam, ruhig, aber mit einem furchtbaren und kalten Ausdruck in den Augen. „Lämmke ist tot, Herr Kapitän“, sagte der Erste Offizier, „angefallen von einem Vogel. Ich schoß darauf, brachte ihn aber nicht herunter. Ich glaube, ich traf ihn trotzdem... in den Flügel.“ „Es tut mir leid, ich habe nichts gehört.“ Angermann drehte sich zu mir und sagte auf englisch: „Ich habe ein paar Sachen gemißt und mich dabei geschnitten... Es ist nichts...“ Armer Lämmke... ausgerechnet an seinem Geburtstag.“ Angermann trat an die Leiche heran. Das Herantum seines Wesens offenbarte sich selbst in diesen vier kurzen Schritten. Er zog jetzt seine linke Hand aus der Tasche, und ich sah, daß sein Handgelenk und sein Arm mit einer weißen Blase geschwollen waren.

(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagenknecht)

Zuspruch von Wilhelm Pieper

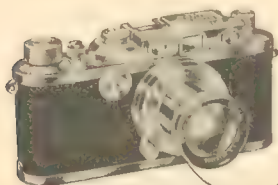
Ob du das weiche Setze an den Steinen.
Du fannst das Feid nicht aus dem Welttraum weinen.

Sie auf die Erd den Himmel bringen wollen.
Die löffeln gar zu oft nur neue Söllen.

Mußt mäßig lieben und noch mäßiger haßen,
Und etliches den Herrgott tun lassen.

Kannst nicht extemen aller Dinge Kauf.
Kein' große Rechnung geht im Kleinen auf.

Dergunn auf deinem Jeryn eine Raß.
Eig bin, oben zu, du biß den Lebens Quast!



Die Farben-
Photographie
ist da!

Die Leica ist auch hier führend!

Hundertjährige Erwartung und ein ebenso langes Streben ist jetzt erfüllt: Die Farbenphotographie — die dem Amateur zuzugängliche Farbenphotographie — ist endlich da! Was heute jedem Amateur in farbigen Momentaufnahmen möglich ist, das zeigt dieses erste „Farbige Leicabuch“ von Anton F. Baumann (Hrsg. von K. P. Karfeld) in einer bunten Schau.

Die neuen Möglichkeiten der Farbenphotographie hat Anton F. Baumann (den Leica-Freunden fast der ganzen Welt durch seine Pionierarbeit für die Leica seit buntem einem Jahrzehnt bekannt) sofort erfährt. Er hat sich von der Geburt des neuen Farbfilms an mit der Leica-Farbenphotographie beschäftigt. In intensiver Arbeit hat er auf dem neuen Gebiete der Farbenphotographie so viele Erfahrungen gesammelt und so viele Erfolge erzielt, daß er allen photographisch Schaffenden, die dieses Neuland mitrobieren wollen, wertvollen Rat und wertvollste Anregungen zu geben vermag.

Das Buch enthält 90 farbige Abbildungen. Wir finden herrliche Landschafts- und Waldenbilder, Meere und Seen, Nacht-, Innen- und Fliegeraufnahmen. Tiere und Pflanzen, Porträts und Gruppenbilder, Reportagen

usw. Diese ersten farbigen Amateuraufnahmen mit der Leica stammen aus Nord- und Südamerika, aus Deutschland, Ungarn und aus den nördlichen Ländern. Die Bilder sind vom Originalfilm, also vom 24 x 36 mm Dia ohne Retusche unmittelbar auf die Druckstöcke übertragen und im durchschnittlichen Format von 13 x 18 cm (und größer) im Vierfarbendruck wiedergegeben. Die Farben der Original Leica-Dias sind also naturgetreu erhalten. Darüber hinaus bringt das Buch eine Einführung in die Technik der Farbenphotographie aus der Feder erster Fachleute.

Aus dem Inhalt: Eine Viertelstunde Theorie. Etwas über Farbenlehre und Farbenphotographie. Von Dr. Hans A. Kluge, Berlin / Farbenphotos mit „Agfa-Color-Neu“. Von Dr. Otto Croy, Berlin / Wege zum farbigen Papierbild. Das Duochrome-Verfahren. Von Heinrich Stücker / Die Technik der Farbenphotographie. Von Anton F. Baumann / Vom Farbdia zum Farbdruk. Von Dr. Hans A. Kluge, Berlin.

Lesen Sie sich das grundlegende, prächtige Buch in einer Buchhandlung vorlegen oder in einem Fachgeschäft. Das Photobücher führt:

Das farbige Leicabuch

Die Farbenphotographie, ihre Technik und ihre Möglichkeiten. Von Anton F. Baumann. Herausgegeben von K. P. Karfeld. Mit 90 farbigen Bildern. In Leinen gebunden RM. 12.50. Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München

128

Stimmbruch

(K. Helligensaad)



„Wer will herein? . . . Tante Erna? . . . Nanu, Tante, seit wann hast du einen Baß!“



„Er ist Fachmann für Cancan, hat er gesagt. Kann das stimmen?“ — „Natürlich! 'ne Wäschefabrik hat er!“

Wahres Geschichtchen

In Bad Kissingen schloß ich mich mit meiner Frau der Veranstaltung eines Taxichauffeurs an, der seinen „eleganten Sechsstitzer zur Wasserkuppe, täglich mittags zwei Uhr“ bereit hielt. Neben dem Chauffeur saß ein schweigsamer blonder Jüngling. Die mittleren beiden Plätze gehörten uns. Im Fond dagegen nahmen ein Herr und eine Dame Platz, die sich eben erst, beim Besteigen des Gefährts, kennengelernt hatten. Er war, wie er bei der Vorstellung gleich hinzusetzte, „Sanitätsrat“. Wir rollten langsam an und hörten, kaum daß wir das erste fränkische Dorf erreicht hatten, folgenden Dialog der hinter uns sitzenden Fahrgenossen.

„So, also Sanitätsrat sind Sie. Da hamme Sie wohl 'ne große Braxis?“
 „Nee, meine Dame, ich habe gar geene Braxis mehr. Die habe ich an meinen Sohn abgegäben.“
 „Wie alt sind Sie denn da, Herr Sanitätsrat?“

„Zweundslebzig, meine Dame. Das sieht man mir nich an, niwah.“

„Eneh, schon zweundslebzig! Un seit wann sin Sie d'inn pensioniert, Herr Sanitätsrat?“
 „Seit diesem Frühjahr, meine Dame.“

„Na, da söhn Sie sich ma düchtig vor. Bei den meisten, wenn die erst ma ihre ständige Beschäftigung nich mehr haben, da machen se doch blätzlich de Auchen zu und wachen gar ni mehr auf.“
 So zartfühlend hatte die Dame zum Herrn „Sanitätsrat“ gesprochen nach einer Bekanntschaft von zehn bis fünfzehn Minuten.

Der Tip

Als Carsten Osmer, einstmals Kapitän der „Adelheid Lüders“, seinen Lotteriegewinn abgeholt hatte und sich bei einem Glase Grog mit seiner neuen Lebensgefährtin insofern auseinandersetzte, erschien alsbald sein Freund Heinrich Brümmer und begann vorsichtig zu pellen.

„Du sollst dsche wohl was gewonnen haben?“
 fragte er. „Dscha.“

„Viel?“

„Ganzen Barg Geld. Plentimonneh.“

Pause.

„Auf was für 'ne Nummer denn?“, fing Heinrich wieder an.

„Auf Nummer dreienfuffzig.“

„Wie kommst du denn auf Nummer dreienfuffzig?“
 Carsten Osmer dämpfte geheimnisvoll die Stimme:
 „Durch Kabbalismus.“

„Ka —?“

„Kabbalismus. Das is 'ne mistriöse Wissenschaft, die hab ich von meinem Seilmaker gelernt. Paß scharf auf, damit daß das in deinen dubiligen Kopf 'reingeht: Ich hab doch dschetzt en großen Garten. Da hab ich sechs Reihen Obstbäume in dschede Reihe zu neun Stück. Kuck, und das hab ich malgenommen: sechs mal neun. So bün ich auf dreienfuffzig gekommen, un da hab ich denn dscha auch auf gewonnen.“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1927. D. A. IV. Vj. 37. 16750. Unverlangte Einsendungen werden nicht zurückgesandt; wenn Porto beiliegt, Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 40, Fernruf 1794. Postcheckkonto München 3702. Erfüllungsort München.

Die Frühjahr-Kur

(Olaf Gulbransson)

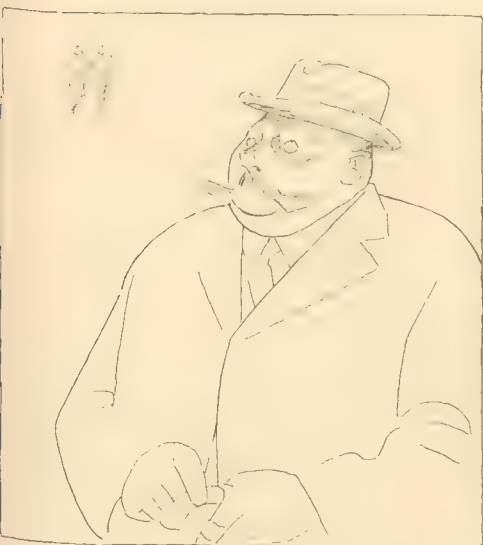


„Verjüngen, hat er g'sagt, könnt' ich mich leicht.
Rohen Spinat müßt' ich halt essen und Wurzeln!“

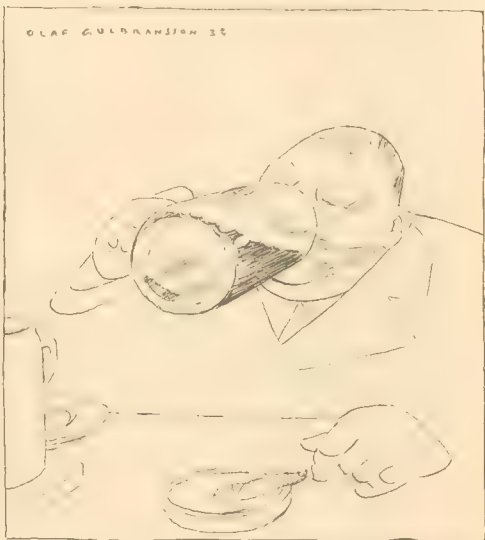


„Ja, und dann könnt' man schon noch einen Früh-
ling erleben, hat er g'sagt, mit was Jungem . . .“

OLAF GULBRANSSON 35



„Ja, das wäre nicht schlecht für mich als Mann und
älteren Hirsch, aber geriebner Spinat und roh? ? . . .“



„Da geh' ich doch lieber zum Starkbier
und erleb' meine Verjüngung im Geiste!“

Der Botaniker

(Wilhelm Schütt)



„Sieh' mal an, da gibt's ja schon *Primula veris* und *Viola odorata*!“ —
„Nee, Herr Professor, keene Auslandsware, allens hier gewachsen!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Die Alkohol-Probe

(L. Thony)



„Ich verstehe Sie nicht: Sie haben so 'nen schönen Wagen und doch fahren Sie abends mit einem Taxi.“ — „Tja, mein Lieber, abends habe ich eben immer Durst!“

(Fr. Bliak)



Die Macht der Liebe

MIT ELSE INS KINO

VON WALTER FOITZICK

Ich kann mir gar nicht vorstellen, was die Menschen früher gemacht haben, als es noch kein Kino gab. Wohin ist einer gegangen, wenn Margot plötzlich den Wunsch ausgesprochen hat, heute Abend auszugehen. Gewiß, man hat ins Theater gehen können, man hat sich den Wallenstein mit allen seinen Teilen nebst dem Lager ansehen können, man hat in ein Konzert gehen können oder auch in ein vernünftiges Theaterstück, das nicht direkt mit Bildung und Kunstverständnis zusammenhängt. Ja, es gab noch allerlei, aber das waren doch Unternehmungen, die Vorbereitungen erforderten. Man mußte sich doch wenigstens die Hände waschen oder einmal mit dem Kamm durchs Haar fahren. Aber ich meine so das Ausgehen an sich, das Ausgehen ins Unreine, halt das Ausgehen, wenn man heutzutage nur ins Kino geht, falls nicht gerade Heinz Rühmann spielt oder eine hochstimmige Amerikanerin dieser Saison oder falls kein unumgängliches Leinwandereignis stattfindet, das unser aller Herzen schlagartig zusammenreißt in saisonbedingter Bewunderung. Das sind Ausnahmefälle, ich aber spreche vom Kino als dem dunklen Raum, in dem der Blick sich weitet von den schon bekannten Werbefilmen über die auch recht vertrauten Wandelbilder von Autos, die sich in voller Fahrt plötzlich im Kreise drehen oder sich überschlagen, wobei nichts passiert bis zu dem Hauptfilm mit seinen unerforschlichen Abgründen des Menschenherzens.

Die Leute früher müssen's schwer gehabt haben.

Wenn mich Else heute fragt: „Wo gehen wir hin?“, sage ich nach einigem Nachdenken: „Gehen wir doch heute mal ins Kino!“ Else ist immer entzückt über diesen guten Überraschenden Einfall.

Else bestimmt Kino und Film, die Wahl überlasse ich ihr vollkommen. Sie hat die Grundsätze. Sie sagt, sie könne schon aus dem Titel erkennen, ob ein Film etwas für sie sei. Ich spiele dabei keine Rolle. Am liebsten hat sie Filme, deren Titel sich im Gefühlskreis von „Wenn Frauen weinen“ bewegen. Else hat's gern, wenn andere Frauen weinen, und sie meint, wo viel geweint wird, muß auch viel Grund zum Weinen sein und anderer Leute Gründe zum Weinen sind immer interessant. Else ist sehr fürs Psychologische. Sie fragt mich immer hinterher, ob ich auch so gehandelt hätte wie der im Film. Meistens hätte ich nicht so gehandelt, hätte gar keine Gelegenheit dazu gehabt; denn ich fahre nur ganz selten im Expreßzug von Mukden nach Tientsin, und noch seltener besitze ich eine Luxusjacht, aber ich sage ihr, daß ich selbstverständlich auch so gehandelt hätte, und das beruhigt sie sehr.

Zum Hauptfilm ist sie Pralinen und das laise Knistern der Tüte gehört für mich genau so dazu, wie die Begleitmusik.

Wenn Else denkt, daß ich sie auch aus dem brennenden Hause retten würde oder ihr die Sache mit dem tadellos uniformierten Schiffslieutenant, der seinerzeit ein heute schon bildbübsches Töchterchen, ich sage Ihnen, ein Engel, entsprossen ist, verzeihen würde, drückt sie mir im Dunkeln die Hand und bedankt sich für meinen Edelmut und mein Überraschendes menschliches Verständnis. Wenn sie's aber nicht glaubt, wird sie ganz einsam und weint über die Schiffslieutenants und den lockigen Engel und über mich und meine Hartherzigkeit. Dann lege ich sanfte meine Hand auf ihren Arm im Dunkeln, was bedeuten soll, daß ich mich bessern werde und ihr ganz bestimmt einen nächsten Fehltritt mit Kind nicht übel nehmen werde. Ach, sie kann sich so gut in alles hineinfinden.

Warum soll ich's leugnen, manchmal weine ich auch, wenn es so schön traurig ist auf einer weichen Unterlage von Edelmut. Ich bin überzeugt, auch ganz harte Eroberer, die bekanntlich nie ein Weib berührt, würden, wenn sie mit Else so im Kino säßen, Rotz und Wasser heulen! Aber ich lasse es mir natürlich nicht anmerken und sage, wenn es wieder hell wird: „So, jetzt möchte ich ein Glas Helles trinken“. Else aber weint noch immer eine Strecke weiter, zusammen mit den anderen Frauen, die sich hörbar die Nase putzen.

Lieber Simplicissimus!

Im Freibad Wannsee ist mir mein Bademantel abhanden gekommen. Trotz allem Suchen kann ich ihn nicht wiederfinden und fahre verärgert nach Hause. Am nächsten Tag fahre ich wieder zum Sonnenbad und — sehe meinen verlorenen Bademantel wieder, darauf sich ein Jüngling sichtlich wohl befindet.

„Sie gestatten“, rede ich ihn an, „wenn mich nicht alles täuscht, so ist der Bademantel nicht der Ihrige?“ Und ziehe das wohlbekannte Stück unter ihm hervor. Worauf der Jüngling sich erhebt und grollend zu mir sagt: „Mein Herr, ich warne Sie! Sie sprechen mit einem ehrlichen Fänder!“

Die Sowjetmachthaber

Karl Arnold



„Sergej wurde nach Moskau gerufen. Wenn er den Frühzug noch erreicht hat, kann er so gegen Abend schon an der Wand stehen.“

Alter Onkel im Vorfrühlingsgarten

[Wilhelm Schütz]



Die grüne Dank steht prall im Licht.
Er zieht den Suttand ins Gesicht;
so stört's ihn nicht.
In lauter Däukchen sieht er drin
und blinzelt wohligh vor sich hin.

Obt's denn was Schöneres als zu schweigen,
wenn erstmals wieder Müden gelien?

Aha,
Gedatter Star ist auch schon da.
Und andree, was man lang vermisse,
froch heimlich aus der Mottenkiste

und lächelt stumm: nous voilà! . . .

Wie gut wär' alles und bequem,
wenn leht nur nicht die Nichte käm',
die einen Photoapparat
bedrohlich in den Sänden hat
ur d unverkennbar danach trachtet,
daß sie den Onkel optisch schlachtet.

„So jugendstisch siehst du heut her“,
behaupet sie, „wie lang nicht mehr.
Das muß ich unbedingt fixieren.
Drum, bitte, Onkel, laß das Bierchen!“

Kniefällig sieht er um Pardon.
Ruht alles nichts — sie hat ihm schon
und zieht sich mit dem Beutestück
ins Dunkelkammerchen zurück . . .

Der Greis, noch eben sanft und froh,
schimp't nun in Quart und Goll,
mit Donnerwetter und Eheu:
„Ich werd' ja doch nicht wieder neu!“

So stört mitunter eine Nichte
den Frieden der Naturgeschichte.

Ratätsel:



„Wenn ich so in der Sonne liege, können mir alle Männer gestohlen bleiben!“ — „Jaja, aber die Sonne scheint halt nur am Tage!“

Gedanken über Hochzeitsreisen / Von Toddi

Die erste Hochzeitsreise auf dieser Welt ist unglücklich und erzwungen gewesen: die des Ehepaares Adam und Eva, das aus dem irdischen Paradies vertrieben wurde.

Wie unter den von der Bibel nicht angeführten, mit ihren Verfluchungen hat es auch folgende gegeben:

Zure Nachkommen werden ihre Hochzeiten nomadisch feiern.“

Hochzeitsreise. — Contradictio In terminis

Die Reise schließt die Hochzeit aus und umgekehrt.

Man kann nicht — es sei denn, man schiele divergierend — den Mailänder Dom und gleichzeitig die blauen Augen der jungen Braut bewundern.

Man kann sie nicht wahrhaft und ernstlich lieben und ihr den Besuch eines numismatischen Museums aufzwingen.

Man kann ihr nicht die Wonnen der zukünftigen Kinderscheit ausmalen und sie dabei in Steinen und Bewunderung fallen lassen, sagen wir, vor einem käffig entropomorpher Affen.

Denn: die auch eines Tages das Licht der Welt scheitern werden, im Begriffe sind, regelrechte Hochzeiten zu halten, bittet sie um folgendes:

„Zukünftiger Herr Vater und zukünftige Frau Mutter, um der Liebe willen, die ihr demalsten für mich empfinden werdet, wenn ich zur Welt gekommen sein werde, flehe ich euch an, laßt euren Hohlmond nicht globetrottender Art sein.“

Es wird gut für sie und es wird besser für euch sein. Ich kenne mehr als ein Individuum, das anatomisch und psychisch schief zur Welt kam, weil seine Eltern es gezeugt hatten, nachdem sie stundenlang den schiefen Turm zu Pisa betrachtet hatten.

Nach zehn Jahren gemeinsamen Ehelebens kann die bessere Hälfte vor dem Dogenpalast oder vor dem Dom zu Palermo nechtsichtig verzeihen, daß die noch bessere Hälfte nicht wisse, was der Doge Sebastiano Zani alles vollbracht hat.

Aber auf der Hochzeitsreise überkommt einen ein peinliches Schamgefühl ob der eigenen Unwissenheit.

Und, während die junge Braut wo anders hinblickt, liest man heimlich-istig im „Praktischen Führer der Stadt und Umgebung“ schnell einen Passus nach, mit dem man eine herrliche Figur in historischen Dingen machen kann, und den man dann mit lauter Stimme wiederholt, etwa:

„Die schönen gotischen Mausoleen der Rechtskündigen Rolando Passaggieri und Egidius Foscheroni“

Die ersten ehelichen Lügen und Heucheleien entstehen auf diese Weise, ausgerechnet auf der Hochzeitsreise!

Es kann auch passieren, daß man, in der Eile des heimlich-istigen Nachschlagens, zwei Selten statt einer umwendet und unter dem schönen florentiner Himmel folgende historische Blüte verzapft:

„Je, mein Liebster: Lorenzo der Prachtliche starb... starb... infolge Volksbeschlusses des 15. März 1860, als vorläufige Hauptstadt des Königreichs Italien.“

Wenn man aber nichts zu sagen weiß, noch gedruckte Hilfe bei der Hand hat, kann man sich mit einem geschickten Ablenkungsmanöver aus der Affäre ziehen:

„Was steht denn auf diesem Grabstein geschrieben, Männchen?“

Das Männchen, das wie alle Jenen, die die humanistische Keilprüfung abgelegt haben, nicht imstande ist, drei Zeilen Inschriften zu übersetzen, sagt dann einfach:

„Das ist ganz klar: Prop. Dic. Nep. ...bedeutet so viel wie... wie... Komisch! Genau die gleiche Frage stellte mir vor drei Jahren eine Blondine... Brauchst nicht eifersüchtig sein... eine Blondine, die...“

Auf diese Weise sieht die Braut keinen Grabstein mehr, sondern das Gespenst der Blondine.

Der Gatte sieht das finstere Gesicht von Frauen, das die Blondine sieht.

Um nicht aus der Rolle zu fallen, nimmt er das Gebilde des Mannes an, der über derlei Dinge erhoben ist und sagt beiläufig:

„Du wirst mir nicht etwa eine Szene machen wollen, wegen dieser veralteten Dummheiten.“

Und der Mond ist an jenem Abend, zum ersten Mal — schon so schnell — nicht mehr aus Honig.

Tags darauf, zum Zeichen, daß sie sich wieder vertragen, gehen die beiden Tüchchen, wenn es in Verona ist, sich Julias Grab ansehen, oder wenn es wo anders ist, etwas noch tüfteligeres. Einer meiner Freunde führte, um die erste heile Mißstimmung zu vertreiben, die süße, belidigte Braut die Ruinen Pompeis an. Im Eingangsmuseum blieb sie vor der Vitrine erschreckt stehen, in der eine vulkanische Mauer in ihrer eindrucksvollen Stellung, wie ein Vesuviusbruch eine leidenschaftliche Idylle just an ihrem Höhepunkt zu unterbrechen vermag. Das praktische Resultat — das heißt eigentlich gar nicht so sehr praktisch — war, daß die junge Frau, so lange sie in Campanien weilten, nicht mehr von Idylle wissen wollte. „Liebling, gib mir einen Kuß!“ „Bei Gott nein! Ich habe solche Angst, daß uns die Lava überrollt!“

Und im Zimmer hatte dann der Bräutigam die Vorstellung, zu dritt zu sein: er, sie und der Vesuv auf der Lauer.

Die beiden Eheleute legten sich dann, wenn es ihnen gelungen ist, zwei sich widersprechende arithmetische Größen in Einklang zu bringen: um zu heiraten ist es gut, viel Geld, aber nicht viele Jahre auf dem Buckel zu haben. Er kann, nach der Trauung, von mir aus, auch reisen, wenn es ihm Spaß macht, aber auf folgende Art:

Der Ehemann legt sich zwei verschiedene Reiserouten zurecht, die jedoch einige Stationen gemeinsam haben: zwei Reiserouten, die sich gleichsam einander schneiden, kreuzen, in einander verflechten.

In jeder Begegnungsstunde hat dann das Wiederbeisammeln den Reiz des Abenteuers.

Auf diese Weise lassen sich beständig den Wunsch, sich zu treffen; wohingegen man während der tra-

ditionellen Hochzeitsreise schon damit beginn den Wunsch zur Trennung zu bilden. Die Hochzeitsreise hinterläßt zumindest eine unheilvolle Spur fürs ganze eheliche Leben.

Beste Vorwurf wird gemacht von einer geographischen Bezeichnung begleitet werden:

„In Venedig vor dem Schatz des H. Markus, hat mir die Frau gesagt, daß ich dein Schatz sei.“

„In der Blauen Grotte schwärmt du mir, daß ich deine Sirene sei, und am Ausgang, um mich hier dem Rücken des Bootsmannes zu küssen, sagst du mir, daß du mich vom Kopf gegen den Fels.“

„Ja, aber damals war nicht nur die Grotte blau.“ „Freilich, ich weiß schon; es war eben dumm von mir, dir jenes erste Mal in Siena nach dem Pallis zu verzeihen.“

„Und so stellt man die geographische Karte der ehelichen Rasse zusammen! Mitunter sogar einen ganzen Atlas.“

(Berechtigte Übertragung von dem Italiener von A. L. Fren-

In der Dämmerung / VON SAKI

Norman Gatsby saß auf einer Bank in den öffentlichen Anlagen. Es war gegen halb sieben Uhr abends im frühen März und die Dämmerung war verdunkelt eingefallen, eine durch das schwache Mondlicht und viele Straßenlampen gemilderte Dämmerung. Die charakterliche Norman und seine zu seiner augenblicklichen Stimmung. Die Dämmerung schien ihm die Stunde der Besiegten. Männer und Frauen, die gekümpft und verloren hatten, die ihr verlorenes Glück und ihre begraben Hoffnungen sowie wie möglich vor den Nachforschungen der Neugierigen verbergen, kamen in dieser Zweifelsstunde hervor, wenn ihre schabigen Kleider, ihre gebeugten Schultern und unglücklichen Augen unbemerkt oder jedenfalls unkenntlich blieben. Gatsby hatte auch seine Enttäuschungen erlitten, wenn auch auf anderem Gebiet; sein Herz war augenblicklich verblüht und verhärtet, und er war nicht abgeneigt, ein gewisses zynisches Vergnügen bei der Beobachtung dieser Wanderer zu finden, die flüsternd, gleich die dunklen Wegstreifen zwischen den Lampenlichtern entlangschritten.

Auf der Bank saß neben ihm ein älterer Herr mit einer Miene kopfhägerischen Trotzes, vermutlich dem letzten von einer langen Reihe von Nachkommen, der aufgehört hatte, irgendjemandem oder irgendwas erfolgreich die Stirne zu bieten. Er gehörte unverkennbar jenem elenden Orchester an, nach dessen Flöte niemand tanzt. Als er zum Gehen aufstand, stellte sich Gatsby vor, wie er in einen Familienkreis zurückkehrte, wo man ihn dankt und er keinerlei Ansehen genöß, oder in ein freudloses Mietshaus, wo seine Fähigkeit, eine Wochenrechnung zu bezahlen, Anfang und Ende des von ihm erweckten Interesses bildete. Seine erschreitende Gestalt löste sich langsam in den Schatten auf und sein Platz auf der Bank wurde fast sofort von einem jungen Mann eingenommen, der zwei in der gelben Dämmerung Miene aber kaum mutet, was als die seines Vorgängers. Wie um die Tatsache zu unterstreichen, die Welt verlor sich mit ihm, schaffte sich der Neuanfänger, als er sich setzte, durch eine ängstliche und sehr vernünftige Verwünschung Einleitung.

„Sie scheinen mir die richtige Laune zu sein“, sagte Gatsby in der richtigen Annahme, ein gebührendes Notiznehmen von dieser Kundgebung werde von ihm erwartet.

Der junge Mann wandte sich ihm mit einem Blick voll entwerfender Freimütigkeit zu, der ihn sofort auf der Hut sein ließ. „Sie wären auch nicht rosigter Laune, wenn Sie in der Klemme stecken würden, in der ich mich befinde“, sagte er. „Ich habe das Dummste angestellt, was ich je in meinem Leben gemacht habe.“

„Ja?“ sagte Gatsby gelassen.

„Ich kam heute nachmittag nach London und wollte im Patagonien-Hotel absteigen“, fuhr der junge Mann fort, wie ich ihm, entdeckte ich, daß es vor einigen Wochen abgerissen worden war und jetzt ein Lichtspieltheater an seiner Stelle stand. Der Taxifahrer empfahl mir ein anderes Hotel und ich ging dorthin. Ich schrieb nur eben ein paar Zeilen an meine Angehörigen, um ihnen meine Adresse mitzuteilen, und dann ging ich aus, um eine Seife zu kaufen — ich hatte welche

einpacken vergessen und hatte Hotelseife. Dann bummelte ich ein wenig in der Stadt umher, trank ein Glas in einer Bar und betrachtete die Auslagen, und als ich meine Schritte wieder zu dem Hotel zurücklenken wollte, da merkte ich plötzlich, daß ich mich an einem Kanal, gelegen vor der Straße, in der es gelegen war, nicht mehr entsinn. Eine nette Verlegenheit für jemanden, der keinerlei Freunde oder Verwandte in London hat! Ich bin ohne einen Penny, denn ich ging nur eben mit einem Schilling in der Tasche, der für die Seife und das Glas Bier draufging, auf die Straße hinunter. Und hier bin ich nun, inre mit zwei Pence in der Tasche umher und weiß nicht einmal, wo ich die Nacht zubringen soll.“

Ein beredetes Schweigen trat ein, nachdem die Geschichte erzählt war. „Ich nehme an, Sie sind der Ansicht, ich habe Ihnen ein ziemlich unwahrscheinliches Märchen aufgetischt“, sagte jetzt der junge Mann mit einem leisen Vorwurf in der Stimme.

„Durchaus nicht unmöglich“, sagte Gatsby abwägend; „ich erinnere mich, daß mir einmal genau dasselbe in Venedig passiert ist; noch dazu waren wir damals zu zweit, was die Geschichte noch ungleicher macht. Zum Glück erinnerten wir uns, daß das Mittel sei, mich an einem Kanal, gelegen war, und als wir auf den Kanal stießen, konnten wir auch unser Hotel wiederfinden.“

Der junge Mann belebte sich bei dieser Erinnerung. „In einer ausländischen Stadt wäre es nicht so schlimm“, sagte er; „man könnte zu seinem Konsul gehen und die benötigte Anleihe bei ihm machen. Aber hier in meinem Heimatland ist man viel verlorener, wenn man in eine Klemme gerät.“

Außer ich kann einen anständigen Menschen finden, der meiner Geschichte Glauben schenkt und mir etwas Geld leiht, scheint mir eine Nacht auf dem Themsekanal zu blühen. Ich freue mich jedenfalls, daß Sie die Geschichte nicht für unverschämte Unwahrscheinlichkeit halten.“

Er legte viel Wärme in die letztere Bemerkung, so, als wolle er seiner Hoffnung Ausdruck geben, Gatsby würde vielleicht auch seine Bitte erfüllen. „Freilich“, sagte Gatsby langsam, „der schwache Punkt Ihrer Geschichte ist der, daß Sie die Seife nicht vorweisen können.“ Der junge Mann richtete sich hastig auf, testete rasch die Taschen seines Mantels ab — und sprang dann auf die Füße. „Ich muß sie verloren haben!“ murmelte er ängstlich.

„Ein Hotel und ein Stück Seife an einem Nachmittagsabend?“

Stunden bei Nacht

Von Wilhelm Edward Dietze

Die Winde jagen eine Janitz Welle

Durch Zufuhr und Wals. Die Welt ist flüchtig und still.

Der Mond, der durch die hohen Büsche will,

Wirft auf den Walweg überlitterte Wellen.

In allen Blättern raucht es weit und tief ...

Mein Blut, das immer mit den Winden fliegt,

Raucht ruhlos mit durch all' der Stunden Reife.

tag zu verlieren, weckt den Gedanken an eine absichtliche Unvorsichtigkeit!“, sagte Gatsby; aber der junge Mann wartete kaum mehr ab, bis der Satz zu Ende war. Er flitzte den Fußpfad mit hoch erhobenem Kopf und einer Miene gehetzter Geschäftigkeit hinunter.

„Schade!“, grübelte Gatsby. „Dieses Ausgehen um ein Stück Seife zu besorgen, war gerade die überzeugende Punkt in der ganzen Geschichte und doch war es gerade diese kleine Einzelheit die ihn zu Fall brachte. Wenn er den glänzenden Vorbehalt gehabt hätte, sich mit einem Stück Seife zu versehen, das mit der ganzen Sorgfalt eines Drogistenladens verpackt und versiegelt war, so wäre er auf seine Art ein Genie gewesen. In seinem Gedächtnis besteht Genie zweifellos in einer unendlichen Fähigkeit, Vorsichtsmaßnahmen zu treffen.“

Mit dieser Überlegung erhob Gatsby sich, um zu gehen — und stieß einen überraschten Ausruf aus auf dem Boden neben der Bank lag ein kleines ovales Päckchen, verpackt und versiegelt mit der ganzen Sorgfalt eines Drogistenladens. Es konnte nichts anderes sein als ein Stück Seife; offenbar war es aus der Manteltasche des jungen Mannes gefallen, als er im nächsten Augenblick eilte Gatsby den dämmerungsdunklen Weg in beflissener Suche nach einer jugendlichen Gestalt in dünnem Mantel dahin. Er hatte die Suche fast aufgegeben, als er das Ziel seiner Verfolgung unschlüssig am Rand der Fahrbahn stehen sah. Der Gefundene drehte sich mit einer Gebräde indolenter Verteidigung, als Gatsby ihn anrief.

„Der Kronzeuge für die Wahrheit Ihrer Geschichte ist aufgetaucht“, sagte Gatsby, indem er das Stück Seife hinhielt; „es muß aus Ihrer Manteltasche geschlüpft sein, als sie sich hinsetzten. Ich fand es, nachdem Sie fort waren, auf dem Boden liegen. Sie mühen meine Ungläubigkeit zu entkräften, aber der Schein sprach wirklich recht gegen sie, und jetzt, nachdem ich mich schon einmal auf die Seife berufen habe, muß ich mich wohl Ihrem Spruch beugen: wenn Ihnen mit einem Darlehen von einem Pfund gedient ist ...“ Der junge Mann tat hastig alle Zweifel in dieser Frage ab, indem er mit einem Seufzer die Seife in seine Brusttasche mit meiner Anschrift, fuhr Gatsby fort, „ein beliebiger Tag während dieser Woche ist recht zur Rückgabe, und hier haben Sie die Seife — verlieren Sie sie nicht noch einmal, sonst war Ihnen ein guter Freund.“

„Ich Glück, daß Sie sie gefunden haben“, sagte der junge Mann, und dann, mit einem leisen Beben der Stimme, stammelte er ein paar Deutswörter und machte sich davon.

„Armer Kerl!“ sagte Gatsby zu sich selbst, „er steckt in einer schönen Patsche. Das wird mir eine Lehre sein, nicht superflüg nach den Umständen zu urteilen.“

Wie Gatsby seine Schritte an der Bank vorbeilegte, wo sich das kleine Drama abgespielt hatte, sah er einen anderen Herrn gebückt darunter herumstochern und suchen, und erkannte seine ursprünglichen Nachbarn von der Bank. „Haben Sie etwas verloren?“ fragte er. „Doch, ja. Ein Stück Seife.“

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagn-

Die „neue Rauch-Epoche“ – die Zeit vernünftigeren
besseren Rauchens – hat überall begeisterte Zustimmung
gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten
ist hierdurch zu launiger Stellungnahme angeregt worden.
Wir erteilen heute das Wort!

Eugen Roth

Ein Mensch

Ein Mensch, zermüht vom Großstadtleben,
War schon bereit, sich aufzugeben,
Weil er es einfach nicht mehr schaffte,
Obwohl er Zigaretten paffte,
Als wollt' er gradezu mit Dampf
Betreiben seinen Alltagskampf.
Jedoch in letzter Stunde fand
Der Mensch ein Restchen von Verstand –
Nicht viel – zu mehr kaum zu gebrauchen
Als etwa: mit Verstand zu rauchen.
Dies tat der Mensch, und er tat klug!
Ihm wurde wohler, Zug für Zug.
Befreit von Kettenrauchers Ketten
Genießt er bess're Zigaretten.
Er qualmt nicht mehr. Nach Herzenslust
Raucht er auch jetzt, jedoch – bewußt!

Eugen Roth

5 Pf

ATIKAH

NEULAND FAKELUM *führt* DELTA
in der **neuen Rauch-Epoche**



Nun, haben Ihnen die Verse gefallen? Auch die folgenden Gedichte, die wir laufend an dieser Stelle bringen, werden Ihnen Spaß machen. Vielleicht haben Sie selbst Lust, sich einmal als Dichter zu versuchen. Wenn wir auch nicht jede Einwendung im Rahmen dieser Serie veröffentlichen können, so würden wir uns doch über Ihr Interesse sehr freuen. Delta Cigarettenfabrik, Dresden-A 16

FÜLLHÖRNCHENBLÜTEN

Von Heinz Steguweit

Niemand kennt die Füllhörnchenblüten, Ich allein wußte von ihr, als Knabe schon, da Ich wandern durfte nah oder weit. So begann diese Geschichte an einem Sommertag, als ich, den blauen Zauber zu bewundern, von der Wasserpflanze bis zur Veilchen, von den Wiesenschmuckblumen bis zur Rotdrossel, vor die Tore lief. Ich warf, man wolle es sinnbildlich nehmen, die Stadt hinter mich wie Spreu und Schackle. Draußen aber, wo das Weiße anfang, wo auch ein Teich ruht, glitt wie ein Schweiß, blieb ich stehen, ein Geflohenen vor Algebren, Letztin und Pythagoras.

Alle Wohltat wäre nur halb gewesen, hätten meine linken Augen nicht die Füllhörnchenblüten erspäht; sie sprossen wieder, zu lotrechten Trauben geordnet, familienhaft aus Kanten und Rillen, dort sogar, wo der Boden gelbte, viel Steine gab und wenig Feit.

Ich bogte mich, voll des Entrückens: Keines Wins das Hauch bog Helme und Gräser, das Wasser im Weiher blinkte fatenlos wie Lack, nur an den Säumen, so war es, geschah ein kräuselndes Saugen.

Wieder sah ich Füllhörnchenblüten, die Ich liebte, — wußte nimmer warum. Die Blumen hatten etwas Vorwachsenes: Eine dotterfarbene, beinah rötliche Zunge lugte zwischen hellen Lippen hervor, unten verjüngte sich alles zum dünnen Trichter, — Ja, Füllhörnchen schienen mir die sanften Geschöpfe. Und da sie Mäulchen hatten, sann ich, man müsse sie flüstern hören zu unbekannter Stunde, flüstern irgendwas Mildes, Geheimnisreiches, verständlich nur braven Menschen, keinen Übelbütern und Wichten. Ja, die Füllhörnchenblüten, Ich allein nannte sie so, waren das Liebste ringsum, bescheidener als Rosen, gemüthlicher als Disteln, holder als Rittersporn und Fingerhut. Ich brach eine der lotrechten Trauben, behutsam, daß kein Hörnchen zerfalle. Und dachte: Der Lehrer soll die Blumen haben, Jähwahr, der botanische

Professor, der uns vor Tagen noch die Lenzenblätter des Pfeilkrauts aufgelöst und die Kamillen zerrieben hatte, daß wir den Arzneiduft, den gutmütigen, zwischen Daumen und Zeigefinger gewahr werden sollten.

Am Morgen darauf trat ich vors Katheder, hielt die Blume hoch, freute mich pochenden Herzens Und Professor Munkelbrink, der Botaniker hieß so, neigte sich gern: „Was hast du da? Für mich? Wo soll ich nur danken!“

Er freute sich. Noch mehr: Er glühte leicht. Und Lehrer, die erötten, sind wohl reinen Wesens, mit solchen schönen Magistern. Ich sprach etwas stockend, war mein Gemüt doch festlich im Augenblick: „Es sind Füllhörnchenblüten, Herr Professor. Sehen Sie die winzige Zunge? Die Lippen? Das dralle Mäulchen? Oft meine Ich, man müßte es leise flüstern hören zu unbekannter Stunde... Füllhörnchenblüten, Herr Professor!“

Die Mitschüler lachten. Wie klingt es nobel, wenn dreißig Buben über einen einzigen pläuschern. So klang keine Freude, so schallte Schadenfreude. Munkelbrink rückte die Brille ins Lot, dieweil ich ein Brummen spürte in beiden Ohren: „Mein Junge, das ist keine — wie sagtest du? — keine, hm, Füllhörnchenblüte, es ist das Gemeine Leinkraut. Linaria vulgaris. Gehört zur Familie der Rachenblütler, Scrophulariaceen. Wächst auf wüsten Plätzen, schwefelgelb, erreicht Stauden bis zu fünfzig Zentimeter Höhe und hat einen Blüteneingang, der von kurzrüßigen Insekten nicht besucht wird. Aber langrüsselige Hummeln schleichen Oberlippe und Unterlippe elastisch zur Seite, kriechen hinein und erreichen unter den Staubbeuteln den begehrten Nektar. Ferner mußt du wissen... Was denn? Was ist denn, mein Junge?“

Meine Antwort blieb aus. Als ich erwartete, lag ich am offenen Fenster, kühl wehte der Tag herein, der gute Professor streichelte mein Haar, zwei Mitschüler hielten ein Glas Wasser.

Der Professor atmete auf, man hörte ein geringes Pfeifen. Und wieder erbotete das väterliche Antlitz: „Seht ihr, er lebt noch. Habt keine Angst! Buben haben das oft in diesen Jahren. Nun wollen wir ihm eine Freude machen und seine Blume“ — er räusperte sich — „seine Blume durchnehmen.“

Also zupfte er einzeln die Blüten aus der lotrechten Traube. Vierzehnmahl. Gar fünfzehnmahl Auf zwei Schüler kam eine Blüte, gemeines Leinkraut nimmher, Linaria vulgaris fortan, Familie der Rachenblütler.

In der nächsten botanischen Stunde, eine halbe Woche später, wurden wir über das geprüft, was man Pensum hieß. Munkelbrink, er war mir zugetan, wollte mich abermals beglücken, eine lobenswerte Note schien ihm gewiß für das Konto im Taschenkalender. Doch, da er mich fragte, trug meine Zunge, das Herz ist jagende Fahrt! Füllhörnchenblüte, wollte ich sagen, von den verwunschenen Züngeln hätte Ich erzählen mögen, auch vom Flüstern zu unbekannter Stunde, geheimnislich und nur begreiflich für brave Menschen, nimmer für Übelbütern und Wichte...

Ich machte, schwarzhaft ein wenig, die Augen schmal. Und schwieg. Stille meine dürrte Ente ein: „Mangelhaft, schade, nicht zu ändern!“ Professor Munkelbrink war kein Wicht, auch stalle ich mich schirmend vor sein Eröten, sollte ihn jemand einen Übelbütern schelten. Dennoch hatte er das Flüstern der dottergelben Mäulchen nicht verstanden dürfen. Ich meine das Geheimnis der Füllhörnchenblüten, ach, das Gemeine Leinkraut, Linaria vulgaris.

Jahre später, ein blühender Juli geschah, lag ich im Feuer an der Sonne. Mein Kamerad wies ins wüste Feld, zum Drehturm:

„Du, schau doch, neben den beiden Toten, drüben, siehst du es?“

„Was denn?“

„Ein Blümchen, Menschenkind, ein richtiges, gelbes Blümchen!“

Ich starrte hinüber: „Weiß Gott — Füllhörnchenblüten, lieber Kamerad, es sind Füllhörnchenblüten!“ Dann kamen mir die Tränen.

Sind Frauen Weinkenner?

Und wie! Erst recht bei Sekt. Hier verlangen sie mehr als nur ein gekühltes, prickelndes Getränk. Beweiz: Frauen bevorzugen — genau wie die Weinkenner — Burgeff. Denn hier vereinigt sich edelster, reiner Weingeschmack mit dem Schäumen und Perlen eines guten Sektes. Kosten Sie heute abend ein Glas Burgeff, und stellen Sie selbst fest,

wie gut es Ihrer Frau schmeckt.



BURGEFF GRÜN

★ Achten Sie stets auf das charakteristische grüne Etikett

„Auch im zweiten Jahrhundert wird Burgeff bewundert!“



4⁵⁰

Etwas ganz Besonderes. 1928 er Burgeff Jahrbuchfüllung RM 6.25 1921 er Burgeff Jahrbuchfüllung RM 6.50

Burgeff & Co. — RM. 3.—

„Der Sekt für Weinkenner — Stimmung und Genuß“

Burgeff A. G. / Hochheim a. M. Älteste Rheinische Sektellerei

Gegr. 1837

Fahrt in den Frühling

(K. Heiligenstadt)



„Sagen Sie mal, Gerda, was machen wir eigentlich hier? Keine Aussicht, kein Café, keine Menschen!“ — „Na, das wird Ihnen hoffentlich noch einfallen!“

Einmal schenkte mein Jagdfreund einen Habicht, den er seiner Freunde Dr. Z. für das Museum der Kreisstadt schenken wollte. Er nahm mich mit ins Jagdhaus und gab mir den neuen Köchin mit dem Auftrage, ihn am Nachmittage mit der Post in Herrn Dr. Z. in M. zu schicken, die genaue Anschrift sei angehängt. Joseph, so hieß die Meisterin der Kochkunst, sagte, sie werde es schon richtig machen. Wie entsetzt zunächst aber und dann wie erheitert war mein Freund, als er drei Tage später von Dr. Z. einen Brief bekam, der ungefähr so lautete: „Ihr müßt doch total voll gewesen sein, daß ihr auf den Einfall kommen konntet, mir den Habicht splitterackt zu schicken! Oder fehlt in Euren Kissen etwa die Federn? Usw.“ – Sofort zur Rede gestellt, meinte Joseph treuzugig: „Ich ha-

Dem Enkel meiner Nachbarin habe ich zu seinen bevorstehenden Einsegnung einen Band Goethes' Gedichte zugedacht, frage jedoch aus Rücksicht bei der Großmutter an, ob er sie etwa schon besitze. Dies ist, wie sich herausstellt, nicht der Fall, hingegen ist aus der zögernden Antwort unschwer zu entnehmen, daß sie von meiner Wahl nicht sehr begeistert ist.

Auf meine Frage sagt sie mir den Grund: „Ach, bitte, nehmen Sie es mir nicht übel, – aber ich habe nun einmal nichts für Goethe übrig!“ Ich kann und kann es nicht vergessen, wie er sich sein Götchen mit dem Kind hat sitzen lassen!

Als ich letzten Winter meinen Freund Georg fragte, was er an den in einem Wiener Vorstadt-Varieté stattfindenden Dameningekämpfen so interessant fände, daß er jeden Abend hingehe, sagte er schmunzelnd:

„Ich hab sogar selbst mit der schönen Roszi gerungen!“

„Mit wem?“ sagte ich verblüfft.

„Die Roszi ist zuzusehen der Star... Eine rassistige Ungerin... Und die Direktion hat für denjenigen, der

„Mir ist es nicht gelungen!“ lachte Georg. „Die Kleine hat nämlich einen Trick, muß du wissen, wenn sie sieht, daß es brenzlich wird, flüstert sie dem Gegner ein Versprechen ins Ohr und — sie ist ein bildhübscher Kerl — jeder wird schwach. Seit ich das weiß, gehe ich jeden Abend hin. Für mich ist es ein Mordspaß, zuzusehen, wie so ein Muskeleprotz vor zwei feurigen Augen kapituliert und sich von der Kleinen auf den Rücken legen läßt!“

Und so ging ich mit.

Als nach dem offiziellen Teil der Kampf um die
ausgesetzten zwanzig Schilling angesagt wurde,
meldete sich ein Riesenkerl, ein ausgesprochen
Schwergewichtler, und der Kampf schlen im voraus
entschieden

Da plötzlich, im Augenblick der größten Gefahr, flüsterte die schwerbedrängte Ungarin dem Gegner etwas ins Ohr — einen Atemzug lang stockte der Kampf — der Bursche überlegte. Rostig Augen sprühten Verheißung und Erfüllung zugleich, die Muskelbündel des Riesen entspannten sich, und schon schien er schwach zu werden, als er plötzlich — alles ringsum vergessend — ausrief:

„Ah was — hör mir auf... Mir san do zwanzig Schilling lieber!“

M.K.

ein reicher W

nur 3- bis 4-Klassen


Was gestern noch für ihn Wunschtraum war, ist heute Wirklichkeit geworden: Das Los, das er in der Preussisch-Süd-deutschen Staatslotterie spielte, hat den Haupttreffer gemacht. Und dabei kostete dieses Axtellos, das 100.000 RM gewann,

nur 3,- RM je Klasse. — Jedem deutschen Volksgenossen stehen diese Möglichkeiten offen. Die neue Lotterie beginnt am 22. April 1938 mit der Ziehung zur 1. Klasse. Wieder werden in 5 Klassen 343 000 Gewinne im Gesamtbetrage von 67.660.180,— RM auf 800 000 Lose ausgespielt. Sichern Sie sich rechtzeitig ein Lo-

Studien Ateliers Wagerl
besteht seit 1900, jetzt unter
Jungferleitung Privatkunst-
schule. Vormittags, Nach-
mittags-Klassen, abend. Akt-
zeichnen.

Gräue Haare

Marken - Schneider,
Reutlingen 45 A

 machen alt! Sie können diesen Silberfäden wieder die Jugendfarbe verleihen, mit unserem 1000fach erprobten „Haarwurzelsaft“! Fl. M. 3.—, Doppelfl. nur M.5.— u. Porto.

Keine Farbe; daher unauffällige, einfache Anwendung, bei sicherer Wirkung!
Fm. H. Leidig, Westerland/Nordsee 10

Wohrend auf Schloss Dender
Von Julian Street
Die lustigste Geschichte der Welt —


10 Monatsrat
Gratis-Kata-
log m 150 Ab-
bild.; alle In-
strumente 10

Originalfabrik
LINDBERG
5. erstes höherer Ver-
dienstes Deutsch-
land

MUNCH
Karl-Liebknecht-Str. 13

+ GUMMI
Hippes als Auktionsbeobachter
Gründer des Rob. Raun
Humboldt & H. Karst 6

Jeden Tag Birkenwasser
Qualität Droge Basis

Ratgeber für Haar- u. Haut kranke  **Bücher**
Heilung eines unheilbaren! **Geheilte** **Dr. C. N. ROSEMMANN**
Günstige Angebote
Einsende Karte an: **Dr. C. N. ROSEMMANN**

Schreibkrampf
GRATIS
Presale 14 und Sanitate
Presale 5 6 sendet

Angerfahrt. — Bruchschre
Anlagen. **Hugo Wolff,**
Berlin Zehlendorf 10
Kornsbühl

Die Kunst des Erfolges lesen Sie dies **Männern** Kraft ge
große Gesundheitswerk von San.-Rat **Freundt & Co. Hermann Grell**
Dr. **Wibert Schäfer** Es ist die **507-50, R. SCHULTE**
Berlin-Stettin 1 / ab. **Wolpert, Ritz, Manns & Blythe**

Gratis Illust. Linderhygien. Art. Patent-Vers. nach deutsch. Anglitz. Zentr.

Stiele Berlin W 13/4

LAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H. MÜNCHEN

Und dem Grundsatzplan der neuen Gesetzgebung

2x1000000 2x200000
2x 500000 10x100000
2x 300000 12x 50000

Außerdem 2 Gewinne zu je 75.000,— RM und 342 968 weitere Gewinne im Gesamtbeitrage von

61.910.180, — RM. Alle Gewinne sind einkommensteuerfrei! Sie erhalten den amtlichen Gewinnplan und Originallosse, soweit vorrätig, bei allen staatlichen Lotterie-Einnahmen. Aufstellungen, Gebühren

Sie auf Wunsch direkt von der Preussisch-Süddeutschen Staatslotterie, Berlin W 33, Viktoriastraße 29.

Der Präsident der Preussisch-Süddeutschen
Staatslotterie

Next

Knechtliche

**Dr.
Glenn**

Stoppel

Humoristisch-anti-
tischer Roman von
A. Schmidhagen.
350 Seiten, Ganzleinen
7,50 M.

Dieses im In- und Ausland so begeistert aufgenommenene Buch erscheint bald in deutscher Übersetzung.

berella nach wenigen
Monaten im
7.-20. Tausend.
... höchst aktuell, spritzig.

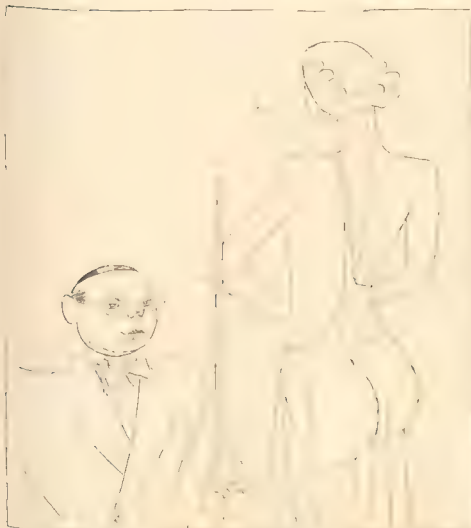
mit köstlichem, überlegenem
Humor, voll feiner Ironie, mei-
sterlich, frisch, süßig, span-
nend und packend...“ so lautet

die Urteile der deutschen und ausländischen Presse.
Zu haben in allen Buchhandlungen
 od. direkt (ohne Nachnahmen) durch

C. Hinnerwisch-Verlag
Hagen 90 (Westfalen)

EN
Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal
ab Dte. 4. November 1992 im Westf.-Länd. Bod.

Verantwortliche Schriftföhrer: Dr. Hermann Seyboth, München Verantwortliche Anzeigenleiter: Gustav Schewer, München Der Simplexismus erscheint wöchentlich einmal
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen. Vierteljährlich RM 5,-
Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5 gültig ab 1.7.1957 D.A.V. Nr. 37: 16/30 Unverlangte Zusendungen werden nur zurückgeschickt wenn Porto beiliegend Nachdruck
Anschreiben an: Verlag und Redaktion, Postfach 110, Sandlingstr. 10, 80 München 19, Postfachkonto München 5920 Erfüllungsort München
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich: Postfach 110, Sandlingstr. 10, 80 München 19, Postfachkonto München 5920 Erfüllungsort München



„Und nun, meine Damen, zeigen wir Ihnen das große Abendkleid mit kleinstem Rückenteil. Es besteht aus einem mattblauen Bande, das hier die ganze Verantwortung trägt!“



„Für das Vormittagskostüm wird sich an wärmeren Tagen eine Schöpfung aus Glasbatist empfehlen. Das Material ist vollkommen splitterfrei und läßt der Sonne ungehindert Zutritt!“



„Der neue Badeanzug betont in dieser Saison die Rückenlinie sehr dezent. Ein kleines Bolerohäuschen nimmt das Motiv geschickt auf! Beachten Sie die vollkommene Überwindung des historischen Badeanzugs!“



„Das Feigenblatt hat sich schon sehr früh in der Mode bewährt. Auch die Frau von heute braucht nicht darauf zu verzichten. Als graziose Applikation auf handgearbeiteter Klöppelspitze des Morgenrocks erfüllt es seinen Zweck!“

Torquemada wird interviewt

(Erich Schilling)



„Nun, Herr Großinquisitor, was sagen denn Sie zu den Stalinschen Justizmethoden? Der übertrumpft ja noch Ihre bewährte Inquisition!“ — „Leider, leider! Jaja, die moderne Technik! Dagegen waren wir zu meiner Zeit freilich die reinsten Waisenknaben!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Die Erfüllung

(J. Thony)



„Auf was mir seit 1918 g'wart' ham — sell ischt mit oam Schlag wahr gword'n.“



DAS GEHORSAME LEDER

Ich kann mich nur schwer dazu entschließen, mir ein Paar neue Schuhe zu kaufen. Ja, wenn das so im Vorbeigehen ginge, wie man sich ein Päckchen Zigaretten kauft, aber das geht nicht. Ich weiß nicht, wie das bei Ihnen ist, aber bei mir ist es so, daß ich am Mittag nicht genau weiß, ob ich auch ganz bestimmt kein Loch im Strumpf habe. Na, und es wäre mir doch recht peinlich, wenn das Fräulein sehen würde, wie meine größere Zehe langsam durch die Wolle zu sprossen beginnt. Nein, das bräute ich nicht übers Herz, mich so dem Fräulein zu zeigen, das da vorne auf dem kleinen Bänkehen sitzt, wie Enkel zu Füßen der Großmutter, wenn diese Ihnen ein Märchen erzählt. Vielleicht würde das Fräulein es auch für ein Märchen halten, wenn ich ihr erzählte, daß heute morgen, als ich die Strümpfe anzog, ganz bestimmt auf Ehrenwort kein Loch in ihnen enthalten war.

Vielleicht ist es dem Fräulein ganz schnuppe, und sie sähe über das Loch im Strumpf hinweg, als sei da nicht etwa Nichts, sondern Etwas, nämlich ordnungsgemäße Wolle oder eine andere Webfaser aus der neuesten Auflage des Konversationslexikons. Ich habe einmal bei einem Herrn am Nebentisch erlebt, wie das Fräulein so ein Loch im Strumpf behandelt hat. Ich kann Ihnen sagen, die hat mir imponiert. Sie hat gehandelt wie nach einem Leitfaden „Strumpf Löcher leicht gemacht“. Sie handhabte den Fuß, als könne sie sich überhaupt gar nicht vorstellen, daß es Strümpfe ohne Löcher gäbe, ja, als müßten sogar in einem ordentlichen Strumpf Löcher sein. Ich schämte mich geradezu, daß mein Strumpf kein Loch hatte. Nein, in wie konnte mir so eine Unacht-

samkeit passieren, und ich hatte doch ganz bestimmt gewußt, daß heute morgen noch eine heruntergefallene Masche vorhanden war. So nett war dieses Fräulein, und ich hätte bei ihr den drückendsten Schuh mit einem Jubelruf gekauft, aus Begeisterung für den feinen Takt dieser Kundendienstlerin.

Also das ist der eine Punkt, weswegen ich mich so schwer zur Anschaffung von neuen Schuhen entschließen kann.

Und dann, ja dann habe ich noch so einen Freiheitsdrang, und liebe es nicht, mir meine Bewegungsfreiheit nehmen zu lassen. Das alles geschieht unweigerlich, wenn ich mir Schuhe kaufe. Ich glaube, es geschieht auch bei Ihnen, wenn Sie sich Schuhe kaufen.

Da kommt das Fräulein und bittet Sie, Platz zu nehmen. Im Nu hockt sie zu Ihren Füßen nieder

und wie der Blitz hat sie Ihnen einen Schuh ausgezogen. Nun können Sie Ihre Wünsche äußern, nun können Sie sagen, Sie brauchten nur ein Paar Schuhbündel oder eine Büchse Schuhcreme. Vielleicht wollten Sie auch tatsächlich ein Paar Schuhe kaufen, wollten sich vielleicht erst einmal darüber orientieren, was man jetzt trägt und was zu haben ist. Ja, vielleicht wollten Sie sich sogar erkundigen, wie hoch die Preise sind. Aber ich sage Ihnen, der Mann, dem man einen Schuh ausgezogen hat, ist in seinen Willensäußerungen stark eingeschränkt. Er kann nicht mehr schnell seinen Hut nehmen und sagen: „Schön, ich werde es mir überlegen, ich komme morgen wieder.“ Sie werden vielleicht schüchtern zu dem Fräulein sagen, daß der Schuh Sie vorne links etwas drücke. Das Fräulein weiß sofort Rat. Sie sagt: „Das Leder dehnt sich noch im Gebrauch.“ Na schön! Es kann aber auch sein, daß Ihnen der Schuh vorne rechts etwas zu weit erscheint. Auch da weiß das Fräulein zu helfen. Das Leder zieht sich nämlich im Gebrauch zusammen. Sie ahnen gar nicht, wie gehorsam Leder ist. Das dehnt sich aus und schrumpft, grad wie es das Fräulein haben will.

Ich rate Ihnen, schenken Sie dem Fräulein Ihr volles Vertrauen, dann bekommen Sie bald Ihren alten Schuh wieder und das neue Paar auch. Na, und eines Tages werden auch aus den neuen Schuhen alte Schuhe geworden sein, und Sie werden sich von ihnen ja genau so schwer trennen wie von Ihren bisherigen.

Mit den drückenden Schuhen gehts wie mit vielen anderen Sachen: Das Leder und der Klügere gibt nach.

„Parlez moi d'amour . . .“

Vielleicht ist's dies: daß wir zu ängstlich lieben . . .

— Man muß mit Charme den jähren Schmetterling, man muß mit Düften loden ihn und Farben —

nicht jedes Wort der Liebe peinlich lieben, nicht hoffen, ach, auf allzu volle Farben.

Wer träumen will, darf auf die Zeit nicht fehn, wer waschen will — dem wird der Traum verwehnt . . .

Die Liebe ist ein blauer Schmetterling, ein jähwiegend jähnes, soßbar feltnes Ding.

Dr. D.

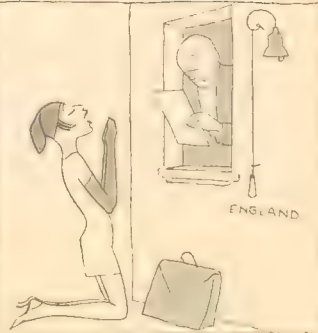
Foltzick



„Secrédieu, nach Clemenceau gibt es 60 Millionen Deutsche zuviel — nun sind es 73 Millionen!“



„Hier hat nur Frankreich zu entscheiden — darum schnell zu England!“



„Schon gut, Madame, wollen uns die Sache mal überlegen.“



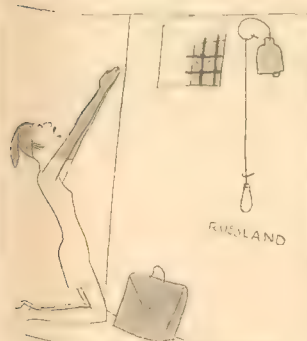
„Selbstverständlich hat hier nur Frankreich zu entscheiden — deshalb schnell zu Italien!“



„Was wollen Sie, Madame, die Sache ist ja ganz in Ordnung!“



„Wer sonst als Frankreich hat hier zu entscheiden — darum zu Rußland!“



„Zur Zeit nichts zu machen, Madame, unsere Diplomaten werden gerade erschossen.“



„Frankreich, Frankreich, nur Frankreich hat in Europa zu entscheiden — darum heim zum Quai d'Orsay!“



„Secrédieu, wie soll ich nun das Selbstbestimmungsrecht der Völker verteidigen?“

M o n d n a c h t

(R. Sieck)



Nun wandert wieder blank und prall
 der alte, treue Mond durchs All.
 O seht ihn doch,
 wie er die Wolkenbank erklimmt,
 so himmelhoch,
 und auf dem dunklen Wasser schwimmt!

Du Zauberer im Silberhof,
 deß' seliger Glanz zur Erde troff:
 die weite Flur,
 Busch, Teich und Moos und Wald und wir
 sind Eines nur,
 sind alle Eins und ruhn in dir.

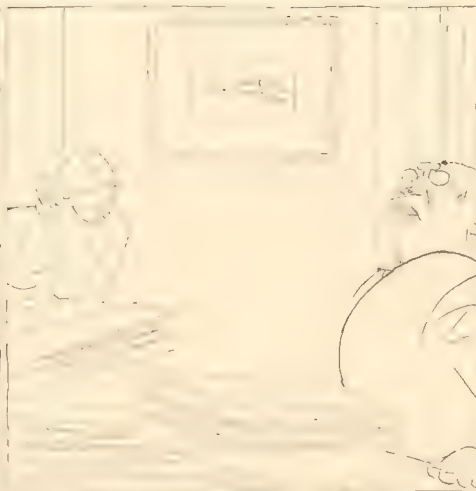
Dr. Dwiglag

Schnelle Erledigung

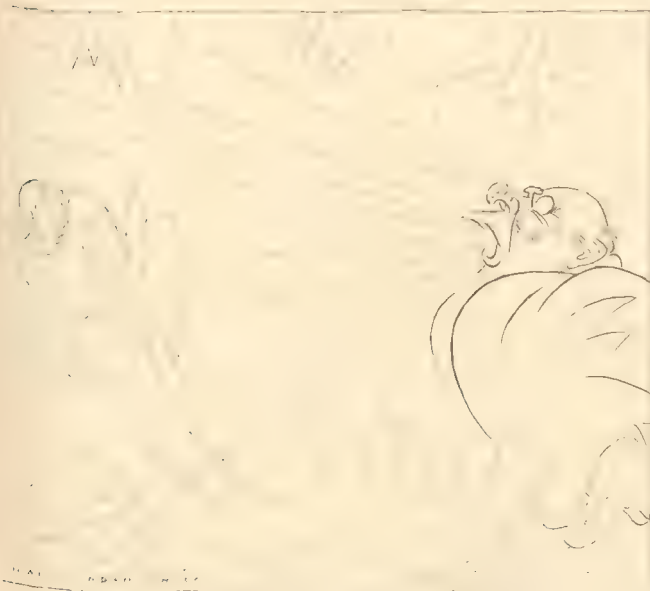
© Gulbransson



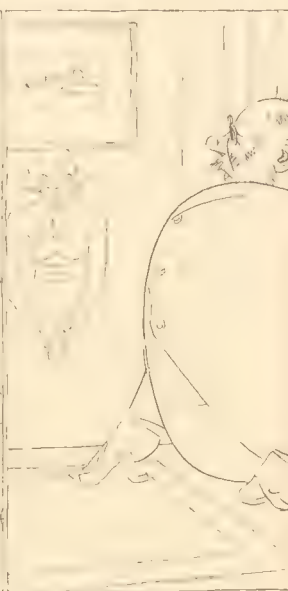
„Donnerwetter, soviel Einlauf heute?“



„Jawohl, Herr Direktor, das muß heute bearbeitet werden!“



„Hatschi —————“



„Sonst noch was?“

DER ANGLER / VON ANTON SCHNACK

Zwei Weitwurf-Spinnnetze, doppelt gespleißt, faßt neu (Furulen- und Heidegerten), zum Preise von Mk. 50. — zu verkaufen. Xaver Brechtner Wwe., Fischen (Ammersee).

Man hat es stumpf, und doch ist es ein aartes Bildnis,
Gemalt aus Morgenstunden, taubsprüht,
Erfüllt von Vogelschreien aus der Röhrichtwildnis
Und fetter Blumenpracht, die schwoll am Summbrand blüht.

Dahinter glänzt der See, die Ländlichkeit der Ufer flach gebogen,
Ein sommerlicher Flimmern nittert in der Luft,
Der Strich der Alpen ist am Horizont gezogen,
Kühn dunstet Wasserduft.

Angeln ist köstlich, Angeln adkennt gute Ruhe,
Ein Angler hat Geduld und Willbedachtlichkeit,
(Und selbsterständlich wasserdeiche Schute),
Ein Angler liebt den trägen Gang der Zeit.

Der Angler ist ein Pensionist mit grauem Hute,
Bedeckt mit einer Geierfeder, keck und spitz
Sein lock'eres Handgelenk wirft sportgerecht die Anglerute
Nach der Forcille jähem Silberblitz.

Der Pensionist sah bis vor kurzem als ergauernder Buchhalter
In einem sonnenlosen Hinterhofkontor
Und dachte dann und wann an Wälder, Vögel, Falter
Und an den Ammersee voll Binsengrün und Rohr.

Desor die alten Männer grünlich und verdallert sterben,
Erinnern sie sich noch an Dinge ohne Zahl,
Sie mühten noch einmal die Kanubenzeit erworben
Mit Drachenflug, Indianerspiel und adhüben Ferientat.

Nun war er endlich bei den großen Abenteuern,
Bei Wasser und bei Wald, darin der Knuckack rief;
Entlaufen war er den verdammten Gelnuern,
Dem Pakt, dem Staub, den Büchern und dem Brief.

Ein Blinker bringt bei jedem Wetter Beute
Und macht den trägen Hecht zum Anblich scharf.
Es war des Pensionisten große Kanubenfreude,
Wenn er den Raubfisch in den Längel warf.

Kura war die Freude, sachlich wird's verkündet,
Sachlich und nackt Verkäufe wird's —
Und doch war von dem Angelsport ein Menschenhera entzündet,
Noch hängen an den Gerten Fischschuppen, Tropfen, Wind.

Verflogen sind die schönen Seemannzen,
Ein anderer Angler kam, warf bittschnell Schnur und Lot,
Doch fing er nicht das dem Gewirr der Wasserpflanzen —
Es war der Menschenfischer Tod.

„Kennen Sie Herrn Hansen?“

Von Soya

Sie kennen ihn gewiß, den kleinen Herrn Hansen, Prokurist der Firma „Mogensens & Co., Herrenbekleidung“.

Ist er nicht jener kleine Mann, struppig und rundschulterig, mit dem dünnen, wassergelbten Haar und der verzogenen, sorgenbeschwerten Stirne? Paßt es nicht haarscharf auf ihn, dieses Signaleum? Nein, keinesfalls. So kann er aussehen, und so steht er ihnen gegenüber auch aus.

Aber nicht so, wenn er morgens erwacht und die fettigen Haarsträhnen seiner Frau, ihren schwermig fettigen Hals und ihren weit aufgerissenen Mund (die Zähne liegen auf dem Fensterbrett) erblickt, stolzt ein unbeschreiblicher Groll in ihm auf, weil er gezwungen ist, jeden Morgen dieses alternde, wenig anziehende Frauenantlitz anzusehen. Und darum ist beim Morgenkaffee sein Gesicht verzogen, als lutsche er einen sauren Bonbon, die Augen blinzeln tückisch, und die Augenbrauen sträuben sich vor Gerechtigkeit. So sieht der erbitterte Hansen aus. Besitzt nun seine Frau gar die Unvernunft, etwas sagen zu wollen, fertigt er sie höhnisch ab, als sei jedes ihrer Worte dumm und überflüssig. Anderseits bereitet es ihm aber geradezu körperliches Weh, wenn er an ihr nichts auszusetzen weiß.

Aber schon an der Korridortür setzt er ein anderes Gesicht auf, als fühle er unbewußt, daß er mit einem solchen Balfast an Reizbarkeit nicht unter die Leute gehen könne; er läßt darum seinen Zorn entströmen wie eine Maschine, die den Dampf abläßt. Langsam glätten sich seine Züge. Vor dem Hause begegnet er dem Hauswirt; der ist ein mürischer und cholerischer Mann, Hansen weiß, daß er bei einem Zusammenstoß mit ihm den kürzeren ziehen würde; er läßt darum seine Seele zu einem Radergummil und sein Gesicht zu einer gemühtlichen Butterkugel werden.

Erleichtert atmet er auf, wenn er endlich in eine Seitenstraße einbiegt und nicht mehr die Blitze dieses Mannes im Nacken fühlt. Sein Antlitz trägt auf einmal einen Schimmer des Wohlwollens und der Güte; er erblickt den alten Zeitungshändler. Der zieht mit einem Schwung den Hut vor ihm, als schritte eine Majestät vorbei.

Doch nicht lange scheint Hansen der Sonnenstrahl dieser allmorgendlichen beschiedenen Glückseligkeit. An der Ecke biegt ein Radfahrer dummelst drei Millimeter vor Hansens Nase in die Straße ein, schneidet eine Grimasse und ruft ihm zu: „Paß doch auf, du alter Hängebauch!“ Hansens Reaktionsvermögen braucht reichlich lange, und ehe er eine passende Antwort gefunden hat, ist

der Radfahrer schon 20 km weiter. Hansen aber ist verzögert, die menschliche Gesellschaft gefällt ihm nicht mehr.

Im Geschäft wird Hansen bereits von den Lehrlingen erwartet, deren Haltung ihn wieder angenehm beunruhigt, denn sie respektieren ihn als die Mk. 2 der Firma und in Abwesenheit des Chefs sogar als den Oberstkommandierenden. Und ist er mit den jungen Leuten allein, nimmt er darum Mienen und Gebärden an wie ein Schauspieler, der Napoleon einstudiert.

Aber der Kassiererin Fräulein Möballe gegenüber ist er sofort ein ganz anderer. Fräulein Möballe, eine junge Dame, die über eine erfreuliche Anziehungskraft verfügt. Sein Verlangen nach ihr ist das eines gutmütigen Couchmachers, geprägt dadurch, daß er bei seinem bedeutend höheren Alter im Grunde nichts gegen einen kleinen Flirt einzuwenden habe, andererseits aber auch nicht weitergehen möchte. Es gefällt ihm neuerdings, ihr zu zeigen, daß er die Grenze zu setzen wolle. Das Telefon läutet. Mit harter, fester Stimme beschwert ein Kunde sich über den Anzug, den er vor acht Tagen kaufte. Diese Stimme weckt Hansens sämtliche subalterne Instinkte. Er dienernt vor dem Telefon, lächelt verbindlich und schließlich erklärt er, den Boten sofort zu schicken. Gleich darauf klingelt das Telefon abermals. Diesmal ist die Stimme piepzig, bescheiden und verzogen — wie Hansens Stimme, wenn er lange mit demselben gesprochen hat. Es ist ein Mann, der ebenfalls nicht mit dem gekauften Anzuge so ganz zufrieden ist. Gewiß, er sei ja ganz gut auf eine Weise ... aber ... „Was haben Sie ihn bekommen?“ Vor acht Tagen schon! Pah, da hätten Sie sofort reklamieren müssen!“ sagt Hansen. Der erste Zuschauer hat sich eingefunden, um mit Hansen zu konferieren. Hansen ist sonst kein Meister der sarkastischen Rede. Aber sonderbar — dem Zuschauer gegenüber kann er. Der Grund seiner Abneigung gegen diesen Mann ist Hansen selber nicht klar. Aber eines Nachts träumte er einmal, daß sie beide ein Restaurant aufsuchten, um gemeinsam zu frühstücken. Unter anderem bestellte jeder ein weichgekochtes Ei. Und während Hansen noch ein wenig plauderte, entdeckte er, daß der Zuschauer inzwischen nicht nur sein eigenes Ei aufgegessen hatte, sondern auch Hansens. Der Traum war längst vergessen, aber seit der Zeit vermag er den Zuschauer nicht mehr auszuhalten. Und da dieser weder von ihm abhängig ist, noch ihm etwas zu sagen hat, und sie sich geistig ebenbürtig sind, führt ihre beiderseitige Abneigung zu ständigen Gemütsgezeiten.

Gegen 11 Uhr pflügt der Chef sich zu zeigen. Dem Chef gegenüber trägt Hansen ein jugendliches, ja knabenhaftes Wesen zur Schau, ohne selbst zu wissen, warum. Der wahre Grund ist wohl der, daß es peinlich auf ihn wirkt, dem Kom-

mando eines Mannes zu unterstehen, der um Vieles jünger ist als er. Aber auf die Dauer hält Hansen diese Komödie nicht durch. Und je länger er mit dem Chef zusammen ist, umso mehr verdichtet sich seine Melancholie, sein Gesicht wird traurig, seine Stimme wird beklemmt. In Gegenwart des Personals nimmt Hansen wie der eine Reihe neuer Gesichter an. Chef und Lehrlings kombiniert ergeben einen Hansen, der den Chef mit ausgesuchter Höflichkeit und Bildung behandelt; dabei etwas Unbeschreibliches in allen seinen Gebärden hat, das den Lehrlingen lediglich beweisen soll, was er sich dem Chef gegenüber heranzunehmen darf. Aber wenn er mit Direktor Mogensens und Fräulein Möballe zusammen ist, zeigt er eine ganz andere Physiognomie. Denn er fühlt sich jetzt dem Chef so kameradschaftlich und ebenbürtig gegenüber auf, wie er innerhalb der Grenzen des guten Tons gerade noch erlaubt ist — als sei es für ihn, den Mann im Belsen einer Frau besonders demütigend, die Rolle des Untergebenen einzunehmen.

Kommt Hansen des Abends nach Hause, zeigt er sich seiner Frau von einer ganz anderen Seite als am Morgen. Er ist zu ermüdet von den Eindrücken des Tages, um aufzumucken; darum hat seine Frau jetzt die Oberhand, und er verbringt den ganzen Abend in der ständigen Furcht, sie zu erzürnen. Sein Gesicht verzieht sich zu einer jämmerlichen zitternden Lebenswürdigkeit.

Manchmal kommen die Nachbarn zu Hansens auf Besuch — oder umgekehrt. Der Nachbar, Bilanzvorsteher einer Papiergroßhandlung, verdient seit Jahre 600 Kronen mehr als Hansen. Diese 600 haben sich tief in Hansens Unterbewusstsein eingegraben und peinigen ihn. Sobald er des Nachbarn ansichtig wird, führt darum der Teufel in ihm und verleitet ihn zur Lüge und Prahlerei. Hansens läßt dann an zu erzählen, daß er eine Gehaltszulage zu erwarten hätte, und er sich ein Auto zu kaufen gedächte, daß er ein Dutzend des Königs sei, daß „Mogensens & Co.“ ohne ihn schon längst hätten schließen können, ja er hat sich sogar schon zu der Behauptung versteigert, daß er der Direktor der dänischen Nationalbank sein könnte, wenn er bloß Lust dazu gehabt hätte. Der Nachbar ist ein zu höflicher Mensch, um ihm die Lügen auf den Kopf zuzusagen, und Hansen ist darauf zuversichtlich, daß der Nachbar ihn glaubt. „Hansen ist eigentlich ein feiner Mann, würde er nur nicht so schrecklich aufscheiden“, pflegt der Nachbar daher zu seiner Frau zu sagen, ohne dabei zu ahnen, daß gerade er es ist, der Hansen dazu anstiftet. Hat Hansen wirklich so viele Geschichten? Nein, nicht so viele, sondern viel, viel mehr. Ich kann es nicht genau sagen, wie viele.

Er hat für jeden Menschen und für jede Kombination von Menschen ein besonderes Gesicht.

(Aus dem Dänischen Übertragen von Werner Klotz)

Die „neue Rauch-Epoche“ – die Zeit vernünftigeren,
besseren Rauchens – hat überall begeisterte Zustimmung
gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten
ist hierdurch zu launiger Stellungnahme angeregt worden.
Wir erteilen heute das Wort:

Fritz A. Mende

Kleine Zigarette!

Zigarette, so klein –
Doch in jeglicher Lage
Soll sie Helfer dir sein
Und Freund deiner Tage.

So wünschst du sie dir,
Möchtest stets auf sie zählen –
Doch du mußt dir dafür
Auch die richtige wählen!

Drum wähl' mit Bedacht,
Und sei mehr als Verbraucher!
Genießen erst macht
Aus dem Paffer den Raucher!

Lieber wenig, doch fein!
Keinen Zug mehr vergeuden!
Zigarette, so klein,
Gibt dann so große Freuden!



Fritz A. Mende

5 Pf

ATIKAH

SELBSTHERSTÄNDIG

führt

OHNE MUNDSTÜCK

in der **neuen Rauch-Epoche**



Nun, haben Ihnen die Verse gefallen? Auch die folgenden Gedichte, die wir laufend an dieser Stelle bringen, werden Ihnen Spaß machen. Vielleicht haben Sie selbst Lust sich einmal als Dichter zu versuchen. Wenn wir auch nicht jede Einwendung im Rahmen dieser Serie veröffentlichen können, so würden wir uns doch über Ihr Interesse sehr freuen. Delta Cigarettenfabrik, Dresden-A 16

Von Josef Martin Bauer

Wenn Eduard verdrossen und zornig seine Arbeit tat, weil ihn die Hinterhältigkeit dieses Schicksals verirrte, so ließ der Vater das alles auf sich gehen, wie zum Trost so beläufig von dem alten Onkel zu hören. Aufenthaltes irgendwo seine Hunderttausende verlebte, in Amerika oder in Australien oder irgend sonstwo in einem Goldregeland. Wenn man erst einmal diesen Onkel fand, dann hatte man auch die Mittel, um sich ein solches Paradies gesichert. Diese trostreiche Aussicht vermochte den jungen Mann nicht zu einer anderen Haltung zu bestimmen. Er glaubte nun einmal nicht an eine wirkliche Güte des Geschehens, er glaubte nur an die Beherrschung zum Gesellen und vom Gesellen zum Meister. Er wollte die Mittel, um den Titel eines Zimmermeisters, wenn die Mittel nicht reichten, um selbst ein Geschäft aufzunehmen? Da kam der Vater eines Tages aufgeregt von einer langen Geschäftsreise heim und suchte nach dem Onkel, um die Hilfe des alten Mannes zu erbitteln. Er fand ihn nicht, die Adresse war im Erbkatalog gefunden. Jetzt, so die Kunde, ohne die Hilfe dieses Onkels verriegelt war, verstierte Eduard sich auf diese Möglichkeit und sah dem Vater drängend auf den Mund, während dieser langsam die Vorgeschichte seiner Entdeckung erzählte. Der Vater erzählte, wie er als Vater ansetzte, um sein lachend behütetes Wissen loszuschlagen, geschah des Unwärtigen.

Einem solchen Kameraden brauchte Eduard, dann es blieb so mit ihm, wie es begonnen hatte. Wenn er sich an einer großen Submission beteiligte für einen Staatsbau, wurde sein Angebot in die engste Wahl gezogen, um schließlich aus irgendwelchen Gründen abgelehnt zu werden. Das ging mit einer sturen Regelmäßigkeit immer so, und immer mußte Eduard sich dann an die kleinen und kleinsten Aufträge halten, weil die großen, die den Erfolg und das Glück bedeuten hätten, ihm entgingen. Es ging so, wenn Eduard

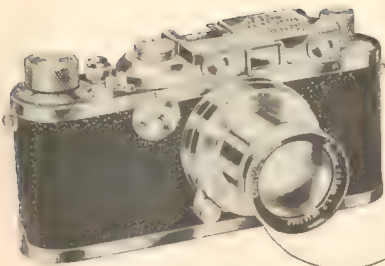
Als er später verfuhr, daß das Erbe anders aufgeteilt worden war als seinem eigenen Verschulden, nahm er sich vor, auf keine solche Lotteriedeckung des Lebens mehr zu setzen. Es ging wohl auch anders im Leben, es ging wohl auch mit der Arbeit, aber er wollte nicht mehr so, wie er war. Trotz um Kleinigkeiten, die er, groß Glück, immer nur in die engste Wahl nahm, um in seinem Glücks glauben lächerlich werden zu lassen. Eines Tages, als schon die ersten grauen Fäden sich in seinem Haar zeigten und die Zeit kindlicher oder kindlicher Hoffnungen für ihn schon vorüber war, da er sich in den Augen des Schicksals einen sonderbaren Menschen dachte, wurde aufgefordert, in die Stadt zu kommen auf dem schnellsten Weg, um dort einen Auftrag zu übernehmen, wie er zeit seines Lebens noch keinen hatte ausführen dürfen. Telegraphisch forderte man ihn zum Kommen auf, die Frau rib eilig zu schreiben, daß er sich auf den Weg mache. Der Schrank Eduards, der kleinen Reisebedarf aus der er sich zu bedienen pflegte, wurde eilig gemacht, wenn er den Nachtzug noch erreichen wollte, der die einzige Möglichkeit zum rechtzeitigen Eintreffen bot. Aber — es ging wie gewöhnlich. Der Zug fuhr eben aus der Halle als Eduard den Bahnsteig durchschritt. Der Aufzug fuhr verloren, weil ein anderer wohl früher kam, und er mußte warten. Ein halbes, ein ganzes Minute lang, er quälte seine Frau mit Vorwürfen, er schrie und tobte, und er wurde dann ganz still, als er die Morgenzeitung aufschlug und las, daß der Nachtzug vor der Einfahrt in die Stadt entgleist war. Eine lange Namensreihe von Toten stand da zu lesen, aber in dieser Reihe fehlte kein Name. Eduard hatte die ganze Nacht genommen hatte, um ihn schließlich doch noch aus diesem engen Wahl zu entlassen.

Zu Beginn die Frau diesen sonderbaren Zufall so zu tun dachte versuchte, wie Eddard sonst sein ständiges Vorbereiten am großen Glück deutete, wollte der Mann nicht begreifen, daß es das gleiche Spiel des Schicksals war. Er gab die ganze Chronik an und bestritt darum auch ihre Berechtigung.

Er begriff dann wohl, als ein halbes Jahr später ein jäh Sturm den eben aufgesetzten Dachstuhl eines Neubaus, den Eddard mit seinem Angebot nicht bekommen hatte, wie ein Zündholzspiel in Trümmer warf und sechs Leute erschlug. Er mußte sich dann, als er die Chronik sah, zur Ohnmacht bringen an eine Baustelle fuhr und unter einer Leinwand an die Lohngehldern verlor. Der Mann, der sie fand, wurde eine Viertelstunde später überfallen, genau so, wie Eddard hätte überfallen werden sollen. Allmählich wurde ihm das Begreifen leicht gemacht, wo der Tod ihn genau so getroffen hätte, wenn er immer nur in die engste Wanne nahm, um ihn schließlich zu töten.

Und die Frau, die nach Frauenzitt das alles längst richtig ausgedeutet hatte, sagte unterweisend ihren Kindern, sie sollten sich an ihrem Vater ein Beispiel nehmen, der auf langsamem Weg mit kleinen Gängen ebenendortin kam, wohin andere eilend kamen, im Glück sowohl wie im Leben. Und sie meinte, daß der Mann, der seinen Lieben dessen Kette schenkte, die wir der Tod nennen, so hatte sie wohl auch darin recht,





Die Farben-
Photographie
ist da!

Die Leica ist auch hier führend!

Hundertjährige Erwartung und ein ebenso langes Streben ist jetzt erfüllt: Die Farbenphotographie — die dem Amateur zugängliche Farbenphotographie — ist endlich da! Was heute jedem Amateur an farbigen Momentaufnahmen möglich ist, das zeigt dieses erste „Farbige Leicabuch“ von Anton F. Baumann (herausgegeben von K. P. Karfeld) in einer bunten Schau.

Es ist nicht zuviel gesagt: Die Photographie steht am Anfang einer neuen Entwicklung. Unermeßliches Neuland liegt vor uns, und es zeigt sich, daß dieses Neuland unter ganz anderen Erkenntnissen steht als die alte Schwarzweißphotographie. Was für eine Pionierarbeit wird von uns gefordert: Neue Gesetze müssen geschaffen werden, Motivwahl und Aufnahmetechnik stellen neue Anforderungen. Wir müssen von Grund auf umlernen, wollen wir die gleichen künstlerischen Erfolge erzielen wie bisher.

Die weiten Möglichkeiten der Farbenphotographie hat Anton F. Baumann (den Leica-Freunden fast der ganzen Welt durch seine Pionierarbeit für die Leica seit beinahe einem Jahrzehnt bekannt) sofort erfaßt. Er hat sich von der Geburt des neuen Farbfilms an mit der Leica-Farbenphotographie beschäftigt. In intensivster Arbeit hat er auf dem neuen Gebiete der Farbenphotographie so viele Erfahrungen gesammelt und so viele Erfolge erzielt, daß er allen photographisch Schaffenden, die dieses Neuland mitrobieren wollen, wertvollen Rat und wertvollste Anregungen zu geben vermag. Baumann führt uns in diesem ersten „Farbigen Leicabuch“ behutsam in die neue Materie

ein, ohne zu bevormunden, ohne Entdeckerfreuden zu nehmen, nur bestrebt, anzuregen und uns vor unausbleiblichen Enttäuschungen zu bewahren.

Das schöne Buch enthält 90 farbige Abbildungen. Wir finden herrliche Landschafts- und Wolkenbilder, Meere und Seen, Nacht-, Innen- und Fliegeraufnahmen, Tiere und Pflanzen, Porträts und Gruppenbilder, Reportagen usw. Diese ersten farbigen Amateuraufnahmen mit der Leica stammen aus Nord- und Südamerika, aus Deutschland, Ungarn und aus den nordischen Ländern. Die Bilder sind unmittelbar vom Originalfilm, also vom 24×36 mm Dia ohne Retusche auf die Druckstöcke übertragen und im durchschnittlichen Format von 13×18 cm (und größer) im Vierfarbendruck wiedergegeben. Die Farben des Original-Leica-Dias sind also naturgetreu erhalten. Darüber hinaus bringt das Buch eine Einführung in die Technik der Farbenphotographie aus der Feder erster Fachleute.

Aus dem Inhalt: Eine Viertelstunde Theorie. Etwas über Farbenlehre und Farbenphotographie. Von Dr. Hans A. Kluge, Berlin / Farbenphotos mit „Agfa-Color-Neu“. Von Dr. Otto Croy, Berlin / Wege zum farbigen Papierbild. Das Duxochrom-Verfahren. Von H. Stöckler / Die Technik der Farbenphotographie. Von Anton F. Baumann / Vom Farbandia zum Farbandruck. Von Dr. H. A. Kluge.

Lassen Sie sich das grundlegende, prächtige Buch in einer Buchhandlung vorlegen, oder in einem Fachgeschäft, das Photobücher führt:

Das farbige Leicabuch

Die Farbenphotographie, ihre Technik und ihre Möglichkeiten. Von Anton F. Baumann. Herausgegeben von K. P. Karfeld. Mit 90 meist ganzseitigen, farbigen Bildern. In Leinen gebunden RM. 12.50. Verlag K. Norr & Hirth G. m. b. H., München



Der Mann, der einmal höflich war

Ich ging nur drei Schritte hinter ihm, er schlug mir die Türe vor der Nase zu.

Das Lokal war überfüllt, ich mußte an seinem Tisch Platz nehmen. Er war groß und breit und der Ausdruck seiner klaren, fest wasserhellen Augen war freundlich offen und gutmütig.

„Sie haben vielleicht gar nicht bemerkt, daß ich hinter Ihnen eintreten wollte“, fragte ich ihn.

Der Mann lächelte mir zu. „Doch! Aber ich bin nicht der Portier dieses Hauses, der anderen Leuten die Tür aufhält.“

Ich suchte nach Worten und fand keine. „Machen Sie jetzt nur keinen Krach“, lächelte der Mann weiter. „Auch Sie können an mir nichts ändern. Ich war nur ein einzigesmal in meinem Leben höflich, und ich werde Ihnen jetzt davon erzählen.“

Empört lehnte ich ab: „Ich habe keine Lust, mit Ihnen auch nur ein einziges Wort zu wechseln.“

„Es wird mir niemand verbieten können, daß ich, wie die anderen Gäste im Lokal, laut spreche. Ich verursache keinen außergewöhnlichen Lärm“,

sagte der Mann gelassen. „Wenn Sie mein Gespräch stört, bleibt Ihnen nur die Möglichkeit, an einem anderen Tisch Platz zu nehmen.“ Obwohl ich noch einmal eingehend und in höchster Not alle Tische musterte, konnte ich auch jetzt noch keinen freien Platz entdecken. Inzwischen hatte der Mann schon zu erzählen begonnen: „Schon als Kind hatte ich große Freude daran, wenn meine Spielsachen recht oft auf den Boden fielen und ich dann schreien konnte, damit meine alte Amme sich danach bücken und sie aufheben mußte. Als ich größer geworden war, entwickelte ich mich zum Schreckensgespenst für meine ver-

Es nutzt nichts, daß der Mensch gut und gerecht ist, solange ihm das Gegenteil bewiesen wird. Wenn jemand zu der alten Gabriele sagt: „Welch herrlicher Sonnenschein heute!“ so zog ganz gewiß in diesem Augenblick eine Gestalt aus dem blitzschnee über die Landschaft, und Gabriele sah den Lügner vernichtend an. Wenn ein anderer jemand sagte: „Sieh, welche herrlichen Birnen ich eingekauft habe“, und er öffnete die Tüte, so hatte ganz gewiß der Händler irrtümlicherweise Äpfel eingepackt. Gabriele war lang und dünn. Sie wandelte dahin als erhabener Zeigefinger des ungefähr gleichnamigen Erzengels. —

Als Herr und Frau Schwind ihre neue Wohnung bezogen, waren sie fröhlich. Kein Nachbar über, neben und unter ihnen! Als das letzte Möbelstück gestellt war, schlug Herr Schwind aufstehend die Wohnungstür zu, umfaßte seine junge Frau und tanzte mit ihr durch die Wohnung. Dann gingen sie beide schlafend; denn es war später Abend. Lechend und singend standen sie am nächsten Vormittag auf, zwei lustige Vögel im lauschigen, ungestörten Nest. Scherzend nahm Herr Schwind die Milchkanne, neckend schrie ihm sein junges Weibchen einen Einzelzettel aus, lächelnd gingen beide bis zur Wohnungstür. „Hallo!“, sagte Herr Schwind — denn er bekam die Tür nicht auf. „Nenn!“ sagte seine Gattin und schaffte es auch nicht. Die Tür hatte ein Sicherheitsschloß besonderer Eigenart. Es schnappte ein, wenn man die Tür schloß, aber es schnappte durchaus nicht mehr auf. „Nun müssen wir immerzu allein hier oben sein!“ rief die junge Frau mit so entzückendem Klagelaut, daß Herr Schwind sie erst abküssen mußte, bevor sie lechend und übermütig das Sicherheitsschloß angriffen.

Eine Stunde später lachten sie zwar auch noch übermütig, aber es kam nicht mehr recht vom Herzen. Lauschige Nester machen hungrig. „Versuche doch, das ganze Schloß abzuschrauben“, schlug die Frau vor. Da kein Handwerkzeug da war, versuchte es Herr Schwind mit dem Taschentuch, der Nagelfelle, dem Küchenbeil und dem Metall-Aschenbecher. Das Schloß blieb hartnäckig. Herr Schwind versuchte es weiter mit dem Schöpfelöffel, dem Namensschild, dem Schuhanziehler. Das Schloß blieb hartnäckig. Es war zwölf Uhr. Frau Schwind hatte inzwischen an die Wände geklopft, zwei Weinkrämpfe bekommen und einen Wutanfall. Um zwei Uhr endlich, als Herr Schwind schon aus zweiundzwanzig Schrammen blutete,

mehrmals das Schloß mit den Fäusten bedroht hatte und noch einige Küchen- und Speiseinstrumente zu Altmetall verwandelt hatte — um zwei Uhr endlich tollten Schritte auf der Treppe. „Woher hier Schwind?“ „Jawohl!“

„Hier ist ein Telegramm. Machen Sie auf.“ „Ich kann nicht. Machen Sie das Telegramm auf.“ „Ich darf nicht.“

Nach fünf Minuten war der Postbote hinreichend überzeugt, daß ein Telegramm aufgemacht werden durfte, wenn eine Tür nicht aufgemacht werden konnte. Er las vor: „Ankomme 16 Uhr 25 Hauptbahnhof. Tante Gabriele.“ Er versprach noch, einen Schlosser zu schicken. Seine Schritte verhallten.

„16 Uhr 25“, murmelte Herr Schwind dumpf. „Tante Gabriele! Sie verzehrt es nie, wenn ich nicht auf dem Bahnhof bin.“ — „Was geht mich deine Tante Gabriele an!“ heulte die junge Frau, „Kann ich sie vielleicht essen? Und ich muß was essen. Ich habe Hunger!“ — „Ich habe auch Hunger! Ich arbeite jetzt schon vier Stunden!“ — „Arbeiten? Arbeiten?“ erwiderte die Gattin und wies höhnisch auf die verbauten, verbogenen, zersplitterten Küchen- und Speisegeräte.

Seiltänzerin

Von Wilhelm Pieper

Prahlenden Schrittes tanze ich hin
Über das schwingende Seil
Sie schauen alle, wie schön ich bin,
Und alle, als wäre ich feil.

Perlen glitzern an meinem Leib,
Aber sie sind nur Glas;
Heller blinkt zum Leidwettstreit
Meine Haut, den Setzen zum Spaß.

Aber sie heute geht's ich noch mir,
Bis heute bin ich noch slim;
Ich falle noch nicht, ich balancier'
Mit meinem roten Schirm.

Lächeln, es fließt ja wie gelber Schaum,
Eklere Seifall ist.

Rufhände werfe ich in den Raum
Einem, der mich erlöst.

Um drei Uhr klopfte es draußen. „Ich bin der Schlosser!“ Aufstehend setzte ihm Herr Schwind den Tatbestand auseinander. „Aha!“ sagte der Schlosser, „hat die Führung eine Kerbe?“ Noch nie war Herr Schwind aufgefallen, daß ein Schloß eine Führung und eine Führung eine Kerbe haben konnte. Dieses Schlosses Führung hatte sogar zwei Kerben, und Herr Schwind war beläustert darauf. „Wieviel Federn hat das Schloß?“ fragte der Meister von draußen. — „Das weiß ich nicht.“ „Dann leuchten Sie mit einem Streichholz hinein und zählen Sie die Federn.“ Herr Schwind versuchte es. Nun ist nur eins möglich: entweder hat man das Auge am Schloß und will die Federn zählen, was aber wegen Lichtmangels unmöglich ist — oder aber man hat das Streichholz mit Licht am Schloß, dann kann man nicht mit dem Auge heran. Nachdem zwei Schachteln Streichholz verbraucht und vier Fingerkuppen verbrannt waren, sah Herr Schwind, daß sein Schloß mehr Federn als ein Hahn im Schwanz hatte. „Aha! Ich komme wieder“, sagte der Meister. Die Schritte verklangen.

Er kam nach einer Viertelstunde wieder und versuchte einiges. Die Schritte verklangen. Er kam bis 15 Uhr 45 alle zehn Minuten, sprach einige Trostworte und verschwand. Dann kam er nicht mehr wieder. Bis 16 Uhr 25 stand Herr Schwind vor dem Schloß, bedrohte es mit größten Sehen, verbog die letzten sechs silbernen Kaffeelöffel und brach dann zusammen. Es dröhnte furchterlich, als er auf die angesperrten Altmetallberge stürzte. Frau Schwind hatte dem Kanarienvogel den Mauer-Kuchen entwandt und knappte daran. Gegen fünf Uhr erzitterte die Treppe. Tante Gabriele kam herauf. Sie klingelte energisch. „Ich kann nicht aufmachen, Tante“, wimmerte Herr Schwind, „ich konnte auch nicht zum Bahnhof kommen, weil ich das Sicherheitsschloß nicht aufbekomme.“

„Lüge nicht!“ entgegnete die Tante streng, „versuche mit dem Irgendnischen Schlüssel.“

„Es ist ein Kunstschloß, liebe Tante.“

Stille. Dann hörte man Tantes Schlüssel klappern. Dann schnappte ein Schloß arzt zurück, und der erhobene Zeigefinger Gabriele stand sichtbar im Türhaken. —

Es nutzt, wie gesagt, gar nichts, daß der Mensch gut und gerecht ist, solange ihm das Gegenteil bewiesen wird!

**Jetzt
machen wir erst
eine Weltreise...**

und dann...

und dann...

Noch scheint es ihnen wie ein Traum, daß all das viele Geld nun ihnen gehören soll. Und doch ist es fälsch, nüchterne Wahrheit: ihr Los der Preußisch-Süddeutschen Staatslotterie hat einen der Haupttreffer gewonnen! Ein Stokkels war es, das nur 3, — RM je Klasse kostete und das jetzt alle ihre Wünsche er-

füllen wird! Wer wollte an solchen Möglichkeiten vorbeigehen? Die neue Lotterie beginnt am 22. April 1938 mit der Ziehung zur I. Klasse. Weiter werden in 5 Klassen 343 000 Gewinne im Gesamtbetrag von 67.660.180, — RM auf 800 000 Lose ausgepielt. Sichern Sie sich rechtzeitig ein Los!

Auch Sie können gewinnen!
Spielen Sie mit!

Viel mehr Gewinne als je zuvor!

2-1000000 2-200000
2- 500000 10-100000
2- 300000 12- 50000

Außerdem 2 Gewinne zu je 75.000, — RM und 342 968 weitere Gewinne im Gesamtbetrag von 61.910.180, — RM. Alle Gewinne sind einkommensteuerefrei! Sie erhalten den amtlichen Gewinnplan und Originallos, soweit vorrätig, bei allen Staatslotterien-Sattler-Einnahmen. Anfordern erlassen Sie auf Wunsch direkt von der Preußisch-Süddeutschen Staatslotterie, Berlin W 33, Mittelstraße 29.

Der Präsident der Preußisch-Süddeutschen Staatslotterie

Wauer



„Goddam, schon wieder verschlafen! Jetzt nur rasch in die Hosen, damit ich wenigstens eine Faust in der Tasche machen kann!“



„Sag mal, was ist denn das in der Rocktasche?“ — „Ach, das ist der Steuerbescheid!“ — „Was? Den schicken sie jetzt in 'nem parfümierten Kuvert!“

Wahre Geschichten

Auf dem Dampfer ist eine Leihbücherei, der steht ein höfliches Herrchen vor, mit dem ich kürzlich ins Gespräch kam. Auf den ersten Laut hin konnte ich mir Vergnügen feststellen, daß er auch aus Sachsen, wenn nicht gar aus Birna stammte. „Sie sind Sachse?“ fragte ich der Höflichkeit wegen. „Nu, wodran mergen Se denn das?“ „Nu, an der Schbrache“, erwiderte ich. Darauf er, ganz verzweifelt: „Na, heern Se, ich weeb nich, wie das gomme, ich bin nu schon 35 Jahre bei der Seefahrt, aber die Schbrache werd mer nich lost!“

*

Folgende Geschichte wurde mir von einem amerikanischen Freund erzählt, als er unlängst von einer Japanreise zurückkehrte. Er klagte darüber, daß die Japanische Sprache

im wahrsten Sinne des Wortes ein Ungeheuer sei. Jede andere Sprache sei relativ schnell zu erlernen. Für das Japanische indessen brauche man lange Monate, um sich auch nur die notwendigen Alltagswörter einzuprägen. Mein Freund hatte gelernt, daß „Dozo“ etwa dem deutschen „bitte“ und „Arigato Gozaimasu“ etwa dem deutschen „danke sehr“ entspricht. Bei Gelegenheit nun lernte er auch den japanischen Ausdruck für den Morgengruß: „Ohio“. Au fein, dachte mein amerikanischer Freund, dieses Wort werde ich nie vergessen. Einer unserer nordamerikanischen Staaten heißt doch so. Doch bereits am nächsten Morgen kam er in Nöte. Er war in einem japanischen Hause zu Gast, und es lag ihm sehr viel daran, gerade hier japanisch „Guten Morgen!“ zu sagen. Er trat ins Frühstückszimmer, auf einmal jedoch fiel ihm nicht mehr ein, was er sagen wollte. Unschlüssig blieb er stehen, zerbiß sich die Lippen und kratzte sich am Hinter-

kopf. Sicherlich hat er auch einen amerikanischen Fluch vor sich hingemurmelt. Zu dumm war es, so ein schlechtes Gedächtnis zu haben! Plötzlich ging jedoch ein frohes Leuchten über sein Gesicht und sich nach allen Seiten vorbeugend, rief er laut: „Texas... Texas!“ R. J.

*

Des Löwen Fell

„Und was wünscht du dir zum Geburtstag?“ fragte der Vater in echter Sonntagslaune beim Frühstück. „Einen kleinen Löwen!“ antwortete der Vierjährige. „Nach einem?“ — „Einen lebendigen!“ „Wenn wir Millionäre wären“, rief der Vater, „wollt Gott, der Junge sollte seinen Löwen haben!“ Aber die Mutter erhob sich zornig und sprach: „Solange ich lebe, kommt mir kein Löwe ins Haus!“ D. P.

Sherlok Holmes erledigt

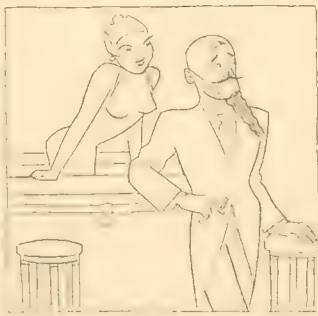
Char. Anno d.



Sherlok Holmes dachte zwei Minuten scharf nach und stellte fest: der Juwelendieb sitzt heute Abend in der Orient-Bar!



Sogleich begab er sich in sein Verwandlungskabinett und wählte für diesen Abend Best mit Cutaway.



Kurz darauf saß er als Conte de Cavaller bei der blonden Sonja, an der Theke der Orient-Bar.



Perfekt französisch sprechend, bestellte er einen Gin Flip und stellte fest: Der dicke Herr an der anderen Seite des Bartisches ist Jimmy Ripper, der gesuchte Juwelendieb.



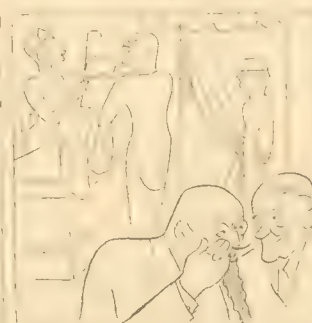
Mit Sonja fröhlich plaudernd trank Sherlock Holmes noch mehrere Whisky-Soda und so geschah es, daß er einmal weg mußte.



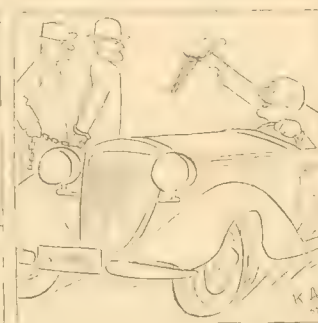
Ganz vertieft in seine Rolle als Kavalier mit guten Manieren, hing er im Vorzimmer der Toilette seinen Bart ab.



Jimmy Ripper, der sich nachschlich, sah den Bart und dachte: „Aha, also doch der Holmes“, hing den Bart selbst um und ging zurück zu Sonja.



Als sich aber der große Detektiv zur Garderobe schlich, um schnell das Lokal zu verlassen, holte der Juwelendieb den Hausdetektiv herbei und sagte: „Mein Name ist Garderobe verlangt, ist der gesuchte Juwelendieb Jimmy Ripper, sofort verhaften!“



Der Hausdetektiv legte Sherlock Holmes die Handschellen an und stieß ihn hinaus in die dunkle Nacht. Der Juwelendieb aber sprang schnell in sein Auto, schwang fröhlich den Bart und rief: „April, April, Mister Holmes!“



„Sag mal, Trude, soll ich den Hut ablegen, wenn ich Rudi besuche?“
„Weißt du, das mit dem Hut ist eigentlich Nebensache!“

München, 10. April 1938
49. Jahrgang / Nummer 14

40 Pfennig
Österreich 80 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



(E. Thöny)

Der Führer ruft und alle, alle kommen!



Die Damen, die mit Floras Kindern handeln

Immer wieder staune ich über die Bilder und Zeichnungen, die Kupferstiche, auf denen schöne Blumenmädchen dargestellt sind. In allen Galerien hängen sie, in den Mappen aller Kupferstichkabinette sind sie zu finden und über manches Bett altrenommierter Hotels streuen sie Rosen auf den wohlverdienten Schlaf der Geschäftsreisenden und den mindestens ebenso verdienten Schlaf verliebter Paare. Aber wenige achten ihrer, weder die Geschäfts- noch die Hochzeitsreisenden Und doch, wie lieb sind jene Mädchen, jene schönen Gärtnerinnen, jene Pomomen und Apfelspenderinnen, denen es nicht nur aus dem Füllhorn reichlich quillt, und die mit schicklichem Blick um Entschuldigung bitten wegen der Fülle, die sie ringsherum verbreiten und die sozusagen nicht ihre Schuld ist, sondern auf die Rechnung geschrieben werden muß irgend einer Fruchtbarkeit bringenden antiken Gottheit.

Ich liebe diese gemalten Blumenmädchen. Sie haben in ihrer Verschämtheit meist einen Zipfel ihres Gewandes hochgehoben und zeigen damit etwas mehr, als zu ihren Zeiten in der besseren Gesellschaft üblich und erlaubt war. Damit wollen sie dem Beschauer deutlich machen, daß sie vollkommen unschuldig sind und somit vom Lande, denn das deckte sich anscheinend mit der Phantasie der damaligen Künstler. Werden halt auch in jenen Zeiten sehr weltfremd gewesen sein, die Herren Künstler, oder haben vielleicht auch damals nur so getan.

Wenn es aber keine Damen mit Füllhörnern sind, so haben sie ein Körbchen in der Hand, sehr beschöden und etwas echtlos, denn es fallen ihnen immer ein paar Blümchen seitwärts herunter, aber die Kleinen achten ihrer nicht. So schlendern sie mit der Ware und kämphen nicht gegen den Verderb. Sie haben ja davon so viele daheim in ihren sauberen Gärtchen, die losen Schelminnen. Sie wissen ja nicht, wie hoch Narzissen in der

Großmarkthalle stehen. Floras Kinder sind nicht gebündelt, auf daß die Portion fünfzig Pfennig koste.

Wie auf einem kalten Buffet sind die Blumen dargereicht, à Discretion, und man sieht den Mädchen an, daß sie der gutzahlenden Gesinnung des Käufers rastlos vertrauen. Der ambulante Handel mit frischen Blumen war da noch gar nicht organisiert und jede dahergelaufene Bauerndin konnte anscheinend Offerte machen in Neuheiten auf dem Frühlingsmarkt. Sehr wirre Zeiten das!

Oder sollten die Maler da wieder mal geschwin-

delt haben? Ich habe gewisse Bedenken, und das kommt daher: Wenn ich nämlich so umherschäue, fehlt's bei mir an den echten rechten Blumenmädchen im Revier. Am Blumigen fehlt's. Die biedere alte Blumenfrau an der Ecke — nein, die kann nicht gemalt sein. Wenn ich sie vergleiche mit den bemalten Leinwänden von damals, möchte ich glauben, so könnte sie vielleicht früher gewesen sein, vor fünfzig Jahren, halt ein Jugendbildnis

Also überall wo ich den freihändigen Vertrieb der angefallenen Frühlingsboten sehe, wird er von älteren Damen gehandhabt, die mit gar nicht so erstaunten Augen über ihr Blumenkörbchen blicken. Man möchte ihnen nicht ohne weiteres Hilfe in der wilden, fremden Welt anbieten, um sie vor Gefahren zu schützen. Sie wissen ganz allein, daß die Portion Veilchen fünfzig Pfennig kostet.

Ich sah sogar einen Mann, einen leibhaftigen Mann, mit einem Blumenkörbchen umhergehen. Er trat an einen Tisch, an dem vier Herren Skat spielten, und gerade, als der eine mit seinem Herz-As dem andern einen blanken Zehner wegstecken wollte, ermunterte ihn der Schwiegersohn Floras zum Ankauf. Der Mann konnte in diesem Augenblick über stockenden Geschäftsgang klagen. Wie anders wäre es gewesen, wenn eine holde Mädchenblüte herangeflattert wäre! Ach, ganz anders, denn auch in der Brust des harten Skat-spielers wohnt ein welches Herz gegen junge Mädchen, selbst dann, wenn er gerade einen blanken Zehner wegstecken kann.

Ach, wo seid ihr geblieben, ihr lieblichen Gestalten der erfindungsreichen Olmalerei. Ich finde euch nicht am Leben, ihr Kindergärtnerinnen Floras mit dem verschämt geschürzten Rückchen. Oder sollten wirklich auch damals ältere Herren mit Frühlingsblumen gehandelt haben, und nur die Maler haben's sich anders gedacht? Foltzick

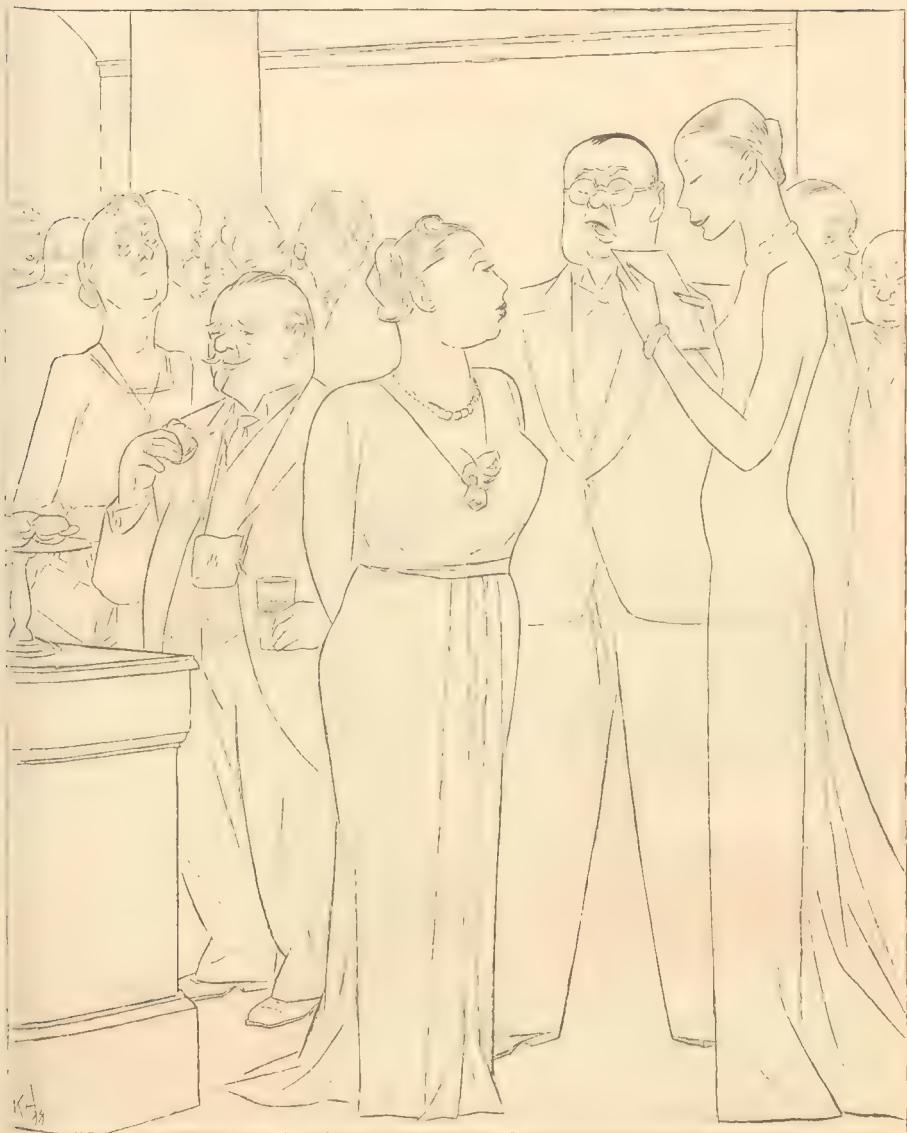
Kurios

Von Katalöfzr

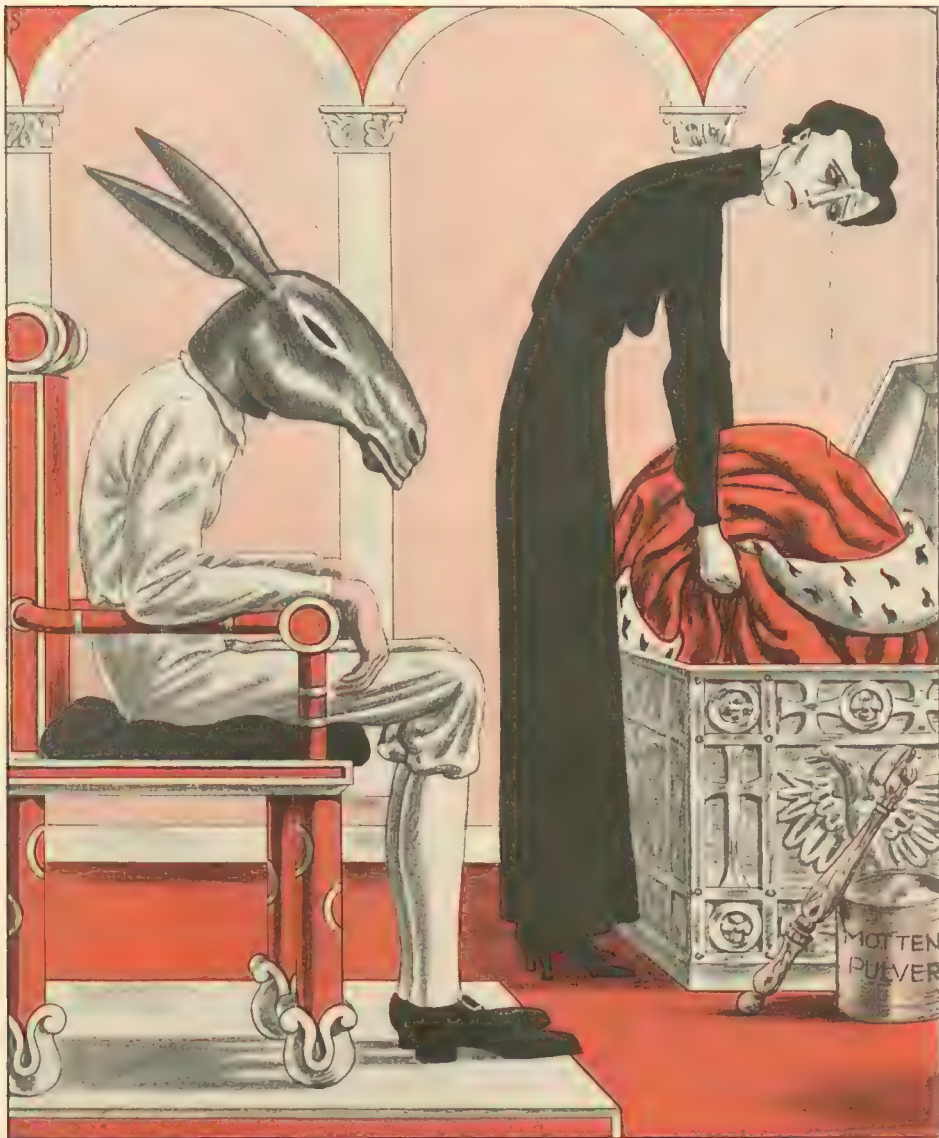
Grad strich das Fräulein Glück vorbei
und legte ihr erschnutes Ei
— in unsrem Fall das große Los —
wem andrem in den offenen Schoß.

Verschnupft krag' ich mich hinterm Ohr.
Da pockt schon Fräulein Pech am Tor
und liefert treu und unentwegt,
wo drauf man keinen Wert nicht legt.

— Mit Damen geht's oft wunderbarlich:
die, so du liebst, die schneidet dich.
Und die du nicht verknusen kannst,
kommt unermüdlich angewandt.



„Am Anfang war das Wort, später kam die Meinung des Regisseurs dazu und danach die Auffassung des Schauspielers. Sieger im Kampf um die dramatische Kunst blieb aber der Bühnenbildner, die Kulisse.“



Zum Kaiser von Österreich reicht es für Otto von Bourbon-Parma
ja nicht, aber doch wenigstens zum österreichischen Palmesel.



„Übern kurzen Weg steht dir eine weite Reise bevor und übern langen Weg ein schwarzer Herr ...“ — „Hör mal, die Reihenfolge kann nicht stimmen, er muß doch die Reise bezahlen.“

Chiarastellas Abenteuer Nr.34

Von Achille Campanile

Auf meinen langen Reisen — begann neulich Chiarastella wieder einmal zu erzählen — kam ich eines Tages in ein Land, in dem die Bäume anstatt Blätter... na raten Sie 'mal, was trugen?... Schinkenscheiben. Dort lernte ich ein Mädchen kennen, das schön wie ein Sonnenstrahl war. Sie hieß Barberina. Wir liebten uns. Es war im April. In Zerstört fest umhungen durchstießen wir die Wälder, wo oben die Schinkenscheiben an den Zweigen heraussproßen begannen. Dann wurde Barberina krank. Der Arzt wurde gerufen. Er untersuchte sie und dann nahm er mich bei Seite, schüttelte den Kopf und sagte: „Sie wird diese Welt verlassen, wenn die Schinkenscheiben von den Bäumen fallen.“ Ich unterdrückte ein Schluchzen und bemühte mich, meiner Liebe die traurige Wahrheit zu verbergen. „Du wirst genesen“, sagte ich zu ihr, „und wir werden wieder zusammen über die Wiesen laufen.“ Aber Barberina hatte ihr Schicksal

in meinen Augen gelesen, denn sie sagte nichts. Eines Tages kam durch das große offene Fenster, das auf den Garten ging, etwas Leichtes herein-geflohen und wehte ihr in den Schoß, „Schau“, sagte sie mit dem traurigen Lächeln desjenigen, der weiß, was man ihm mitteilend verbirgt, „...vom Winde verweht... es ist eine Schinkenscheibe.“ „Aber nein, Liebes“, antwortete ich eifrig mit zärtlichem Betrug, „es ist eine Schelbe Salami.“ Um sie zu verbergen, wollte ich die Schinkenscheibe essen. Aber Barberina hielt mich zurück: „Laß es“, sagte sie, „sie hat sich vom Baum unter meinem Fenster gelöst, der bald kahl sein wird, und ich werde dich verlassen.“ — „Ich sage dir doch, es ist Salami.“ — „Es ist Schinken.“ — „Was für ein Eigensinn! Probier!“ Wir teilten die Schelbe und aßen sie mit gutem Appetit. In die Enge getrieben, versuchte ich noch eine Finte: „Es scheint mir Pökelfleisch zu sein“, murmelte ich. Dieser Zweifel erfüllte die Kranke mit neuem Leben und sie rief: „Meine schönsten Kleider her! Ehe die schönen Tage vorüber sind, will ich noch einmal mit dir ausgehen.“ Und dann wanderten wir durch den Garten und sprachen von der Vergangenheit.

Es war Herbst und die Schinkenscheiben lösten sich von den Bäumen, wirbelten durch die Luft und schwebten zu Boden, auf Barberinas Kleid, auf meine Wangen. Zuweilen, während wir schliefen, fing ich eine auf, um sie insgeheim in den Mund zu stecken. Um sie zu vernichten. Und als Barberina mir auf dem Boden den Teppich von Scheiben zeigte, wiederholte ich meine mitleidige Lüge: „Es ist Pökelfleisch.“ Aber Barberina probierte sie alle und weinte, weinte, weil sie schmeckte, daß es Schinkenscheiben waren. Am nächsten Tag gingen wir wieder spazieren, ich wieder am Lugan und Barberina wieder am Schmecken. Und so ging es fort, bis die Bäume ganz kahl vor dem wolkenverhangenen Himmel standen. Als uns eines Tages der Arzt sah, erstarrte er: „Noch am Leben?“ rief er mit liebenswürdiger Überraschung. „Die Schinkenscheiben sind gefallen, und Barberina hat sie gegessen.“ Sie war völlig genesen. Im Frühling liefen wir wieder über die Wiesen. Die Sonne drang durch die zarten, rostigen Schinkenscheiben der Bäume, und die Vögel hüpfen jubelnd von Zweig zu Zweig.

(Berechnigte Übertragung a. d. Italienischen von A. L. Erbe)

DIE DOPPELTE POINTE

VON HANS BREITENEICHNER

Leute, die regelmäßig Kurzgeschichten lesen, sind sehr anspruchsvoll. Eine Geschichte ohne eine gute Pointe mag in ihren Augen einem Huhn gleichen, das zwar laut gackert, aber kein Ei legt. Sie gehören mit Verlaub gesagt, zu den Materialisten unter den Lesern. Es soll noch einige andere Leser geben, die sicher nicht gerade das Gackern eines Huhnes, aber andere Töne schätzen, wenn sie in ihre Lektüre verfallen sind, und dann gar keinen Hunger mehr nach einem Ei verspüren. Für sie ist, leider, diese Geschichte nicht geeignet, denn sie soll ein Huhn darstellen, das gleich zwei Eier auf einmal legt, oder, um mit den „Zünftigen“ zu sprechen, eine Begebenheit berichten, die eine doppelte Pointe aufweisen kann. Was unter einer doppelten Pointe zu verstehen ist? Herr Georg Yest, zweiunddreißig Jahre alt und von Beruf Rechtsanwalt, könnte dafür die beste Erklärung geben, wieweil es sich dabei um keine juristische Frage handelt, sondern um die Klarstellung eines Vorfalles privater Natur zwischen ihm und seiner ihm rechtlich angestauten Geliebten Gina und dem altbekannten Dritten.

Um gleich bei dem Dritten zu bleiben: Er hieß Tom Serva, war Künstler und immer noch Georg Yests Freund. Ob er auch immer noch Frau Yests Freund war? Diese Frage einmal klar beantworten zu können, war Rechtsanwalt Georg Yest schon seit seiner Verheiratung bemüht. Vorher jedenfalls waren Gina und Tom Serva einmal aufs engste befreundet gewesen und man sagte, sie würden sich niemals trennen haben, wenn sie vorher schon gewußt hätten, daß Tom Serva, wie es nun durch eine überraschende Erbschaft geschehen war, einmal in die Lage käme, Gina in absehbarer Zeit zu heiraten. Kein Wunder also, daß Georg Yest manchmal etwas beunruhigt war, zumal ihm Gina ihr Jawort ziemlich überstürzt gegeben hatte.

Herr Yest hatte gut zu Mittag gegessen, es war halb drei Uhr am Nachmittag, als er dann auf dem Weg in sein Büro unterwegs und noch in der Nähe seiner Wohnung mit Tom Serva auf der Straße zusammentraf. „Was tust du hier in dieser Gegend und um diese Zeit, mein Bester?“ begrüßte Georg Yest nicht ohne Mißtrauen Tom. „Ich gehe spazieren, alter Junge!“

„Spazieren?“ „Wenn du daran zweifelst, daß ich keine Zeit dazu hätte, würde ich mich freuen, dich zum Beweß dafür ein Stück begleiten zu dürfen“, lächelte Tom.

Aufmerksam nahm Georg Yest den Vorschlag des Freundes an. Seine heimliche Befürchtung schien also doch grundlos gewesen zu sein. Sie hatten ein gutes Stück Weges vor sich und unterhielten sich auf das lebhafteste. „Was gibst es hier Neues, und was dort, hast du in letzter Zeit K. wieder gesehen und was macht eigentlich D. neil langer Zeit?“ Solche und ähnliche Fragen wurden gestellt und beantwortet, Berührungspunkte gemeinsamer Interessen gestreift, und als sie fast schon vor der Tür der Kanzlei angelangt waren, erzählte der Rechtsanwalt lachend noch dies:

„Hast du schon gehört, was Berry, unserm alten Freund Berry, vor einigen Tagen passiert sein soll? Er hatte einige Gäste, also besonders gute Bekannte, es gab Kaviar, wie ich gehört habe, den besten, also wirklich echten Kaviar. Ein besonders dick bestrichenen Brot war übrig geblieben, als das

Mädchen die Platte wegstrenge sollte. „Wagt es wirklich niemand, das letzte Bröckchen zu nehmen?“ rief Berry laut, wie er nun einmal ist. Keiner wollte seine gute Kinderstube verleugnen. „Ich habe eine Idee“, sagte Berry. „Ich lösche jetzt das Licht aus und wer noch Lust hat auf Kaviar, soll das Brot ohne unser Wissen, so lange es dunkel bleibt, essen. Einverstanden?“ Alle stimmten zu.“

„Und alle griffen nach dem Brot“, sagte Tom ahnungsvoll.

„Das wäre nicht besonders originell“, fuhr Georg Yest fort. „Horch lieber zu. Kaum war es dunkel, ertönte ein heftiger Schmerzenslaut. Natürlich wurde sofort wieder Licht gemacht, und nun, wer, denkst du, war mit einer Gabel an der Hand verletzt worden? Berry! Er selbst hatte am raschesten und gleich ohne Gabel zugegriffen. — Auf baldiges Wiedersehen!“ Und lachend verschwand der Rechtsanwalt im Haus seiner Kanzlei.

Als Rechtsanwalt Georg Yest am Abend nach Hause kam, war Gina, seine Frau, besonders gut gelaunt.

„Bitte, nimm noch diese Forell!“ sagte sie während des Essens. „Aber ich habe wirklich kein Verlangen mehr danach. Es würde mich besonders freuen, wenn du sie dir nehmen würdest“, erwiderte Georg Yest, der glücklich war, daß Gina so gute Stimmung hatte und in diesem Augenblick nicht mehr den leisensten Gedanken einer Eifersucht Toms wegen hegte.

„Wenn du wegen mir auf die Forelle verzichtest, werde ich doch dieses Mittel versuchen, das unser alter Freund Berry vor einigen Tagen angewandt hat, als sich seine Gäste nicht mehr an ein letztes

Kaviarbröckchen wagten“, drohte Gina lachend. „Und welches Mittel wandte er an?“ fragte Georg aufhorchend.

„Er lösche das Licht aus — und alle griffen zu.“ „Und alle griffen zu —“, sprach Georg Yest die Worte seiner Frau tonlos nach.

„Das Schönste kommt aber noch. Berry selbst hatte auch zugegriffen, und sogar am raschesten von allen. Er wurde mit einer Gabel an der Hand verletzt“, verkündete Gina strahlend. „Wußt du das bestimmt? Ich meine, was Berry betrifft, und die Verletzung mit der Gabel?“ fragte Georg erblassend.

„Was machst du für ein Gesicht? Verstehst du es denn nicht, man muß doch darüber lachen! Das mit Berry ist doch die eigentliche Pointe, die, was er getan hat, ist echt Berry!“ erklärte Gina eindringlich.

„Die Pointe“, sagte Georg Yest sinnend. „Verdamm, das ist wirklich die Pointe.“

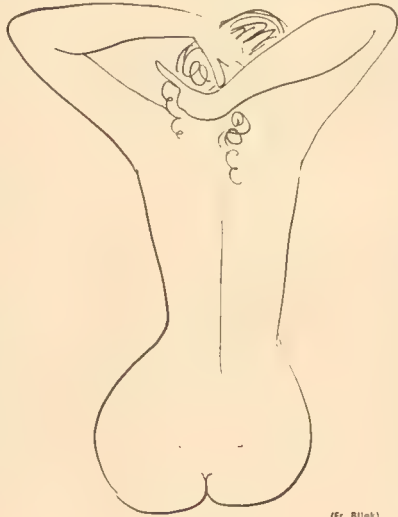
Für Gina war es unverständlich, daß ihr Mann immer nur von der Pointe dieser Geschichte sprach, die sie ihm erzählt hatte, und dann sagte so weit ging, diese Pointe als Scheidungsgrund in Anspruch zu nehmen. Es kann nun leider in diesem Zusammenhang nicht mehr ganz unerwähnt bleiben, daß es gesetzlich immerhin einwandfreie Möglichkeiten gibt, die es zulassen, um der Harmonie und des menschlichen Glückes willen, auf einem Irrtum beruhende Verbindungen zwischen zwei Ehepartnern wieder zu lösen; und also auch Gina und Georg vor den Scheidungsrichter traten. Die Tatsache, daß ihnen ihre Frau eine Geschichte berichtet hat, die Sie wenige Stunden vorher Herrn Serva erzählt haben, ist noch lange kein Beweis dafür, daß ihre Frau und jener Herr sich an dem fraglichen Tag getroffen haben. Bei dem großen Kreis ihrer gemeinsamen Bekannten ist doch auch die Möglichkeit gegeben, daß ihre Frau von einer anderen Seite den Bericht dieses Vorfalles zugehörig erhielt, griff der Gegenstand?

Georg Yest an.

Georg Yest schüttelte den Kopf: „Sie vergaßen, Herr Kollege, daß die von meiner Frau erzählte Geschichte eine besonders gute Pointe hatte.“

„Was kann uns schon in diesem Falle der Umstand, ob eine ihrem Inhalt nach vollkommen belanglose Geschichte eine gute oder eine schlechte oder überhaupt keine Pointe hat, Bemerkenswertes zu sagen haben?“ erwiderte Ginas Anwalt.

„Dies vielleicht, wenn die Pointe der Geschichte selbst sprechen könnte: Ich bin eine besonders gute Pointe und kann deshalb darauf verzichten, der Wirklichkeit Entsprechungen zu sein. Ich bin nur erdacht, nicht geboren“, sagte Herr Kollege. „Leider, nein!“ „Sie scherzen, Herr Kollege!“ „Denn die von meiner Frau erzählte Geschichte ist nur so weit wirkliche Begebenheit, als unser gemeinsamer Freund Berry das Licht auslöschte und das Kaviarbrötchen aufgegessen wurde. Daß er selbst zugegriffen hätte und dabei sogar mit einer Gabel an der Hand verletzt worden wäre, habe ich frei erfunden, weil es gut zu Berry paßt, und weil kein anderer Mensch, das kann ich jederzeit beschwören, als Tom Serva erzählt. Sie sehen also, daß die Pointe der von meiner Frau erzählten Geschichte auch noch außerhalb dieser Geschichte eine Pointe war.“



(Fr. Blick)

Die „neue Rauch-Epoche“ – die Zeit vernünftigeren,
besseren Rauchens – hat überall begeisterte Zustimmung
gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten
ist hierdurch zu launiger Stellungnahme angeregt worden.
Wir erteilen heute das Wort.



Dirks Paulun

Dirks Paulun

Bedacht genießen!

„Wer besser raucht und Zug für Zug
In Ruh' genießt – der Mann ist klug!“
Und – keinen Zweifel kann es geben:
Das gilt für's Rauchen wie für's Leben!

Zwar fordert mancher unausweichlich
Statt gut und langsam – rasch und reichlich;
Der kommt nur leicht beim flotten Schleckern
Vor lauter Schlucken nicht zum Schmecken!

Wer säuft, frißt, Bücher schlingt, wer „pafft“,
Verpulvert Geld und Lebenskraft!
Wer den Genuß sucht, darf nicht eilen –
(Das trifft auch zu für diese Zeilen!)

Wer das, woran die Lieferanten –
Die Köche, Winzer, Fabrikanten
Und Dichter – soviel Liebe wandten,
Wer das mit Andacht schluckt, raucht, liest,
Zeigt, daß er weiß, wie man genießt!

5 Pf

ATIKAH
führt
in der **neuen Rauch-Epoche**



Nun, haben Ihnen die Verse gefallen? Auch die folgenden Gedichte, die wir laufend an dieser Stelle bringen, werden Ihnen Spaß machen. Vielleicht haben Sie selbst Lust, sich einmal als Dichter zu versuchen. Wenn wir auch nicht jede Einsendung im Rahmen dieser Serie veröffentlichen können, so würden wir uns doch über Ihre Interesse sehr freuen. Delta Cigarettenfabrik, Dresden-A 16.

SEHNSUCHT NACH EINSAMKEIT

VON KÄTE BIEL

Es war an der Elbe bei Blankenese, in einem der herrlichen Parks, die sich am rechten hügeligen Ufer hinziehen und seit hundert Jahren von Dichtern gepriesen werden. Hier ging im zeitigen Frühjahr ein Liebespaar unter den hohen alten Bäumen spazieren, und das Szenarium war angenehm mit zwitschernden Vögeln, welken, sanftgewellten Rasenflächen, buntleuchtenden Blumenbeeten und nur wenigen Mitspaziergängern ausgetüftelt. Das Liebespaar wandelte etwas bedrückt in der blankaufgeschüttelten Heiligkeit; es sprach nichts Schönes mehr, nichts Gutes, nichts, das wenigstens halbwegs klug war, und auch nichts Heiteres oder Abgelenktes: — hettig getrieben von einer Forderung der Physis strebte es unruhig dahin.

„Hier geht es!“ sagte der junge Mann und blickte sich schau um. Das Mädchen seufzte leise. „Da kommen ja schon wieder Leute...“

Sie gingen schweigend weiter. Unten zur Seite schimmerte graulich die Elbe und um sie herum war ein Geruch von Erde, Sonne, Gras, Wasser und Wind, dem auch eine leichte Zugabe von Rauch und Industrie beigemischt sein mochte, aber das Liebespaar bemerkte von alledem nichts mehr, sondern dachte nur noch an das, was es tun wollte.

„Hier!“ sagte der junge Mann an einer Wegbiegung. „Hier ist sogar eine Bank!“

„Und dahinter beginnt gleich wieder eine Rasenfläche...“ murmelte das junge Mädchen nachdenklich, „und ich möchte wirklich nicht so — so in aller Öffentlichkeit...“

Der junge Mann war durchaus unzufrieden. „Diese immer wieder auftretende akute Spießbürgerlichkeit! — Was glaubst du denn? — Das tun hier doch alle!“

Aber die weibliche Hälfte des Liebespaares war

schon weitergegangen. „Ich finde es unkultiviert, so einfach ohne irgendwas... Drüben geht es vielleicht, bei dem alten Baum.“

Doch in der Nähe des umfänglichen Baumstammes genöß ein alterer Herr den schönen Tag, und so blieb dem Liebespaar nichts übrig, als verstimmt vorüberzugehen. („Begierde macht ernst“, dachte der ältere Herr, ein Menschenkenner, halb in Mitleid und halb in Neid.)

Ärger hatte einen Teil der Selbstbeherrschung des jungen Mannes verschluckt. „Vorhin wolltest du es doch selbst auch, Liebling. Und es ist ja etwas ganz Natürliches!“ sagte er verblüht. Das junge Mädchen antwortete mit einer gewissen Schärfe. „Natürlich schon! — Aber ich bin es

nicht gewohnt, bei einer derartigen Handlung beabsichtigt zu werden!“

Der junge Mann betrachtete seine hübsche und sehr elegante Begleiterin resigniert. Frauen waren in mancher Beziehung eben merkwürdig. Angesichts der Schwierigkeit, einen ungestörten Platz zu finden, schlen das Mädchen endgültig auf die Verwirklichung des vorhin gemeinsam geplanten verzichtet zu haben. „Und wo soll man sich dann auch die Hände waschen?“

Der junge Mann seufzte tief. „Gut! — Du willst also nicht! — Dann legen wir die Finger auf die nächste Bank und irgendwem Mitmenschen kann sich Gedanken darüber machen! — Lange kann ich nämlich auch nicht mehr warten, das Papier ist schon ganz fettig geworden...“

„Ja...“, sagte das Mädchen zögernd. Und, nach dreißig Sekunden, „etwas Hunger habe ich übrigens doch!“

„Sie schmecken herrlich“, murmelte er begeistert, „wenn sie so frisch aus dem Rauch kommen...“ Einiges Augenblicke rang die hübsche und sehr elegante Begleiterin mit sich, weil man ja immer eine gewisse Zeit braucht, um die anergogene Vorstellung von der Notwendigkeit von Beestecken, Teilern und zumindest Papierservietten zu überwinden. Dann sagte sie tapfer: „Ich glaube, hier sieht uns keiner...“

Und daraufhin eben sie entschlossen jeder einen der zartförmigen Elbe, die sie vorhin unten an der Dampferbrücke erworben hatten, weil dort, solange Menschengedanken reicht, immer ein Mann steht und Aale verkauft. —

Und sie aßen nur unter Zuhilfenahme der eigenen Finger, lediglich in der Fleckenverhütung gemeinsam von einem suberen Herrschen unterstützt, und obgleich sie nichts Arges taten, hatten sie doch das Gefühl, mit der Zivilisation nicht mehr Schritt zu halten, und deshalb gelang es ihnen auch nicht, die jäh Verlegenheit niederzukämpfen, die auftauchte, wenn ein Passant an der Bank vorbeikam und sich über das Liebespaar freute, das inmitten von Sonnenschein, Wind und Blütenduft Räucherale etwas mühevoll versipelte.

Der Mond

VON K. J. UHL

Die Sterne goldgerüstet
Run schweben in die Stube.
Wie du der Feinmagd Seite
Den alten Mond gelüftet!

Nachtwind, der Kuppel, netzet
Das Fenster ihm zurüde.
Der Mond mit Bein und Haupt
Groß in die Kammer steigt.

Etolpnd überm Gefühle,
Darauf ihr Hemde ruhet,
Schwanzt er in goldnem Rausche
Zum bald fatterten Pfühle.



AUCH IM ZWEITEN JAHRHUNDERT WIRD BURGEFF BEWUNDERT

Guter Sekt muß nach gutem Wein schmecken?

Voller, reiner Weingeschmack — das ist es, was sich im Burgeff-Sekt mit berlichem Schäumen und Perlen zu einem Genuß ganz besonderer Art vereinigt. Denn von jeher ist der Weineinkauf die vornehmste Aufgabe im Hause Burgeff gewesen — seit Jahrhunderten werden dort nur besonders geeignete Gewächse sorgfältig für die Schaumweinbereitung ausgewählt. Probieren Sie ein Glas Burgeff noch heute abend. Dann werden Sie verstehen, warum Weinkenner besonders diesen Sekt bevorzugen — warum ihn gerade Frauen so sehr schätzen. Dann gerade die Frau versteht etwas von Sekt — sie sieht mehr in ihm, als nur ein gekühltes, prickelndes Getränk.

BURGEFF GRÜN*

Einmal ganz Besonderes,
1920er Burgeff
Jahresrückfällung
RM. 6.25
1921er Burgeff,
Immergrün RM. 6.50
Burgeff Gold RM. 7



* Achten Sie stets auf das charakteristische grüne Etikett

„Der Sekt für Weinkenner — Stimmung und Genuß“

Burgeff A.G. / Hochheim a.M. / Älteste Rheinische Sektkellerei / Gegründet 1837

Der Wanderbursch

(Wilhelm Schult)



Schön ist ein Reisewagen.
Auch wenn es mich nicht freut'
Müßt weit ich mit ihm fahren,
Wenn er ist voller Leut',

Die miteinander framen
Laut ihre Sorgen aus,
Und ganz dabei vergessen
Die helle Welt da drauß.

Da möchte ich lieber wandern,
Für mich allein geschwind,
Beim Sonnenschein, beim Regen,
Auch wenn mich stößt der Wind.

Die Berge, Wälder, Auen,
Der Vögel Luftefang —
Leg ich mich abends nieder
Denk' ich daran noch lang!

Vielleicht kommt auch das Mädchen
Im Traum dann noch zu mir,
Das an den Hut mir steckte
Ein Blümlein zur Zier.

Wilhelm Schult

(O. Nückel)



gar den Wagen mit den Kindern umgeworfen?", beruhigt Karl die Mutter: „Ne, Mutti, es ist bloß ein halber Zwilling herausgefallen!"

In Hause Wenzinger werden die Stützen gewechselt wie in einer anderen Familie die Henden und am Wenzingerischen Herd ist noch keine Köchin so richtig warm geworden. Frau Wenzinger schleibt diesen Massenkonsum an dienstbaren Geistern dem altzu pedanten, ewig nicht zufriedenen Gan in die Schuhe und im Stellenvermittlungsbüro, wo sich das postensuchende Hauspersonal mit Gesprächen über die Herrschaften die Zeit verkürzt, wird so mancherlei gemunkelt, was wahr sein kann oder auch nicht. Als Frau Wenzinger wieder einmal mit einer neuen Stütze verhandelt, sagt sie beim Durchblättern der

„Anstrengend ist ihre Tätigkeit bei uns nicht, und was meinen Mann betrifft...“

„Oh, diesbezüglich hat man seine Erfahrungen!
meint die Neue.
„Mein Mann hat gewisse Eigenheiten, an die man
sich gewöhnen muß.“
„Das habe ich schon gehört, gnädige Frau!“
„Von Weh!“ zieht Frau Wiezinger die Brauen
auf.
„Von einem Heumägdchen, das bei Ihnen in Stel-
lung war...“
„So, so...“, sagt Frau Wiezinger, die gerade die
Pedanterien ihres Gatten näher erklären wollte.
„erstaud, und die hat Ihnen von den Eigenheiten
des Mannes erzählt.“
„Und was mir alles erzählt hat“, nickt die
Stütze und setzt nach einer kleinen Verlegenheits-
pause hinzu, „— und deshalb möchte ich — gnä-
dige Frau werden mich doch verstehen — bevor-
zugen die Stellung annehme, den gnädigen Herrn
zuerst sehen — wo er doch — nicht wahr —
— und ich weiß ja nicht — ob er mir sym-
pathisch ist.“

„Siehst Du - das alles können wir uns jetzt kaufen“



Lange Arbeitsjahre hindurch war es ihr größter Wunsch: die eigene Scholle und das eigene Haus für den geruchsfamen Lebensabend. Jetzt kann alles Wirklichkeit werden, schöner und vollkommener noch, als sie es je sich träumte. Ein Auktellus in der Preussisch-Norddeutschen Staatslotterie für nur 3. — RM

Klasse hat mit einem großen Gewinn ihr Glück gemacht. Wen gäbe es wohl, der nicht das gleiche Glück gebrauchen könnte! Die neue Lotterie beginnt am 22. April 1938 mit der Ziehung zur 1. Klasse. Wieder werden in 5 Klassen 343 000 Gewinne im Gesamtbetrage von 67.660.180,- RM auf 800 000 Lose ausgeteilt. Sichern Sie sich rechtzeitig ein Los

Parfüm
Eau
de
Cologne
Puder - Seife

hiffon
ein herbwürziger Duft

TERAS-HAUS
MAX SCHWARZLOSE

**Schweden
Männern**

trübt milde
in feiner
Sonder-Dezco
Niederrhein

Männern Erst mal
Leben
nach dem Kampf
35,50 R. SCHULTZ, wdh. Gamm-Arsold

GRATIS
Prüf 14 wdh. Sankt-
14 wdh. Sankt-
14 wdh. Sankt-

[illegible]

Gestörtes Wohlbefinden?

Blähung? Nehmen Sie doch Amol! Es hat sich bei Krämpfe, Schwellen, Kopf- & Rückenbeschwerden, Migräne, Magen- & Darmbeschwerden, Erregung und Erbrechen seit Jahrzehnten bewährt! Amol - Karmelltergelb ist 80 Kaps. in allen Apotheken und Drogerien

AMOL wirkt schmerzstillend -
erfrischend - belebend!

Neue Kraft, ein Lebensreue
 raschneffewird. **Spezial-Kreme**
 100% wasserlöslich, Tube für 150 ct. 2,30.
Virilinen, bewährt bei 150 ct. 2,30.
Spezial-Prep. gegen v. a. Schwäche
 prakt. erprobt, v. 100 bis 150 ct. Wirkung an
 erkannt, 50 Stück A. 3,55, Beide aus A. 5,90
 K. 100 ct. 100 ct. 100 ct. 100 ct. 100 ct. 100 ct.
 stellen Sie sich noch heute! Sie haben noch
 vom Leben! Veranlassen Sie heute! L. 100 ct. 100 ct.

Jeden Tag **Dralle** Birkenwasser
Qualität Rasiercreme

[illegible]

Gratis Klutternes Preis als hygienischer Arbeit. Neuheit! Einmalig. **SPIEKERGOG**  Kurschäft. Maschinenschreiben. Fernunterricht. Erfolg garantiert. Lehrlings- und Meisterkurs.

WANGERRODE

Fischers Bio-Tea
Heilendes Naturmittel
M 2 - bei Schmerzen
und Nerven. Fördert
den Verdauungs- und
Stoffwechsel.

Hansa-Post
Postfach 10/11
1000 Berlin 10

Auch Sie können gewinnen!
Spielen Sie mit!
Nach dem Ordnungplan der neuen Lotterie

2x1000000 2x200000
2x 500000 10x100000
2x 300000 12x 50000

Außerdem 2 Gewinne zu je 75.000,— RM und 342 968 weitere Gewinne im Gesamtbetrage von 61.910.180,— RM. Alle Gewinne sind einkommensteuerfrei! Sie erhalten den amtlichen Gewinnplan und Originallosse, soweit vorrätig, bei allen Staatlichen Lotterei-Einnahmen. Anschriften erfahren Sie auf Wunsch direkt von der Preussischen Süddrussischen Staatslotterie, Berlin W 35, Viktoriastraße 29.



Der Präsident der Preussisch-Russischen
Staatslotterie

Deine Wahl nur **9.13.18**
Sonnal NICHT
 Flächen vernickelt, daher vor Rost geschützt!
 ohne Schlagen
 BÄHRAH ERHÄLTICH
 SONNAL-GOLD
 HANDZUG
 0,10 mm

Rat (für **Haar- u. Haut** kranke
Leidende a. unheilbar, **Geheilte**
erleben 10. Thenn!

Kuepfuscher
Dr.
Stöppel

Humoristisch-sa-
tirischer Roman von
A. Schmittagen.
350 Seiten, Ganzleinen

Dieses im In- und Ausland so begeistert aufgenommene Buch erscheint bereits nach wenigen Monaten im

7.-20. Tausend.
 ... höchst aktuell, spritzig,
 mit köstlichem, überlegenem

Humor, voll seiner Ironie, meist
sterlich, frisch, süßig, span-
nend und packend..." so lauten
die Urteile der deutschen und

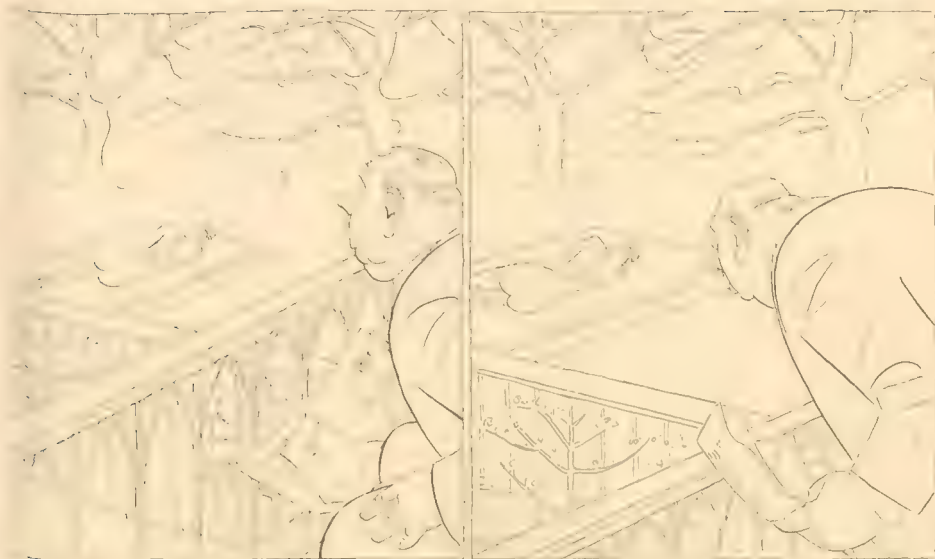
Zu haben i. allen Buchhandlungen
od. direkt (ohne Nachnahme) durch
G. Himmelsbach Verlag

C. Hinrichsen-Verlag
Hagen 90 (Westfalen)

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal.
Leser nehmen die Buchhaltungen und Postlisten entgegen. Preis für den Einzelnummern: 1 Pfg. 30 Pfennig im Vierteljahr 4 Mk. 50 Pfennig, im Halbjahr 8 Mk. 50 Pfennig, im Jahr 16 Mk. 50 Pfennig. Die Zusendungen werden ohne Rücksicht auf die Art der Anzeigen verboten – An schriftlich für Schließung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Familie 1795 Postfachkomm. München 3020 Erfüllungsort: München. Nachdruck verboten –

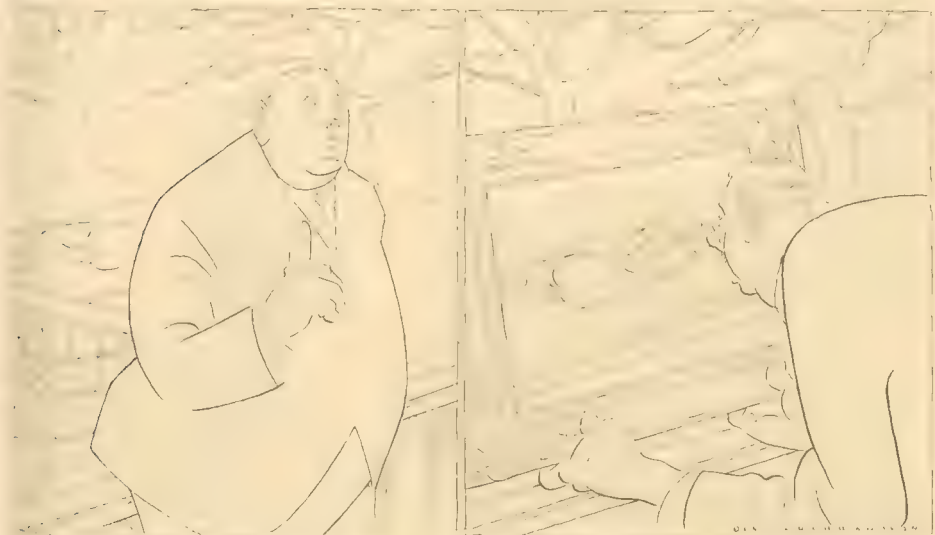
Der Kunstfreund

(G. Gulbransson)



„Ja, was muß ich denn da drüben sehen?“

„Unglaublicher Naturalismus!“



„Dagegen muß man doch was tun!“

„So, jetzt kann ich es ruhig betrachten, jetzt ist es Kunst!“



„Um fünf Uhr wollte er kommen, jetzt ist's sechs. Länger kann ich beim besten Willen nicht warten, überrascht zu werden.“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTZ KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

In der ersten Blüte

(Erich Schilling)



„Die Liebe bei den Blumen ist doch sehr poetisch, so mit Staubfäden und Bienen und Wind . . .“ — „Na, weißt du, für mich wäre das, offen gestanden, nichts!“



Was übrig bleibt

Von Walter Foitzick

Wenn irgendwo etwas abgerissen wird, muß ich immer an die Archäologen denken, mit Bedauern muß ich an die künftigen Ausgräber denken. Sie werden mit ihrer Wissenschaft des Spätens Schiffbruch erleiden. Sie werden nichts finden, um aus der Form eines Gefäßes auf unsere Kulturepoche schließen zu können. Wir sind zu gründlich mit dem Abbruch, wir sorgen nicht für die Wissenschaft kommender Jahrtausende.

Früher, also ganz früher, da gingen die Gebäude allmählich kaputt, versanken sozusagen im Erdboden, und an ihrer Stelle sprößten Gras und Gänseblümchen und Brennesseln und Holunder. Hier war es eine Lust, den Spaten anzusetzen, um für die Wissenschaft unersetzliche Werte zu bergen.

Gelegentlich wurde früher auch mal abgerissen, aber man war dabei sehr schlampig. Als nach den Perserkriegen in Athen Perikles die Akropolis neu aufbauen ließ, zertepperten die Athener einfach das alte Gelpum, was droben stand, ebneten mit dem Bauschutt, den Götterfiguren, den Säulen und den Reliefs den ganzen Grund und bauten etwas Neues. Uns aber geben sie damit Gelegenheit, die alte Kunst wieder auszubuddeln und die schachtigen Gottheiten in unseren Museen aufzustellen. Hätten wir sonst überhaupt eine Ahnung von der vorperikleischen Zeit, frage ich, wenn die Athener nicht so schlampig beim Abbruch gewesen wären?

Überhaupt der Schlampigkeit der Vorfahren verdankt die Wissenschaft viel. Nur verlorengegangene Steinbeile haben sich erhalten, und nur verschmisse und vergessene alte Münzen kann man ausgraben. Das Geld, das die Römer zu ihren Bankiers trugen, damit es dort Zinsen

brächte, ist für uns wenigstens unwiederbringlich verloren. Aber das Selbstgeß, das die Lieblingsklavin der Claudia eines Morgens beim Staubwischen vom Toiletteisch feuerte und ihm dabei einen Henkel abbrach, das steht vermutlich heute noch in einem römischen Museum und hat drei Sternchen im Reiseführer. Die Lieblingsklavin gab ihm die Möglichkeit, ausgegraben zu werden, sie warf es nämlich über die Mauer in den Garten nebenan und sagte ihrer Herrin, sie könne sich durchaus 'nicht erinnern, jemals ein Selbstgeß mit Henkel gesehen zu haben.

Na, was die damit für die Wissenschaft geleistet hat! Die Wissenschaft sollte endlich einmal diesen ungetreuen Sklaven und Sklavinnen aller auszugrübenden Zeiten ein Denkmal der Dankbarkeit errichten.

Aber natürlich, daran dankt wieder niemand. Uns anarbeiten jetzt rassend die Greifbagger, zerbeißen Wände und Stuckdecken und zerkauen die Mauern ganz klein. Der Zahn der Zeit muß sich schämen, wenn er die eisernen Zähne der Bagger sieht. Der schlappe Kerl brauchte sicher ein paar Jahrhunderte, um mit so einem Gebäude fertig zu werden, und bis Gras darüber wächst, vergeht noch viel mehr Zeit.

Das machen wir alles in ein paar Wochen, und künftige Ausgräber werden nicht mal auf einen Maßkrugscherben stoßen.

Halt! Eins hätte ich fast vergessen: Die Matratzen. Wieso die Matratzen? Ja, sehen Sie, alles verdaut die Mullverwertung, nur bei den alten Matratzen scheint es zu hapern. Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, daß um unsere Städte herum an wüsten Plätzen alte Drahtmattentzen abgelegt werden? Na sehen Sie, die bleiben vielleicht im Schoße der Erde übrig, und nach Tausenden von Jahren wird die Wissenschaft des Spätens vielleicht von einer Drahtmattentzenkulturstufe sprechen.

Dagegen sollte man rechtzeitig was tun

Mit einem Österei

Von Ratalöser

Nimm's als ein freundliches Symbol.

Doch merke wohl:

ein Sinnbild und der wahre Sinn,
das deckt sich oft nur obenhin.

Meist, hat man's lang genug betrachtet,
kommt der Moment, wo man es schlichtet,
mit Salz und Schnittlauch überhäubt
und sich behaglich einverleibt . . .

Ich gebe gerne zu, es schmiedt.

Doch fragt sich's, war bloß dies bezweckt?

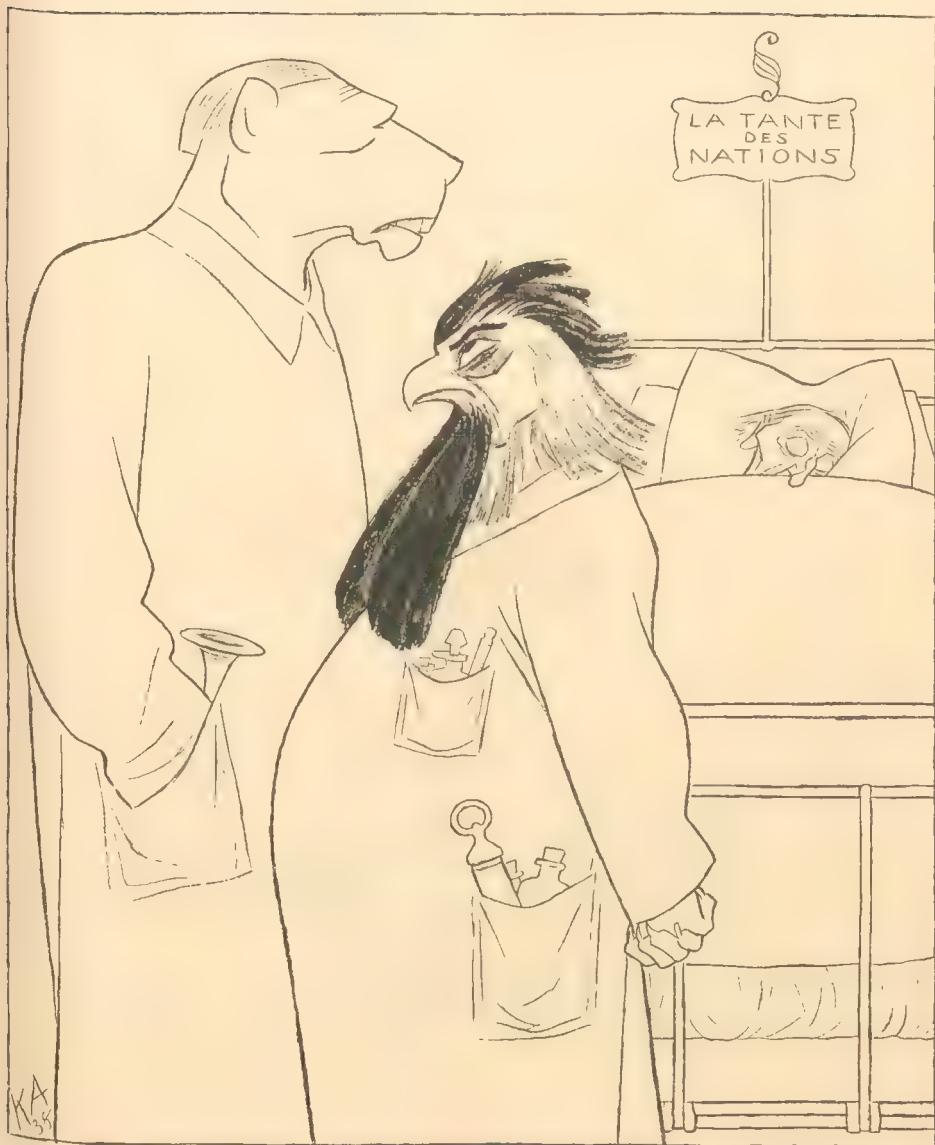
Drum hör' mal her!

Mir scheint vielmehr,
das Ei spricht warnend: „Brüder! Schweftern!
Ihr ruht gleich mit in euren Nestern,
und euer Ziel ist erst erreicht,
wenn einst ein Vöglein euch entweicht,
das zwitschernd in die Höhe flucht . . .“

Dies aber ist allein von zarten,
intakten Eiern zu erwarten,
mit Keim- und Lebenskräften drin
und nicht vom hartgegot'ten Albumin,
wie ich es leidergottes bin . . .“

— Hast du nunmehr den tiefern Sinn?

Wenn dir's gelang, ihn auszulügen,
und ihn, dich fördernd anzuregen,
dann — freiß das Sinn Bild, melnietwegen!



„An ein Gesundwerden ist leider nicht zu denken, Monsieur Kollega!“ — „Nun ja, Mister Kollega, aber wir müssen alle Mittel anwenden damit wir die Krankheit und somit unsere alte Praxis erhalten.“



„Also schreiben Sie: Mexiko protestiert ganz entschieden gegen den Anschluß Deutschland-Österreich — haben Sie Österreich? Übrigens sehen Sie doch gleich einmal nach, wo dieses Österreich liegt.“

LEBERPASTETE

Der Lungenzug

(Fr. Böls)

VON

AAGE V. HOVMAND

Ich sollte mit meiner Zukünftigen spazierengehen. Es war draußen feucht, und ich zog derbe Stiefel an.

Man müssen aber solche Stiefel gefettet werden, um geschmeidig und glänzend zu sein. Es macht sich nicht gut, wenn sie staubig und austrocknet sind, wie Speck vom vorigen Jahr. Meine sahen indessen so aus. Und unglücklicherweise hatte ich kein Fett mehr. Ich suchte und suchte, fand aber nichts, womit ich die Stiefel hätte schmieren können.

Die entdeckte ich in der Speisekammer: ein Stück Leberpastete. Es war alt und schimmelig. Man hatte es offenbar vergessen; essen konnte man es nicht mehr. Warum sollte ich daher nicht versuchen, Leberpastete auf die Stiefel zu schmieren? Fett war sie ja. Ich nahm eine Bürste und schmierte. Ich wandte viel Sorgfalt an die Arbeit, denn ich war zum Essen bei den Eltern meiner Zukünftigen eingeladen, und da will man ja gerne so gut wie möglich aussehen. Und ich kann nur sagen, das Resultat war erfreulich — die Stiefel wurden weich und blank, so daß sie geradezu in der Sonne blitzten, als ich die Straße entlang ging.

Ich blieb vor einem Haushaltungsgeschäft stehen und sah mir die Auslagen an. Man muß ja an so vieles denken, wenn man heiraten will, an Nudelbräter und weiß Gott was sonst noch alles! Plötzlich merkte ich, daß etwas meinen Fuß berührte. Ich sah hinunter. Es war ein Hund — ein großer, weißer Pudel, der behaglich meinen einen Stiefel ableckte. „Hoho!“ sagte ich, „mir scheint, du glaubst, du bist eingeladen! Schau, daß du weiterkommst!“ Schon hatte das Tier von einer Seite den Glanz abgeleckt. Ich versuchte, den Pudel wegzujagen, und ging weiter.

Als ich zur nächsten Ecke kam, hatte sich dem Pudel ein langer dunkler Dackel zugesellt. Beide folgten mir getreulich auf dem Fuße, und so bald ich nur stillstand, leckte jeder an einem Stiefel.

Ich hatte mir immer geschmeichelt, daß Hunde mich gern hätten, aber das war doch mehr, als mir recht war. Außerdem war es ja auch nicht ich, sondern meine Stiefel waren es, für die sich die Hunde interessierten. Ich ging schneller, aber das machte den Hunden nichts. Ein paar Gassen weiter kam ein dritter hinzu. Es war ein schottischer Terrier, der sehr aggressiv war. Aber Pudel und Dackel fanden, daß sie Vorrechte auf meine Stiefel besaßen, und es kam zu einer Rauferei. Ich wollte die Gelegenheit benutzen zu entkommen und lief. Ich bog um eine Ecke und glaubte schon, ihnen entwischt zu sein, aber da kamen mir alle drei — nein, jetzt waren es, meiner Seele, schon vier! — einträchtig bellend nachgerannt. Der vierte war eine große Dogge. Was sollte ich tun? Ich blieb stehen, um zu verschlafen, und alle vier bearbeiteten meine armen Stiefel.

Ich wurde zornig. Jetzt war es genug, und ich hatte auch Elie. Ich suchte Zuflucht in einer Konditorei, aß einen Kuchen und entfernte mich durch die Hintertür. Kaum war ich wieder auf der Straße, als mir die ganze Schar schon auf den Fersen war.

Ich versuchte eine Krieglisl. In einem Schlächterladen kaufte ich ein großes Stück Fleisch. Das hielt ich dem Rudel vor und warf es dann, so weit ich nur konnte, von mir, worauf ich mich in der entgegengesetzten Richtung davonmachte. Ich hatte damit gerechnet, daß die Hunde sich um das Fleisch belgen und mich darüber vergessen würden. Aber ach! — die große Dogge holte sich ganz phlegmatisch den Happen, und dann kamen mir alle vier fröhlich nachgesprungen.

Kinder sammelten sich jetzt um uns. „Sieh mal den komischen Mann mit den vielen Hunden!“ hörte ich eins sagen.

„Hallo — Sie dort!“ rief ein Polizist, „Sie dürfen keine Zirkusvorstellung auf der Straße geben! Weitergehen, nicht stehenbleiben, bitte!“

Ich eilte davon, das Rudel mir nach. Es war schon spät, und ich wurde erwartet. Jetzt mußte also etwas geschehen; denn was würden die Eltern meiner Zukünftigen sagen, wenn ich mit einer ganzen Menagerie ankäme! Ich versuchte einen neuen Ausweg. Ich suchte mir ein Haustor aus — ein ganz unschuldiges Haustor — und ging hinein. Die Hunde folgten mir nach. Sie waren neugierig — ich wohnte vielleicht hier? Als sie die drinnen waren, schlüpfte ich hinaus und versuchte, das Tor so schnell wie möglich zuzuschlagen; aber da es ein „Nicht zumachen“ — schließt von selbst! — war, ging das nicht so geschwind. Drei von den Hunden wurden zwar eingeschlossen, aber der Pudel, der mir immer am dichtesten auf den Fersen war, entkam. Glücklicherweise seine Rivale losgeworden zu sein, schleckte er an meinen Stiefeln darauf los. Ich schalt, stieß ihn mit den Füßen und versuchte, ihn zu verjagen — alles umsonst!

Da fuhr eine Straßenbahn vorbei. Ich sprang hinauf. Das überraschte wohl den Pudel im ersten Augenblick, aber sogleich trabte er der Straßenbahn nach. Unentwegt — Haltestelle um Haltestelle.

„Ach, das arme Hündchen!“ sagte eine Dame neben mir.

„Daß Sie das übers Herz bringen!“, rief eine andere aus. „Jawohl. Sie meine ich!“ Sie sah mich böse an. „Es ist ja Ihr Hund!“

„Nein“, antwortete ich wahrheitsgemäß.

„Es nützt nichts, daß Sie laugnen, weil ich hab es ja selber gesehen, wie Sie mit ihm kamen. Wie kann einer nur — solch eine Tierquälerei!“



„Mir schmeckt's nur, wenn ich inhaliere!“



„Soso! Das soll aber gar nicht gesund sein und“



„... mir scheint, diesmal haben Sie ein wenig zu tief inhaliert!“



„Das werde ich nie begreifen, warum man dazu eigentlich Musik machen muß!“

„Aber“, versuchte ich einzuwenden, „Sie irren sich, der Hund gehört gar nicht mir.“ „Unsin!“ sagte die Dame. Sie war eine sehr autoritative Person. „Das sieht doch jeder, wie der an Ihnen hängt! Sie müssen sofort aussteigen — verstehen Sie! — und sich um das arme Tier kümmern. Sonst rufe ich einen Schutzmann herbei! Man wird Sie beim Tierschutzverein anzeigen!“ Die Dame war augenscheinlich nicht an Widerspruch gewohnt. Die Stimmung war gegen mich. Ich seufzte und stieg an der nächsten Haltestelle ab: Der Pudel war sofort neben mir und fiel mit Begelsterung über meine Schuhe her. Es war hoffnungslos.

Wir kamen gerade an einem Bananenwagen vorüber. Der Verkäufer wog eben seine Ware aus. An einem Rade hing eine Schnur — der Pudel trug ein Halsband —, das war verführerisch! Ich tat dem Hund schön und lockte ihn zum Rad hin. Hinterlistig band ich die Schnur in sein Halsband. Dann wollte ich mich davonschleichen. Aber der Hund bemerkte das und wollte mir nach. Mit aller Kraft zerrte er an der Schnur, der Karren kippte um, und die Bananen kollerten auf das Straßenpflaster.

„Holla!“ rief der Bananenmann, „Ich möchte doch gebeten haben — was fällt Ihnen denn ein, so dazukommen und einen in der Ausübung seines behördlich genehmigten Gewerbes zu stören — he?“

Die Situation war bedrohlich. Da fiel mir ein, daß

ein Freund sich einmal aus einer Klemme gerettet hatte, indem er einen Fremden, einen Engländer, mimte. „How do you say?“ fragte ich ängstlich. „So schön!“ drohte der Händler. „Vielleicht waren Sie am Ende gar nicht, der mit dem verdammten Köter dahergekommen ist — oder —?“

„This dog hears not mir!“ „Und meine Bananen!“ schrie er. „I can not therefor. It is your own sakes!“ versuchte ich ihn zu beruhigen. Aber er war und blieb zornig. Er brachte einige Bemerkungen an, daß er, wenn er nicht zufällig aus rein prinzipiellen Gründen vermieide, sich an die Polizei zu wenden, einen Schutzmann rufen und mich wegen Ruhe- und Erwerbsstörung anzeigen würde.

„I do not know what is your meaning!“ sagte ich. Worauf er antwortete, daß ich ein feiner Prinz sei, der ihn nur nicht zum besten halten solle. Er fragte sanft, ob ich einen Speß verstünde, und dann schlug er mir einen Bananenaust um die Ohren.

Ich hob meinen guten Hut auf und verschwand. Bald kam der weiße Pudel nach. Der Mann hatte ihn losgemacht. Treulich verfolgte er meine Stiefel, Schritt für Schritt und mit verliebten Blicken.

Ein Auto stand da. Es war leer. Ich versuchte, die Tür zu öffnen. Sie war nicht verschlossen. Hunde fahren ja gern im Auto, dachte ich. Es wird kein Kunststück sein, ihn hineinzulocken. Der Besitzer des Wagens würde das Tier dann schon irgend-

wie loswerden, und ehe er erschien und ihn herausließ, wäre ich in Sicherheit.

Es war zu verlockend. Ich sah mich um. Niemand war in der Nähe. Ich stieg ein und setzte mich ans Steuer. „Oho“, dachte der Pudel, „wir fahren spazieren!“ Er sprang mir nach und setzte sich stolz neben mich. Ich tat, als hätte ich etwas vergessen, wand mich hinaus und warf die Tür zu. „Jetzt hab‘ ich dich endlich überlistet, du Hund!“ nickte ich ihm zu und eilte fort.

Ich hörte, wie mir jemand nachrief. „Halt — der Herr!“ Ein Polizist kam auf mich zu. „Sie dürfen hier nicht parken! Dort drüben ist Parkplatz — Sie müssen Ihren Wagen dort hinüberfahren.“ Was sollte ich tun! Konnte ich dem Polizisten doch nicht erklären, daß das Auto gar nicht mir gehörte, er hatte mich doch eben aussteigen sehen! Ich setzte mich also wieder an den Volant. Der Hund begrüßte meine Wiederkehr mit aufgeregter Freude.

Ich hatte immer geglaubt, daß ich chauffieren könnte. Ich besaß zwar keinen Führerschein, ich hatte es jedoch schon einmal versucht. Aber entweder hatte ich rein alles vergessen, oder machten mich Hund und Polizist nervös. Jedenfalls trat ich auf ein falsches Pedal, und zwar so kräftig, daß der Wagen einen Kandelaber umlegte und mit einem Krach durch die Schaufensterscheibe in die Auslage eines Blumengeschäftes fuhr und dort allerdings stehenblieb.

Beim Verhör wollte ich, als der ehrliche Kerl, der ich bin, alles erklären. Aber als ich von der Leberpastete anlang, schüttelte man den Kopf und verlangte eine Alkoholprobe. Da mußte ich so viele schwierige Worte sagen, die ich überhaupt nicht aussprechen kann, auch wenn ich gar nicht aufgeregt bin. Ich bin nicht für Prüfungen unfähig also, wie meistens, durch.

Ich bekam: 4 Monate für versuchten Autodiebstahl, 40 Tage für Chauffieren ohne Führerschein, 2 Monate, weil ich angeblich in alkoholisiertem Zustand chauffiert hatte, 1 Monat, weil ich in das Geschäft gefahren war; eine Geldstrafe von 10 Kronen, weil ich an verbotenen Ort geparkt hatte, eine weitere von 20 Kronen wegen Ruhestörung und 100 Kronen wegen Tierquälerei. Außerdem mußte ich der Gemeinde 125,15 Kronen für den geknickten Kandelaber, der Schaufensterscheibenversicherung 900 Kronen, dem Blumenhändler 1150 Kronen für ruiniertes Inventar und Lager, dem Hausbesitzer 600 Kronen für Hausreparatur, der Verkäuferin 500 Kronen für adäquaten Nervenschock, dem Austräger 40 Kronen für sein beschädigtes Fahrrad und dem Besitzer des Autos 375 Kronen für Autoparapet ersetzen. Schließlich wurde mir das Recht, einen Führerschein zu erwerben, auf fünf Jahre abgesprochen. Meine Schwiiegereltern waren entsetzt, und meine Zukunfte gab mir den Laufpaß.

Man schmiere darum nie Leberpastete auf die Stiefel!

(Übersetzt von Wenner Stiefel)

Gewinne, die auf Sie warten!

Das Große Los = 2 x 1 Million RM

2 x 500 000 RM

2 x 300 000 RM

2 x 200 000 RM

10 x 100 000 RM

2 x 75 000 RM

12 x 50 000 RM

10 x 30 000 RM

8 x 25 000 RM

20 x 20 000 RM

116 x 10 000 RM

Diese und viele andere Gewinne im Werte von über 60 Millionen RM werden in den 5 Klassen der Preussisch-Süddeutschen Staatslotterie ausgelieft. Alle Gewinne sind einkommensteuerfrei.

Sichern Sie sich rechtzeitig ein Los!

Wer kein Los hat, kann nicht gewinnen! Ein Stiefellost kostet nur 3,— RM je Klasse! Hauptgewinn für ein Stiefellost: 100 000 RM.

Sie erhalten den amtlichen Gewinnplan und Originallos, soweit vorrätig, bei allen Staatslotten-Lotterie-Einnahmen. Anfordern Sie auf Wunsch direkt von der Preussisch-Süddeutschen Staatslotterie, Berlin W 35, Victoriastraße 29. Die neue Lotterie beginnt am 22. April mit der Ziehung zur 1. Klasse.



Der Präsident der Preussisch-Süddeutschen Staatslotterie

Maximilian

Lieber Simplicissimus

(O Nuckel)



Es war vor Jahren in den Hamburger Kammer-
spielen. Man spielte eine Pantomime.

Ein älteres Ehepaar saß in einer der vorderen
Parkettreihen. Ungelähr zehn Minuten nach Be-
ginn des Spiels wurde die alte dicke Dame
offensichtlich unruhig, sie rutschte auf ihrem Platz
nervös hin und her. Es schien so, als ob sie etwas
heftig quälte. Plötzlich aber flüsterte sie ihrem
Ehegatten deutlich vernehmbar zu: „Du Theodor,
ich verstehe kein Wort!“ —

Ein schweres Lasterauto, das auf dem Wege nach
Asbæk, einem dänischen Städtchen, war, hatte

das Mißgeschick, daß der Wagenführer eine Kurve
zu kurz nahm, was in dem Erfolg gipfelte, daß
das Auto die Wand eines, unmittelbar an der
Straße stehenden kleinen Lehmhauses durchbrach
und mit seinem Vorderteil in der Wohnstube der
Inwohner erschien.

Die Hausfrau stand an dem einen Ende des Eß-
tisches und bückte gerade Wäsche, und der
Wagenführer, dem in seiner Bestürzung nichts
Vernünftiges einfiel, streckte seinen Kopf aus dem
Führerhaus heraus und sagte: „Entschuldigen Sie,
können Sie mir nicht den Weg nach Asbæk
sagen?“

„Jawohl!“, erwiderte die Frau gemütsruhig, „links
an der Kommode vorbei und dann geradeaus!“

Pfundlechners haben ein neues Mädchen für
alles.
Seit drei Wochen ungefähr
Und die Mall ist das, was man ein nettes Madel
nennt.

Ein Engel, hätte Herr Pfundlechner beinahe ein-
mal gesagt, wenn er, der sich schon seit etlichen
Jahren an getrennte Schlafzimmer gewöhnt hatte,
sich überhaupt trauen würde, etwas zu sagen.
Unlängst saß nun Herr Pfundlechner in etwas be-
rückelter Stimmung beim Frühstück, ließ, als die
Gattin einen Sprung ins Nebenzimmer machte, die
Rechte gedankenschwer über verbottene lockende
Rundungen gleiten und flüsterte dem Engel zu:

„Mali, ich weiß net, aber mir kommt's so vor,
als wenn mei Alte was g'merkt hätt!“

„Freilich hat's was g'merkt!“ nickt die Mall, den
Tisch abräumend. „Schon längst hat's was
g'merkt!“

„Uljeger!“ zuckt Herr Pfundlechner zusammen.
„Hatt's Ihnen leicht schon was g'sagt?“

„Nein, das net!“, kopfschüttelt die Mall, „das
net...“

„Ja — aber wieso wissen S' es denn nachher?“
reißt Herr Pfundlechner ängstlich die Augen auf.
„No!“ meint die Mall, das Kaffeetischchen aufnehmend,
„seht ich im Haus bin, schläft ja die Gnädige in
mein Bett!“

H. K. B.

Als in dem kleinen schwäbischen Dorf R. kürz-
lich Holzauktion gewesen war, geriet spät nachts
in dem im ersten Stock gelegenen Wirtshaus zum
„Adler“ ein Einheimischer mit einem Fremden zu-
sammen, wobei letzterer am Kopf beachtlich
lidiert wurde. Stark zerschlagen wankte er, nach-
dem ihm ein anderer in nicht mißzuverstehender
Weise den Hut aufgestülpt hatte, auf den etwas
schwach beleuchteten Flur hinaus. Da sprang ihm
jener, der ihm die Prügel verabreicht hatte, plötz-
lich nach und ich befürchtete eine Fortsetzung der
Tätlichkeiten. Zu meinem Erstaunen hörte ich ihn
aber in fast besorgtem Tone dem Abziehenden
nachrufen: „Falle Se net, die Trepp' ischt ziemlich
stark ausgetretet!“

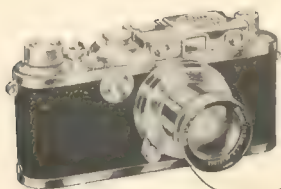
Bad Wildungen für Niere u. Blase

Zur Haus- und
bei Nieren-, Blasen-
und Stoffwechselleiden

Helenenquelle

Badeschriften

sowie Angabe billigster Bezugs-
quellen für das Mineralwasser
durch die Kurverwaltung



Die Leica ist auch hier führend!

Hundertjährige Erwartung und ein ebenso langes Streben ist jetzt erfüllt.
Die Farbenphotographie — die dem Amateur zugängliche Farben-
photographie — ist endlich da! Was heute jedem Amateur an farbigen
Momentaufnahmen möglich ist, das zeigt dieses erste „Farbige Leicabuch“
von Anton F. Baumann (Hrsg. von K. P. Karfeld) in einer bunten Schau.

Die weiten Möglichkeiten der Farbenphotographie hat Anton F. Baumann
den Leica-Freunden fast der ganzen Welt durch seine Pionierarbeit für
die Leica seit beinahe einem Jahrzehnt bekannt) sofort erfüllt. Er hat sich
von der Geburt des neuen Farbfilms an mit der Leica-Farbenphotographie
beschäftigt. In intensiver Arbeit hat er auf dem neuen Gebiete der Farben-
photographie so viele Erfahrungen gesammelt und so viele Erfolge erzielt,
daß er allen photographisch Schaffenden, die dieses Neuland mit erobern
wollen, wertvollen Rat und wertvolle Anregungen zu geben vermag.

Das Buch enthält 60 farbige Abbildungen. Wir finden herrliche Land-
schafts- und Vögelbilder, Meere und Seen, Nacht-, Innen- und Flieger-
aufnahmen, Tiere und Pflanzen, Porträts und Gruppenbilder, Reportagen



aus. Diese ersten farbigen Amateuraufnahmen mit der Leica stammen aus
Nord- und Südamerika, aus Deutschland, Ungarn und aus den nördlichen
Ländern. Die Bilder sind vom Originalfilm, also vom 24 x 36 mm Dia
ohne Retusche unmittelbar auf die Drucktafel übertragen und im durch-
schnittlichen Format von 13 x 18 cm (und größer) im Vierfarbendruck
wiedergegeben. Die Farben der Original Leica-Dias sind also naturgetreu
erhalten. Darüber hinaus bringt das Buch eine Einführung in die Technik
der Farbenphotographie aus der Feder erster Fachleute.

Aus dem Inhalt: Eine Viertelstunde Theorie. Etwas über Farbenlehre
und Farbenphotographie. Von Dr. Hans A. Kluge, Berlin / Farbenphoto
mit „Agfa-Color-Nat“, Von Dr. Otto Grey, Berlin / Wege zum farbigen
Papierbild. Das Duxochrom-Verfahren. Von Heinrich Stöckler / Die
Technik der Farbenphotographie. Von Anton F. Baumann / Vom Farben-
dia zum Farbedruck. Von Dr. Hans A. Kluge, Berlin.

Lesen Sie sich das grundlegende, prächtige Buch in einer Buchhandlung
vorliegen oder in einem Fachgeschäft, das Photobücher führt:

Das farbige Leicabuch

Die Farbenphotographie, ihre Technik und ihre Möglichkeiten. Von Anton
F. Baumann. Herausgegeben von K. P. Karfeld. Mit 60 farbigen Bildern
in Leinen gebunden RM. 12.50. Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München

Kummer eines besseren Herrn

Von Heinz Steguweit

Vom Frühling sagt man, er wäre die schönste Zeit, dann paarten sich die Vögel und andere Leut. Von den besseren Herrn heißt es, ihre Bügelalte allein mache nicht glücklich, selten fände man zu zufriedene Menschen unter ihnen. Die einen klagten über schlechten Schlaf, die andern übers Zitterpein. — Vom Frühling und von einem besseren Herrn erzählt diese Geschichte.

An einem sprießenden Tag, die Vögel lockten, dachte Herr Prantuschek, es könnte dem Gemüt, das sich oftmals über die Maßen einsam fühlte, nur von friedlicher Wirkung sein, wenn man einen Spaziergang unternähme, sei es ins Grüne, wöblich ins Blaue, dorthin jedenfalls, wo etwas Blühendes zu erwarten war, vom Stiefmütterchen bis zum langstieligen Bauernseuf.

Das alles fand Herr Prantuschek vor den Toren, wo sich jenes herrliche Gedränge tummelte, das wir Volk nennen: Auf besonnenen Bänken plauderten Mütter, kleine Kinder murkelten im Sand, greise Invaliden rauchten Grobschnitt und sprachen von den Zeiten, als noch die Pferdebahn klingelte.

In manchen Seufzer der Erquickten mengte sich das Geräusch derer, die vor den Toren städtische Arbeit verrichteten. Da standen, blau beschürzt und von strammen Hosentrümmern umgürtet, sechs Pfisterer nebeneinander. Jeder rampte den Stämper auf die Steine, hoch und herunter, welch klumpender Rhythmus, muskulös obwohl mit musikalischen Gefühl.

Herr Prantuschek sah es, hielt inne und sumimte heimlich das Glühwunderniedlich zum Klappern der Instrumente. Das war eine kleine Herrlichkeit: Daß es einen Takt gab im Dasein, zu dem man nicht nur singen, sondern auch steinharte Arbeit tun konnte!

Noch mehr: In den Anlagen, wo Hecken und

Büsche schwoilen, schwangen gebückte Männer ihre Sichel, andere schoben den Rasenmäher, das Gras wurde geschoren wie ein Lämmerpelz, der ins Kraut gesprossen war.

Herr Prantuschek sah auch dieses, hielt abermals inne und bewegte die saugenden Nüstern. Das schien eines neuen Staunens wert: Frisch geschupptes Gras duftete wie Wein, wie Waldmeister und Aprikosen, — welche Köstlichkeit, das es Broterbaue gab, deren Dienst von solchen Genüssen begleitet war!

Doch Prantuscheks schweigende Betrachtungen wurden gestört: In einer nahen Fabrik heulte die Sirene, zwölf Uhr, Mittagspause, man schätzte das Innerlich, zumal dort, wo der Magen um Futter bittet. Also hockten die Pfisterer bald am Straßenrand, neben ihnen die Rasenmäher, und die Mahzeit schmeckte. Jeder säbelte mit dem Messer eine Kante Brot, jeder hielt einen Stummel Blutwurst in der Faust, man biß hinein, kaute, blähte die Backen wie Bälle auf — ein Geuß ohnegleichen. Dann kralste die emaillierte Kaffeekanne, man gönnte sich den lauwarmen Schluck, wischte am Schnüber — Frühling allerorten, vom frischen Basaltstein bis zum Stiefmütterchen, von der Blutwurst bis zum langstieligen Bauernseuf!

Doch in Prantuscheks Mundhöhle sammelte sich der Spelchel des Entzückens: Wir können nicht alle Pfisterergesellen oder Rasenmäher sein, dachte er, aber so, wie es den Leuten schmeckt, soll es schmecken auch mir, Donner und Doria. Man barst vor Vergnügen, wenn man die Männer das Brot säbeln, den Wurststummel beißen und Kaffee aus der Kanne schlucken sah, heiliges Kanonenrohr!

Herr Prantuschek hatte es eilig mit seinen Wünschen. Gewiß, er könnte die Männer bitten: Laßt mich einmal beißen, reicht auch mir die Kanne;

man würde den Wunsch erfüllen, warum aber nährlich scheinen unter freiem Frühlingshimmel? Der bessere Herr winkte einer Droschke, ließ sich nach Hause rollen, flehte dort seine Haushälterin an: „Reich, eilt auch, ich brauche einen Knust Brot, ein altes Taschenmesser, ferner Blutwurst und eine emaillierte Kaffeekanne!“

„Herr, aber der Braten ist angerichtet, dazu gemischtes Kompott...“

„Hören Sie doch: Brot will ich, Blutwurst und Kaffee aus der Kanne!“

Herr Prantuschek bat noch ums alte Taschenmesser, und als er, die Frau gehorchte kopfschüttelnd, alle Gaben belsamen hatte, schloß er sich ein, zog Rock, Weste und Kragen aus, setzte sich auf die Erde, hielt Mahzeit —

In der Tat: Es schmeckte. Wie säbelte er das Brot, wie kralste die Wurst unter Zubiß der Zähne, wie glerig geschah jeder Schluck aus der nackten Kanne, das tropfte über Kinn und Kinneskinn, Donner und Doria, heiliges Kanonenrohr!

Der bessere Herr Prantuschek ahnte nicht, daß seine treue Schaffnerin am Schlüsselloch lauerte, um ihn händelnd am Telefon zu warbeln:

Nach einer halben Stunde klopfte der Hausarzt — „Herr Prantuschek, ist Ihnen nicht wohl? Derf ich Sie untersuchen?“

Der Patient lehnte ab. Zunächst heulte, dann mit gelinder Betrübnis. Er dachte: Kaum gönnte ich mir etwas Gesundes, schon werde ich für leidend befunden. Eben tröstete ich mich heimlich, nun soll ich unheimlich und nicht bei Trost sein. Ach, wenn ich nicht schleunigst einlenke, schleppt man mich ins Sanatorium!

Also zog er Rock und Weste wieder an, auch den steifen Kragen, entzündete eine Henry Clay und ergab sich in sein Schicksal, ein besserer Herr zu sein!

Draußen ging der Frühling weiter. Vom Stiefmütterchen bis zum langstieligen Bauernseuf, von den Kindern, die im Sand murkelten, bis zu den greisen Invaliden, welche Grobschnitt rauchten und von den Zeiten sprechen, als noch die Pferdebahn klingelte. —

Wertvolle Bücher
Bücher
 f. aller Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Diskret
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gummi
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Gratis
 f. alle Gebiete zu 1/2 bis 1/3 der fröh. Preise.
 Verlag Ph. Kirchhoff, Frankfurt a. M. 333, Schiedstr. 1/4

Briefmarken

Osterspaziergang

(Wilhelm Schulz)



„Siehst du Oskar, wenn du noch Junggeselle wärst, müßtest du ganz allein in einer Kneipe sitzen!“



„Wie kann man nur immer Baisers essen, Fräulein Susie?“ — „Na, Sie wollen doch auch immer das selbe!“

SINN FÜR POESIE

Von Wilhelm Hammond-Norden

Ich kam von einer Beerdigung, und weil das Wetter schön war, ging ich noch eine Weile über den Friedhof spazieren. Einem Mann, der sorgfältig sein Grab harkte, sah ich eine Welle wohlgefällig zu. Ich habe eine Vorliebe für Gräber harkende Männer, sie scheinen mir auf eine beängstigend einfache Weise mit dem Problem „Tod“ fertig geworden zu sein.

Der Mann faßte meinen Blick als Aufforderung zum Gespräch auf. „Gefällt Ihnen der Grabstein?“ fragte er. Er gefiel mir gar nicht; aber einem Mann, der so sorgfältig harkt, kann man das nicht sagen. Ich log kräftig: „Sehr hübsch ist der Stein!“ Der Mann war mit meiner Antwort zufrieden und fragte weiter: „Fällt Ihnen etwas auf an dem Stein?“ — Mir fiel nichts auf. Der Mann half mir auf die Spur: „Sie müssen die Schrift lesen!“ Ich las, aber ich merkte immer noch nichts.

Da sagte der Mann: „Meine Tante ist doch genau 25 Jahre eher gestorben als mein Onkel. Auf den

Tag genau!“ — In der Tat, nun sah ich es. Die Tante war am 1. August 1912, der Onkel am 1. August 1937 gestorben. „Ein sonderbarer Zufall!“ sagte ich menschlich freundlich. „Ja“, gab der Mann zurück, „aber Mühe hat's gekostet!“ „Wie bitte?“ — „Ich will es Ihnen erzählen“, lächelte der Mann. Er machte eine einladende Geste: Ich müge mich auf diese Rosenbank setzen. Ich tat es, und der Mann berichtete: „Unser Onkel war sehr alt, 79 Jahre, und er hatte zwei Nefen und zwei Nichten. Wir vier liebten ihn sehr, und als es mit ihm zu Ende ging, pflegten wir ihn. Jeder war immer einen Tag bei ihm. Eines Morgens sagte dann der Arzt: In ein paar Stunden ist es vorüber. Da kamen wir natürlich alle vier zu unserm Onkel. Und plötzlich sagte meine Kusine: Kinder, wißt ihr, daß heute der 31. Juli ist? Wenn Onkel nur einen Tag länger leben könnte, so wäre er gerade 25 Jahre nach Tante gestorben. Das wäre doch poetisch, nicht wahr? Wir waren alle dieser Meinung, und wir haben Sinn für Poesie, das liegt in unserer Familie. Aber was konnte man tun, um das erschlönde

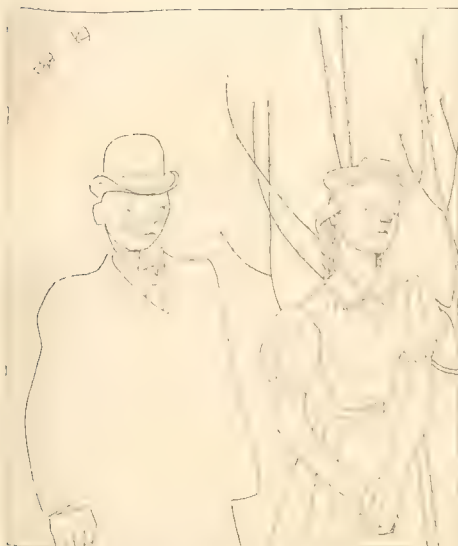
Licht noch 24 Stunden brennend zu erhalten? Wir telefonierten mit dem Arzt, aber der bedauerte gegen den Tod sei kein Kraut gewachsen. Da haben wir alle unsere Willenskraft darauf gerichtet, daß Onkel diesen Tag noch überstehe! Und fast wäre es uns auch gelungen. Ich sagte fest, denn um 11 Uhr abends ist er dann leider doch verschieden, am 31. Juli. Und da — da haben wir vier Nefen und Nichten beschlossen, eine kleine Lüge in die Welt zu setzen. Wir haben ein paar Stunden gewartet und haben dann erst dem Arzt Bescheid gegeben, und der hat dann auch richtig den Totenschein auf den 1. August ausgestellt. Köpchen, was? Und so steht es in den Papieren und hat also seine Richtigkeit. Wenn wir vier einmal gestorben sind, dann wird es keiner mehr wissen, und wenn unsere Kinder und Kinderkinder mal hierher kommen, dann werden Sie sagen: Wie poetisch, der Urgroßonkel starb genau 25 Jahre später als die Urgroßtante. — Nicht wahr, das ist doch eine kleine Lüge, die man uns verzeihen wird?“ Ich nickte zustimmend und verabschiedete mich dann, erschüttert über soviel Sinn für Poesie.

VERLAG UND DRUCK: KNOBE & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

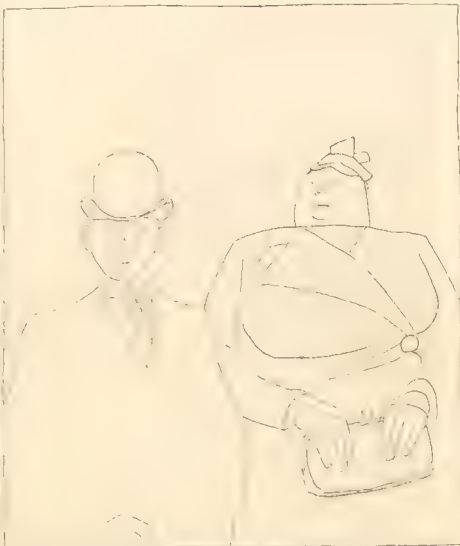
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schoerer, München. Der Bismillcissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf.; Abonnements: im Vierteljahr RM. 3.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D. A. I. V. J. 38. 1937. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beige! Nachdruck verboten! — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1794. Postcheckkonto München 570. Erfüllungsort: München. Für Herausgabe und Redaktion in Deutschland verantwortlich: Dr. Emmerich Moraw, Wien: Wollzeile 11.

Aufklärung

[O. Gulbrahson]



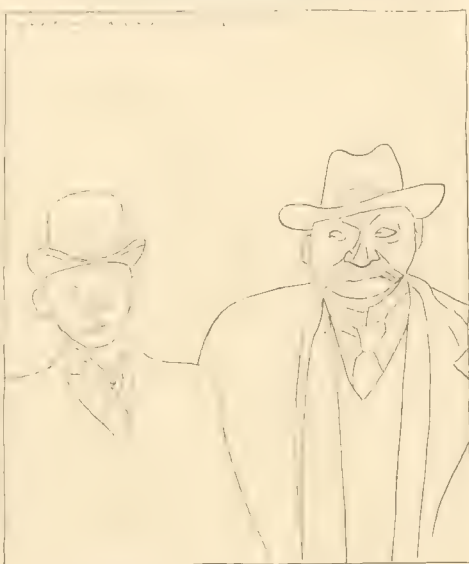
Als Fritz 17 Jahre alt geworden war, . .



sagte die Mutter: „Du bist jetzt kein Kind mehr! Es gibt Dinge im Leben, die ein junger Mann wissen muß! Dein Vater wird es dir sagen —“



Der Vater sagte: „Mit solchen Dingen laßt mich in Frieden! Onkel Hugo wird es dir sagen!“



Der Onkel sagte: „Also, höre gut zu, Fritz, die Sache ist ganz einfach, Osterhasen gibt es nicht.“

Zwangsvorstellung

(K. Heiligenfeldt)



„Lachen muß ich, wenn ich drandenke, daß Großmutter jeden Morgen zum Rundfunk auch solche Gymnastik macht!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & WIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Im Modésalon

(R. Kriesch)



„Sie möchten sich noch einen Moment gedulden, Ihre Frau Gemahlin probiert nur noch ein Kleid!“
„Soso! Haben Sie vielleicht ein Mannequin, das mit mir inzwischen Sechsendsechzig spielen kann!“

Glocken klingen so konservativ . . .
Heut, als ihr Käuten zur Kirche rief
— ich wählte ensitz im Gartenhumus —,
hört' ich nur immer: Sumus! Sumus!
Wir find!
Es fangen's die Glocken, es fang's der Wind.

Aber der Herr von nebenan
glaube nicht dran,
hät' einen widerborstigen Sinn,
knurrte und bruddelte vor sich hin,
und als Pointe seines Gebrumms
hört' ich nur immer: Sumus! Sumus! Sumus!

Woraus zu folgern: das Glockenläuten
läßt so und aber auch so sich deuten.
Es gibt auf Erden nichts Absoletes,
und dieser Umstand hat auch sein Gutes.

DAS KLINGELN

Ich habe es nicht sehr gerne, wenn es an meiner Wohnungstür klingelt. Ich denke immer, es könnte etwas Unangenehmes sein. Meistens denke ich richtig. Es heißt zwar, daß Geben seliger ist denn Nehmen, und seliger mag es wohl auch sein, darüber mag ich nicht urteilen, aber es ist halt immer kostspielig.

An meiner Wohnungstür wird durchschnittlich mehr gegeben als genommen, von innen heraus gesehen. Meist wird Geld gegeben, und genommen wird dafür eine quittierte Rechnung. Die Rechnung kommt bei ordentlichen Menschen in einen Ordner, den später die Nachkommen erben. Sie tun die quittierten Rechnungen heraus, und falls der Ordner noch brauchbar ist, verwenden sie ihn wieder dazu, ihre quittierten Rechnungen hineinzutun. Es ist gut, daß diese Ordner keine unbegrenzte Lebensdauer haben, sonst könnte die Rechnungsordnerindustrie nicht weiter bestehen, und auch sie hat sicher ihre notwendige Stellung im Wirtschaftsleben.

Meistens klingelt es zweimal, weil die Klingler annehmen, daß dann bestimmt geöffnet wird. Von Zweimalklingeln glauben sie nämlich, es habe etwas Vertrautes, etwas Familiäres. Der drin soll meinen, Tante Frieda kommt mal schnell zu Besuch oder Onkel Oskar. Wenn er dann sieht, daß es nicht Onkel Oskar ist oder Tante Frieda, sondern der Herr mit der Gasrechnung, kann er nicht mehr zurück. Höchstens kann er sagen: „Ich habe momentan nicht so viel Geld bei mir.“ So was ist immer peinlich, denn man zeigt sich nicht gern als Jemand, der nicht so viel Geld bei sich hat. Was sollen die Leute einschließlich des Gasmannes von einem denken?

Ich habe mir einmal von einem Gasmann sagen lassen, daß er sich gar nichts dabei denke, denn sonst hätte er zuviel zu denken, namentlich bei Jungesellen. Er brauche gar nicht zu denken, er wisse es schon so. Der Wahrheit die Ehre, es kommen nicht nur Leute, die Geld haben wollen. Für seinerzeit Genossenen an Gas, Elektrizität, Moselwein, gebügelte Hemden, gedruckte Zeitung und andere Gegenstände der Lebensfreude. Es kommen auch Leute, die wollen Schubhändler verkaufen oder uns einen Staubsauger vorführen.

Ich wundere mich immer, warum gerade Schubhändler an der Wohnungstür verkauft werden. Mir ist es noch nie passiert, daß in dem Augenblick, wenn mir ein Schubhändler reißt, gerade einer klingelt, der mir die ganz vorzüglichen Schubhändler verkaufen will. Nein, das kommt nicht vor, es ist ebenso selten, wie wenn sich zwei Kanonenkugeln in der Luft gegenseitig treffen.

Was die Damen mit den Staubsaugern anbetrifft, so sind sie sehr freundlich. Sie wollen anscheinend gar keinen verkaufen, sie wollen sie nur vorführen. Sie wollen nur zeigen, wessen die Technik fähig ist. Manchmal lasse ich so eine Staubsaugerin herein. Die Dame legt dann etwas Mehl unter meinen Teppich und saugt kräftig. Und siehe da, immer wieder wird das Mehl durch den Teppich hindurch gesogen. Das macht die Staubsaugerin ganz glücklich, und ich muß gestehen, ich freue mich auch jedes Mal, wenn das Mehl durch meinen Teppich hindurch geht. Nicht ein bißchen Mehl ist nachher unter dem Teppich. Wir sehen einander strahlend an, daß das Experiment wieder so glänzend geglückt ist. Und doch habe ich mich noch nicht entschließen können, so einen Apparat von den freundlichen Damen zu erwerben. Meine Schriftstellerin läßt mir so wenig Zeit, immer Mehl unter Teppiche zu streuen und dann zu saugen.

Natürlich, ich will den Wert dieses Apparates nicht herabsetzen, aber mit Staub ist es nicht so interessant wie mit Mehl.

Wenn die nette Bauernfrau mit dem Meerrettich kommt, kaufe ich ihr immer etwas ab, denn sie klingelt nur einmal und tut nicht so, als ob sie Tante Frieda wäre. Sie sagt, der Meerrettich sei so gesund. Lange liegt der Meerrettich dann auf meinem Schreibtisch neben den Bleistiften und dem Brieföffner und verbringt die Zeit damit, sehr gesund zu sein. **Follitz**



„O wie schön, Liebster! So habe ich mir immer das Paradies vorgestellt.“ — „Ja, und wir werden wegen unserem Betragen nicht mal hinausgeworfen, wie unsere armen Ureltern.“

Kronenwirts Töchterlein

Alle Sommergäste haben ihren Spaß an den drohenden Aussprüchen der kleinen Puppel, dem dreijährigen Töchterlein des Kronenwirts. Des Morgens, wenn sie in die Gaststube kommt, begrüßt sie die Gäste, als sei sie die Repräsentantin des Hauses. Einmal mimt sie die Kronenwirtin persönlich, indem sie im Tonfall der Mutter fragt: „Wo ist denn mei Alter?“

Die Sommergäste finden das besonders possierlich, und als die junge Kronenwirtin auf dem Plan erscheint, wird ihr die neueste Bemerkung ihres Töchterchens lachend kolportiert.

Die Kronenwirtin strahlt. Das ist noch lange nicht alles, sie kann noch viel mehr, die Puppel. Und leise, um die Wirkung nicht vorwegzunehmen, erzählt sie uns, wie das Kind den Kronenwirt nachzuzahlen verstehe, wie er des Nachts, wenn er ermüdet heraustrinke, sich gähnend reckte und

dazu spreche: „Uaah, ... schon wieder die halbe Nacht vorbeit!“

Hierauf, sich umwendend, ermuntert sie die Kleine: „Puppel, mach mal den lieben Onkeln und Tanten vor, wie der Papa des Nachts spricht, wenn er müde ist!“

Puppel überlegt einen Herzschlag lang, dann beugt sie sich über ein imaginäres Bett und flüstert mit des Kronenwirts leicht angerauchter Stimme: „Alte, lupf's Bettdeck auf ... Ich bin's!“



„Die Haut eines jungen Mädchens soll wie Pfirsich riechen,
hat er gesagt. Ich kann mir doch nicht Kompott auflegen!“

Der Gedankenleser

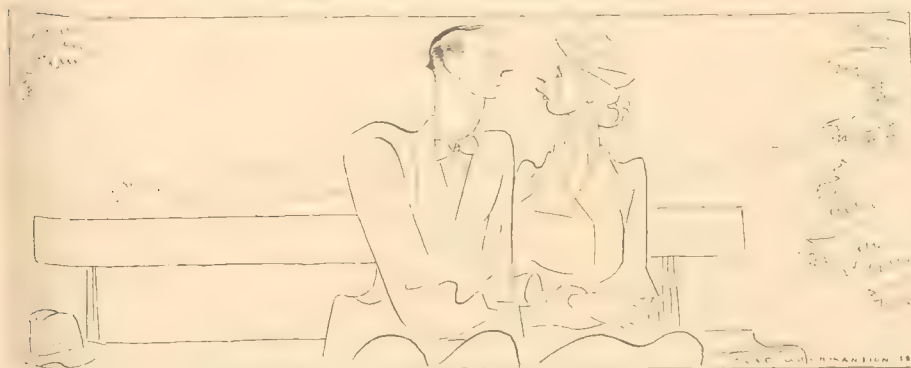
(O. Gulbransson)



„Wenn ich nur wüßte, woran Sie denken, mein Fraulein!“



„Ich glaube, ich kann Ihre Gedanken erraten!“



„Unterstehen Sie sich, Sie taktloser Mensch, Sie!“

Der Künstler John kennt keine Angst

VON BASTIAN MÜLLER

John war nie anders, als mit einem Blick leiser Verachtung auf die kleine Halbinsel gekommen, und Marie, seine Freundin, unterschied sich in diesem Punkt nicht von ihm. Hinter Hermanns Hüte, die den stolzen Namen „Neu-Helgoland“ trug, wehten die farbigen Ständer über grauen Zellen, blähten sich die weißen Sonnenschirme, saßen die Männer beim Skat und strickten die Frauen, halbe Mädchen noch, dicke Wollstrümpfe und feine Spitzen deckten, Und der Wäschdrat, der sich mitten auf der Halbinsel von Pfahl zu Pfahl schwang, diente einer lustigen Bande als Netze für einen Ringtissknapp.

John war ein Künstler und Marie kam aus Berlin. Sie waren in diesem Frühjahr schon manchmal den schwarzen Moorflüß hinauf und hinunter gesegelt, und John hatte immer gute und brauchbare Gedanken gehabt. Aber über das Lagerleben der armen kleinen Bürger konnte er nur lächeln, hörte er manchmal ihre Reden über Gefahren und Abenteuer, die sie schon mit ihren Booten erlebt haben wollten. Man brauchte sie sich nur anzusehen, wie sie da herumsaßen, um Bescheid zu wissen, wie es mit ihnen stand. Was John im tiefsten Grunde verachtete, war die sogenannte Gefahr, die auf dem winzigen Fluß lauerte für die ganze Phantasie dieser Leute drohen sollte. Dabei konnte man tief überall in der Hamme stehen. Hätte er vielleicht nicht Marie mit ins Boot genommen, wo sie nicht schwimmen konnte? Genug davon!

Sie hatten wie immer die Jolle klargemacht, das Großsegel gesetzt und die Fock, und waren aus dem kleinen Hafen gesegelt. In den klaren, warmen Maitag, Marie war voll Bewunderung. Es gab nichts, sofern es mit John zusammenhing, was sie nicht bewunderte. Wenn sie nur sein Gesicht sah, ernst, den Mund stets geschlossen, die Augenbrauen zusammengezogen, der Blick in tiefes Nachdenken versunken, wurden ihre Augen groß und hell. Und wenn sie das ein wenig sicheren Ruderschlag vertragen gegen den Wind kreuzte ohne nur ein Wort zu sagen die Großschot dicht holte und wieder fieren ließ, dann fühlte sie sich, obwohl sie nicht schwimmen konnte, so sicher auf dem Wasser, wie auf Mutters Schoß.

Sie kannte John. So wie er dasaß, wenn er über das Schöne nach, das er einmal gesehen hätte, würde. Und sie fühlte in sich die Pflicht, ihn nicht zu stören, wandte den Blick ab, schaute die bauchige Wand des weißen Seldensegels hinan, sah ganz oben die blauen Inseln des Himmels und die weißen, dicken Wolken, die sich schwer und leuchtend von der See ins Land rollten. Wenn der Großbaum beim Kreuz dunkte, schauete sie, sah sie im Westen eine ganz tolle Naturstimmung. Die Wolken verloren sich dort in einer Wand aus Grau und Gelb, in einem Lichtspiel, das ihr Herz heftiger schlugen ließ, lag doch etwas darin, das sie mit wohliger Furcht erfüllte. Es war wirklich schön, man brauchte nur zu sehen, wie die Sonne strahlte und die dicken, dunklen, schwarzen und gelbe Streifen über ein violettes Blau zogen. Hätte ihr liebendes Herz weniger Bewunderung für Johns trübselige Versunkenheit gehabt, sie hätte ihn auf die erhebende Naturschönheit einer aufsteigenden Gewitterwand aufmerksam gemacht. Doch sie wagte es nicht. Sicher waren Johns innere Gesichte noch erhabener.

Die Brise, die aus Südost kam, flaute plötzlich weg. Das Wasser der Hamme war glatt wie Öl. Die Seeschwalben flogen dicht über das Wasser und jagten nach Schnaken. Die halbwilden Enten von Neu-Helgoland lockten ängstlich ihre schon jungen Jungen.

John brach das Schweigen. „Ich habe eben darüber nachgedacht: Was ist Angst, was Mut? — Die Leute auf der Halbinsel sind alle voll Mut — weil sie Angst haben. — Und denn ist mir eben eingefallen, daß ich nie den Jagendraum gehabt habe, einmal Matrose zu werden, Seemann oder Kapitän. Mich hat das Abenteuer nie gekostet. Es ist schade. Meine Seele muß keinen Stacheln für Gefahr haben; ich kenne nur Verachtung.“ Seine Worte verloren sich in ein Murmeln. Wieder war er versunken in die Tiefen seines Innen-

lebens. Marie tatble sich eine Zeitlang am Nachklagen der Stille. Wie seltsam die Gedankenwege eines Künstlers sind!

Der Wind war unterdessen vollkommen eingeschlagen. Aus den Pappeln folgte ein riesiger Schwarm Stare auf und lärmte ängstlich zeternd, als drohte ein Unheil. Die Jolle trieb mit schliefen Segeln auf der müden Strömung zur Eisenhammebrücke. Ganz langsam, die Seerosen steuerbords hatten lange Zeit, das Auge Marielebens zu erfreuen.

Eben kam ein Kanu unter der Brücke durch, noch etwa dreihundert Meter entfernt. Eilig wurden die Paddel ins Wasser getaucht und rückwärts gezogen. Langsam kam das Kanu näher. Eine ältere Frau und ein junger Mann, offenbar ihr Sohn, saßen darin und mühten sich ab, als seien sie auf der Flucht. Die Frau hatte weißes Haar und schaute besorgt gegen den Himmel. Um den Mund des Künstlers spielte ein Lächeln.

Kurz vor der Brücke zwang John durch heftiges Wiggeln der Ruderpinne die Jolle über Stag. Gehorsam lief das Boot zurück, obwohl kaum ein Hauch wehte. John schaute sich den Himmel an. „Lange dauert es nicht mehr“, sagte er, „wir kriegen bald wieder Wind.“

Marie nickte. John mühte es ja wissen. „Wir werden das Kanu noch einholen, paß mal auf.“ Johns Sportgeist durfte ein wenig aufwachen. Um aber nicht darin aufzugehen, zündete er sich eine Pfeife an. Achteraus lief die BÖ auf, kurz vor der auflodernden Gewitterwand. Das Wasser wurde noch dunkler und kräuselte sich. John drückte den Großbaum backbords aus, denn der Wind würde von achtern kommen; er holte die Fock nach Steuerbord über und meinte: „In zwei Minuten haben wir die ältere Dame geschnitten.“

Da lief der Luftzug kühl und doch warm, wie der Wind im Mai eben ist, über Johns Nacken und pustete in die Segel. Die Jolle schobte den Vorstecker wieder über achtern. Wasser machte Fahrt, so daß sie wieder auf das Ruder gehorchte. John legte das Schiff auf Kurs. Eben verschwand das Kanu um die Biegung. —

Und dann kam die Brise. Das Großsegel stand prall, der Baum flurte gegen die Backbordwante, die Fock knisterte voraus; John holte die Fockschot nach etwas dichter, damit keine Mütze voll Wind verloren ging. Er hatte wie gesagt weder Angst noch Mut. Er fand es einfach selbstverständlich, daß sie mal ein blöhen anstündigen Wind bekamen.

Aber der blieb weg. Eine seltsame Stille ließ die Segel in trüben Falten fallen. Das Schiff stand regungslos. Die Sumpfvögel schienen alle gestorben zu sein. Nur ein Regenpfeifer klagte in einem dünnen Pfuhl, und die Gewitterwand achteraus schien mit einem Mal keine Lust mehr zu haben.

„Die Oma läuft uns doch noch fort!“ wollte John gerade sagen, da kam der Wind wieder. Er mühte über, lugte etwas gestolpert sein, denn er fiel mit solcher Wucht in die Segel, daß das

Ruderblatt ein Luftbad nahm. Und dann holte Atem und blies. Die platt vor dem Winde liegende Jolle schoß nur so dahin. John riß die Großschot vom Klampen und wollte sie etwas beiholen — denn der Baum wurde gegen die Wante gepreßt, daß sie wie im Schmerz knisterte, das Segel drückte sich scharf daran ab, und die Jolle bekam einen Anfall von Teilleist und zerriß an der Schot, bis eine Stepphant platzte und der Bauch eine Beule bekam. —

Die Fahrt war wirklich prächtig. Zwar gellte der Vordersteven mächtig nach unten, aber schon mußte das Kanu wieder zu sehen und in einer Minute mußte es achteraus fliehen. John biß auf dem Mundstück seiner Pfeife und blinzelte an gestrengt durch den Spalt zwischen Mast und Fock, um die Oma nach Möglichkeit nicht zusammen. Ein nie gekanntes Gefühl übermannte ihn, ein Trotz, eine Art Freude über den Besitz des Bootes und die Beherrschung des Windes und die Hingabe an eine unbekannte Macht. — Die Brise war keine Brise mehr, es war Sturm. Jetzt war die Gewitterwand über ihnen. Tropfen prickelten im Gesicht, wurden im Augenblick zu einer herabprasselnden Schauer. — Jetzt sah er weiter voraus ein großes Segelboot mit eingeholten Segeln und knatterndem Motorboot gegenkommen — und am Ufer eine Horde rennender Männer. „Wie die Kinder laufen sie durch den Regen!“ konnte John eben noch denken.

Dann kam das eigentliche: Die Gewitterbö zwängte die Pinne etwas an sich, er mußte einige Striche backbords abfallen, um dem Kanu auszuweichen. Er schob die Pfeife in die Backe und ließ daran, — und es nutzte nicht, denn davon ging die Pinne nicht leichter. Sie war kaum zu bewegen. Über die Plek rauschte das Wasser der Bugwelle; das hatte sie noch nie getan. Und die verdamnte Pinne war kaum zu bewegen! Die BÖ drückte so sehr auf die Segel, die Jolle hatte solch einen Anfall, daß die Ruderblätter nicht gegen den Wasserdruk kamen, dann dann sprang die BÖ um ein Winziges nach steuerbord um; John hatte keine Kraft, keine Zeit, — und auch wohl keine Ahnung —, die Schot dicht zu holen. So gellte die Jolle nach Luv, schoß auf das Ufer los — ein Ufer, befestigt mit dicker Rammbohle, — und drohte dort mit einem Knall aufzubringen.

John sah es und sah auch weiter voraus die Menschen schreien und winken. — Er ließ die Großschot los, faßte mit zwei Händen die Pinne, riß sie an sich; das Boot ging über Stag und Man soll bei solch achterlicher BÖ eigentlich nicht haken. Ganz besonders nicht, ohne es zu wissen. John hatte nur auf die Uferpfähle gestarrt und sein Boot mit Erfolg davon klar bekommen. Aber das andere hatte er nicht bedacht: das Großbaum flug erst einmal senkrecht hoch, das Großsegel knatterte über den Masttop, und dann sauste der Baum mit Donnergetöse nach Steuerbord um, um ein Bad zu nehmen. John legte nicht mehr den Augen krachend, breitläufig vor die BÖ. Die Schot hing achteraus im Schlaß. Das einzige, was John in seiner Gewalt hatte, war die Pinne, ein schönes Stütz Eschenholz, und er umklammerte sie mit nie gekannter Hingabe, und weil schon jetzt stolz auf den Erfolg, mit dem er die Jolle wieder auf Kurs legen würde. — Da sah er schon wieder das andere Ufer. „Die verdamnte Hammel!“ knurrte er und drückte die Pinne voll auf sich, ab, das Boot richtete sich auf, der Baum knallte aus, die BÖ nahm einen Anlauf. —

John sah alles kommen. „Du, paß auf!“ hörte er Marie flüstern. „Sie schon gut“, sagte er. Vor ihm und ließ die Pinne los und die Pfeife aus dem Mund fallen. Nichts mehr zu machen. —

Die Gewitterbö drückte das steuerlose Boot über steuerbord ins Wasser, und das mit solcher Wucht, daß der Masttop sich in den schlimmsten Grund bohrt und John, der steuerbords sich nicht durch den Versuch eines Nachtragens retten konnte. Aber es wurde nicht gerade eine Meistersprung, denn er verteilte sich in der Schot und schluckte ein blöhen Wasser. Als er

LUNA I VON K.J. UHL

Hebt in blauer Himmelskammer
Luna sich vom Wolkenpfanne.
Schlägt zurück das rothgelunte
Oberbette in die Kühle.

Streift gar ihr goldnes Hemde
Hutig sich vom Leibe hinne.
Oh, wie flattert, ruhet, glänzt
Auf der Wiese nun das Linnen!

Silberzotig sie umarmet
Eines Nebelfauns Gelüste.
Seine Hände meistern fast nicht
Mit den Fingern ihre Brüste.

Die „neue Rauch-Epöche“ - die Zeit vernünftigeren,
besseren Rauchens - hat überall begeisterte Zustimmung
gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Porten
ist hierdurch der launigen Stellungnahme angeregt worden.
Wir erteilen heute das Wort

Hermann Krause

„Dichter Nebel“.

Meine Schreibmaschine schwieg seit Tagen
Und mein Manuskriptpapier blieb leer.
Leer und weiß. - Was half mir alles Klagen?
Meine Muse küßte mich nicht mehr!

Endlich trat sie wieder in mein Zimmer,
Schon wollt' ich die Stirn zum Kuß ihr leihn.
Da sprach sie: „Puh - dieser Rauch hier immer,
Junger Freund, Sie paffen ja gemein!

Soll ich etwa hier mit Ihnen schmusen?
Mann, ich seh' vor Qualm kaum Ihr Gesicht!
Etwas Rücksicht brauchen selbst wir Musen,
Und Ihr Tabak da, der paßt mir nicht.

Heute raucht man bess're Zigaretten -
Lieber nicht so viel, doch mit Genuß!
So nur läßt sich unsre Freundschaft retten,
Andernfalls, Herr Krause, sind wir schuß!“

Sprach's und wandte kußlos sich zum Gehen. -
Seitdem rauch' ich gut und mit Verstand!
Und das Dichten geht mir, wie Sie sehen,
Nun schon wieder leidlich von der Hand.



Hermann Krause

5 Pf

ATIKAH

führt
in die neuen Rauch-Epöche



*un, haben Ihnen die Verse gefallen? Auch die folgenden Gedichte, die wir laufend an dieser Stelle bringen, werden Ihnen Spaß machen. Vielleicht haben Sie selbst Lust, sich einmal als Dichter
zu versuchen. Wenn wir auch nicht jede Einwendung im Rahmen dieser Serie veröffentlichen können, so würden wir uns doch über Ihr Interesse sehr freuen. Delta Cigarettenfabrik, Dresden-A. 16

die braune Brühe ausgespuckt hatte, war sein erster Gedanke: „Marie!“ Sie konnte ja nicht schwimmen! Sie konnte zwar auf das süßeste lächeln, und sie wußte auch sonst um kleine Dinge, die zur Verschönerung der Lippen und des Daseins gehörten, ein wenig Bescheid; aber schwimmen...

Sie saß an den Beckbordplanken und hielt sich mit den kleinen Händen fest. Ihre Füßchen baumelten ins Wasser. Sie war so hoch über dem John, daß sie sich ein wenig schämte, und darum schloß sie die Augen. „Du bist eine nette, verzweifelnde Waise und sagst: „Was nun?“ „Du mußt wohl oder übel auch ins Wasser“, sagte John, der nicht verstehen konnte, wie er selbst hinein gekommen war. Aber keine Zeit zum Nachdenken, denn schon naheten die Läufer am Ufer. „Gib acht, großartig!“ rief John. „Nimm den Menschen einfallen, hier retten zu wollen. Er hatte nur Verachtung für sie gehabt, er wollte auch jetzt seinen Kram allein machen, und nun zog er an Maries Bein, sie ließ sich willig niedrigeren und schrie leise, aber aus tiefem Mitleid. Das war die erste Hilfe, die John. Johns so ganz anders, als sie sie konnte. Sie war ein wenig blöde, lächelte aber noch. John blühte in die Brust im Wasser, trug sie an das Ufer, rutschte kurz vor der Böschung im knietiefen Wasser aus, und sie ließ sich in die Arme von John knien. „Rappet! Als das Wasser ihren Kopf berührte, flehte sie: „Rette mich!“

Er schob sie durch den Uferschlamm ins Gras und schwamm zurück, sein Schiffsgut zu bergen. Der Bootschwamm trieb schon weit ab stromaufwärts von der Winde. Er warf die Riemen an Land. Das Boot fuhr auf, das Marie zähneklappend stand, weiter als das andere vom gekenterten Boot entfernt war, schob John die Jolle zum nähern. Doch die schrie sie leise: „Hol mich über! ...“ Inzwischen war das Kanu mit der Oma angekommen. Sie lechte nicht, sie sagte nichts von Pech oder sonst was, sondern mechte sich selbstverständlich daran, Marie über den Fluß zu setzen. John sah es nur mit einem Auge, er hatte beide Hände voll zu tun. Er hörte wie Mariechen mit

ihrer langsam sich senkenden Stimme bekannte: „Ich kann nämlich nicht schwimmen...“ Und hörte, wie die fünfzigjährige Frau ruhig sagte: „Das mußt du lernen, Kind, so geht man nicht aufs Wasser.“

Aber dann war die ganze Bande von der Halbinsel da, und das große Boot stoppte, zog das Kenu längsseits, ein Mann zog Marie hinauf, verschwand mit ihr unter der Perennierung, drehte dann zum Ufer bei, und war dann wieder verschwunden. John stand bis zum Kinn im Wasser und würgte am Tampon des Großfalls, konnte nichts sehen und das nasse Tauwerk ließ sich nicht ziehen. Aber er mußte doch unter Wasser abtackeln, das Boot mühte heraus aus der verfluchten braunen Brühe der Hamme ... Und was tat Marie mit dem Keil im Boot?

Ahal da kroch der Kerl lachend und rot heraus. Und nun waren die Strandläufer auch da. „Komm man raus!“ schrien sie alle. John dachte nicht daran.

ließen nicht locker. Der Kerl nahm Johns Jolle ins Schlepp, in der eine Notbesatzung von vier Mann herrschte.

John stand unter diesen fremden Männern in seinem Boot, keute auf den Zähnen und versuchte, möglichst unbeteiligt in die Gegend zu sehen. Die ganze Sache hatte ihn nicht weiter aufgeregt.

Aber als er am anderen Tag mit Marie an Hermanns Schweinestall entlang die Halbinsel betrat, mußte er wohl oder übel mit einem Lachen auf das freudige Winken und Hallo der Retter antworten, doch machte er, daß er schnell aus dem Hafen kam.

Doch dann geschah etwas Seltsames! Als sie auf dem Fluß waren, die seltsame kommende Brise das Segel ein wenig anhauchte, hatte John auf einmal ein beklemmendes Gefühl. ein...

„Verdammt!“ — Er blinzelte zu Marie hinüber, die ihn groß ansah und auch Angst hatte...

Die mit Grob anstarrte und auch Angst hatte...
Er riß die Pinne um und schoß in den Wind, der
Mast richtete sich gerade auf, das Segel klap-
perte... Da riefen die Männer vom Ufer: „Jetzt
kann nichts passieren, aber wann wieder ein Ge-
witter hochkommt, — runter mit dem Segel! Und
nur noch mit der Fock vorm Winde liegen blei-
ben.“

Und der Retter und Entführer von Marie meinte noch: „Das lernt sich allens... Nur Mut!“
John ging über Stag, zog die Schot dicht, ging

John ging über Stieg, zog die Schenkel dicht, ging
auf den Boden und vergaß ganz die Schmerzen
sinnen zu versinken, pötte nur auf das Segel auf
den Kurs und den Himmel, und spürte, wie
ganz langsam etwas in ihm wach wurde, was wie
Lust, wie Freude, was wohl Mut sein mußte.
Er winkte den Männern auf der Halbinsel zu, lachte,
und Marie hatte große runde Wunderaugen.
Am Abend wollte John einen in Hermanns Hütte
ausgehen, für die Rettter, aber da drückten sie
ihn fort, sagten, es sei sehr, daß sie
John hören mußte: „Nein, wir wollen nicht
König nicht, wir haben auch unsern falschen
Stütz.“

„Welt-Detektiv“⁸⁸
Ankunft, Detektiv Preis, Berlin W 4,
Tauentzienstraße 5, Fernruf: 2452 55
u. 2452 56, das zuverlässigste Institut für
Ermittlungen — Beobachtungen —
Aufkünfte — auch über Privat-
Verhältnisse — Herkunft
Vorleben — Vermögen, Gesundheit
Lebensführung usw. Überall
33 Jahre Erfahrungen, größte private Ermittlungs-
Tausende Anerkennungen!

Umsonst! erhalt. Die Probst. über heylig
Art. a. Fräulein. Angeb. ge.
Art. a. Frau. Verord.
Bert. a. Siegel. 42 Post. 2

Die Kneipp-Kur
Die Kur der Erfolge! Wenn Sie
große Gefundheitswert von San. Rat
Dr. Albert Schall! Es ist die

Unsere verehrten Leser
bitten wir höflichst, bei Anfragen oder Bestellungen
sich auf den „Simplicissimus“ zu beziehen

Einer unter Hunderttausend

Don Hans Hüpfel

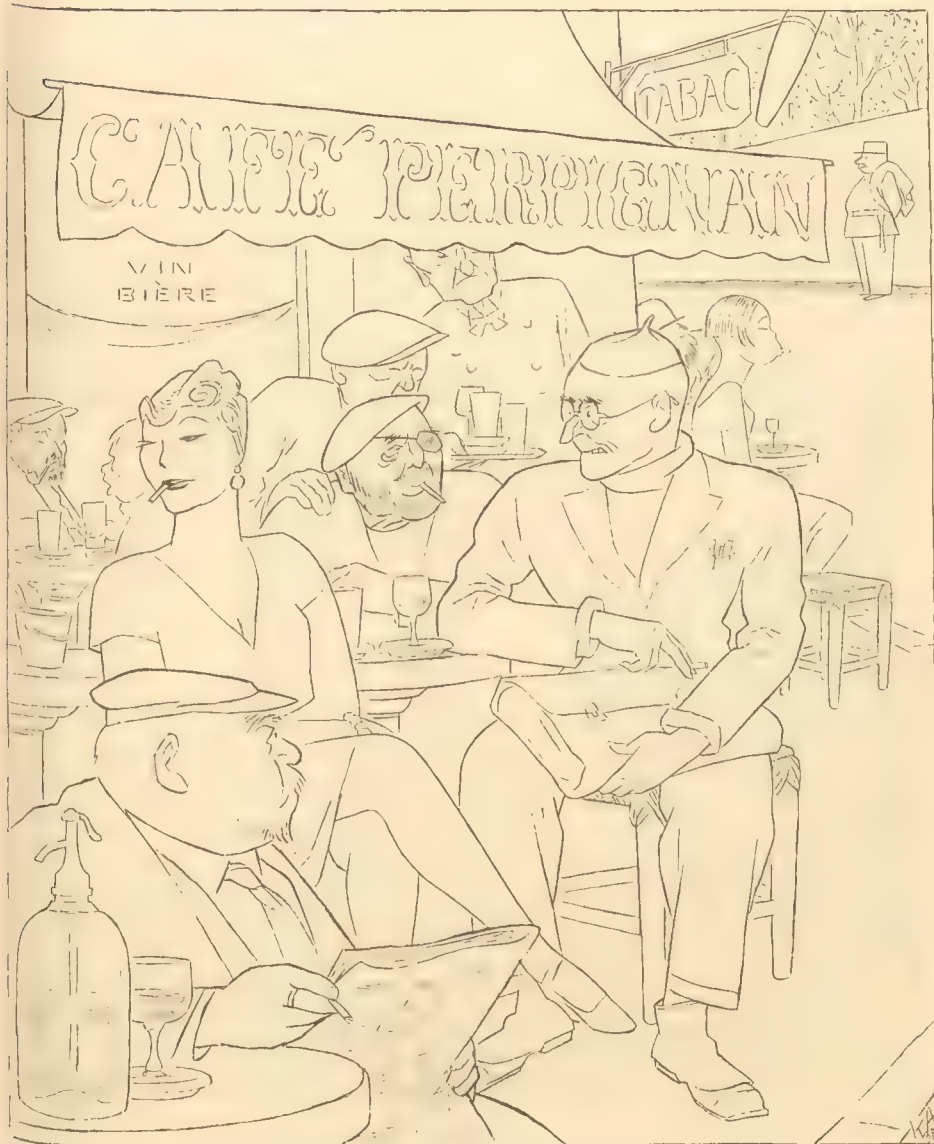
[illegible]

VERLAG KNORR & HIRTH MÜNCHEN

Aus Hannover

(Wilhelm Schulz)





„Wir Kommintern denken nicht an Rückzug, Monsieur, wir eilen nur unseren Soldaten voraus, um in Frankreich den Kampf vorzubereiten.“

Der Schweiger

[E THO]



„Wie weit seid's denn mit'n Heirat'n, du und der Loisl?“
„Woaß net, bei der Nacht, wann er kimmt, redt er nix!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Hinter der Maginot-Linie

(E. Thöny)



„Das ist natürlich gegen jede Spielregel, Messieurs, wenn die Deutschen alles mit friedlichen Mitteln erreichen.“



Auf der Landkarte gibt es viele bunte zackige und gebogene Linien. Das sind die Grenzen. Als ich zum erstenmal in meinem Leben an eine Grenze kam, war ich doch etwas enttäuscht, daß von diesen schönen bunten Linien so gar nichts zu sehen war. Ich hatte mir immer eine Grenze romantischer vorgestellt.

Meistens steht es an den Grenzen diesselts und jenseits sehr gleich aus. Im Frühling blühen hüben und drüben die Schlüsselblumen, hier ist eine bunte Tankstelle und dort ist eine, und man sieht es ihnen von außen gar nicht an, daß der Preis für das Benzin verschieden ist.

Nur die Grenzbeamten drüben haben eine andere Uniform. Sie sprechen die Sprache ihres Landes gelaufig und die Sprache des anderen Landes ungeläufig. Aber das fällt einem zuerst nicht auf, weil einem in diesem Moment überhaupt nichts auffällt, da man mit der Gewissensforschung zu sehr beschäftigt ist.

Bis zur Grenze hat man ein verhältnismäßig gutes Gewissen, jetzt aber, wo man seinem ewigen Zollbeamten gleich Aug in Aug gegenübersteht, wird, schlägt es, und man fragt sich, ob der Vorrat an mitgenommenen Zigaretten nicht den Tagesbedarf überschreitet, und man prüft sich, ob die Flasche Kognak auch genug angetrunken ist, damit sie vor der Behörde da drüben auch als Reiseproviant bestehe. Wohl gemerkt, die Flasche muß angetrunken sein, nicht der Besitzer, denn so steht es in der Bestimmung.

Auf dem Gewissen brauchen nicht bloß Kognak und Zigaretten zu liegen, doch ich will nicht von allen Möglichkeiten sprechen. Lassen wir das.

Ein wenig zittert jeder, der eine Grenze übertritt. So rein ist keines Menschen Herz, um nur vom Herzen zu reden, denn auf seinem sonst fleckenlosen Ehrenschild liegt vielleicht eine proviantunmäßige Portion Schokolade oder ein Kilo Orangen. Der Zollbeamte kann noch tiefer sehen als in des Menschen Herz.

Je näher der Schlagbaum kommt, desto stiller wird es unter den Reisenden und desto harmloser werden die Gesichter. Jetzt ist die Grenze erreicht, und nun wird es herauskommen, wer etwas auf dem Kerbholz hat. Da sind sie schon die Herren in fremdartigen Uniformen und die, die nur mit einem Stempel ausgerüstet sind. Die Pässe, bitte!

Ach, diese Paßfotografien! Warum sieht man auf so einer Paßfotografie immer verdächtig aus? Einmisdiebst ist das harmloseste, für das ich mich auf meiner Fotografie halten würde. Nein, ich ließe so einen Kerl mit der Visage nicht hinüber. Ich würde ihn auf jeden Fall sehr genau untersuchen. Aber Gott sei Dank, diese Beamten sind Paßfotografien gewohnt und meinen gewiß, die Menschen müßten so aussehen. Ich glaube, sie haben infolgedessen keine sehr gute Meinung von den Leuten.

Der Paß geht jetzt von Hand zu Hand und von Stempel zu Stempel. Die Herren schauen dem Verbrecher auf der Fotografie scharf ins Auge und vergleichen ihn mit dem Paßinhaber, sie stellen wohl fest, daß keine Ähnlichkeit zwischen beiden besteht. Ich fürchte mich immer, daß ich rot oder blaß werden könnte oder sonst etwas tue, von dem ich annehme, daß es internationale Verbrechen tun würden, z.B. ein ausgesprochen unbekümmertes und harmloses Gesicht zu machen. Ich mache möglichst ein Gesicht, wie wenn ich jemand zu einem herben Verlust mein herzlichstes Beileid aussprechen wollte. Ich halte das für das geeignetste, aber vielleicht ist es gar nicht nötig.

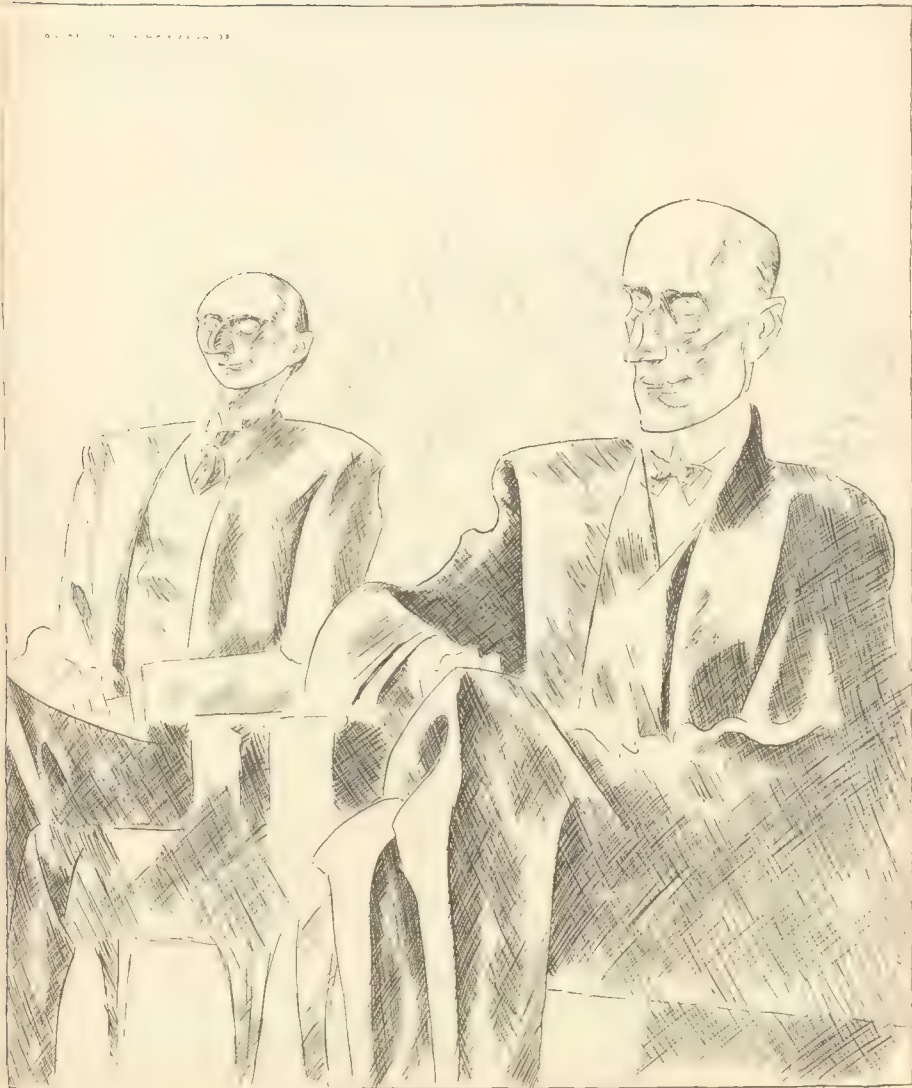
Ach, du mein Gott, wenn dann der Beamte wieder mit meinem Paß in sein Bureau geht und in einer Kartothek nachsieht und irgendwelche Vergleiche anstellt! Was kann in so einer Kartothek alles enthalten sein! Habe ich nicht vor zehn Jahren einmal einen Witz gemacht über ... Vielleicht steht er jetzt in der Kartothek. Es ist unglaublich, was einem alles in diesem Augenblick einfällt, alles fällt einem in diesem Augenblick ein. Wenn das am jüngsten Tage auch so ist, das kann gut werden.

Wenn man dann den Paß heftig gestempelt wie der bekommt, fühlt man sich wie neugeboren. Ich fühle mich immer darnach wie am Abend nach meiner Reifeprüfung.

Folzick

Unterschied

[O. Golebiewski]



„Findest du das Kostüm der Tänzerin nicht etwas sehr gewagt?“
„Was kümmert dich das Kostüm? Guck doch auf die Tänzerin!“

Rennen

(Erich Schilling)



„Weißt du, Willy, je langbeiniger ein Pferd ist, desto größer scheinen mir seine Gewinnchancen.“ — „Ach, darum werden wohl auch eure Kleider wieder kürzer.“

DIE FREMDE DAME

VON SAKI

Die Smithley-Dubbs sind augenblicklich in der Stadt, sagt Sir James. „Ich sehe es gerne, wenn du dich ihnen gegenüber ein wenig erkenntlich zu zeigen würdest. Lade sie doch zum Mittagessen ins Ritz oder sonstwohin ein.“

„Nach dem wenigen, was ich von den Smithley-Dubbs gesehen habe, glaube ich nicht, daß ich ihre Bekanntschaft pflegen möchte“, sagte Lady Drakmantion.

„Sie setzen sich bei den Wahlen immer für mich ein“, sagte ihr Mann. „Nicht daß ich glaube, sie hätten Einfluß auf viele Stimmen. Aber sie haben einen Onkel, der Vertrauensmann einer meiner Zehnbetriebe ist, und ein anderer Onkel spricht manchmal bei einer unserer weniger wichtigen Versammlungen. Solche Leute erwarten sich einen Gegenseitigen in Gestalt von Gastfreundschaft.“

„Erwarten sich“? rief Lady Drakmantion aus. „Die Freuleins Smithley-Dubbs tun mehr als das: sie fordern sie fast. Sie gehören meinem Klub an und treiben sich ausgerechnet zur Essenszeit in der Diele umher — alle drei, mit herabhängender Zunge und dem Suchs-Gänge-Blick in den Augen. Würde ich nur das Wort „Mittagessen“ flüstern, so würden sie mich in ein Taxi bugsiieren und dem Fahrer „Ritz oder „Claridge“ zurufen, ohne ich überhaupt nur begriffen hätte, was vor sich ging.“

„Trotz alledem finde ich, du solltest sie zu irgendeiner Abführung einladen“, beharrte Sir James. „Könntest du sie nicht auf dich nehmen, Milly?“

fragte Lady Drakmantion, sich hoffnungsvoll an ihre Schwester wendend.

„Ich kenne sie gar nicht“, sagte Milly hastig.

„Um so besser; du kennst dich für mich ausgeben. Die Leute sagen doch, wir hätten einander so ähnlich, daß sie uns kaum auseinanderhalten könnten, und ich habe mit diesen langweiligen jungen Damen nur zweimal in meinem Leben in Gesellschaftsräumen unseres Klubs gesprochen.“

„Und aus der Ferne durch ein Kopfkissen“, erwiderte Lady Drakmantion. „Im Klub zeigt sie dir. Man findet sie immer gerade vor der Mittagessenzeit in der Halle herumlungern.“

Meine liebe Betty, sei nicht komisch“, erhob sich Sir James. „Ich habe mich mit ein paar Leuten zum Essen im Carlton verabredet und reise übermorgen ab.“

„Um wieviel Uhr ist deine morgige Verabredung?“ fragte Lady Drakmantion nachdenklich.

„Um zwei“, sagte Milly.

„Gut!“, sagte ihre Schwester. „Dann sollen die Smithley-Dubbs morgen mit mir zu Mittag essen. Es wird eine recht unterhaltliche Einladung werden. Ich werde mich bestimmt gut unterhalten.“

Diese letzten beiden Bemerkungen machte sie zu sich selber. Andere Menschen würden ihre humoristischen Einflüsse nicht immer zu schätzen. Vor allem Sir James nicht.

Am nächsten Tag nahm Lady Drakmantion einige merkwürdige Veränderungen an ihrer üblichen Toilette vor. Sie frisurierte sich das Haar in einer ungewöhnlichen Weise und setzte einen Hut auf, der zu Veränderung ihrer Erscheinung beitrug. Nach-um sie ein oder zwei kleinere Änderungen vorgenommen hatte, war sie ihrem sonstigen eleganten Selbst hinreichend unähnlich, um einigen Zögern in der Begrüßung zu bewirken, die ihr die Damen Smithley-Dubbs in der Kluhalle zuwinkten ließen. Sie ging daher jedoch mit einem Bereitwilligkeit ein, die ihre Zweifel be-richtigte.

„Wie wär's mit einem Essen im Carlton?“ fragte sie ihren Gerkumt. Das Restaurant erhielt eine be-geisternde Empfehlung von den drei Schwestern. „Gehen wir hin und essen wir dort, wollen Sie?“

„Schlug sie vor. Und nach Ablauf von einigen Minuten genossen die Smithley-Dubbs aus nächster Nähe die Aussicht auf köstlich duftende Fleischgänge und gepflögte Weine.“

Regierten Sie mit Kaviar? Ich tue es jedenfalls“, gestand Lady Drakmantion. Und die Smithley-Dubbs fingen an Kaviar an. Die folgenden Gänge wurden im gleichen genialen Geist aus-geführt und als sie bei der getrüffelten Wild-

ente angelangt waren, begann es ein ziemlich teures Mittagessen zu werden.

Die Unterhaltung hielt kaum Schritt mit dem Glanz des Menus. Wiederholte Anspielungen von Seiten der Gäste auf die örtlichen politischen Verhältnisse und Aussichten auf Sir James Wieder-wahl wurden mit undeutlichen „Ach“ und „Oh“ von Lady Drakmantion quittiert, von der man sich hätte erwarten sollte, daß sie ein beson-deres Interesse daran gehabt hätte.

„Ich glaube, wenn der Antrag einer gesetzlichen Zwangsversicherung erst einmal ein wenig mehr Verstand findet, so wird er etwas von seiner gegenwärtigen geringen Volksmilität verlieren“, versuchte Cecilia Smithley-Dubbs auf gut Glück.

„Wird er das? Ich nehme es an. Ich fürchte, Politik interessiert mich nicht sehr“, sagte Lady Drakmantion.

Die drei Damen Smithley-Dubbs stellten ihre Tas-ten zwischen Kaffee hin und sahen erstarrt drein. Dann brachen sie in ein Einspruch erhebendes Gelächter aus. „Sie scherzen natürlich!“ sag-ten sie.

„Durchaus nicht“, kam die verblüffende Antwort. „Ich weiß nicht, was oben oder unten ist bei all dieser langweiligen alten Politik. Hab's nie ge-kannt und will's auch nicht können. Ich habe reichlich genug zu tun, um mit meiner eigenen Arbeit fertig zu werden, und dabei bleibt's.“

„Aber“, rief Amanda Smithley-Dubbs mit einer Stimme, in der ein jammernder Unterton der Be-zürzung mitschallte, aus, „man hat mir erzählt, Sie hätten so aufkündend über das Versicherungs-gesetz bei einem unser Bildungsbegende ge-sprochen.“

Jetzt war es Lady Drakmantion, die erstaunt drein-schaute. „Wissen Sie“, sagte sie mit einem er-schrockenen Blick in die Runde, „etwas Schrec-kliches ist passiert. Ich leide an vollkommenem Gedächtnisschwund. Ich weiß oft nicht einmal, was ich einmache, ich erinnere mich wohl, Sie irgend-was getroffen zu haben, und entsinne mich, daß Sie mich hier mit Ihnen zu Mittag zu essen aufforder-ten und ich Ihre liebenswürdige Einladung an-nahm. Darüber hinaus ist mein Geist vollkommen leer.“

Der erschrockene Ausdruck übertrug sich mit ver-stärkter Eindringlichkeit auf die Gesichter ihrer Tischgenossen. „Sie haben uns zu dem Essen auf-gefordert!“ riefen sie hastig. Das schien ein Punkt zu sein, dessen sofortige Richtigstellung wichti-ger war als die Personengleichheit.

„Aber nein“, sagte die sich verflüchtende Gast-ggeberin. „Es war eine antinomie Ich mit mir. Sie bestanden darauf, daß ich hierher kommen sollte, weil das Essen so gut sei, und ich muß sagen, es hält wirklich gar das, was Sie davon erzählt haben. Es war ein sehr gutes Essen. Was mir Sorge macht, ist nur, wer in aller Welt ich eigen-lich bin? Ich habe nicht die leiseste An-gung.“

„Sie sind Lady Drak-mantion“, riefen die drei Schwestern im Chor.

„Na, nun aber treiben Sie sich nicht ihrer Scherz mit mir.“

„Erwiderte sie grob. „Ich kenne die Dame zufällig recht gut vom sehen, und sie sieht mir gar nicht ähnlich.“

„Ist wahrhaftig seltsam, daß Sie sie er-wähnt haben, denn es fügt sich, daß sie ge-rade ins Lokal herein-gekommen ist.“

Diese Dame in Schürze, mit der gel-ben Feder auf dem Hut, der bei der Tür.“

Die Smithley-Dubbs blickten in die angegebene Richtung — und die Unsicherheit in ihren Augen vertiefte sich zu Entsetzen. Der äußeren Erschei-nung nach kam die eben herein kommende Dame ihrer Erinnerung an die Frau ihres Parteimitglieds sicherlich näher als das Individuum, das bei ihnen am Tisch saß.

„Wer sind Sie denn dann, wenn das Lady Drak-manton ist?“ fragten sie in panikbefallener Be-zürzung.

„Das ist's ja gerade, was ich nicht weiß“, war die Antwort, „und Sie scheinen es nicht sehr viel besser zu wissen als ich.“

„Sie kamen im New Didactic-Klub, Cato's Street, zu uns her.“

„Neu Didactic!“ rief Lady Drakmantion mit einem Ausdruck wiederkehrender Erleuchtung aus; „haben Sie vielen Dank. Natürlich, jetzt er-innere ich mich, wer ich bin. Ich bin Ellen Niggle, von der Haushaltungsehilfeninnen-Gilde. Der Klub beschäftigt mich dann und wann, um für die Pflege des Kupfergeschlusses zu sorgen. Dadurch konnte ich Lady Drakmantion vom Sehen; sie ist sehr oft im Klub. Und Sie sind die Damen, die mich in so gültiger Weise zum Essen eingeladen haben. Komisch, wie das alles meinem Gedäch-tnis so entfallen konnte, ganz plötzlich. Das unge-richtete gute Essen und der Wein müssen zuviel für mich gewesen sein, für den Augenblick konnte ich mir wirklich nicht ins Gedächtnis rufen, wer ich war. Gut! Gott!“, brach sie plötzlich auf, „es ist drei Uhr durch; ich sollte bei einer Küchen-arbeit in Whitehall sein. Ich muß fortellen wie ein kopfloser Hase. Nachmals vielen Dank.“

Sie verließ den Raum mit hinreichend überzeu-gender Hast, um an das vor ihr erwähnte Tier zu er-innern, aber die Kopflosigkeit war ganz auf sel-ten der unfreiwilligen Gastgeberinnen. Das Re-staurant schlen um sie im Kreise zu drehen, und die Rechnung trug, als sie diskret präsentiert wurde, nicht zur Wiederherstellung ihrer Fassung bei. Sie waren den Tränen so nahe, wie man es während der Mittagsstunden in einem wirklich gün-stigen Restaurant nur sein kann. Was das Geld an-betrifft, so waren sie sehr wohl in der Lage, sich den Luxus einer ausgezeichneten Mahlzeit zu lei-sten. Aber ihre Begriffe von Gastfreundschaft gin-gen merkwild auseinander, je nachdem es sich um eine zu gewöhnliche oder eine zu empfangende Einladung handelte. Sie selbst großzügig auf ihre eigenen Kosten eingeladen zu haben, war eine vielleicht beklagenswerte Ausgefallenheit. Eine unbekannte und gesellschaftlich sich nicht be-zieht machende Ellen Niggle in des Netz ihrer Gastlichkeit gezogen zu haben, war eine Kata-strophe, über die sie sich nicht beruhigen konnten. Die Smithley-Dubbs erholten sich nie wieder ganz von ihrem erschütternden Erlebnis. Sie haben die Politik aufgegeben und tun Gutes.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wegensfeld.)

Landschaft in Lincolnshire

Von Paul Verlaine / Deutsch von: Gerhart Saug

Der Sedon Auenblöck	Still liegt der Sonntag und hell,
Welt sich hinab bis ans Meer,	Weiß Schafe zur Zeit
Seht aus dem Nebel her	Epeln im weiten Obert.
Olänen die Duchten weht.	Ganz im weiligen Fell.
Däume und Mühlen fließ	Draußen von Weite zu Struß
Leicht auf dem yarten Grün.	Schir man des Meeres Getöse,
Sohlen lagen dahin,	Oben die Flöten heft.
Die dort zur Weite gehn.	Schiff im mildigen Duf.

Ein Unbegabter wird gefeiert

Von Hans Scherer

Im Sitzungssaal der großen Versicherungsgesellschaft in San Francisco hatte die Direktion an dem langen grünen Tisch genommen. Zu oberst der Vorstand, dann folgte die Kommission des Aufsichtsrates, zum Schluß kamen die Abteilungsdirektoren. Am Rednerpodium stand Mister Leadpool, der Generaldirektor. Der Platz, den Fred Fergusson eingenommen hatte, war festlich mit Blumen geschmückt. Ein Klingelzeichen ertönte, und Mr. Leadpool begann zu sprechen: „Sehr verehrte Herren“ — so begann Mr. Leadpool — „Und vor allem mein lieber und hochverehrter Herr Fergusson!“

Es ist nun ein halbes Jahr her, daß unsere Gesellschaft Sie, mein bester Herr Fergusson, von dem Bezirk Schanghai zurückgeholt hat. Sie hatten dort, wie Sie sich zu erinnern belieben, die Bezirksleitung unserer Gesellschaft fast fünf Monate lang gehabt.

Das, was Sie, Mr. Fergusson, in den knapp fünf Monaten Ihrer Tätigkeit in Schanghai geleistet haben, steht in der Geschichte unserer Gesellschaft in jeder Hinsicht einzigartig da.

Es gelang Ihnen nicht nur glänzend — dank Ihrer geradezu genialen Unbegabtheit — dort keine Abschlüsse für uns zu tätigen, was wir übrigens von Ihnen erwarteten, nein, weit mehr noch, es gelang Ihnen sogar — hierfür können Sie sich bei der in Ihrer Familie weit verbreiteten und bei Ihnen besonders ausgeprägten Arroganz bedanken — es gelang Ihnen sogar, unsere guten alten Kunden, eben mit Ihrer beispiellosen Arroganz, so zu verstimmen, daß diese uns Ihre eliten Pollen mit den denkbar lakonischsten Begleichschreiben zurücksandten, kurz: Sie haben die langjährige, mühsam geleistete Aufbauarbeit Ihres Vorgängers, des allzu früh verstorbenen Mr. Auburn in weniger als fünf Monaten völlig vernichtet.

Vertreter sein ist nicht Jedermanns Sache, es will gelernt sein, und die Anlage zu diesem schwierigen Berufe muß angeboren sein. Gute Vertreter kann man mit der Laterne suchen. Manche, denen es an Begabung mangelt, haben es durch unersättlichen Fleiß und Arbeit an sich selbst dennoch zu etwas gebracht.

Von Fleiß und Initiative konnte bei Ihnen jedoch nicht die Rede sein, und von Ihrer Begabung, das will heißen: von Ihrer mangelnden Begabung, zu sprechen — ja, dazu fehlen mir einfach die Worte. Sie sind so unbegabt, wie es irgend ein Mensch nur sein kann. Wenn zu Ihnen ein reicher Verrückter kommt und Sie händeringend um Aufnahme in unsere Mobilien- und Immobilien-Versicherung bittet, Ihnen die Prämie für 10 Jahre im voraus gleich mitbringt, Sie, Herr Fergusson — jawohl, wir konnten uns stets auf Sie verlassen — haben den Mann unverändert wieder abziehen lassen, ihm möglicherweise noch den Weg zur Konkurrenz gezeigt.

Man kann nicht sagen, daß die Spesen, die Sie gemacht haben, im umgekehrten Verhältnis zu Ihren Aufträgen standen, dies ist aus arithmetischen Gründen nicht möglich; denn dazu hätte es mindestens eines Auftrages bedurft. Selbst diesen einen, diesen einzigen Auftrag — sagen wir: einen Auftrag ehrenhalber — haben Sie sich und uns versetzt. Sie haben auf der ganzen Linie versagt.

Die Gesellschaft, an deren Spitze ich stehe, läßt es sich nicht nehmen, Ihnen für Ihre glänzenden Leistungen — oder auch wenn man will: Nichtleistungen — Ihren tiefst empfundenen Dank auszusprechen. Meine Herren, lachen Sie bitte nicht! Auch Ihr Zwischenruf, ich sollte meinen Spott nicht auf die Spitze treiben, ist glänzlich deplaciert! — Meine Herren, das, was ich sage ist mein heiligster Ernst. Daß Sie und ich, wir alle hier so ruhig, so wohlbezahlt, so gutsituiert hier



Aus einem Roman: „Ihr Blick traf ihn...“

sitzen, das verdanken wir niemand anderem als unserem lieben hochgeschätzten Mr. Fergusson! Ich habe hier feiner eine Dankeschuld abzutragen bei unserem hochverehrten Herrn Direktor Brunswick, der seinen Günstling Fergusson seiner Zeit gegen meinen Willen hier untergebracht hat. Herr Brunswick! Die Gesellschaft ist Ihnen heute dankbar dafür, daß Ihr Herr Fergusson — er ist wohl ein Verwandter von Ihnen? ja? — also daß Ihr Herr Fergusson, ach, was sage ich: unser Herr Fergusson, eine Niete war — eine Niete, die ihrgleichen suchen kann.

Es ist das unbestrittene Verdienst des Herrn Direktor Brunswick es über unsere entschledenen und energischste Ablehnung hinweg durchgesetzt zu haben, daß Sie, Herr Fergusson, Ihre Stellung bei uns antreten durften.

Meine Herren, der Ausfall an Aufträgen aus dem Bezirk Schanghai und die Löschung so zahlreicher Versicherungen unserer alten und ältesten Kunden des genannten Bezirkes sind einzig und allein das Verdienst Mr. Fergussons. Seinem Nachfolger ist es bis heute Gott sei Dank noch belümmelt nicht gelungen, auch nur einen Bruchteil dieses Ausfalls aus jenem Bezirk wieder aufzuholen.

Sie schütteln die Köpfe, meine Herren, weil ich sagte „Gott sei Dank“. Ja, meine Herren, auch ich gebe zu, daß es ungewöhnlich ist zu loben, was eigentlich zu tadeln, und zu tadeln, was normalerweise zu loben wäre.

Aber ist die Lage in Schanghai vielleicht normal? — Sie fragen, ob ich es sei? — Ich muß den Zwischenrufer zur Ordnung rufen! — Glauben Sie, ich sei kein Statistiker und Versicherungsmathematiker? — Meine Herren, wenn wir heute einen einigermaßen durchschnittlichen Auftragsbestand im Bezirk Schanghai hätten, dann wäre unsere Gesellschaft bankrott!

Ich gehe so weit zu behaupten, daß Mr. Fergusson mit seiner Unfähigkeit die Firma gerettet hat!

Es ist, mein hochverehrter Mr. Fergusson, eine ungemein seltsame Situation, in der sich unsere

Gesellschaft in dieser Stunde befindet. Aber sind Sie nicht, Mr. Fergusson, in Ihrem Glück zu betwundern? — Sie haben aus Ihrer Unfähigkeit das Beste gemacht, was daraus zu machen war: Geld! Die Gesellschaft erlaubt sich daher, Ihnen als kleines Zeichen Ihres Dankes diesen Schack über 10000 Dollars zu überreichen.“

Das Rundreisegeschenk

Von Bruno Manuel

Wenn man seine Wohnung wechselt, haben alle guten Freunde das Bedürfnis, einem eine Freude zu bereiten. Sie bringen nützliche Geschenke und der Beschenkte fällt von einer Begeisterung in die andere.

Arthur schenkte beim vorletzten Umzug eine Vase. Vasen sind dazu auserkoren, Umgezogenen überreich zu werden.

Als Arthur sie auf den Schreibtisch stellte brach der anstehender in eine Lobeshymne aus. Du riefst: „Gott, was für ein prächtiges Stück!“

Da tust es, obwohl du merktest, daß die Vase unmöglich in den Rahmen deiner Wohnung paßt. In deiner Wohnung dominieren grüne Töne. Die Vase war aber rot. Rot allein wäre nicht schlimm gewesen. Der Hersteller hatte sich aber darauf verstoßt, sie auch zu bemalen. Das machte sie unmöglich.

Du baust die Vase auf den Bücherschrank und segest zu dem Dienstmädchen: „Johanne“, sagtest du, „nehmen Sie die Vase recht oft herunter! Denn wenn du einen Gegenstand Johannes Sofortfing anempfehlst, konntest du versichert sein, daß er nicht lange lebte.“

Die Vase blieb am Leben. Es machte ihr nicht aus, daß Johanne sie täglich in die Hand nahm. Manchmal wusch Johanne sie sogar. Auch diese Gelegenheit ging an der Vase spurlos vorüber. „Johanne“, fragtest du schließlich, „was hab’

Sie gegen die Vase? Sie haben die geschliffene Karaffe fallen lassen und auch den Kopfhänger Kuchenteller. Warum nicht die Vase?"

In Johannes Gesicht sieht hektische Röte. Sie folgte ein Getöse. Da Johanna hatte die Vase schon wiederholt fallen lassen. Immer aber nur auf den dicken Teppich.

"So", sagtest du, "dann nehmen Sie bis auf weiteres den Teppich weg."

Johanna tat es. Die Vase blieb ganz. Du betrachtetest sie genauer. Sie konnte nicht entzwei gehen. Sie war zu dick. Du nahmst sie auf und stelltest sie in den Schrank.

Eines Tages zogen Bergers um und luden dich zur Wohnungswelke. Du machtest ihnen eine Freude und nahmst die Vase mit. "Gott! rief Berger, "was für ein prachtvolles Stück!"

Abends sang Berger zu seiner Frau: "Da schlage einer lang hin! Wie kommt der Mensch zu dieser Vase? Die haben wir doch vor zwei Jahren Schramms geschenkt."

Nun blieb die Vase längere Zeit verschollen. Du hast in den folgenden Jahren manche Wohnungswelke mitgenommen und alle Präsente genau betrachtet. Wenn du nur die Worte sagen hörtest: "Gott, was für ein prachtvolles Stück!", bist du hingelaufen, um es dir anzusehen. Die Vase war es nicht. Bergers haben sie anscheinend zertrümmert.

Vorigen Monat zogst du wieder um. Da kam Paula mit der Vase stellte sie auf den Schreibtisch und rühmte ihren Vater.

Du lächelst finster. "Paula", fragtest du, "seht wann verkehrt du mit Herrn Berger?"

Paula wurde böse. Sie schwor, keinen Herrn Berger zu kennen. "Paula", sagtest du mit Nachdruck, "mit kannst du es doch sagen."

Tags darauf kam Paulas Mann und verlangte, du möchtest dich entschuldigen. Und falls du es wissen willst: die Vase stammt von einer Familie Weniger. Wenigers haben sie Paula mitgebracht. Nun steht sie wieder im Schrank und wartet.

(O Nucke)



Lieber Simplificissimus

"Weißt du was, Papa?", sagt Vater Hans, vom Telefon zurückkehrend, "Ich habe eine Idee: Laß Tante Kornelia doch auf deine Kosten den Blindramp herausnehmen — mit dem kann Erna nachher wenigstens nichts anfangen!"

Vor seiner besseren Hälfte hat Ladislaus einen Höllenspekt.

Deshalb hat er es auch nicht gewagt, die reizende Kleine, die ihm schon so lange gefiel, auf der Straße anzusprechen, sondern hat sich — man muß der Liebe Opfer bringen — entschlossen, in dem Schutzhause, wo sie Verkäuferin ist, ein Paar Schuhe zu kaufen.

Zwischen gelben, braunen, schwarzen, Lack- und Wildlederschuhen flüstert Ladislaus der entzückenden Kleinen alles das ins Ohr, was ihr zu sagen er sich schon längst vorgenommen hat, spielt den unabhängigen Don Juan und legt sich scharf ins Zeug.

"Also, liebes Fräulein, morgen abend, wenn Sie Zeit haben? ... Bleibst du dabei?"

"Ja", nickt die Kleine hoch erlösend, "... und, bitte, den rechten Schuh auszuwählen!"

"Für Sie alles!" flötet Ladislaus, das Schuhband lösend und aus dem Schuh schlüpfend. "Gehen Sie lieber ins Kino oder ins Theater?"

"Was — was?" verstört die Kleine mit einem empörten Blick auf Ladislaus zerstückte Strümpfe. "Ja — ja, was fällt denn Ihnen ein!"

Glauben Sie denn, daß ich mit einem verheirateten Mann abende? ... Herr Müller, bedienen Sie den Herrn!"

H. K. B.

Fräulein Elly ist Verkäuferin in einem Papierwarengeschäft. Sie hat einen neuen Freund, mit dem sie ein entzückendes Wochenende verlobte. Noch am Montag im Geschäft ist sie ganz glücklich. Da erscheint ein Kunde und verlangt eine Rolle Toilettepapier. Elly ist noch ganz abwesend, schreckt auf und fragt: "Linnet, bitte!"

HOHNER
10 Mark
Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Rat-Haar-Haut
Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Zauber
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

LEST DIE „MÜNCHNER ILLUSTRIERTE PRESSE“

LINDBERG
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Briefmarken
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Paul Ondusch
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Beim WSO
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Für Männer
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

DISKON
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Neue Kraft
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Gratist
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Sommersprossen
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Kraft
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Umsens!
Karte
wegen 100 V.
Gratist, alle
Angehörigen
Freigelegt

Einer unter Hunderttausend

Von Hans Hinkel

Dans Dinkel — einer aus den ersten Pionieren der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung — berichtet in diesem Buch von Selbstverleumdung. Als einer unter den ersten tausend Nationalsozialisten überläßt er Opfer und Kampf der brüderlichen Freiheitsbewegung. Er ist ein Mann, der sich nicht nur für die Freiheit der Deutschen, sondern für die Freiheit aller Völker einsetzt. Er ist ein Mann, der sich nicht nur für die Freiheit der Deutschen, sondern für die Freiheit aller Völker einsetzt. Er ist ein Mann, der sich nicht nur für die Freiheit der Deutschen, sondern für die Freiheit aller Völker einsetzt.

VERLAG K. N. O. R. R. H. I. E. M. U. N. C. H. E. N.



Der Läufer rast schnell wie ein Floh:
Jüngst brauchte er neun Komma zwei
Sekunden noch für hundert Meter.
Dies war Rekord. Doch heute steht er
Bereits nun auf neun Komma eins,
Und dank der Sprungkraft des Gebeins
Der kühnen Sprinter null erreicht.
Bei jedem Start zu guter Stunde
Bröckelt ein Zehntel der Sekunde
Ab vom Rekord, der grad noch gall.
So geht das ohne Aufenthalt.
Was sind schon bei Minuten-Zahlen
So 'n paar Sekunden-Dezimalen?
Bis zu dem Fest in Tokio
Sind es vielleicht acht Komma zwei.

So geht das denn noch weiter fort
Zu immer stolzerem Rekord:
Sechs Komma fünf, vier Komma zwei,
Drei Komma acht, eins Komma drei...

Und eines Tages, ei der Daus.

Da ist es mit der Stoppuhr aus:
Für hundert Meter braucht der Mann
Null Komma Null Sekunden dann...

Und nunmehr wird der Fall erst toll,
Unheimlich und geheimnisvoll.
Denn wer in einem Nichts von Zeit
Läuft seine hundert Meter weit,
Der muß ja, das sieht jeder ein,
Gleichzeitig an zwei Punkten sein.
Und so geht ein Naturgesetz
Der — acht! — Metaphysik ins Netz:
Denn Raum und Zeit sind — siehe oben —
Damit ja faktisch aufgehoben.
Was hätte wohl mein lieber Freund
Immanuel Kant dazu gemeint...?

Doch nur der dumbe Laie glaubt,
Der Nullpunkt sei nun überhaupt
Der Läuferleistung letzter Schluß —
Ach nein: ein Minus folgt dem plus.
Denn das Gesetz der Arithmetik
Ist jenseits auch des Nullpunkts tätigt.

So setzt sich fort das tolle Spiel:
Der Läufer rast zu seinem Ziel
In minus zwei Sekunden schier,
In minus drei, in minus vier,
In minus sieben Komma zwei —
Ad infinitum weiter so...

So trägt der Sportsmann je nachdem
Ein philosophisches Problem
(„Peripatetisch“ sozusagen)
Mit sich herum, so daß wir fragen:
Ist Raum und Zeit vielleicht doch nur
Ein Spukgebilde der Natur.
Wenn — zahn wir — im Futurum steckt
Zugleich schon das Plusquamperfekt?
Der laufen wird, war lang schon fort —
So macht uns also nun der Sport
In klarer Logik Zauberei
Von Kants Kategorien frei...!

Geschlossen sei mit solchem Wort
Das Hohelied vom Meta-Sport...
Wendelin Ueberzmercl

UHROLOGIE

Von Dirks Paulun

Den ganzen Winter über kam es nicht auf die Minute an. Selbst wenn man gewußt hätte, wieviel Uhr es eigentlich jeweils genau war — ob man sich beim Stundenschlag auf den Weg machte, fünf oder zehn Minuten davor, fünf oder zehn Minuten nachher —, rennen war auf alle Fälle ratsam. Man durfte immer hoffen, den vorherigen Autobus mit erheblicher Verspätung zu erreichen, oder auch den verführten nächsten, der schon anrollte, um bei Schnee und Glätte rechtzeitig zur Umsteigestelle zu gelangen, endlich aber war es auch nicht ausgeschlossen, daß einer gerade rechtzeitig kam.

Jetzt fahren sie wieder pünktlicher. Es lohnt sich, seine Uhren zu stellen. Allabendlich bestimmen wir die Normalzeit aus den Anzeigen unserer drei hübschen, geschmackvoll über die Räume verteilten Reisewecker, indem wir das geometrische Mittel errechnen. Auf die Schläge der nahen Kirchturnuhr ist kein rechter Verlaß. Wir wissen zwar, daß sie Montags vorgeht, daß sie gegen Ende der Woche immer weiter hinter der Jetztzeit zurückbleibt, aber wann und nach welchem System sie gestellt wird und mit welchem Wachstum des Abstandes wir zu rechnen haben, das hatten wir bis gestern nicht herausgeklügelt. Gestern aber mußte ich in aller Herrgottsfrühe, schon um halb elf, in die Stadt. Zufällig hatte ich beim Kaffee-Glockenläuten und den Zehnhu-

stundenschlag von der Kirche gehört. Unsere Uhren stimmten genau damit überein. Aber als ich vor die Haustür trat, tönten drei wichtige Schläge an mein Ohr. Der Bus sollte 10.41 gehen — gegangen sein. Fast hätte ich mein wichtiges Vorhaben aufgegeben. Glücklicherweise verließ mich die Hoffnung nicht; ich rannte wie ein Windsturm zum Haltestelle. Nach langen Minuten traf auch der Bus dort ein. „Ihr kommt aber spät!“ sagte ich zum Schaffner. „Genau richtig!“ sagte er und zeigte mir die Taschenuhr. „Aber die Kirche...“ begann ich. Er aber sah mich mitlaidig an und fragte: „Wie lange wohnst du schon hier?“ — Weißt du nicht, daß der Pastor sich jeden Sonntag zehn Minuten von der Predigt absperrt?



Vom Fest kehrt' ich heim
— o wie schwer war mein Sinn!
Am Rand eines Brunnens,
und da setzt' ich mich hin'.

So klar floss sein Wasser,
Ich wusch das Gesicht.
Mit den Blättern der Eiche,
da trocknet' ich mich.

Hoch oben im Gipfel
flang der Nachtigall Lied.
Ach sing Vogel, sing,
halt ein frohes Gemüt!

Ich — hab' keines mehr,
und das Herz drückt's mir ab
um ein Rosenknosplein,
das zu früh ich vergab.

Ich wollt', daß das Röslein
am Strauche noch hing',
und der Rosenrauch wär' noch
ein ungepflanzt' Ding!

Und die ganze, ganze Welt
müßt' erschaffen erst wern!
Und mein Liebster, der müßt' mich
erst liebhaben lern'!



„Darf ich den Damen meinen Schirm anbieten?“ — „Sehr
liebenswürdig! Wir schicken ihn morgen wieder zu!“

Alles verstehen heißt alles verzeihen

Von Helmut Kindler

Der Kalendermacher war nach dem Nachmittagskaffee etwas eingenickt. Menschen mit gutem Gewissen schlafen gut. Menschen mit gar keinem Gewissen schlafen noch besser. Der Kalendermacher schlief ganz ausgezeichnet. Da klopfte es zaghaft und bescheiden an seine Tür, und herein trat ein Mann. Beim ersten Blick schien er schon neunzig zu sein, beim zweiten sah man hingegen, daß er höchstens vierzig und nur von Kummer und Gram tief gebeugt war. „Verzeihen Sie“, hub er an, „Ich bin Ihr Nachbar, ferner der Leser Ihrer Kalender. Nun gut. Ich habe es verstanden, daß meine Frau das Wirtschaftsgeld zur Schneiderin trägt, daß meine Kinder Schulden machen und üblen Lebenswandel treiben, daß meine Freunde mich anpumpen, wie nur Verdurstende in der Wüste einen Brunnen anpumpen. Ich habe das

alles menschlich verstanden. Aber sagen Sie mir, wie soll das weitergehen?“ Er rang die Hände und weinte bitterlich.

„Augenblick!“, sagte der Kalendermacher, denn er hörte gerade seine Tochter aus dem Kino kommen, wohin sie nicht gehen sollte. Ohne ihre komplizierte Erklärung abzuwarten, gab er ihr zwei Ohrfeigen, daß der Ruß im Schornstein aufwirbelte. Dabei merkte der Mann, daß sein zwölfjähriger Sohn heimlich Zigaretten rauchte, und unverzüglich zog er ihn über den Tisch. Als er dabei zum Fenster hinausschaute, sah er einen Fremden in der Krone seines Apfelbaumes, holte ihn sofort herunter, zog ihn dreimal durch die Gartenhecke, ohne Erläuterungen anzuhören, und warf die Überreste über die Mauer. Dann kehrte er in das Zimmer zurück. Sein Besucher war aber verschwunden.

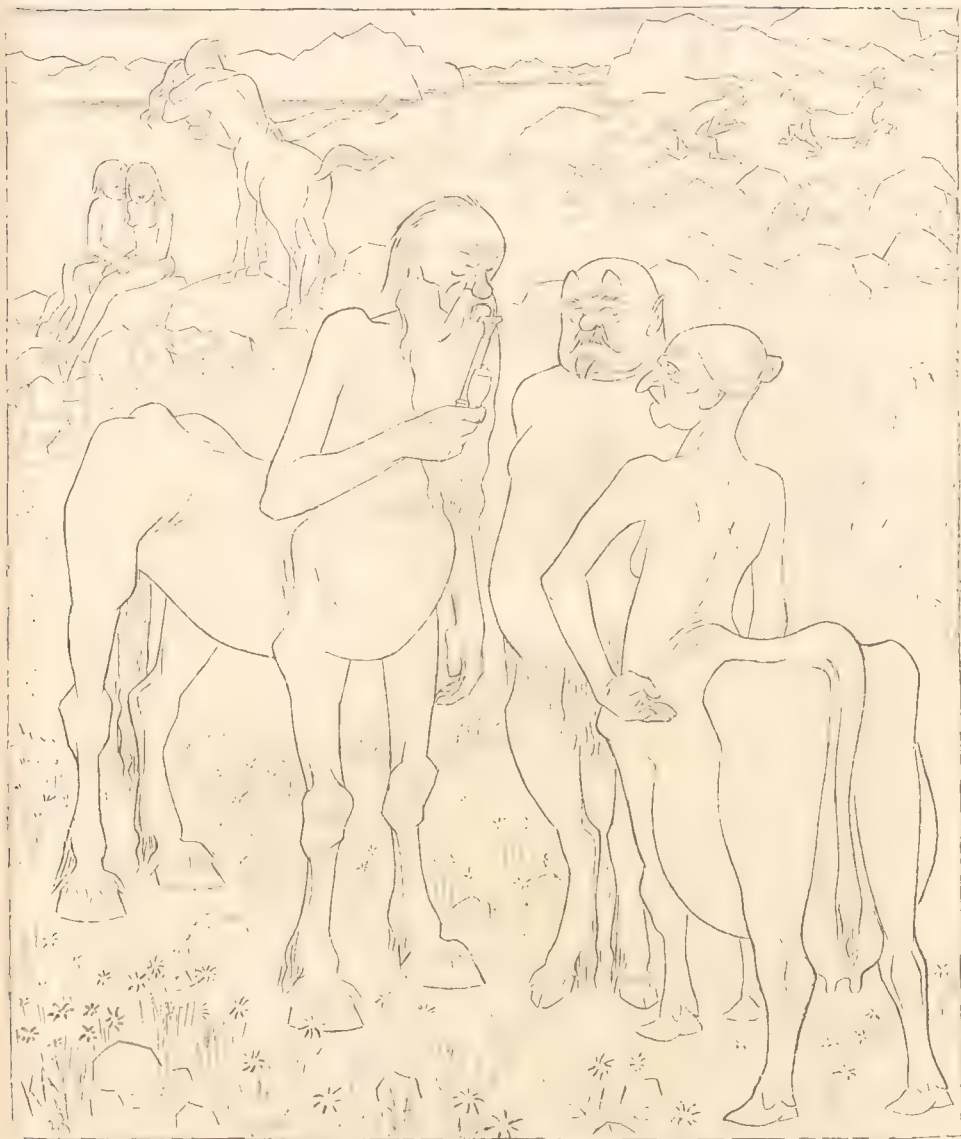
Obwohl der Kalendermacher seinen Schlaf nachholen wollte, kam er doch nicht zur rechten Ruhe. Aus dem Hause seines Nachbarn kleng Wehgeschrei, und von Zeit zu Zeit flog dort ein guter Freund zur Tür oder eine Schneiderinnenrechnung zum Fenster hinaus, und auch die Söhne des Nachbarn schlenken gar nicht wohlhat zu sein. Endlich kehrte Ruhe ein, und gerade wollte der

Kalendermacher seinen Schlummer nachholen, als sein Nachbar ins Zimmer stürzte. Der Mann schlief ganz außer sich. In der Rechten hielt er einen dampfenden Rohrstock. „Mann“, brüllte er, „Ich habe vorhin mitangesehen, wie Sie Jene behandelten, die Ihre Ruhe stören. Ich Narr aber habe jahrelang Ihre Kalendersprüche geschluckt, wie richtiges Fleisch. Die Muskulatur meiner Seele litt darunter. Ich Narr habe verziehen, wenn die andern mich auszunutzen verstanden! Ich vergreife vor der Zeit, während die andern frecher und fülliger wurden. Und wer hatte daran andere Schuld als Sie? Herr, Ich bin nunmehr überzeugt, daß der damals verbotene Apfel in einen Kalenderspruch eingewickelt war! Diese Bombensprüche haben unser Mark aus den Knochen gesogen und das Heiligste, was wir haben: den großen Zorn und die streitbare Kraft gegen alles Rücksichtslose und Selbstsüchtige!“

Nachdem er so gebrüllt hatte, zog er eine Pistole, die mit einer Papierkugel geladen war, nämlich mit dem Kalenderspruch „Alles verstehen heißt alles verzeihen“. Der Kalendermacher stürzte ins ohnmächtigen Schlaf. Sein Haupt ruhte dabei auf einem Kalender mit dem Vermerk: Wer schläft, der sündigt nicht.

Oh, diese Gestrigen!

(Karl Arnold)



„A Schand, wie si' d' heutige Jugend aufführt, a so wos hat's früher do net geb'n!“
„J woaß net, Frau Wimmerl, vielleicht können mir uns nimmer erinnern.“



„So, Johann, jetzt fahren Sie mich noch zum Friseur!“
„Bleiben gnädige Frau da wieder übers Abendessen?“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Geständnisse

(A. Heugensteadt)



„Hat dein Freund eigentlich eine Freundin?“ — „Na, erlaube mal, sowas täte der nie!“



Bei der Kunstauktion

Ich war bei einer Kunstauktion. Alle gehen jetzt in Kunstauktionen, weil sie dort die Teller und Krüge für das Bauernzimmer kaufen oder eine alte Truhe oder einen Landknechtspieß oder das Gotische oder die Barockengel, denen immer einige Wolken hinten dran kleben. Von alter Volkskunst wollen wir erst gar nicht reden, sie kommt in die Vitrine und zeugt dort vom Kunstverständnis ihres Besitzers, davon zeugt sie hinter Glas.

Also, dem allem wollte ich mich nicht entziehen, obwohl ich noch immer kein Bauernzimmer besitze, aber ich bin schließlich ein Sohn meiner Zeit oder doch wenigstens ein Neffe.

Bei der Kunstauktion ist es wie bei einem Konzert, man sitzt auf Stühlen und es wird nicht dunkel gemacht. Vorne ist die Kunst und der Tisch mit den Früheleins, die alles genau aufschreiben. Die sehen uns an und wir sehen sie an, wodurch jeder ein Schauspiel hat, aber ich glaube, daß wir im Parkett amüsanter sind.

Wie in jedem Drama geht's auch hier um Haß und Liebe, bei der Auktion um Liebe zur Kunst und um Haß, oder wollen wir lieber sagen um Abneigung gegeneinander. Wie soll ich auch schließlich den lieben, der gleich zehn Mark höher bietet als ich, weil er die Kunst um zehn Mark mehr liebt ist ja ganz menschlich!

Also vorne steht ein Herr, der immer sagt, was es ist, ob es was Gotisches ist oder etwas aus der Renaissance, oder Niederdeutsch oder Louis Philipp oder nur aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Man will doch wissen, auf was man bietet. Später aber möchte man sagen können: „Schau mal, die reizende Biskuitfigur auf Alabastersockel in Bronzefassung der Zeit, vermutlich Deuxième Empire, habe ich da kürzlich erworben.“ Na, da staunen die anderen, weil man das alles beherrscht. Wenn man es nicht wüßte, wär's halt nur eine nackte Dame aus Porzellan, aber Biskuit und Bronzefassung und sogar zweites Kaiserreich,

ja meine Lieben, das hebt einen und so was gehört auf die Barockkommode

Wenn der Herr da vorne alles gesagt hat, sind wir dran, und wir lassen uns nicht lumpen und rufen Preise, einen immer höher als den anderen. Währenddessen wird die Kunst herumgezeigt, und die Kenner nehmen sie in die Hand und besehen sie sich, natürlich nicht so, wie man sich sonst was besieht, sondern von unten und von der Rückseite oder sie betrachten genau eine Stelle, die jedem anderen ganz unwesentlich erscheinen würde; denn nur an einer solchen Stelle erkennt's der Kunstkenner. Dann nennen sie einen höheren Preis oder winken ab, weil es doch kein echter Louis Philipp ist, wie die abgeplattete Stelle rechts oben unverkennbar zeigt.

Wenn das Stück zu einer respektablen Summe zugeschlagen wird, sagen wir ganz leise vor uns hin, so daß es alle Umsitzenden hören: „Geradezu geschenkt!“, und dann wissen alle, daß wir viel von der Sache verstehen und sie bieten mit, wenn wir bieten.

Tja, so was muß man alles wissen, und ich habe es mir vorher genau sagen lassen. Deshalb habe ich mir auch etwas Barockes erstelgert. Das Barocke ist aus Eisen, blicthen verrostet, aber doch sehr barock. Man erkennt es am Dekor, wissen Sie so, wie ältere gebogene Stuhlbeine Na, Sie werden doch Barock kennen, sieht man ja auf den ersten Blick.

Es hat einen schweren Kampf gekostet, bis ich es bekommen habe. Ich hatte einen Gegner, der ging immer mit mir mit. Zuerst nahm ich an, er wisse, was für ein Gegenstand es sei, denn ich hielt ihn für einen Kenner. Hinterher aber hat er mich gefragt, zuwas das eiserne Ding ist. Da habe ich es ihm aber gesagt, es sei un zweifelhaft Barock. „Hob ich mir's doch gedacht“, hat er erwidert, „auf jeden Fall, geradezu geschenkt.“ Es ist das erste Stück meiner vermutlich späterhin sehr ausgedehnten Barocksammlung unerklärlicher Gegenstände. Man soll sich als Sammler immer spezialisieren.

Foltzick

Lehrreicher Maispaziergang

Von Katatöskr

Aus den Händen des Frisörs,
ledig aller Sorgen,
füh' umflutet von Odörs,
„glei' ich in den Morgen.

Busch und Baum sind grün belaubt,
Blütenkerzen brennen.
Galter gaukeln mir ums Haupt,
weil sie mich verfehlen.

Alber bald spricht sich's herum
bei den Papilionen:
„Dieses Individuum
dürfte sich nicht lohnen!

Wer bloß aromatisch riecht
und nicht Nektar spendet,
ist ein inhaltsloser Wicht
und wird nicht verwendet.“

— Holde Mädchen, junge Herrn,
zieht die Konsequenzen:
ein solider Defensker
muß den Duft erlangen!

Das Ergebnis

(Erich Schilling)



„Und hier, Genosse Dimitroff, bringen wir dir zur Erinnerung den letzten Rest spanischer Erde, der treu zu Moskau hält!“

Der Held

Agathon hat mit seinen Bräuten Pech

Kaum hat er mit einer angebandelt, wird sie ihm auch schon weggeschnappt. Und dieserhalben kann er in maßlose Wut geraten. Ganz abgesehen davon, daß er, trotz seiner allgemeinen Körperschwäche, ein aufgelegter Muskelprotz ist.

Unlängst kam er — er war mehr als drei Monate von der Bildfläche verschwunden gewesen — ein wenig bleich zwar, aber sonst der alte, auf der

Straße auf mich zu und warf sich in die Brust:

„Du, dem Kerl hab ich's gegeben!“

„Was für einem Kerl?“ fragte ich verwundert.

„Ne, dem Hiblinger Max... Die Fritzl hat er mir weggeschnappt!“

„So, so“, versetzte ich ausweichend, denn der Hiblinger Max ist Präses des Amateurrathienklubs des zehnten Wiener Gemeindebezirks und ein stadtbekannter Raufbold, an dessen Bekanntheit mir nichts liegt, „mit dem hast du dich eingelassen... Wer das nicht unvorsichtig von dir?“

„Unvorsichtig!“ wölkte Agathon seine Hühnerbrust. „Diesmal hat er genug, der Lump, der elendige. In Zukunft wird er sich's vergehen lassen, in anderen Gärten spazieren zu gehen... Ich hab ihm eine hineingeht!“

„Du?... Du hast nicht draufgezählt?“ staunte ich „ich?“ Agathon wuchs förmlich vor meinen Augen. „Er hat draufgezählt... Und wie er draufgezählt hat... Drei Monate Spitalskosten hat er mir ersetzen müssen und tausend Schilling Schmerzensgeld dazu!“

H. K. B.



„Am Kopf ist Sommer, an den Beinen ist Winter, na, und für den Frühling wird sich auch noch was finden lassen!“

Über zwei Monate waren Elvira und ich verlobt — da begann sie plötzlich ein auffälliges Interesse für Hansen zu zeigen.

Er war schändlich von ihr, ich verstehe nicht, wie sie an Hansen Gefallen finden konnte. Er konnte sich bestimmt nicht mit mir vergleichen. Ich hielt es anfangs auch für eine augenblickliche Laune Elviras, die rasch vorübergehen würde.

Aber da hinterbrachte mir ein zuverlässiger Freund, er habe es mit eigenen Augen gesehen, wie Hansen Elvira küßte. Das war der Tropfen, der das Maß schließlich überlaufen ließ. Ich durfte mich nicht länger nerren lassen: Es mußte Schluß gemacht werden.

Enfrüstet setzte ich mich hin und schrieb einen Brief an Elvira.

In dieser Nacht schlief ich unruhig und träumte von einem leckeren Hammelbraten, doch als ich den ersten Bissen an den Mund führte, kam ein Mann namens Hansen auf mich zu und nahm mir ihn weg, wobei ich gleichzeitig das unbehagliche Gefühl hatte, nicht allein im Bette zu sein; ich machte Jagd auf gewisse kleine Tiere.

Ich schlug im Traum buche nach.

„Küsse gefangen — viel Geld zu erwarten ... stand dort.

Sonderbar, dachte ich, denn ich spiele nur Klavier, was aber wenig gewinnbringend zu sein pflegt; denn neulich bekam ich sogar ein Strafmandat wegen ruhestörenden Lärms.

Doch spottete man nicht über Träume!

Denn an diesem Morgen begegnete ich auf der Straße Frau Andersson, der Lotterieleinehmerin, und gemeinsamen Bekannten von Elvira und mir. Sie hielt mich an, und ich sah es an ihrem Gesicht, daß etwas Besonderes vorgefallen war. „Sie sind ein wahrer Pamillus des Glücks!“ rief sie aus.

„Ein Pam ...?“

„Ich meine, daß Sie den Vogel abgeschossen haben.“

„Ich einen Vogel abgeschossen? Ich wüßte wirklich nicht!“, antwortete ich verwundert.

„Ja, wissen Sie denn noch nicht“, unterbreche mich Frau Andersson temperamentvoll, „eigentlich bin ich zur strengsten Diskretion verpflichtet, aber Sie erfahren es ja sowieso — daß Frau Schwartzmeier das große Los gewonnen hat!“

Frau Schwartzmeier war Witwe. Sie war alt und gebrechlich, und Elvira war ihr einziges Kind.

Das kam mir erst jetzt voll zum Bewußtsein; ich begann auch auf einmal Mitleid für Elvira zu spüren. Vielleicht war ich zu hart und heftig zu ihr gewesen. Die Sache mit Hansen war gewiß nur eine Unbedachtsamkeit, ich war ihr bestimmt mehr wert als er! Und ich bereute, ihr den unglückseligen Brief geschickt zu haben.

Nun hatte sie ihn sicherlich schon gelesen, die Arme.

Ich sah nach der Uhr. Es war noch ziemlich früh. Zudem kam die Post da draußen, wo Elvira wohnte, stets reichlich spät. Vielleicht floß die Situation sich noch retten, wenn ich belächelte.

Witwe Schwartzmeier öffnete. Sie war gerade aufstehend. Der Empfang war recht herzlich, der Brief war also noch nicht eingegangen. Es verzündete die Damen offensichtlich, mich so früh

bei ihnen zu sehen. Die verzehrende Sehnsucht nach Elvira hatte mich geirrieben, versicherte ich. Sonderbarerweise verlor Witwe Schwartzmeier nicht ein Wort wegen des Lotteriegewinns, erwartete ich doch, daß sie selbst davon beginnen würde, denn ich wollte weder Frau Andersson veraten, noch in den Verdacht kommen, nur des Geldes wegen gekommen zu sein.

Die Damen baten mich, zu warten, bis sie mit dem Ankleiden fertig seien. Ich nahm in der Diele Platz und behielt den Briefschlitz im Auge. Ich mußte den verheulenen Brief unbedingt wiederbekommen, sonst war alles verloren. Jeden Moment konnte der Briefträger erscheinen. „Hör, Elvira!“, rief ich darum, „der Läufer liegt nicht gut, er wirft Falten. Ich werde ihn an den Kanten festnageln.“

Davon wollte Frau Schwartzmeier jedoch nichts wissen und meinte, daß dies Sache des Tapezierers sei. Ich mußte um diese Gunst geradezu betteln.

Ich nahm Hammer und Nägel zur Hand und begann zu arbeiten. Bedächtig schlug ich Nägel um Nagel ein. Zum Kuckuck, wo bleibt die Post heute! Sie kam und kam nicht.

Eine Stunde etwa beschäftigte ich mich in dieser Weise, da vernahm ich plötzlich Schritte auf dem Treppenhof. Doch im gleichen Augenblick kam Elvira und fragte, ob sie mir helfen könnte. Ich dankte. Die Schritte draußen näherten sich, ich mußte Elvira auf der Stelle los werden.

Jetzt machten die Schritte vor der Türe halt, und es fingerte jemand an der Brieföffnung herum. „Hol mir rasch die Kniefzange!“, rief ich in meiner Not Elvira zu, und erleichtert aufatmend sah ich sie verschwinden. Da fiel der Brief durch den Schlitz.

Ich stürzte darauf los. Doch es war kein Brief, sondern bloß das Reklameheft einer Wäscherei. Enttäuscht ging ich wieder an die Arbeit und stellte erst jetzt fest, daß ich den Brief schief aufgenagelt hatte. Daraufhin zog ich alle Nägel wieder heraus und begann abermals. Wo mochte

bloß der vermaledeite Brief stecken? Als ich endlich mit dem Läufer fertig war, fand ich, daß die Türbeschläge zu putzen waren. Darauf die ich die Türe aus und begann, die Kleiderhaken fester zu schrauben.

„Elvira bekommt wirklich einen Mustergatten“, lobte Frau Schwartzmeier.

Aber der Brief war noch immer nicht da, obgleich bereits zwei Stunden verstrichen waren und der Briefträger längst hätte da sein müssen.

„Nun mache endlich Schluß mit der Arbeit und komm frühstücken“, mahnte Elvira und nötigte mich in die Stube.

„Puh hal!“ stöhnte ich und faßte in die Taschen nach dem Taschentuch, um mir den Schweiß von der Stirne zu trocknen, als meine Hand etwas anderes zu greifen bekam. Was mochte es sein? Ich zog es heraus. Es war ein Brief! „Frühe! Elvira Schwartzmeier!“ stand darauf. Jetzt war mir auf einmal alles klar: Ich hatte gestern abend einfach vergessen, ihn in den Briefkasten zu werfen. Schleunigst ließ ich ihn wieder in der Tasche verschwinden.

Elvira hatte es gesehen. „Was war das?“ fragte sie neugierig. „Nichts Besonderes, Liebling“, versuchte ich einzulenzeln. „Wollen wir nicht lieber frühstücken.“

„Erst will ich den Brief sehen!“, bestand Elvira. Mit allen Mitteln versuchte ich, sie davon abzu- bringen, indem ich immer wieder versicherte: „Es steht wirklich nichts darin, was dich interessieren könnte.“ In meiner Not griff ich schließlich nach der Zeitung und wandte mich Frau Schwartzmeier zu: „Die Zeitung, gnädige Frau. Heben Sie schon die Gewinnliste der Lotterie durchgesehen?“

„Danke, wozu! Ich spiele nicht in der Lotterie; noch nie in meinem Leben habe ich gespielt.“ Ich hatte in diesem Augenblick das Gefühl, als würde mir ein Eimer eiskalten Wassers über den Kopf geschüttet. Derart konnten Träume also lügen. Und erst recht Frau Andersson, diese Schnattergans ...

Ich wurde ärgerlich, denn auch Elviras eigen- sinnige Neugier irritierte mich, und zu guter Letzt verlor ich die Geduld.

„Bitte schön, wenn du es durchaus willst“, rief ich und warf den Brief auf den Tisch. „Bitte, nimm ihn und schere dich zum Blocksberg, mich siehst du jedenfalls nicht wieder.“

Auf der Treppe stieß ich mit Frau Andersson zusammen

„Na hören Sie mal, was haben Sie mir denn da für eine Enie aufgetischt, dazu in früher Morgen- stunde!“ brüllte ich sie an. „Nicht einen roten Heller hat Frau Schwartzmeier gewonnen. Sie spielt nicht einmal Lotterie!“

„Frau Schwartzmeier: Da haben Sie nicht richtig hingehört, junger Mann. Ich sagte: Frühe! Elvira Schwartzmeier hat das große Los gewonnen! Sie kaufte es in aller Heimlichkeit bei mir. Gott, welch ein Glück! Auch für Sie! Bitte schön, wenn Sie die offizielle Gewinnliste einsehen wollen. Doch ich muß jetzt weiter, muß die frohe Botschaft überbringen!“

In der Haustüre traf ich Hansen. Er tat sich wich- tig, dieser Gack. Puh, ich bin nicht neidisch. Geld allein macht nicht glücklich.

Südlige Nacht

Von Georg Schmörr

Der Mond erweckt das Meer zu heiteren Träumen,
Zuf Wellen taft sich sein Licht heran,
Der Wind löst unsere Gartenpforte an,
Dringt ein und böhlt mit den Zitronenbäumen.

Dann flingt er wieder draußen auf dem Meer,
Und gleriger die dunklen Ströten rauhen —
Erhördnen hält er ein, alle müßt er laußen,
Da wegt das Licht ihn jart verlodend her.

Das Spiel verliert noch lang um unser Haus,
Südt in die Zucht hinab auf dunkler Stufe,
Deryüdie Beuzer fletzen dort und Zufe,
Zuf Kiefern lößen weiße Leiber aus.

Gestutzte Schwingen

(Fr. Eilex)



LIEBE IM MAI

Eine widerstreitende Begebenheit
von Ernst Hoferichter

Der Frühling war aus dem Boden gekrochen wie eine Jungfrau aus ihrem Bett.

Die Welt überstürzte sich im Blühen und Brüten. Die Luft roch nach Toilettenseife und war weich und mild wie der Plüschüberzug eines Kanapees. Die Anlagenbänke und der Rosen des Stadtparks sahen frisch gestrichen aus. Die Beete wurden mit Margueriten betupft und die Gesichter der Mädchen mit Sommersprossen...

Frau Haslinger riß die Fenster ihrer Parterrewohnung wie einen Expreßbrief auf. Die Abendsonne, die auch Gedichte überflutet, warf sich ins Schlafzimmer und trocknete den Strohhut des Herrn Haslinger. Der imitierte Panama wurde heute, wie alle Jahre, mit Schwefelpulver und Zitronensaft gereinigt.

Nach dem Essen kam über die Frau Hast und Eile. Während sie noch den letzten Bissen Gurkensalat verkaute, trat sie vor den Spiegel und schmückte sich für die abendliche Malendacht.

Der Mann stellte die Waschkübel unter den Strahl der Wasserleitung. Aber Frau Haslinger sprach: „Josef, jetzt hab'n wir koe Zeit mehr...! D' Füß kannt as waschen, wann mir hoamkemme...!“ „...frisch getan is halb gewonnen!“ „Is all's recht... aber es hot scho' das zwote Mal glitten...!“

„...s Kragenknöpfel werd i mir doch noch einstecken derfo...?“

„...s letztmal bist as erst beim Ellenbeinern Turm mitten in d' Litelal einig'rumpelt...!“

„Laß ma d' Fenster offen — —?“

„Natürlich, daß recht guat riecht, bis ma hoamkemme, Indem do jetzt die Malennächte, net wahr — —?“

„Guat war's schon, wenn's da herin amal nach was andern duften tat als wie nach Apfelschnitz und Hühneraugeninktur...“ erwiderte er.

„... In dem Roman, den wo i jetzt lies, da hoß's, daß im sogenannten Altertum 's ganze Jahr die Luft mit Weihrauch und Ambrosi geschwängert war...“

„Ja mei“, vorm Kriag war alles anders — und für die paar hundert Marki, die du mitbracht hast, da kenn i dir koan ewigen Frühling und koane Rosenstich in d' Matratzen einbauen lassen — —“

Mit solchen Überlegungen gingen sie der Malendacht entgegen. Dort setzten sie sich unter die Statue des hl. Florian, der so tat, als wollte er seinen Kübel voll Wasser über die jungen Eheleute herabgießen. Diese Gebärde beunruhigte die Frau Haslinger derart, daß in ihr jede Strophe des Rosenkranzes wieder durch einen Fuß aus dem Kübel gelöscht wurde. Und das ging so weit, daß in ihrer Vorstellung der Heilige zu einem Feuerwehrmann wurde, der nur zu Löscharbeiten in der Kirche aufgestellt war.

Ähnliche Gedankenänge überfielen auch den Gemahl. Er dachte an sein verstaubtes Fußbad, das ihm näher schien — da er nun weiter davon entfernt war. Bald nahm der Heilige die Gestalt eines tropfenden Aussuges an — und er ertappte sich, wie er an ihm schon nach einer Stelle suchte, wo er aufreiben könnte, indes seine Ze-

hen wohlige und plätschernde Bewegungen voll führten...

Und die Malendacht wurde mehr Mal als An dacht — —

Zur gleichen Zeit ging der Kutscher der Venus molkeri mit seiner Annemarie durch die dämmrigen Gassen. Ihre Hand schwang in der seinen gleich dem Perpendikel einer Wanduhr. Sein Gummimantel spielte dazu unter der Achsel eine leise Musik...

„Siehst, Alisi, grad dein Charakter möcht i kenna...!“

„...woßst as ja a so, daß i a Stoanbock bin...?“

„Schau, aber da gibst's as solche und solchene — —“

„...was i sag'n wollt...? Is del der Herrschaft net fortig'fahrn — —?“

„Na... weil der Radio schreibt, daß a Wetter kimm — —“

„Nache geh ma' halt a bissel ins Pumpenholz...?“

„Wenn's doch da Radio eigens schreibt, daß a Wetter — —“

In diesem Augenblick waren die zwei unter dem offenen Parterrefenster von Haslingers Dreizimmerwohnung angekommen. Alois blieb stehen, überlegte — und tat so, als ob er auf den Puls schlag der offenen Räume horchen würde.

„Was is denn, Alisi...?“

„Heb di sied...! Hörst nix...?“ „Na...!“

„...dös kommt ma grad vor, als ob da drinn a Einbrecher umanenschleiche tat...?“

„Geh, jetzt hast wieder deine Hazulinatione...!“

„Pfleggrad, da is oaner drin...! Paß auf, da schaug'n ma ein...!“ sprach er und schwang sich schon aufs Fensterbrett, stieg über die Brüstung — und drinnen war er.

Sie folgte ihm besorgt wie ein Schatten. Denn wurde es still, so wußte eine Nacht im Mai dazu istands ist — —

Die Malendacht war aus. An den Kirchentüren floß der Duft des Weihrauches mit dem moosigen Geruch des Weihwassers zusammen.

Frau und Herr Haslinger traten in die lauwarmen Schwaden hinaus, die zwischen den Häuserwänden eingebettet lagen. Die Frau sog die Luft mit solcher Gier ein, daß die Nasenflügel geklirrt hätten, wenn sie aus Glas gewesen wären.

„...da wer i direkt demisch, so schön is dös...!“

Wie aus an Frisurläden weht's, wo's Haarschneiden a Marki kost'...!“

„...da mußt im Pumperhölzl drüben würlig sel, da blüht da Flieder...!“

„Josef, da schaug' ma no a bissel hin...?“

„Mir is all's würlig — —“

Und dort fanden sie eine Bank, auf die in gußeisernen Letten geschrieben stand „Nur für Erwachsene“.

Büsche umstanden sie wie Kulissen. Der Flieder hielt, was die Alisi vorausgesagt hatte. Er duftete, daß man's fast hören konnte. Frau Haslinger zerließ wie Margarine in der Pfanne. Der Öldruck „Eilenreigen“, der im Schlafzimmer über dem Schreibtisch hing, tanzte über den Goldrahmen hinaus, ihr nach — und blieb im Gebüsch wie ein Möckenschwamm stehen, ohne aber seine kolonialen Rhythmen einzustellen. Die hölzerne Bank wurde zum Himmelbett und die Nacht zum Tonfilm. Mitten im Mai wurde es ihr — wie einst im Mai...

Auch Josef empfand die Macht der blühenden Natur. In seinem Hirnkasten drehte sich ein Karsell. Der Name seines Unteroffiziers fiel ihm zusammen mit einer längst verlorenen Telefonnummer ein. Es war ihm, als ob er gleichzeitig ein Fußbad und das Einseifen beim Rasieren verspüren würde...

Endlich wurde alles um ihn her zu jenem Volks-

lied, in dem sie halb zog und er halb sank —
 Einen Steinwurf weit entfernt ging ein Paar vor-
 über. Der Kies knirschte wie eine Zementplatte.
 Ein Gummiantel raschelte als Pergamentpapier.
 Sie klebte an ihm wie eine Seidenmarke auf
 einer Ansichtskarte. Schief...!

...dös mit dem Einbrecher hab fein g'macht
 du Schwindler, du...!

...aber deshalb war's doch recht schön...
 ...eing'richt san d' Leit recht nett...!

...Hübsch möbliert — mit Reschpekt zu sagen...
 ...Siehst, Alisi, so müß ma's aa no kriag'n, wenn
 ma amal —

...Nix anders...! Und so a Bild'l muß aa her, auf
 dem die Wassermädel mit eahnerne Schleier
 tanzen...!

...Ja, dös Leit, dös wo a solche Wohnung hab'n, dös
 brauch'a koa Pumperhözl —

...Na, dös net...! Und wenn dös Bänk grad frisch
 g'strichen san, dann is dös solchene Leit sau-
 wurscht —

...Dös sag i aa —

Und das Paar ging vorüber. Der Kies knirschte
 noch eine Weile und der Gummiantel ver-
 raschelte...

Auf der Bank hauchte Frau Haslinger: ... So
 schön wie's da is...! Mei ganz Lieb' lang möcht'
 i in der freien Natur wohnen —

...Sehr richtig... da gab's koane Mieten und
 koa Gesrechnung und koane Möbel auf Abzah-
 lung —

...Aber kühl werd's jetzt, direkt kalt...!

...I sprü's aa...! Geh'n ma...!

...Am gemütlichsten is doch dahom...! Und
 wenn ma a Natur will, braucht ma ja nur d' Fenste
 offen lassen...!

(71. Nuckel)



Nach einem von dem Gesangsverein eines alt-
 bayerischen Städtchens veranstalteten Konzert,
 das infolge eines nicht überwältigenden Besuches
 auch finanziell nicht gerade ein Erfolg war, kommt
 es zwischen zwei Mitgliedern des Vereins zu
 einer disziplinären Meinungsverschiedenheit.
 „No, i moan, mir darf'n z'fried'n sei, wenn ma
 a's d' Defizit hat“, meint der eine.
 „Was ham mer?“ befragt der andere auf. „A De-
 fizit ham ma?!... An Druck ham ma! Draufzehl
 tean ma!“

„Danke nur“, kommt Mama von einem Besuch nach
 Hause, „denk nur, die kleine Ilse...“ Das Kind tut
 mir wirklich leid!“

„Was fehlt denn der Kleinen?“ fragt Papa.
 „Du liebe Zeit, es ist ja nicht gerade gefällig...
 Aber immerhin, man kann ja nie wissen...“ So
 etwas von Luftrohrkatarth ist noch nicht da-
 gewesen. Das rasselt, pflöft und rumort nur
 so...!

„Armes Kind!“ sagt Papa mitteilend, „man muß
 nachdenken, womit man der Kleinen eine Freude
 machen könnte!“

Lieber Simplicissimus

Etwas später sitzt die Familie traulich beisammen.
 Papa liest Zeitung, Mama beschäftigt sich mit
 einer Handarbeit, und als es gerade so richtig
 mühsenstill ist, passiert dem kleinen Willi ein
 Malheurchen

„Schweinbengell!“ schreit Papa, ein Donnerwetter
 loslassend, und Mama ruft empört:

„Willi...! Schämst du dich nicht, dös böser Jungel!“

Da schaut der kleine Willi die Zümmenden vor-
 wursvoll an und schluchzt, die liebe Weltordnung
 nicht verstehend:

„Ja — Ja — Immer die Mädels...! Ein kleiner
 Junge tut keinem Menschen leid, wenn er einen
 Luftrohrkatarth hat!“

*

Der Portier des blauen Kakadu geleistet Herrn
 Nlander auf die Straße. Er übergibt ihm einen
 Taxichauffeur. Der Taxichauffeur bietet Herrn
 Nlander in den Wagen. Der Wagen fährt davon
 Ziemlich schnell fährt er, einmal links, einmal
 rechts. Das Pflaster ist glatt und naß, der Wagen
 rutscht und schleudert, und plötzlich — schon ist
 das Unglück geschehen: Der Leternenpfad liegt
 auf dem Asphalt, der Wagen liegt, in fünfund-
 fünfzig Teilen, ebenfalls auf dem Asphalt, und
 auch der Chauffeur und Herr Nlander liegen auf
 dem Asphalt

Der erste, der sich ein wenig hochrappelt, ist
 der Chauffeur. Er kriecht auf Nlander zu, „Sie!“
 ruft er, „Sie!“

Herr Nlander stoßt einen unmutigen Ton aus
 greift in die Hosentasche, zieht sein Portemonnaie
 und fragt: „Kostet!“

Es gibt nur



Gräbier
 MÜNCHEN
 1. Extrakt, alkoholfrei, 100%ig
 2. Böhmer'sche Stärkungsmittel für Kranke,
 Schwache, Rekonvaleszenten und
 Frauen. Fragen Sie den Arzt!
 3. Magenkur: Zigar, Ciga, Stiefelbrot,
 Heilmittel, Bohnen, und Gummibrot
 4. Kleiner Pfeffer
 5. Gummibrot
 6. Gummibrot
 7. Gummibrot
 8. Gummibrot
 9. Gummibrot
 10. Gummibrot

GUMMI
 1. Gummibrot
 2. Gummibrot
 3. Gummibrot
 4. Gummibrot
 5. Gummibrot
 6. Gummibrot
 7. Gummibrot
 8. Gummibrot
 9. Gummibrot
 10. Gummibrot

Mensch u. Sonne

Gut bewahrt den russischen Auf-
 hebung mit Wiedererkennung des
 nackten Körpers, 96 herrliche Abbil-
 dungen. Preis RM. 4.20 und 200.
 Buchverlag „Lebendigkeit“ Berlin-
 Charlottenburg 5, Friedr. Karl Pl. 5

Sonnal
 9-15-18
 Nach dem Verschnitt, daher vor dem Gebrauch!
 Überall erhältlich
 0,10 mm

Rat
 Haar u. Haut
 1. Haar
 2. Haut
 3. Haar
 4. Haut
 5. Haar
 6. Haut
 7. Haar
 8. Haut
 9. Haar
 10. Haut

Jeden Tag Birkenwasser

Qualität Dralle Rosiercreme

Galiensteine

Gedächtnis

Sonnet

Kraft

O-X-Beine

Diskei

Umsonst

Kleiner Schreck in der Abendstunde...
 „Frau Kretz ist einfach toll — eben hat sie sich gewaschen, und
 als sie jetzt mit Simi-Special abschreibt, ist die Warte schwach!
 Da, dieses kleine Gesichtchen — wenn ich die beiden Abbil-
 dungen aus dem Forum und jetzt so für die grade noch überaus
 wichtige Hofhaltung. Die Wirkung ist als, meine, zarte, jugend-
 liche Teint. Keinen Abend sollte Simi-Special vergessen werden!“

Simi Special
 FL 801 17

Neue Kraft, Lebensfreude Graue Haare

Wirkstoffe, bewährte Hormone, machen alle Sie können diesen Silberfaden
 Spezial-Präparat, wenn Sie wieder die Jugendkraft verlieren, mit uns
 probieren. 100%ig, 100%ig, 100%ig, 100%ig, 100%ig, 100%ig, 100%ig, 100%ig, 100%ig, 100%ig

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

**Oberbayerische
 Volkslieder**

Eine Sammlung echter, urwüchsiger bayerischer Volkslieder, herausgegeben von Prof. Kurt Huber und Klem-
 Paul. Mit Noten für Gesang, Zither- oder Gitarrebegleitung und Zeichnungen von Eduard Thöny. „Jedem,
 der Freude an volkstümlicher Wesen, der Empfinden für die einfachen Regungen der Volkseele hat, wird
 bei diesen Liedern das Herz aufgehen.“ — schreibt die Zeitschrift „Der bayerische Sänger“. Zweite Auflage.
 Kartontiert RM. 1.60. In allen Buch- und Musikalienhandlungen! Verlag Knorr & Hirth München.

Die Gasmasken

© Gubroner



„Siehst du, Gisela, da hab' ich eine Gasmasken!“



„Es ist das neueste Modell!“



„Ich möcht' sie gleich mal probieren!“



„Was sagst du nun, Franz? Sehr fesch!“

An der Enz

[Wilhelm Schütz]





„Du, Max, ich glaube hier sind Ameisen!“ — „Unmöglich, diese hochbegabten Tiere bleiben bei der Kälte schön im Bau!“

KANAILLEN

„Mein Vater ist Bankdirektor“, sagte Trude, und ihre blauen Augen blickten klar und bestimmt, „aber du mußt mir versprechen, nicht weiter zu fragen und nicht weiter nachzuforschen.“

„Wenn dein Vater Bankdirektor ist“, lächelte er, „könnte er doch nichts gegen einen Schwieger- sohn einzuwenden haben, der in auskömmlichen Verhältnissen lebt, Volkswirtschaft und Jurisprudenz studiert hat und — zum mindesten — einen

prachtvollen Syndikus abgeben würde.“

„Hast du eine Ahnung von meinem Vater!“, seufzte sie. „Menschen, die Geld haben, lechzen nach Geld, nicht nach Volkswirtschaft und nicht nach Jurisprudenz.“

„Und was wäre da zu tun?“ fragte er.

„Die einzige Möglichkeit“, flüsterte sie, und jetzt blickten ihre Augen weich und versonnen, „heimlich heiraten!“

„Bis hierher und nicht weiter“, sagte Trude.

Sie küßten sich. Dann schritt sie die Kurfürsten-

allee hinunter. Er tat so, als ob er in eine Neben- straße einbog, blieb aber hinter einem Baum- stehen und sah, wie sie im Portal einer Luxusvilla verschwand. Einen Augenblick wartete er noch, dann ging er, leise pfeifend, davon.

Zehn Sekunden später verließ Trude das Portal der Luxusvilla und lief, was sie laufen konnte, um den letzten Autobus zu erreichen. Sie erreichte ihn, brachte den Palzmantel und die Handschuhe der Hauswirtin zurück und ging, jetzt langsam und Schritt für Schritt, hinauf in die Mansarde

VERLAG UND DRUCK: ENGBR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortliches Schriftföhrer: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schaefer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pig.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5,10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D.A. I. VJ. 38 17-32. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 20, Fernruf 1791, Postcheckkonto München 570. Erfüllungsort: München. Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Eberhard Morawa, Wien 1, Wollzeile 11.

Wenn der Vater mit dem Sohne –

(Karl Arnold)



„Emil! Du hast deine Augen immer dort, wo sie nicht hingehören!“

Er öffnete den Brief, der von der Auskunftei gekommen war. „Kurfürstendamm 14 wohnt Bankdirektor Korngeil“, las er, „einer der reichsten Männer der Stadt und als unbedingt solider Finanzier bekannt. Witwer, ein Sohn, eine Tochter...“ „Gott sei Dank“, murmelte er und steckte sich die letzte Zweieinhalbpfennig-Zigarette an. Sie öffnete den Brief, der von der Auskunftei gekommen war. „Zuletzt angestellt bei Gustav & Co., Monatsgehalt 90 Mark, jetzt ohne Beruf“, las sie. „gibt sich häufig als Dr. jur. aus. Lebt in trostlosen finanziellen Verhältnissen.“

Sie starrte den Brief an. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Ein Schluchzen schüttelte sie. „Was ist denn los?“ fragte Lisa, die Freundin. „Betrogen!“ sagte Trude, „ein Schwindler!“ „Ja, ja“, flüsterte Lisa, „die Männer sind —“ „Ich weiß“, schrie Trude und warf sich auf das Sofa, „Kenntlichen!“ Hans Liebau

*

Auch ein Standpunkt

Ein Landrat macht vor sieben Jahren eine Besichtigungsfahrt durch seinen Bezirk. Bei dieser

Gelegenheit kommt er auch in einen kleinen Ort, der sich dadurch auszeichnet, daß in ihm sehr viele alte Leute wohnen. Der Landrat läßt sich darüber entsprechend berichten und u. a. auch die älteste Einwohnerin, eine Frau von 93 Jahren, vorstellen. Der Landrat, selbst ein Mann von echtem Schrot und Korn, will die verlegene Alte in etwas burschikoser Weise begrüßen und meint: „93 Jahre sind Sie schon alt, da könnte ich doch Ihr Sohn sein.“ Daraufhin wird die Frau noch verlegener und meint kleinlaut-erschämt: „Das geht doch nicht, Herr Landrat, ich bin gar nicht verheiratet.“



„Das soll ein Taschentuch sein? Herr, das ist ein neues Bettlaken!“ — „Haben Sie 'ne Ahnung von meinem Schnupfen!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Diagnose

(E. Thöny)

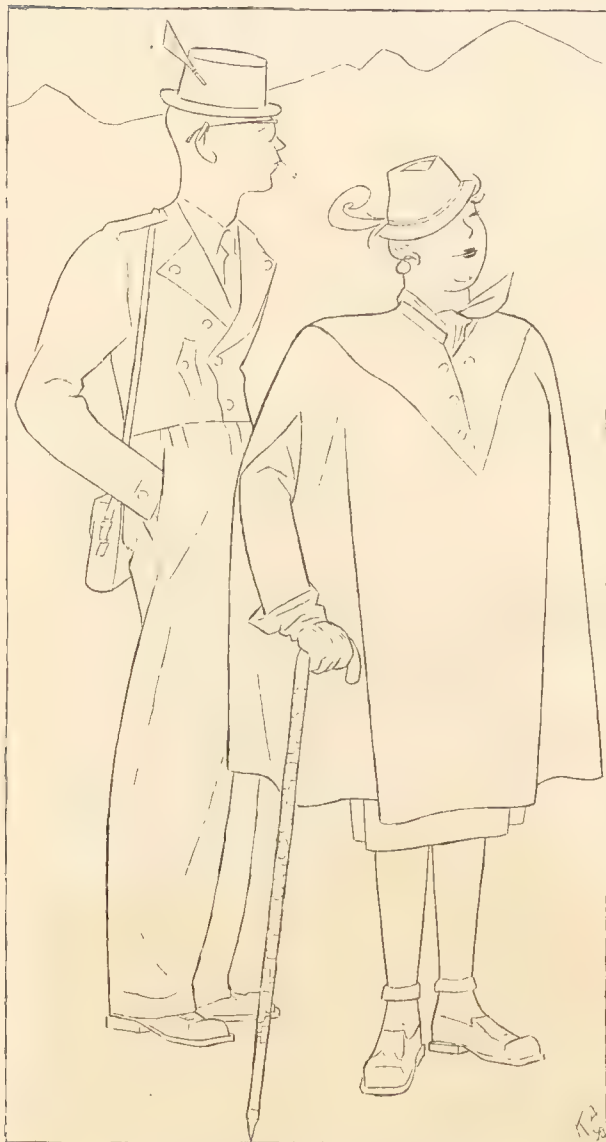


„Genosse Doktor, ich höre neuerdings immer Stimmen!“ — „Die Stimme des Gewissens ist bei dir ausgeschlossen. Väterchen Stalin, da kann es sich also nur um einen Schwarzsender handeln!“

Oh, du mein Berlin

(Kar. A. Holz)

Schließe beide Äuglein zu



„Irgendwie ham se an da hochdeutschen Aussprache jemerkt, det ma keene Östereicha sinn.“

Gestatten Sie, daß ich die Türe zu einigen Schlafzimmern öffne.

Da sehen wir Julius. Julius ist müde, er hat schon seit einer halben Stunde gegähnt, während er noch drüben im Wohnzimmer an dem Roman herumlas. Dann hat er das Buch kräftig und erlebnisgung zugeschlagen und gesagt, daß er jetzt gehe. Beieilen wir uns, wenn wir Julius noch erleben wollen, solange er unter den Wachen weilt. Das kann sich nämlich nur noch um ein paar Minuten handeln. Wir sind schon zu spät gekommen. Was an Julius stofflich war, hängt schon über dem Stuhl an seinem Bett. Eine minuten rauchts und gurgelts im Badezimmer katakterartig. Strudelnd nimmt Julius Abschied von diesem Tage. Das Licht aus, er haut sich hin. Ich will nicht gerade sagen, daß er schon während des Hinlegens schläft, aber kaum ist er in der Wasgerechten angelangt, verkünden knurrende und pustende Atemzüge seinen Miß, Ober- und Unterwachen, daß hier ein Mensch hörbar ausruht.

Papst schläft, und Emilens sanft geauchtes „Gutenacht“ ist ein Blindgänger. Ich habe nicht den Eindruck, daß Englein sein dröhnendes Entschlummern betreuen. Er hat es auch nicht nötig, er ist Selbstversorger im Schlaf.

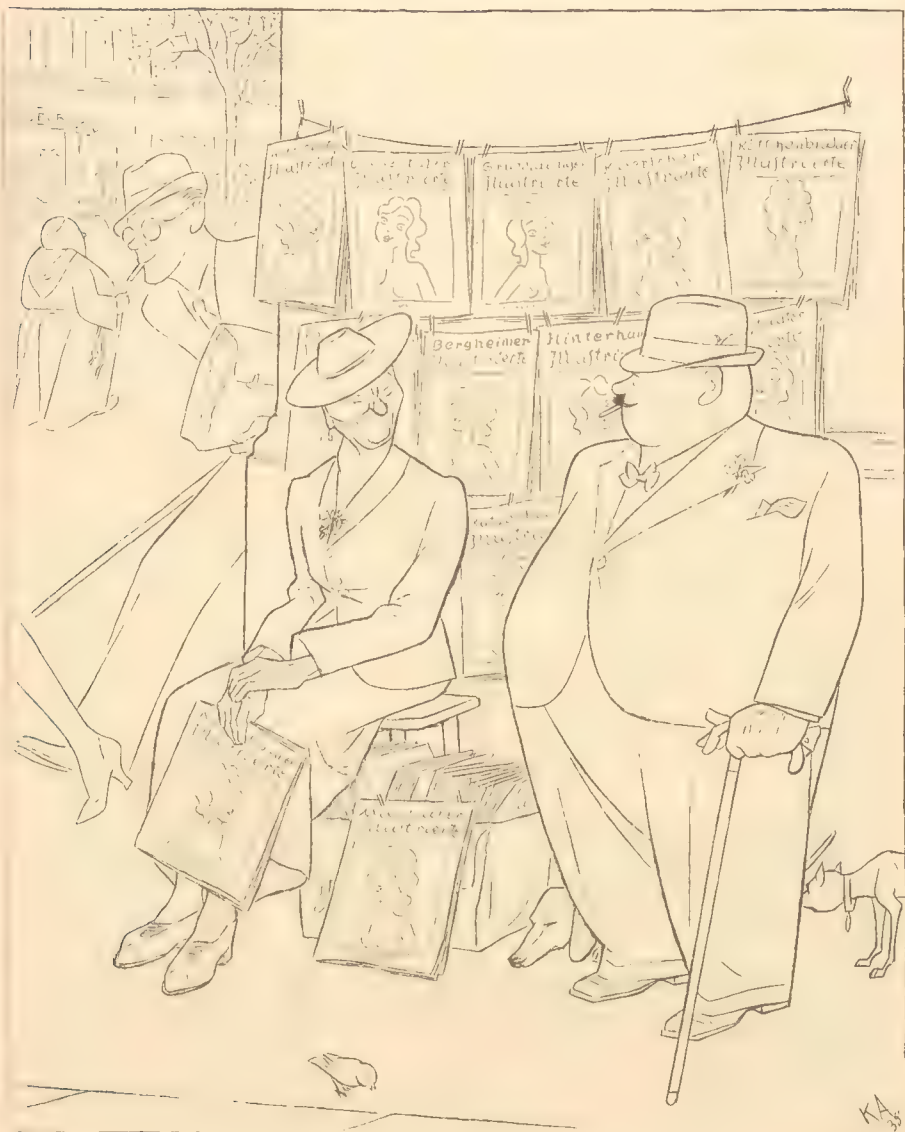
Und nun zu Wolfgang. Er zelebriert den Beittgang. Wohl eine Viertelstunde stand er vor dem Bücherschrank, um die richtigen Bücher für das Einschlafen zusammenzusuchen: Ein Zeitschriftenheft, nein mehrere Zeitschriftenhefte, eine humoristische Erzählung, einen der sehr langen neuen englischen Romane, die das Leben ganzer Familien vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an unentwegt beschreiben. Dann eine historische Biographie, die vermutlich das Leben eines unbekannten englischen verblichenen Königs behandelt, oder einen undeutlichen General aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Diese ganze Bettbibliothek schleppt er zu seinem Nachtkast. Er richtet sorgfältig die Leselampe zurecht, und ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß er noch einen Apfel, einige Zigaretten und leichtverdauliche Lebensmittel in greifbare Nähe stellt. Das Bett richtet er sehr genau her, rollt das Kopfkissen zusammen, bereitet das Plumeau als Widerlager für die Füße. Er gestaltet seine Lagerstätte überhaupt so, als müsse sie zum Modell dienen für die steinerne Grabplatte eines Bischofs in einer Domkirche, wo dieser einen höchst repräsentativen Schlaf für Jahrhunderte künstlerisch absolviert. Wir brauchen uns keineswegs zu beeilen, um Wolfgang's Zubettgehen beizuwohnen, er dehnt es aus, sieht noch mal nach dem Barometer, nach dem Himmel, ob er bedeckt ist oder sternklar. Vielleicht geht er noch mal zum Briefkasten an der Wohnungstür und entfaltet Tätigkeiten als Hausherr: schlägt einen Nagel ein, gibt Blumen frisches Wasser und findet längst Verlegtes. Oh, er bricht das Zubettgehen nicht übers Knie. So, also jetzt kann das eigentliche Schlafesingen mit Lektüre und Zigarettenrauchen und Apfelessen beginnen. Verdammte behaglich! So behaglich, daß er das Licht ausknipst und ohne auch nur eine Zeile zu lesen, einschläft.

Na und Erna? Aber wie können Sie annehmen, daß bei diesem Wolfgang auch nur irgendeine Erna ist! Nein, so ein Zubettgehen kann sich nur der unverheiratete Junggeselle leisten. Werden Sie, bitte, nicht neidisch. Wolfgang wird seine Gewohnheiten eines Tages auch aufgeben müssen, schon deswegen, weil seine künftige Frau nicht bei ganz offenen Fenstern schlafen will und seine verrotteten Junggesellensitten haßt. Die Änderung kann schlagartig erfolgen, oder er wird langsam in der Menge umgewandelt. Soll ich Sie jetzt noch in das traute Schlafgemach von Herrn und Frau Milibacher führen? Gemacht! Halt, wir brauchen nicht einzutreten. Ihre Sitten und Gebräuche sind von außen hörbar. Milibachers besprechen noch allerlei. Wenn Milibachers etwas besprechen, spricht sie, und wie ein lauer Sommerregen rinnen ihre Ermahnungen in seine Täume. Er ist so daran gebewöhnt, er könnte nicht mehr einschlafen, ohne daß es von drüben klingt: „Du solltest endlich einmal... Ich verstehe gar nicht, warum du nicht... Vergiß nicht, an Tante Milli zu schreiben...“ Der Gute, er braucht das zum Einschlafen. Folitzick

Frühling im Blätterwald

(Karl Arnold)



„Welche Illustrierte soll man nun kaufen, sind ja alle gleich.“ — „Na, na, schau'n S' nur g'nau hi', die Mädelr lälcheln ganz verschied'n.“

Das neue Bauernzimmer

(Erich Schilling)



„Achtung, Otto, Müllers kommen! Sei bodenständig, schlag die Zither!“



„Im Spanischen, Gnädigste, gibt es ein Sprichwort: Die zartesten Gräser sind für die alten Stiere!“ — „Darf ich Ihnen dann diesen vorzüglichen Kopfsalat empfehlen, Herr Doktor?“

Man kann nicht alles verlangen

Dr. Johannes Geßner ist Neuphilologe. Am humanistischen Gymnasium gibt er Unterricht in französischer Sprache, außerdem im Wahlfach Englisch. Dr. Geßner hat sich jahrelang in Old England herumgedrückt. Die Schüler, die bei Geßner englischen Unterricht erhalten, lernen eine einwandfreie Aussprache. In seinem privaten Leben aber ist Geßner das strikte Gegenteil eines Neuphilologen. Er weiß genau, daß er von seinen Mitmenschen nicht verlangen kann, daß sie gleich ihm sich in der Sprechweise der neueren Sprachen auskennen bzw. sich ihrer bedienen. So sagt er beispielsweise, daß es verkehrt sei, sich im Alltagsteben jener Ausdrücke zu bedienen, die beim Zuhörer vielleicht ein Kopfschütteln hervor-

rufen würden. Nach seiner Ansicht spricht der Deutsche Dublin und nicht Döbblin, und welchem Deutschen solle es einfallen, von der englischen Stadt Leicester als Lester zu sprechen. Im Lehrerkollegium war man freilich geteilter Meinung, aber Geßner blieb in seinem privaten Leben bei seiner Sprechweise. Eines Tages aber erhielt seine neuphilologische Autorität einen Stoß, von dem sich selbst Geßner erst nach geraumer Zeit wieder erholen konnte. Vorausgeschickt sei, daß Geßner, nachdem er der Treitmühle des Alltages entronnen war, gern im „Schwarzen Bären“ einkehrte und sich hier durch den Genuß eines Glases edlen Gerstensaftes stärkte. Bisweilen nahm er auch ein Ragout fin zu sich, das er genau so bestellte, wie es auf der Karte stand. Der Kellner des „Schwarzen Bären“ hatte sich bereits an das Wesen des Gymnasiallehrers gewöhnt und fand nichts Sonderbares mehr darin. Aber eines Tages hatte der Kellner Ausgang und ein Berufs-

kollege vertrat ihn. An jenem Tage sollte sich nun ereignen, was Geßner den Stoß versetzte, der ihn unsicher machte.

Geßner war der einzige Gast im „Schwarzen Bären“. Er nahm eine illustrierte Zeitung, blätterte etwas zerfahren in ihr herum und bestellte sich ein Bier und ein Ragout fin. Wörtlich. Der fremde Kellner, der Geßner nicht kannte, stutzte und bestellte: ein Ragouu füng. Als Geßner anfangen wollte zu essen, vermittelte er etwas. Er rief den Kellner: „Bringen Sie mir doch bitte die Worcester-Soße.“ Wiederum stutzte der befrackte Ganymed, dann meinte er in herablassend-belehrendem Tone: „Der Herr meinen wahrscheinlich die Worster-Soße. Das ist nämlich eine englische Soße, die nur Worcester-Soße geschrieben wird,“ und im Abgehen murmelte er, daß es Geßner noch ziemlich deutlich verstehen konnte: „Man kann ja nicht verlangen, daß jedermann englisch spricht.“

Alfred Flemming

Hellangers gesammelte Werke

Von Josef Martin Bauer

Einmal — aber das muß nun auch schon etliche Jahre her sein — habe ich einen Blick tun dürfen in einen Band von Hellangers gesammelten Werken, und wenn ich mich recht erinnere, war der Inhalt jenes Bandes keineswegs ungewöhnlich, denn was da in unsäglich schöner Handschrift auf handgeschöpftem Bütten geschrieben stand, war doch nur jene Gebrauchslyrik, die zu Erinnerungstagen, Silberhochzeiten, Jubiläen und Sterbetagen die jeweils fälligen Gedanken in Reime brachte, wobei jedoch zu Hellangers Ehre gesagt werden muß, daß seine Blumenvergleiche eine erstaunliche Kenntnis der exotischen Flora bezeugten. Ich kann, da ich nur in einen Band Einblick bekam, keine Gewähr übernehmen für den Inhalt der acht anderen Bände, aber es bleibt anzunehmen, daß es sich bei dem mir bekannt gewordenen Band schon um die sämtlichen Werke Gottfried Hellangers handelte, die unter versuchungsvoller Außerscheidung jeder technischen Entwicklung nach einem alten Herkommen aus der pergamentenen Zeit Stück um Stück zu je hundert- bis zweihundertmal von der Hand geschrieben wurden. Niemand weiß, in welcher Fülle begnadeter Stunden Hellangers Werke entstanden sind, aber jeder weiß, wie sie vertrieben wurden. Im Subskriptionsweg zuzugewandt, und wie sie verkauft, wie sie Segen dieses einflügeligen Gedichte stifteten, der dürfte, falls er überhaupt eines dieser Exemplare je erwerben konnte, diesen Band mit der marmorierten Decke und dem roten Lederücken ohne eine Vergewaltigung seines literarischen Gewissens mitten unter die literarisch anerkannten Werke seiner Bibliothek stellen.

In einer Zeit, als es noch Brauch war, daß man dem glücklichen Vater einer neugeborenen Tochter zu seiner Freude oder seinem Verdruß auch noch einen besonderen Spott bereite, indem man den „schönen Turm“, durch dessen Tor die Taifahrt unversehrt der Glückseligkeit, in einem Gebinde von farbenlustigen Stoffbändern, Ackerdisteln, Bletzzeug und leeren Heringsdosen beband, wurden dem Wechselhermeister Gottfried Hellanger in neun Jahren neun gesunde Töchter geboren. Neunmal schmückten seine liebverehelichten schönen Töchter mit dem ersten schönen Gebinde, und was man beim ersten Mal nur aus Gewohnheit tat, das tat man beim zweiten Mal aus Spott, beim dritten Mal aus Scheinfreude, beim vierten Mal aus Bosheit, und vom fünften Mal an wieder aus Gewohnheit. Der Spott schmerzte Herrn Hellanger, zumal er nicht wie seine Freunde auf den Spott mit einem noch schärferen Spott erwidern konnte, denn er glaubte an seine künstlerische Begnadung und überlegte darum jedes Wort allzu sehr, ehe er es aussprach oder niederschrieb. Er mußte fast ohne Gegenwehr die Hohndreden über sich ergehen lassen und schloß nach solchen verdürrten Tagen in der Weihnachtsliche jene Gedichte, die zwischen Geburtstagsständen und Jubiläumsversen verstreut in den gesammelten Werken zu finden waren und aus Wertschmerz, Trauer oder unverständen Seelenleid den leichten Fluß des Reimes nahmen.

Er war ein Eigenbrötler, und er machte Verse, und er hatte nichts als Töchter, aber niemand erzählte man, daß er in seinem eigenbrötlerischen Tun mit Sparsamkeit und fast mit Geiz für seine Tochter Mark um Mark behutsam aufeinanderlegte. Ob dies auch der Wahrheit entsprach, konnte niemand prüfen, denn genau so, wie zu jeder Zeit vor dem Fenster der Weihnachtsliche ein Vorhang gezogen war, so war vor dem eigenbrötlerischen Dasein des Mannes ein Vorhang gezogen, den niemand durchblicken konnte. Er machte gute Kerzen und in alten Gußformen schöne Prägearbeiten, er behütete seine Töchter mit einem heiligen Argwohn, der dann jedem Feieler den Zutritt schwehrte, und er schrie: „Gehiehe, kein Mensch war überzeugt, daß die Verse gut waren, und wenn schon der Buchdruckerlehrling, der ein Festgedicht zu irgendeinem Jubiläum absetzte, lächelnd den Satz im Winkelhaken überlas, so lächelten erst recht die großen Leute, und es ließ sich nicht vermeiden, daß dieser Spott auch bei Gottfried Hellanger nachklingte. Doch kein Spott und kein wegwerfendes Urteil konnte

ihn bestimmen, nach einer solchen Enttäuschung diese Liebhäblichkeit aufzugeben.

Es mußte eine eigenartige Bewandnis haben in diesen Gedichten, und je größer die Töchter nun heranwuchsen, desto hartnäckiger verbrachte sie sich in der Stadt das Gewebe, daß der Wechselhermeister seinen Töchtern nichts mitgeben werde in die Ehe als einen Prachtband seiner Gedichte. Dabei aber wußte man, daß er immer mehr Geld zusammensparte und daß er seinen Töchtern ohne Sorgen ein anständiges Stück Geld mitgeben konnte in die Ehe.

Als schließlich trotz aller väterlichen Vorsicht Hellangers älteste Tochter eine Unbellei anfang mit dem Scheinreiss von drüben, als es am Ende so weit kam, daß der alte Hellanger und der junge Schreiner mit einem ordentlichen Handschlag nach Männerart sich über die Zukunft des Mädchens einigten, stellte Hellanger dem künftigen Schwiegersohn keinen Planung bares Geld in Aussicht. Er werde ihm zum Hochzeitstag eine kleine Freude machen, meinte er, aber Geld konnte er nicht in Aussicht stellen. Der junge Mann aber war noch in dem Glauben, die Liebe sei voll und genügend für den Hunger, und schlug ein.

Er fand am Hochzeitstag auf dem Gabentisch als Geschenk des Brautvaters ein statliches Buch, und weil er ahnte, was das Buch enthalten mochte, wickelte er es nicht einmal aus dem Papier sondern ließ es achlos liegen und war verstört über den alten Sondernling, der einem jungen Mann mit Gedichten eine Freude zu machen versuchte. Die Hochzeit war längst vorbei und die Ehe hatte längst begonnen mit allen Freuden und allen Sorgen, als der junge Mann eines Tages im Schrank dieses in Seldenspapier gehüllte Ding fand und es, weil er sich des Inhalts gar nicht mehr erinnerte, in lässiger Neugier öffnete. Da fand er zwischen den Hochzeiten sauber eingefaltet einen Geldschein, er fand, als er weiterblätterte, wieder eine Note, und so auf jeder Seite Geld, im ganzen genommen ein bescheidenes Vermögen, das ihm eben jetzt außerordentlich zustatten kam. Hastig blätterte er das ganze Buch durch, und als er sich überzeugt hatte, daß nichts mehr verborgen war, schloß er den Schrank, legte er den Geldschein weg, ohne auch nur eine Zeile der Verse gelesen zu haben. Diese Verse kannte er ja und dachte ebenso darüber wie jedermann in der Stadt.

Aber weil die Männer nun einmal geschwätzt sind, erzählte man sich in der Stadt schon nach einigen Tagen, daß Herr Hellanger eine besonders hübsche Art erdacht habe, um dem Schwiegersohn eine ansehnliche Milgilt zu überreichen. Diese Geste, diese allem Materialistischen abholden Art des Mannes gefiel auch denen, die über seine Verse spotteten. Daß der Wechselher

sehn ganzes erspartes Geld auf diese eine Karte gesetzt hatte und seinen Töchtern mit diesem kühnen Versuch den Weg in die Zukunft eben wollte, konnten sie je nicht wissen.

Sie erfuhren es auch nicht, als Hellangers nächste Tochter an den Mann kam und der Schwiegersohn der Schwägerin ein ganzes Bündel in sein Papier gehülltes Buch auf dem Gabentisch legte. Man ging vorüber und zeigte mit gierigem Glimpf auf den Papierumschlag, man schalt sogar Hellangers Leichtsinns, der hier vor so vielen Leuten ein Vermögen auf den Tisch legte. Dieser zweite Schwiegersohn wartete nicht erst, legte, ehe er das Papier aufschlug und in Hellangers Werken zu lesen versuchte. Er war jedoch zu tiefst enttäuscht, als das Buch nichts enthielt als die Gedichte, und je mehr er suchte und blätterte und den Buchrücken nach etwa versteckten Geldscheinen untersuchte, desto eingehender mußte er sich mit den Blättern, mit dem Inhalt, mit den Gedichten befassen, so daß er später wohl ein paar dieser Gedichte ohne Stocken absagen konnte, ohne aber je mehr als diese Verse im Buch gefunden zu haben.

Weil die Männer — unter gewissen Voraussetzungen — gar nicht schweitzhaft sind, sickerte nicht davon in die Öffentlichkeit durch, so daß nie ein Mensch erfuhr, wie schwer der alte Sondernling seinen zweiten Schwiegersohn enttäuscht hatte. So erfuhr denn auch der dritte Schwiegersohn nichts. Er lächelte selbstzufrieden, als der Brautvater ihm eröffnete, daß er ihm nur ein kleines Andenken geben werde zur Hochzeit. Dieses Andenken kannte man nun schon zu Genüge, es war das schönste Andenken, das bei aller Unbescheidenheit den tiefsten Eindruck hinterließ. Auch dieser Dritte wurde enttäuscht und mußte sich damit trösten, daß er eine ausgezeichnete Frau gefunden hatte, die ihm in Jahren wohl leicht überlassen konnte, was der Vater ihr nicht mitgegeben hatte.

Man ärgerte sich, war glücklich und schwieg, denn es sollte einem Vierten, wenn er schon des Geldes wegen heiraten wollte, ebenso ergehen mit dem entscheidungsvollen Eingeständnis, daß er seinen Töchtern nur die Aussteuer geben könnte und dann der Schwägerin ein kleines Andenken, das der alt werdende Meister acht Schwiegersöhne, die er nie bekommen hätte, wenn nicht seine Gedichte gewesen wären. Keiner der Schwiegersöhne konnte seine Enttäuschung laut den Leuten erzählen, denn in einer Stadt, in der man die Väter um der neugeborenen Töchter willen mit den Gspötte machte, wäre die betäubliche Geschichte von Hellangers gesammelten Werken für jeden der Betrogenen zum großen Gspötte geworden. Erst der achte Schwiegersohn durchbrach in einer biereligen Stunde das beschämte Schweigen und deklamierte wie zum Hohn auf sich selbst ein paar Gedichte, die er im Suchen nach Geld immer wieder gelesen hatte, bis jeder Beheim in seiner Erinnerung hatten geblieben war. Da ging zuerst das Gspötte des Hohnes durch die Stadt und ergoß sich über Hellangers Schwiegersöhne. Dieses Hohndreden wurde stiller, als ein junger Steinmetz, der eben erst mit allen Mühlen ein Geschäft angefangen hatte und bis über die Ohren voller Sorgen steckte, in eben diesen Tagen zum alten Hellanger ging und ihm um die Hand der neunten Tochter bat mit der handfesten Begründung, er brauche gerade eine solche Frau, die nichts mitbekäme, und so ausgezeichnet zu wirtschaften verstände, daß jeder glauben müßte, er sei ein reiches Bündel Geld mit in die Ehe bekommen.

Das Gefühl dem alten Sondernling so sehr, daß er alles Geld, das er mit Fleiß und Sparsamkeit wieder zusammengesammelt hatte, diesem selbsten neunten Schwiegersohn ins Gedächtnis legte. Und weil auch dieser kluge junge Steinmetz geschwätzt war, daß die Nachkommen dieser neunten verbesserten Auflage unter die Leute, aber keiner glaubte sie mehr.

Ob man es glaubte oder nicht glaubte war völlig bedeutungslos, weil man so und so eine hohe Achtung empfand vor dem Sondernling, der neun Töchtern einen Mann und neun Männern eine tüchtige Frau zugebracht hatte.

Der Solibatär

Von Ratsloskr

Winn! du nur mit deinem Geiniger,
holter Mal und Wonnebringer,
Spezialität fürs Gemüt:
unlebens ist abgebrüht!

Zwar man frägt noch immer Spargeln.
Über sich im Gras zu wurdeln
und mondsüßig gar zu zweit
— nein, das geht denn doch zu weit!

Hat man Eust das und Zläße,
fabriziert man sich Jinfule
aus dem wohlk. bekannten Kraut
— bloß, verflucht sich, ohne Braut!

In des Solibats Hürde
wahrt man so die Meinenwürde,
nie, wenn man es recht ermißt,
obendrein auch billiger ist.

Die neue Rauch-Epoche - die Zeit vernünftigeren,
besseren Rauchens - hat überall begeisterte Zustimmung
gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten
ist hierdurch zu löblicher Stellungnahme angeregt worden.
Wir erteilen heute das Wort

Hellmuth Krüger

Selbstverständlich
„mit Verstand“...

Alles, was wir täglich treiben,
Wird Gewohnheit mit der Zeit -
Essen, Trinken, Rauchen, Schreiben
Wird zur Selbstverständlichkeit!

Alle Selbstverständlichkeiten
Sich nicht mehr von selbst verstehn.
Läßt man sich dazu verleiten,
Ihnen auf den Grund zu gehn.

Wem der Kopf vom Rauchen rauchte,
Der hat plötzlich klar erkannt:
Gut wär's, wenn er besser schmauchte:
Qualität und - mit Verstand!



Hellmuth Krüger

Wer genießend mit Bewußtsein
Gutes raucht, schön Zug für Zug,
Dem wird Rauchen eine Lust sein.
Und der wird durch Rauchen klug!

5Pf **ATIKAH**
führt
in die **neuen Rauch-Epoche**



Nun, haben Ihnen die Verse gefallen? Auch die folgenden Gedichte, die wir laufend an dieser Stelle bringen, werden Ihnen Spaß machen. Vielleicht haben Sie selbst Lust, sich einmal als Dichter zu versuchen. Wenn wir auch nicht jede Einsendung im Rahmen dieser Seite veröffentlichen können, so würden wir uns doch über Ihr Interesse sehr freuen. Delia Cigarettenfabrik, Dresden-A. 16.

Der Paternoster-Aufzug

(O. Gulbransson)



„Was, Sie sind noch nie mit einem Paternoster gefahren?“



„Versuchen Sie 's mal!“



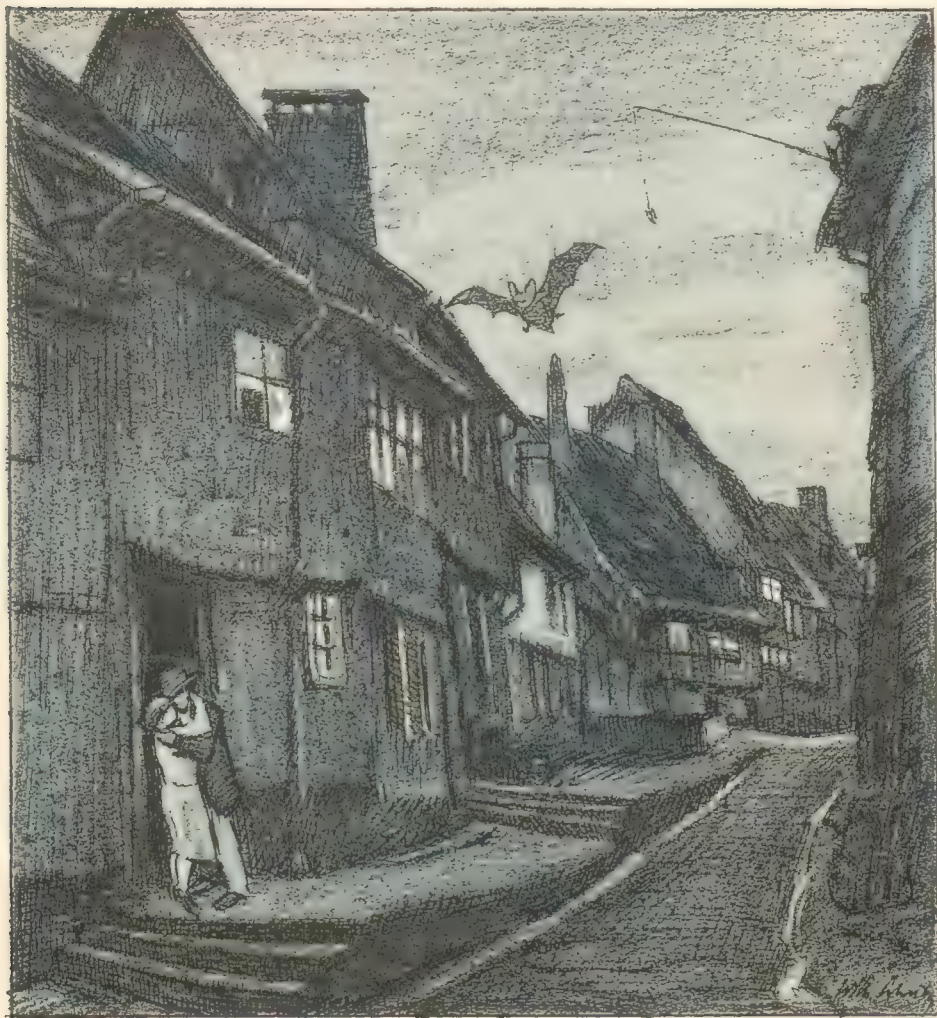
„So, das ist ja sehr schön.“



„Ja, mit dem anderen Fuß müssen Sie natürlich auch hinein!“

Die Fledermaus

(Wilhelm Schütz)



Ich weiß im Städtchen Eine,
Die fliegt als Fledermaus
Im letzten Abendseine
Geschwind von Haus zu Haus.

Auch wenn als Nachgespenster
Da Wind und Regen droht,
Sucht sie in alle Fenster
Und hoch in jeden Schlot.

Sieht, wer im Zecherkreise
Nicht von der Kanne weicht,
Und wer im Dunkeln leise
Zu seinem Liebchen schleicht.

Und weiß sie so am Morgen
Von jeder Heimlichkeit,
Hält sie die nicht verborgen,
Verrät sie weit und breit. —

Ach, könnte ich sie fangen
Doch einmal ungefehrt
Mit Speck an einer Stangen, —
Wär's gleich um sie geschehrt!

Wilhelm Schütz

Des Widerspenstigen Zähmung

(Fr. Bilax)



Lob der guten alten Zeit

Oma: „Pfl, lise, wie kurz ist wieder das Kleid, das du heute trägst! Als deine Großmutter fühle ich die Pflicht, dir zu sagen: es wirkt geradezu schamlos, wenn du so auf dem Stuhl sitzt und deine Beine übereinanderschlägst. Man sieht das Knie, mehr noch, man sieht über den Stümpfen ein Stückchen nackter Haut. Schämst du dich nicht?“
 lise: „Weshalb sollte ich mich schämen, Oma? Ich habe schöne Beine, weder krumm noch dick, und mein Knie ist schmal. Offen gestanden: ich freue mich meiner schlanken Beine.“
 Oma: „Ja, ja, du freust dich darüber, aber die Männer freuen sich auch. Und wie sie sich freuen! Denn sie sind ja so gemein in ihren ausschweifenden Gedanken. Die bleiben nicht stehen bei

einem Zwickelchen nackter Haut. Nein, so ein Mann von heute denkt sich das Stückchen nackter Haut weiter und weiter.“
 lise: „Nun, dann kommen eben schließlich seine Gedanken beim Hals wieder aus dem Kleid heraus. Was geht mich die Phantasie eines fremden Menschen an, solange er sie bei sich behält? Haben sich die Männer zu deiner Zeit nichts gedacht, wenn sie eine Frau ansahen?“
 Oma: „Nein, sie haben sich gar nichts gedacht, und sie hätten es auch nicht tun können. Denn unten sah man nur unsere Fußspitzen, und oben, wo es heute unter den dünnen Blusen so schamlos herumrollt, da trugen wir solides Fischbein. Aber wenn ich erst sehe, wie die Jugend von heute mit entblößtem Rücken auf den Bällen herumläuft, überkommt mich ein Entsetzen vor die-

ser Sitzenlosigkeit. Da besieht nun so ein Wüstling den splitternackten Rücken einer Frau und denkt sich dabei: wie mag das wohl nach unten weitergehen?“
 lise: „Wenn er dieses Rätsel richtig löst, könnte ich eitel sein, denn gerade an der Stelle bin ich besonders gut gewachsen.“
 Oma: „So, und das weißt du? War hat dir das gesagt? Ich will nicht hoffen, lise, daß ein Mann schon Gelegenheit hatte, diese Beobachtungen anzustellen!“
 lise: „Es war kein Mann, es war mein dreiteiliger Spiegel.“
 Oma: „Ja, ja, diese dreiteiligen Spiegel, in denen man sich von allen Seiten ansehen kann, sind auch wieder so ein Zeichen dieser verderbten Zeit! Da dreht sich nun so eine Frau hin und her,

Bad Wildungen für Niere u. Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur
bei Nieren-, Blasen-
und Stoffwechselleiden

Badeschriften
sowie Angabe billiger Bezugs-
quellen für das Mineralwasser
durch die Kurverwaltung

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg., Abonnemen- t im Vierteljahr 2 M., 3/10. Anzeigenpreise nach Preiskarte Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D.A. I. VI. 35: 1930. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1276. Postcheckkonto München 3750. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Ermarik Marewa, Wien I. Wollzeile 11.

Der Traum

(H. Heiligenstedt)



„Denk dir, mir hat heute nacht von einem vollkommen gepanzerten Ritter geträumt!“
„Na, hör mal, mit 18 Jahren könntest du eigentlich schon was Richtiges träumen!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Reisebekanntschaft

(2. Kiosch)



„Warum bist du so abweisend gegen den Kaffee-Importeur? Du solltest dich von einer anderen Seite zeigen!“ — „Aber Mama, die andere Seite hat er ja schon gesehen!“



Der Bumerang / Le Boomerang / The Boomerang

Weiß der Teufel, weshalb mir plötzlich der Bumerang einfiel und nicht mehr aus dem Kopf wollte. Seit Kindertagen hatte ich mir immer einen Bumerang gewünscht, aber niemals hatte ich einen bekommen. Wissen Sie, so einen Bumerang, den man wirft und der dann zurückkommt. Hässlich mußte es sein, so einen Bumerang zu haben. Danken Sie doch, man schmeißt ihn weg und sogleich ist er wieder da. Können Sie das von etwas Anderem behaupten als vom Bumerang? Ich mußte einen Bumerang haben, gleich mußte ich einen Bumerang haben.

Spezialgeschäfte für Bumerangs gibt es nicht, wie ich auch aus dem Handels-Gewerbe- und Berufsverzeichnis des Telefonbuches feststellte. Einen Schutzmann wollte ich auch nicht fragen, wo man wohl Bumerangs bekommt. Ich rief also Max an, meinen Freund Max, erkundigte mich bei ihm, wie heut das Wetter sei, wie seine Frau geschlafen habe, wie es den Kinderchen gehe und fragte ihn nebenbei, ob er wohl wisse, wo man einen Bumerang bekomme. Das hatte ich Max noch nie gefragt, und so war er etwas erstaunt, rief mir aber, in einem Spielwarengeschäft nachzufragen. Ich war eigentlich für den Bumerang beleidigt, daß es ihn in einem Spielwarengeschäft geben sollte. Bedenken Sie doch, ein Bumerang, eine so wichtige Sache, soll ein Spielzeug sein? Ich ging aber doch hin.

Das Fräulein sagte, den Artikel führen wir nicht mehr, den Artikel sagte sie. Ich ging also in ein anderes Spielgeschäft und fragte: „Was haben Sie in Bumerangs?“ Und wirklich in Bumerangs hatten sie zwei Dessins, erstens einen Bumerang an sich und zweitens den Kreis- und Spiralfleger. Diesen lehnte ich als eine Asphaltpflanze des echten rechten Bumerangs ab.

Das Fräulein lächelte und sagte: „Er kostet. Ger nicht teuer für etwas, wonach man sich seit Jahren sehnt hat.“ „Geht er gut?“, fragte ich. „Ausgezeichnet!“, sagte das Fräulein. „Kommt er auch bestimmt zurück?“, „Unfehlbar!“, Eigentlich hätte man ihn jetzt probieren müssen, aber das Fräulein

meinte, das sei bei Bumerangs nicht üblich und hier im Laden ginge es auch nicht. Ich wies sie darauf hin, daß, wenn sie sich ein Paar Schuhe kaufte, so probiere sie diese doch auch erst. Das Fräulein lächelte und erklärte mir darüber auf, daß zwischen Schuhen und Bumerangs doch ein Unterschied bestehe, und außerdem könne ich ja Nichtkonvenientes wieder umtauschen. Das Fräulein hatte dabei gedacht, daß, wenn er nicht zurückkäme, ich ihn nicht umtauschen könnte. Tja, der Einkauf von Bumerangs ist eben Verrag.

Kleinwinzige Korrektur

Von Katalósz

Da lebte einmal ein wackerer Mann, für den fing die Welt bei den Nachfahren an. Er pfiff auf sich selbst und kannte nur Pflichten gegen Söhne und Töchter und Neffen und Nichten. Deshalb denn sein oberster Grundsatz hieß: Omnia mea pro posteris!

Ein nobles Prinzip für den Hausgebrauch. Bloß, leider, läuft man sich manchmal auch. Und die, auf welche man Hoffnungen setzte, die man mit dem Frühtau der Güte benetzte, werden, statt wunschgemäß zu erblühen, dann und wann nicht sowohl Früchte als Frühlingen

— was auch dem wackeren Mann widerfuhr und eine Kleinwinzige Korrektur seiner These bedingte. . . Sie hieß zum Schluß: Posteriora pro omnibus!

trauensache, man kaufe nur im Fachgeschäft. Ich liebte vor Erwartung, aber auf der Straße konnte ich wegen des Großstadtverkehrs keine Versuche anstellen.

Daher aber arbeitete ich den Bumerang erst einmal theoretisch durch. Das Lexikon sagte mir, daß er eigentlich anders heiße. Auch über die Flugbahn war viel Mathematisches zu lesen, was ich natürlich nicht verstand. Mein Bumerang hatte eine aufgeklebte Gebrauchsanweisung, aus der ich sah, daß er „Der Bumerang“ und „Le Boomerang“ und „The Boomerang“ in den Welsprachen genannt würde. Es zeigte sich auch, daß man ihn auf englisch etwas anders zu werfen habe als auf deutsch. Ich wollte rein deutsch werfen.

Max lud ich zu meinem Jungfernwurf ein. Er kam. Es war nicht leicht, einen geeigneten Platz für das Schleudern der Wiederkehrkeule zu finden. Wir einigten uns auf eine Wiese am Stadtrand. Ich war sehr aufgeregt, Max auch. Konnte nicht der Bumerang so etwas wie die Seeschlange sein, eine Fabel? Ich mußte Maxens Vorstellungen etwas einschränken. Er hatte nämlich geglaubt, man könnte den Bumerang so werfen, daß er fern in der Welt draußen einen Feind erschlage und dann nach erledigtem Auftrage zurückkehre. Nein, so war das denn doch nicht, er kam nur zurück, wenn er nichts ausgerichtet hatte. Das andere wäre zuviel verlangt gewesen.

Wir lesen die Gebrauchsanweisung noch einmal in den drei Welsprachen durch, vom Blatt wollten wir werfen. Ich holte gewaltig aus, ich schleuderte. Prachtvoll sauste das Wurfwort von dannen. Als es ihm dünkte, genug geradeaus geflogen zu sein, erhob es sich in die Lüfte, als wolle es von oben Ausschau halten, wohin es sich jetzt wenden sollte. Und nun nahm es den Weg pflegerade auf uns zu. Seine Schenkel wirbelten nur so her- um. Ich konnte nur noch rufen: „Mir nach, ihr Tölpel, rotte sich, wer kann.“

Also, es ist Tatsache, der Bumerang kommt zurück, aber das ist eben das Gefährliche, man soll ihn daher lieber nicht werfen. Folitzick



„Und nicht wahr, teuerster John, was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden?“
 „Aber gewiß doch, süße Marianne . . . Übrigens: hast du da jemand ganz bestimmten im Auge?“

Die „Eigenschaft“

In der Stadtbahn... Zwei junge, sehr elegant gekleidete Damen betreten das Abteil für Reisende mit Hunden. Der Anlaß hierzu legt sich nach mehrmaligem milden Zureden als lebendes Wollknäuel derjenigen zu Füßen, mit der er sich durch ein geflochtenes Seidenband (sprich Hundeleine) verbunden fühlt.

Die Blicke aller richten sich, je nach Charakter und Geschlecht, teils auf das Wollknäuel, teils auf die dazugehörigen Damen, — mit Ausnahme eines biederen Mannes, der zeitungslesend in der Ecke sitzt

Nach einer kleinen Weile allgemeinen Schwelgens greift eine der jungen Damen ein allem Anschein nach durch das Einsteigen unterbrochenes Gespräch wieder auf:

„Nun sage einmal, Melitta... wie ist denn das nur so plötzlich gekommen?“

„Ich bitte dich... erspare mir die Schilderung des unerhörten Vorfalles, liebe Jenny,“ entgegnet die Gefragte mit einer Miene, als habe man sie aufgefordert, an einem faulen Ei zu riechen, „jedenfalls hat sich Bodo so unglaublich benommen, daß ich sofort die Verlobung gelöst habe! Papa hat mir zum Trost das kleine Kerichen hier geschenkt, und denke dir, ich habe die Beobach-

lung gemacht, daß dieses unverstündige Geschöpf mit Eigenschaften ausgestattet ist, an denen sich so mancher Mann...“ (hier schwelft ein Blick tiefgründigster Verachtung über uns armselige Männer dahin, die wir in diesem Augenblick nur noch mit Unlust das Abteil bevölkern) „...ein Beispiel nehmen könnten!“

Dann aber meldet sich die Stimme eines Mannes, — des Mannes, der die Zeitung jetzt hat sinken lassen und nun auf das aus gewissen Gründen nur auf drei Beinen stehende Wollknäuel weist: „Frolleichen... eine von die Eigenschaften, an die wir Männer uns ein Beispiel nehmen sollen, läuft gleich an Ihre Schuhe lang!“

Pariser Welle

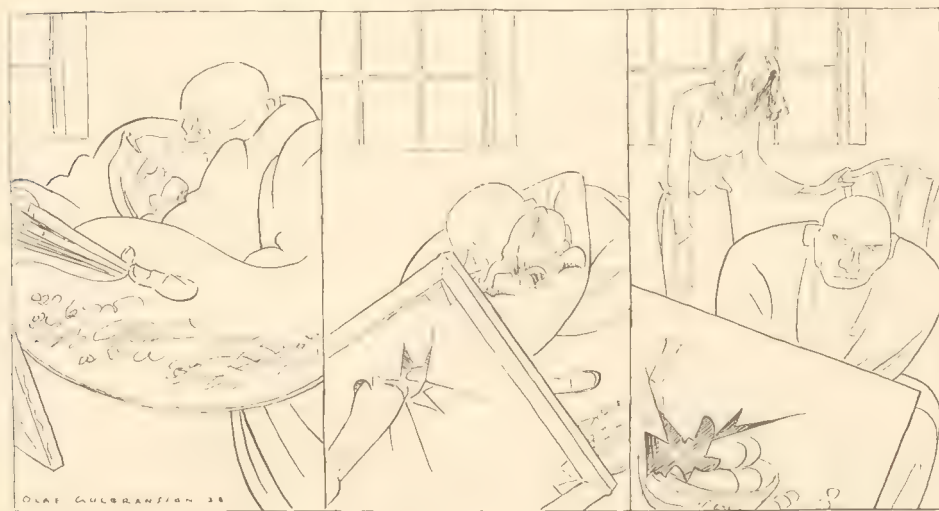
(K. Helligenstedt)



„Was, der Eiffelturm spricht von Reblausbekämpfung? Paris hab' ich mir pikanter vorgestellt!“

Leben und Stilleben

(© Gulbransson)



DER GROSSE UNBEKANNTE

VON WILHELM GROSS

Wer kennt ihn nicht den großen Unbekannten Jeder Polist kennt ihn — und auch ich machte seine Bekanntheit und verdanke ihm den zweifelhaften Ruf eines Kleptomane — Jedenfalls bei Petersens, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß ich in meinem gesamten Freundeskreis als gemeingefährlich gelte.

Mein Freund Robbe Petersen wünschte sich nämlich einen echten Malakasspazierstock. Sein wahrer Vorname ist übrigens Robert, doch pflegt seine Frau ihn Robbe zu nennen, während er ihr — die eigentlich Constance hieß — aus weniger verständlichen Gründen den Kosename „Nulle“ verliehen hat. Beide Kosennamen spielen in der ganzen Geschichte eine wichtige Rolle, sie dürfte ebenso wenig unerwähnt bleiben, wie Petersens letzter Geburtstag; denn mit jenem Abend fing es an, wir kamen auf Spazierstöcke zu sprechen, und Petersen sagte:

„Ich gehe zwar nicht gern mit Stock spazieren, aber ein echter Malakka mit einem schlichten Silberknopf, das wäre mein Geschmack.“

„Auch ganz der meine“, fiel ich ihm ins Wort. „Doch solltest du dir gleich einen echten, so einen aus einem Schuß anschaffen. Er ist freilich sehr teuer, doch es würde sich lohnen, denn ich habe ihn selbst viermal via Windel betriebe.“

„Man müßte ihn eben in einem realen Geschäft kaufen“, meinte Nulle durchaus vernünftig. „Selbstverständlich“, erwiderte ich. „Aber wie gesagt, diese Art Stöcke sind nicht billig.“

Worauf sich das Gespräch anderen Dingen zuwandte und Petersens Wunsch, einen echten Malakasspazierstock zu besitzen, bei mir in Vergessenheit geriet. Es wurde Frühling, Sommer und Winter, Weihnachten und Neujahr, und mit dem Februar rückte Petersens Geburtstag, der 35., abermals heran.

Nun ist Robbe ausgemerckelt kurz vor Ultimo am 27. geboren, was mir schon oft Kopfschmerzen verursacht hatte, so auch diesmal; denn ich hatte bare vier Kronen in der Tasche, und wie ich dafür ein würdiges Geburtstagsgeschenk beschaffen konnte, war mir ein Rätsel.

Ich bin gewiß ein stiller und bescheidener Mensch, freilich in jeder Beziehung, den Grandjeu zu spielen; aber was sein muß, muß nun einmal sein. Der einzige, der mir Kredit gewährte, war der Zeitungsmann; doch selbst ein Arm voll Zeitungen erschen mir als wenig passende Geburtstagsgabe.

Da erbat mich das Schicksal als in der Gestalt des großen Unbekannten, den es mir eines Abends auf der Straße über den Weg schickte.

„Verzeihung, der Herr haben wohl nicht Verwendung für einen Spazierstock!“

Ich betrachtete mir den Mann. Er war ärmlich, um nicht zu sagen schäbig gekleidet, und streckte mir einen Spazierstock entgegen. Schon wollte ich weitergehen, aber da dachte ich daran, daß ein Stock das passende Geburtstagsgeschenk wäre. Doch ich zögerte: gewiß hatte der Mann den Stock irgendwo gestohlen und versuchte nun, ihn loszuwerden. Ich war ein ehrwürdiger Bürger und wünschte nicht, die Rolle eines Hehlers zu übernehmen.

„Ein wirklich feiner Stock, echt Malakka! Sie sollen ihn billig haben!“

Ein echter Malakka! Ich fühlte geradezu, wie das Schicksal mich mit der Nase darauf stieß. Hier bot sich die selten günstigste Gelegenheit, Petersen für vier Kronen ein Geschenk zu bereiten. Aber anderserseits pflegt der Handel mit Diebstug immer einen gewissen Belgeschmack zu haben.

„Haben Sie den Stock auch ehrlich erworben“, forschte ich. „Ich habe keinesfalls den Eindruck, als hätten Sie ihn gekaut.“

„Doch das habe ich“, erwiderte der Mann. „Allerdings nicht in einem Geschäft, sondern in der Volksküche von einem Manne, den ich zwar nicht näher kenne, aber er brauchte das Geld fürs Mittagessen und sagte: du kannst mit Leichtigkeit dafür fünf Kronen erhalten; denn er ist echt Malakka und der Knopf ist aus Silber. Zudem ist er sehr gut erhalten und immerhin seine 25 Kronen wert. Na, und so kaufte ich ihn und zahlte fünf

Kronen.“ Das ist ja aufgelegter Schwindel, Herr. Oder wollen Sie mir vielleicht weismachen, daß Sie einem unbekannten Manne fünf Kronen für den Stock bezahlen, um ihn gleich darauf zum selben Preis wieder abzugeben.“

„Nun gut, sagen wir vier Kronen“, meinte der Unbekannte daraufhin unlogisch, „so verliere ich eben eine Krone daran.“

Jetzt bestand kein Zweifel mehr, daß der Stock Diebstug war, ich hätte nein sagen sollen; aber wie gesagt, ich hatte wenig Geld und brauchte ein Geburtstagsgeschenk.

„Zeigen Sie mal her!“ sagte ich. Und sowohl ich in dem schummerigen Lichte erkennen konnte, war der Stock belahen neu und zudem glatt wie ein Aal. Kategorisch erklärte ich: „Drei Kronen, nicht einen Öhr mehr!“

„Soll ich also wirklich zwei Kronen an diesem Geschäft einbüßen“, jammerte der Mann. „Zwei ganze Kronen.“

Worauf ich einen strengen Ton anschlug: „Sie sind bestimmt nicht auf reelle Weise in den Besitz des Stockes gelangt, und ich müßte eigentlich den Schutzmann rufen. Aber was geht's mich an. Was Sie mir da übrigens von dem unbekannten Manne vorsetzen, davon glaube ich Ihnen nicht eine Silbe. Das ist eine jener alten Geschichten, wie man sie täglich in der Zeitung liest: Wird jemand mit gestohlenen Sachen auf frischer Tat ertappt, versucht er sich immer mit jenem großen Unbekannten herauszureden. Wollen Sie also, drei Kronen, ja oder nein?“

„Schön, es bleibt mir ja nichts weiter übrig“, willigte der Mann daraufhin ein und verschwand. Ich zog heimwärts mit meinem Stock. Aber sonderbarweise lastete die ganze Zeit das Gefühl auf mir, als sei man mir auf den Fersen, und ich erwartete jeden Augenblick, daß mir Jemand die Hand auf die Schulter lege und sagen würde: Sie sind verhaftet.

Zu Hause erst bezah ich den Stock genauer. Er war in der Tat noch sehr gut erhalten, und wenn man ihn ein wenig aufpolierte und eine neue Zwinne aufsetzte, würde er wie neu wirken. Das ließe sich gewiß für die eine Krone machen, die noch übrig geblieben war, oder aber — mir kam eine glänzende Idee: ich würde meine Wirtin damit beauftragen, so konnte sie auslegen, falls es mehr als eine Krone kostete ...

Als ich am nächsten Abend nach Hause kam, fand ich den Stock in Papier verpackt auf meinem Tisch liegen und dabei einen Zettel: 1,25. Ich beschloß, diesen Betrag bis zum Monatssten zu verschieben,

und stellte das Geburtstagsgeschenk ungeöffnet in die Ecke.

Der Tag des 35. Wiegenfestes Petersens nahte. Die Gäste waren um acht Uhr gebeten. Ich lie mir Zeit: Ich wollte einer der letzten sein und unter der Aufmerksamkeit aller an das Geburts tagkind herantreten, ihm auf die Schulter klopfen und eine schöne Glückwunschkarte vom Stapel lassen.

Auf der Straße schon sah ich Petersens vier Zimmer hell erleuchtet, und bereits auf der Treppe schlug mir Lärm und Spektakel entgegen. Das Auditorium war also vollständig versammelt, und stolz wie ein Spanier läutete ich.

Ausgerechnet Nörbek machte mir auf. Diesen Mann mochte ich nicht leiden, und als er mein Paket erblickte, das ich demonstrativ vor mir hertrug, lachte er auch sofort schallend auf: „Was bringen denn Sie angeschneppt — einen Teppichklopper, was?“

Kühl erwiderte ich: „Sie vergessen ganz, daß es heutzutage Staubsauger gibt. Doch damit Sie es wissen, dieses hier ist ein Schaukelpferd.“

Petersen stand umringt von seinen Freunden in der Mitte des Zimmers. Ich ging auf ihn zu und überreichte mein Geschenk mit jener kleinen Ansprache, die ich mir unterwegs ausgerechnet hatte. Er lächelte sonderbar, brach auch keinesfalls in ein Jubelgeschrei aus, wie ich erwartet hatte, sondern prüfte den Stock auf das genaueste von allen Seiten und reichte ihn dann wortlos seiner Frau. Auch sie drehte und wendete ihn, und erst jetzt entdeckte ich, daß unter dem Griff eine kleine Metallplatte befestigt war.

Da hatte ich die Bescherung! Sicherlich war es ein Namensschild, das ich einfach übersehen hatte. Vielleicht aber stammte dieser Stock aus dem Besitz einer Berühmtheit und war so die Ursache zu Petersens ehrwürdigen Erstaunen. Ich lächelte Nulle vernünftig zu und sagte:

„Das haben Sie gewiß nicht erwartet, was?“

Nahm ich den Stock aus der Hand und tat einen verstorbenen Blick auf das Monogramm.

Ich traute meinen Augen nicht.

„Dem lieben Robbe von seiner Nulle. Weihnachtsgeschenk!“ stand da in einer feinen Schrift graviert. Mir blühte die Sprache weg, ich stotterte:

„Das ... das ... verstehe ich aber wirklich nicht!“

Petersen lachte kramphast, und auch Nulle versuchte ein schwaches Lächeln, indem sie erklärte: „Wir glauben schon, daß ihm ein Bettler gestohlen hätte, und ich ärgerte mich sehr darüber, denn ich spüre beinahe ein ganzes Jahr lang an diesem Weihnachtsgeschenk, und Robbe war so stolz darauf. Wer konnte ahnen, daß Sie Ihren Spaß mit uns trieben.“

„Ich verstehe, daß ich es wirklich nicht gewesen bin. Glauben Sie mir, ich habe — ich kaute ihn vorgestern Abend auf der Straße von einem fremden Mann — er bot ihm mir an. Doch hätte ich gewußt, daß er gestohlen war, so ...“

„Haha, der große Unbekannte“, höhnte Nörbek. „Der geheimnisvolle Mister X, Schwager des Seemannsherrn von Loch Neß.“ Und die ganze Gesellschaft lachte mit ihm.

Glücklicherweise trat das Dienstmädchen herein und sagte, daß die Kaffeekette gedeckt sei. So ging der Kelch diesmal noch an mir vorüber. Doch im Verlaufe des Abends trat Petersen noch einmal ein mich heran und sagte:

„Immerhin war es ein recht ansehnlicher Einfall von dir. Doch wenn du willst, wir fuchsbir Nulle vierzehn Tage lang ununterbrochen gesucht hat ...“

Im übrigen habe ich festgestellt, daß nun, wenn ich Petersens besuche, jedesmal alle beweglichen Gegenstände vor mir in Sicherheit gebracht werden. Das geschieht still und diskret, und ich merke es nie. Aber an, wie groß ihre Sorge um die Silberbüffel ist. Ähnlich erging es mir neulich bei Rasmussen.

Es besteht für mich kein Zweifel mehr, daß alle meine Freunde und Bekannten sämtliche Gegenstände, die ihnen in den letzten 20 Jahren anhaben gekommen, nun gern bei mir suchen werden. Ich glaubt ja keine, den großen Unbekannten!

(Aus dem Dänischen von Werner Riegl)

Der Brunnen

Von Georg Britting

Wo aus der Tiefe der tiefende Eimer aufsteht,

Ist der Erde weißes und kühles Blut:

Das ewige Wasser fließet und ruht

Älterlos unten, in Klüften und Schöfden,

In den spiegelblauen Grotten der Bröckelsteinhalle,

Bei Moosen und silbernen Siedten,

Im der bläulichen Welt der Tropfen und Ritzfälle.

Und das Wasser fließt auf den hohen Felsen und Knechten.

Eie trinken's. Und wir trinken es alle.

Unfer Blut wird heilrot, klar, gelbwinde

Wenn der Trunt wieder von uns rinnt,

Einkt er und fließet zur Tiefe — ein Kind,

Das blind zurief den Weg zur Mutter findt.

Und ist mit der ewigen Kühle, dem Grün des

Teufels gereinigt.

Zuf's neu vereinigt.

Die „neue Rauch-Epoche“ – die Zeit vernünftigeren
besseren Rauchens – hat überall begeisterte Zustimmung
gefunden. Auch eine Radio-Interview-Sendung ist
erst hierdurch zu kammerlicher Stellungnahme angeregt worden.
Wir erheben heute das Wort.



Maria Ney

Maria Ney

Mein S-standpunkt!

Weil wir grad' von den Männern s-prechen –:
Ich fand ja s-lers von ihren Schwächen
Am schlimmsten das Kapitel „Rauch“!
Dies wilde Qualmen – Paffen – Pusten –
Gewürzt mit rauhem Raucherhusten ...
Tjä – sowas freut ein' denn ja auch (?)

Und wenn sich alle Nerven winden:
Sie rauchen wahllos, was sie finden –
Ganz piep-egal, von welchem S-rauch.
Na, endlich durfte ich erleben,
Daß man's den Brüdern mal gegeben ...
Tjä – sowas freut ein' denn ja auch!

Wollt Ihr zu den „Genießern“ zählen,
Heißt's bess're Zigaretten wählen
Und nicht vertun den edlen Hauch!
Vers-tändig Zug für Zug verdauen! –
Nehmt Euch ein Beis-piel an uns Frauen ...
(Tjä – sowas freut ein' denn ja auch!)

Uns Frauen ist das ja nichts Neues,
Dies Wohlprinzip. – wir haben treu es
Seit Olims Zeiten in Gebrauch –:
Nen „bessern Herrn“ als Ehes-prossen
Und den dann mit Vers-tand genossen ...
Tjä – sowas freut ein' denn ja auch!

5 Pf

ATIKAH
führt
in der neuen Rauch-Epoche



TANTE LYDIA

Von Hasse Zetterström

Tante Lydia ist eine ältere Dame unbestimmten Alters. Man könnte sagen, daß sie vierzig Jahre geworden sei, aber man wüßte nicht ob sie näher an die fünfzig oder an die sechzig sei. Tante Lydia ist nett und sie pflegt im Sommer bei uns in unsern Ferienort zu kommen. Sie hat eine ausgesprochene Eleganz, aber leider hat sie auch eine, die einem auf die Nerven fällt: sie ist neugierig. Na, das sind ja viele ältere Damen – und Herren auch, wenn wir gerecht sein wollen – aber Tante Lydia ist neugieriger als die meisten. Und das ist ein Problem, denn das ist das Frageformular. Von Rechts wegen hätte sie Untersuchungsurichter in irgend einer Kriminalabteilung sein müssen. Den Verbrecher möchte ich sehen, der nicht seine sämtlichen Sünden und Verbrechen eingestehen würde, wenn sie ihn eine Frage nach der anderen abfragt. Und das ist er würde schon vor jeder Milchkanne einstehen.

Wenn Tante Lydia anfangs des Sommers zu uns heraustrifft, widmet sie eine ganze Woche ihrer vorbereitenden Frägearbeit. Nach diesen acht Tagen weiß sie ganz genau, wer in allen Villen und Häuschen wohnt, die Vermögensverhältnisse und Lebensgewohnheiten der Leute, und meistens kennt sie auch ihre Verwandtschaft und ihren Verkehr und weiß Namen, Alter und Schulzensuren der Kinder.

Nach einiger Zeit merke ich, daß die Kinder anfangen, Tante Lydia auszuweichen. Sie entdecken sie schon von ferne und machen einen großen Umweg, um ihr nicht begegnen zu müssen, aber trotzdem passiert es, daß sie eingefangen werden. Und dann heißt es:

„Wie geht's dir heute? Ist dein Papa auch hier drauhen? So, nicht. Kommt er sonnabends heraus? Wie heißt der Herr, der auch sonntags immer besucht? Ist deine Tante abgefahren? Habt ihr gestern abend Gesellschaft gehabt? Die Fenster waren ja alle erleuchtet. Du hastest doch zwei „Ungelegenig“ in der Zensur, nicht wahr? Bist du auch fleißig bei deinen Endarbeiten?“

Ab und zu halten wir private Zusammenkünfte, um zu besprechen, was man mit Tante Lydia anfangen soll. Aber niemand kann auf eine Idee kommen, wie man Tante Lydias Fragezeichen heilen kann, aber eines Tages geschah etwas, das wenigstens für einen Augenblick Ihre lästige Tätigkeits-einklemmung

Ein neuer Junge kam nach dem Ort. Ich begegnete ihm beim Morgenbad. Da ich ihn noch nie gesehen hatte, tat ich wie Tante Lydia und fragte ihn wie er hieße und wo er wohne. Er erwiderte rasch und willig, daß er Jan Bergman heiße und bei einem Onkel gleichen Namens wohne. Jan schien ein gewerkter Junge zu sein. Wir badeten und unterhielten uns ohne Frageformular, über Wetter und Schiffe usw., und beim Anziehen bekam ich eine Idee, die mich fast übermütig

„Möchte.“ „Du hast ja“, sagte ich. „Du siehst doch die gelbe Villa dort oben auf der Anhöhe. Auf der Veranda vor der Villa sitzt eine liebe Tante, die Lydia heißt. Wenn du nach Hause gehst, dann nimm den Weg an der Villa und Tante Lydia vorbei. Sie wird dich dann zu sich heraufholen und dich nach allem möglichen zwischen Himmel und Erde fragen, worauf du keine Lust zu antworten hast. Sie wird dich mindestens fünfzehn Minuten aufhalten und die buchstäblich ein Loch in den Bauch fragen. Möchtest du dieser Belästigung entgehen?“ „Wenn es möglich ist, gern.“ Und ich sah ihm an, daß er mein Mann war.

Denn mußst du es so machen: wenn sie deinen Namen und deine Wohnung erfahren hat, und womöglich auch dein Alter, dann mußt du das Ausfragen übernehmen. Aber du mußt fix wie ein Donnerwetters sein! Keine Sekunde verlorien! Die Fragen müssen wie ein Hagelgewitter niederpreseln! Du fragst sie, wie sie heißt, wie alt sie ist, erkundigst dich auch nach ihren Verwandten und Bekannten. Laß nicht nach bis sie aufgibt. Vergiß nicht, daß sie die aller kleinste Öffnung benutzen wird, um sich selbst einzuschalten. Gib ihr keine Gelegenheit! Und nur keine Anstalt!"

so gibt es auch die richtigen Jungen. Jan war der richtige Junge für Tante Lydia.

Und es klappte. Ich saß im Zimmer neben der Veranda und konnte alles mitanhören. Lydia hatte erst Namen und Geburtsjahr erfahren, als Jens Fragen zu schmettern angingen. Lydia wurde etwas verblüfft, aber dann antwortete sie freundlich und bereitwillig auf alle Fragen. Selbst gelang es ihr nicht, eine einzige kleine Frage dazwischen zu schieben. Ich saß auf dem Sofa und hatte meine reine Freude daran, boshaft wie ich nun mal bin. Als ich aber schließlich hörte wie der Junge sagte:

„Ein hübsches Kleid hast du an, Tante. Hast du das machen lassen oder auf Ratenzahlung gekauft — meine Mama läßt bei Auguste Lindin arbeiten —“ ging ich hinaus und blies den Kampf ab. Der Bengel blinzelte mir mit dem einen Auge zu, schnitt Tante Lydia eine Grimasse und verschwand schnell über die Verandatreppe.

„Liebe Tante Lydia“, sagte ich. „Der Junge war aber furchtbar mit seinem Fragen. Gut, daß ich dazukam und ihn stoppen konnte. Es war nicht mit anzuhören. Aber die Jugend von heute ist ziemlich aufdringlich.“

„Das finde ich nicht!“, sagte Tante Lydia. „Es war ein wirklich netter Junge, geweckt und offen. Und dann so willbegierig. So soll die Jugend sein!“
Ich sah Lydia erstunken an. Es war etwas ganz Neues in ihr Gesicht gekommen. Sie sah fröhlich aus. Ihre Augen leuchteten von einer Wärme, die ich noch nie bemerkt hatte. Wir saßen ein Weile stumm da, und dann sagte sie, noch immer lächelnd:
„Denke dir, ich habe jetzt fünf Sommer hier gewohnt, und erst heute besinne ich, einem Mann zu danken.“



(Hegenbarth)

schen, der sich die Mühe gibt, ein bißchen nach mir und den Meinen zu fragen. Und das war ein kleiner Junge — denk' mal, er fand sogar, daß mein Kleid hübsch war, und wollte wissen, wo ich es gekauft habe. Wirklich ein netter kleiner Junge. — — —"

Sie griff wieder nach ihrer Häkelerbelte, und ihr Gesicht war noch immer sonnig und fröhlich. Aber ich ging in mein Zimmer. Ich fühlte mich so sonderbar. Vielleicht schämte ich mich.

(Aus dem Schwedischen von A. Eskil Avenstrup)

BREMISCHE ANEKDOTEN

Von Karl Lerbs

Die Ansprache

zu einer Zeile bei uns in Bremen die Kenntnis der spanischen Sprache eigentlich auf wenige Kaufleute und Reeder mit entsprechenden Geschäfts- oder Erhebungsverbindungen beschränkt war, kam einmal ein hoher sudamerikanischer Würdenträger mit Uniform, Orden und Gefolge aneinstechen. Der Herr war ein Mann, der sich in der Fremde nicht um einen Pfennig um ein Haar groß den Kopf, dergleichen regelt sich immer irgendwie; als aber der Würdenträger den Wunsch äußerte, alle der großen Industrieunternehmungen zu besichtigen, geriet der betreffende Generaldirektor, deutlich ausgedrückt, ins Schwitzen. Ehre und Überlieferung forderten gebieterisch eine unwandelbare Begrüßungsrede in spanischer Sprache. Der Mann, der sich in der Fremde nicht um einen Pfennig um ein Haar groß den Kopf, dergleichen regelt sich immer irgendwie; als aber der Würdenträger den Wunsch äußerte, alle der großen Industrieunternehmungen zu besichtigen, geriet der betreffende Generaldirektor, deutlich ausgedrückt, ins Schwitzen. Ehre und Überlieferung forderten gebieterisch eine unwandelbare Begrüßungsrede in spanischer Sprache. Der Mann, der sich in der Fremde nicht um einen Pfennig um ein Haar groß den Kopf, dergleichen regelt sich immer irgendwie; als aber der Würdenträger den Wunsch äußerte, alle der großen Industrieunternehmungen zu besichtigen, geriet der betreffende Generaldirektor, deutlich ausgedrückt, ins Schwitzen. Ehre und Überlieferung forderten gebieterisch eine unwandelbare Begrüßungsrede in spanischer Sprache.

In seiner Not fiel ihm ein, daß in seinem Auswirtsrat ein Mann saß, der mit Recht in dem Ruf stand, noch nie in seinem Leben vor irgendwelchen Schwierigkeiten versagt zu haben. Es gibt solche Leute: Alle Probleme verflüchtigen sich geradezu beschämt vor ihrer heiteren Selbstbeherrschung. Der Mann rief der Generaldirektor an: Herr Direktor!

„Mach Ich“, sagte das Mitglied des Aufsichtsrats
„Moin.“

Als der Würdenträger mit den Herren seiner Umgebung das Werkgeinde betrat, empfingen ihn fünfzig flüchtlings Schwarz gehüllt, die Verantwortlichen. Der rettende Herr aus dem Aufsichtsrat aber trat vor, in der Rechten ein Blatt, auf das er keinen einzigen Blick warf, und startete eine spanische Ansprache, die an musikalischem Wohlklang, rollenden Zungen-R's, vorschriftsmäßigen Lippenlauten und leisem Gurgelgekrach alles enthielt, was kühnste Träume wünschen konnten. Wie angewurzelt standen die Verantwortlichen, in strahlender Benüchtlung die Gäste.

Als der Sprecher geendet hatte, trat der südamerikanische Würdenträger auf ihn zu, packte seine Hand, mühte sich angestrengt, sie aus den natürlichen Bindungen zu reißen und überflutete ihn mit einem Katakart spanischer Begeisterungs- und Freundschaftsbeteuerungen.

Der Herr aus dem Aufsehterst trat vom linken auf den rechten und wieder auf den linken Fuß, berichtete den mit schwarzen, roten und blauen Zeichen bedeckten Zettel in seiner Hand, sah mit wehnitziger, aber natürlich vererblicher Hoff-

nung dorthin, wo sonst in allen schwierigen Lebenslagen sein unfehlbarer und jetzt mehr denn je erforderlicher Privatsekretär zu stehen pflegte; zuckte die Achseln, lächelte und sagte auf Bremsch:

„Tja, das dürfen Sie mir nu nicht für ungut nehmen, wenn ich da nicht richtig auf antworte, meine Herren — aber ich kann dja kein Wort Spanisch.“

*

Abschiedsbesuch

Zu jener Zeit, als in Bremen der Brauch, an Sonntagen zwischen zwölf und zwei Uhr mittags zwischen den Familien der maßgeblichen Gesellschaft Besuche auszutauschen, noch ein entscheidender Bestandteil vornehmer Lebensform war, sagte ein alter Großkumpen, der schwerkrank darniederlag, zu seiner Frau:

„Anna, hilf mir denken, daß wir bei Kösters Besuch machen müssen, wenn ich wieder auf bin. Das sind wir ihnen schon lange schuldig.“

„Daniel“, versetzte sie ihm, „weird du man erst auf den Beinen, wenn du nicht erst mal ein wenig

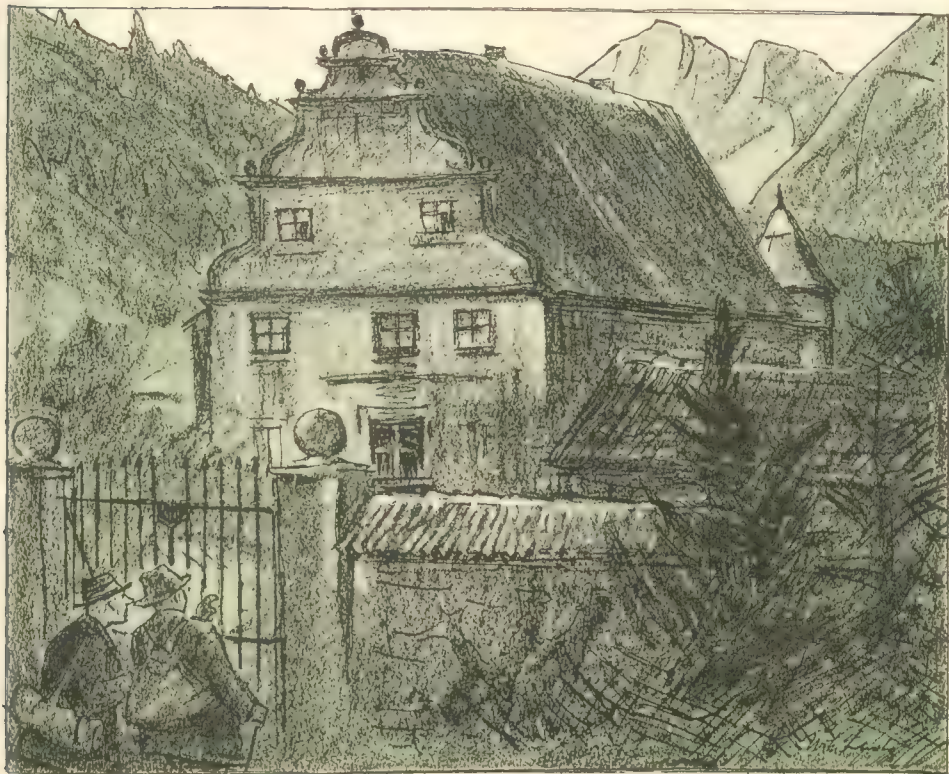
„Ich bin da garnich ruhig bei“, sagte er. „Es gehört sich nich.“

Die Wochenblätter machte ein mit Schwarz und Silber geschmückter, von vier schwarzverhüllten Pferden gezogener Wagen, der einen unter Kränzen und Blumen begrabenen Sarg zum Rienstädter Friedhof fuhr, an der Schwachhauser Chaussee vor der Kösterschen Villa halt. Einer der schwarzgekleideten Lohndiener, die ihm gegenwärtigen Schicksal bedenkend, trat aus der Reihe, begab sich zum Wagen und überreichte bedeutsam dem Christ Träger einer letztwilligen Verfügung, zur Hausrat, klingelte und überreichte dem Hausmädchen eine Karte; läufte gemessen seinen Wespitz und ging wieder an seinen Posten. Das Mädchen überreichte seiner Herrschaft die Besuchskarte des alten Großkaufmanns, der nun schon wieder langsam seinen letzten irdischen Aufenthalt entgegenfuhr. Unter dem feinsten Namen stand, von seiner Hand zitiert gezeichnet, ein Bild mit dem Namen gleich nach alter Gesellschaftsliste. In der ersten Reihe der Häuser bei einem Aufpfechtwechsel zu verabschieden pflegte: „p. p.“

Herrensitz zu verkaufen

VON ANTON SCHNACK

(Wilhelm Schulz)



Herrensitz in den bayerischen Bergen, selten schöner Besitz, vornehme Gesellschaftsräume, große Halle 14 Zimmer, 3 Bäder, Zentralheizung u. aller Komfort, vollständig u. wertvoll möbl., echte Teppiche u. s. m., ca. 3 Tagewerk Park, großartiger Alpenrundblick, wird aus besonderen Gründen sehr preisw. verkauft

Es wäre angebracht, darüber nachzusinnen,
Wer Herr des Herrensitzes war.
Inmitten eines Kranzes hoher Gipfel und Bergzinnen,
Von Schnee bedeckt, umfegt von Wolkenspinnen,
In föhngeheizten Tagen scharfzumrissen, linienklar

Der Herr war viele Jahre reisefroh und unterwegs gewesen
Aus Lieb' zu den Bergen baute er das Haus
Und schmückte es mit Kostbarkeiten, schön und auserlesen
Es kamen Frauen, holde und verführte Wesen;
Es kamen Männer: Männer hielten Schmaus.

Bergsteiger, Jäger, braungebraunt im Gletscherse,
Spielen auf Zithern alte Melodien
Und sangen Jagdliedchen, Jodeln, Volkstiedweise,
Und wurden beim Gesang die rauhen Stimmen leise,
Heulte der Nachtwind beklemmend im Kamin.

Und eines Tages waren alt die Männer und die Frauen,
Und nur das Wasser rauchte unverändert durch die Schlucht.
Die schwarzen und die blonden Haare mischten sich mit grauen:

Die Berge blieben gleich und unnahbar im Blauen,
Sie wurden nicht von der Veränderung besucht.

Zuweilen blickten Wanderer durch's Parktorgitter
Und die Gesichter starrten großstadtfahl,
Sie staunten nach dem großen Hause bitter
Und hielten den Besitzer für den reichsten Ritter
Und märchenhaft den hohen Gartensaal.

Der Herr jedoch war fort, erwürgt durch Schulden,
Und starb im Schreien einer Sommermonierung
Vergilbte Briefe blieben in den Zirkelstiefelputzen
Bei alten Tabaksdosen, Elfenbein und Sammlergulden
Als Sand und Tand der Zeit — ein Hauch Erinnerung

Es wäre angebracht, darüber nachzudenken,
Wer nun den Herrensitz sich kauft, Komfort und Mobiliar?
Wird er die fremden Dinge versuchen und verschenken,
Wird er, erkenntnisstuchend, in den Anblick der erhab'nen Berge
sich versenken?
Wenn ja — es wäre sonderbar!

DAS RÄTSEL

(30 Rätsel)

Lieber Simplicissimus

Von Wilhelm Scheitza



Wir hausten in den Bergen, und die Damen erholten sich tags beim Skilauf und abends bei Kreuzworträtseln und dem Konversationslexikon. Sie waren für die Herren gar nicht zu haben.

Max war damit nicht zufrieden. Er schaute aus allem im Hotel vorhandenen Zeitschriften die Kreuzwort- und Silbenrätsel aus.

Aber die Damen behielten sich mit dem Rest der Rätsel. Sie bereiteten sich für die Ehe vor, für jene Abende, an denen der künftige Ehemann eine wichtige Sitzung hatte. Natürlich waren die anderen Rätsel schwerer. Man konnte die Lösungen nicht mehr im Konversationslexikon finden und zog daher die Herren heran, denen damit wenig gedient war.

„Ich finde Kreuzworträtsel viel schöner“, versuchte Max abzukenken. „Es ist so interessant, wenn sich eine Mäuschenfigur mit einem Edelmetall kreuzt. Das ist sozusagen eine lagierete Verbindung.“

„Eine Legierung!“ verbesserte die Baronin Zack von Breastrop, während sie mit lässiger Anmut den Blick der nachtschwermüden Augen durch einen Spiegel auf den Sprecher richtete.

„Wir haben hier ein anderes, wundervolles Rätsel, das wir bisher nicht rausgerätkelt haben“, mischte sich Die Spelt ein. „Hören Sie!“ Und sie las, geheimnisvoll blickend:

„Ein F verführerte die Luft.

Man brauche ihn beim Asphalieren

Es müßten drob den zarten Duft

die S am Fenster ganz verlieren.“

Alle dachten zuerst schweigend nach, dann riefen sie. Aber mit Kasten-Kaffee, Feuer-Seuer, Faust-Seuer usw. war nichts anzufangen. „Beginnen wir doch mit der Blume“, schlug Max vorzweifelt vor. „Es muß eben ein S drin vorkommen, das man durch ein F ersetzt.“

Und gleich darauf sagte er versonnen, fast für sich: „Asier?“

Die Baronin hatte es sofort erlaubt. Über die entblößte Schulter hinweg sagte sie: „Schwein!“ Darauf erhob sich Max und ging hinaus. An der Tür drehte er sich noch einmal um und flüsterte: „Jetzt habe ich es: Teorfen-Teorosen.“ Aber niemand schenkte ihm einen Blick.

Am nächsten Tage war aus den neuen Zeitschriften kein Kreuzworträtsel mehr ausgeschnitten. Max war abgereist. Aber die Damen blieben abends keine Rätsel mehr. Als ich an ihren Tisch kam, hörten sie auf zu tuscheln. Sie fanden die Musik wundervoll und tanzten mit mir.

Unsere Tante Anna — nun schon ein etwas älteres, unvehelirtetes Dämsel — immer mit viel Verständnis und Mitleid für Leid und Freude anderer durchs Leben gegangen. Jetzt hat sie zwei möblierte Zimmer an ein Ehepaar abvermietet. „Reizend sympathische Menschen“, so beschrieb sie sie neulich. „Nur so ein Jämmer, daß ihnen ihr heißester Wunsch unerfüllt bleibt — sie möchten ja so furchtbar gern Kinder haben!“

„Ja, Tante Anna“, hatte ich sie unterbrochen, „das ist ja auch sehr traurig! Wie lange sind sie denn schon verheiratet?“

„Ach — bald schon ein halbes Jahr“, erwiderte Tante Anna.

„Blinde Kuh!“ Ist ein schönes Spiel. Für Junge, harmlose Mädchen und Burschen. Ältere Leute sollen es nicht spielen.

Leutlin war beim Dr. Werner eine größere Gesellschaft. Dr. Werner ist Anwalt, fünfzig Jahre alt und verheiratet. Da waren die beiden Ehepaare Segschütz und Brudermann, dann etliche sehr korrekte, ältere Damen, ein paar Kleinen und endlich das Fräulein Mizzi. Die zwanzigjährige Sekretärin vom Werner. In Favoriten haben sie einige Weinsteuben besetzt und sind endlich durch den Belvedere-Park nach Hause gegangen. Der Werner und einige andere haben einen kleinen Spitz gehabt. Man hätte schon sagen können „an Affen“. Und im Belvedere-Park, da fällt dem alten Segschütz ein, man könnte „Blinde Kuh“ spielen. Gerade im Bunde, wo die nackten Sandstein-Götinnen mit den lachen Gesichtern stehen. Erst ist's ganz gut gegangen ... dann ist der Werner dringekommen. Er hat einen gründlichen Aff'n sitzen gehabt. Ist herumgerannt wie ein Junger. „Wie a Teppeler“, hat der Segschütz gemeint. Und wupp — erwischt der Werner die Sandstein-Diana. Packt sie so richtig. Tippt mit den Fingern über den Schenkel der Diana — legt die Stirn in krause Falten und sagt — etwas verschleierte — aber ganz schmerz und klar: „Hart und kalt ... Jesses — do Mizzi ...“

Beim Hegemeister F. in A. war der fünfzehnjährige Hofrat aus Berlin zu Besuch. Einmal Tages soll die Sau des Hegemeisters forken. Der Onkel wußte, daß manche Säue ihre Ferkel gleich nach dem Werfen aufreissen, und deshalb hielt er es für ratsam, bei der Sau den Wächter zu spielen. Er blieb also im Stall, es ereignete sich aber in den nächsten Stunden nichts. Der Wächter der Hegemeister ins Büro gerufen. Der Neffe aus Berlin übernimmt die Vertretung des Onkels, der ihn aufgegraben hat, ihn sofort zu rufen, sobald er Ferkel da sei. Hans tritt sein Amt an, und nach einer Viertelstunde ist ein Ferkel zur Welt gebracht, wird aber sogleich von der Sau gefressen. Hans macht die Sache einen Mordspieß und sieht sich den Vorgang viermal an. Da kommt der Onkel in dem Augenblick, als die Sau das fünfte Ferkel verschwinden läßt. „Aber Bengel! schmeiß der Alte, „Ich habe dir doch gesagt, du sollst mich sofort rufen!“ „Ach Onkel“, sagt die Jungheister, „Kuck da! Die verschluckt die man bloß und dann kommen sie hinten wieder raus! Da ist also wieder eins!“

Schreit plötzlich eine auf der rückwärtigen Plattform der Straßenbahn stehende Dame in vorrückenden Jahren laut auf und hält dem Schaffner ein offenes Handtäschchen unter die Nase.

„Da — da — mein Portemonnaie — weg — fort gestohlen —“

Die Straßenbahn hält, ein Schutzmann kommt, die Dame erklärt, daß sie das Handtäschchen — das Gedächtnis wegen — ein wenig nach rückwärts hing an die üppigen Rundungen eines gewissen Körpertheils gepreßt haben müßte, und ein blöder Herr Wiener sagte kopfnickend:

„Jo, jo, ich hab eahm gesagt, den jungen Menschen wie er ab'sprungen ist!“

„Sie haben ihn gesehen?“ fragt der Schutzmann. „Freilich“, erwidert der Herr bedächtig, „a ganz Well, ehvor die Dame geschrien hat, hat er sich durchdrängt und is abgehupft!“

„Und Sie vermuten, daß es der Dieb war?“ fragt der Schutzmann, seinen Bleistift aufsteckend.

„No natürlich ... Ganz g'wiss war er's ... Ich hab ja die längste Zeit zugeguckt ...“

„Was — zugeguckt haben Sie ihm?“

„Alsdann, Sie müssen mi ausreden lassen, Herr Wachmann ... Ich hab eahm zugeguckt, wie o bei der Dame hinten unanenderknebelt hat.“

„So“, rufte die Dame empört, „und da haben Sie sich nicht mehr zu sagen?“

„Oh, du mein“, wahr der blodere Herr antwortete, „ich hab ja net g'wußt, daß er schlechte Absichten hat ... Es war ja a ganz a junge Mensch ... Und da hab i halt glaubt es mach ihnen a Veirgnügen!“

Parfum
Eau de Cologne
Ein herbwurziger Duft
TERAS-HAUS
MAX SCHWARZLOSE

Gallensteine
RAU
Ein heilendes Mittel

Gräue Haare
Gallensteine
Ein heilendes Mittel

Schreibkrampf
Discret
Ein heilendes Mittel

Jeden Tag
Qualität
Ein heilendes Mittel

Umsonst
Ein heilendes Mittel

GUMMI
Ein heilendes Mittel

GRATIS
Ein heilendes Mittel

GRATIS
Ein heilendes Mittel

Deine Wappstein
Sonnal
Ein heilendes Mittel

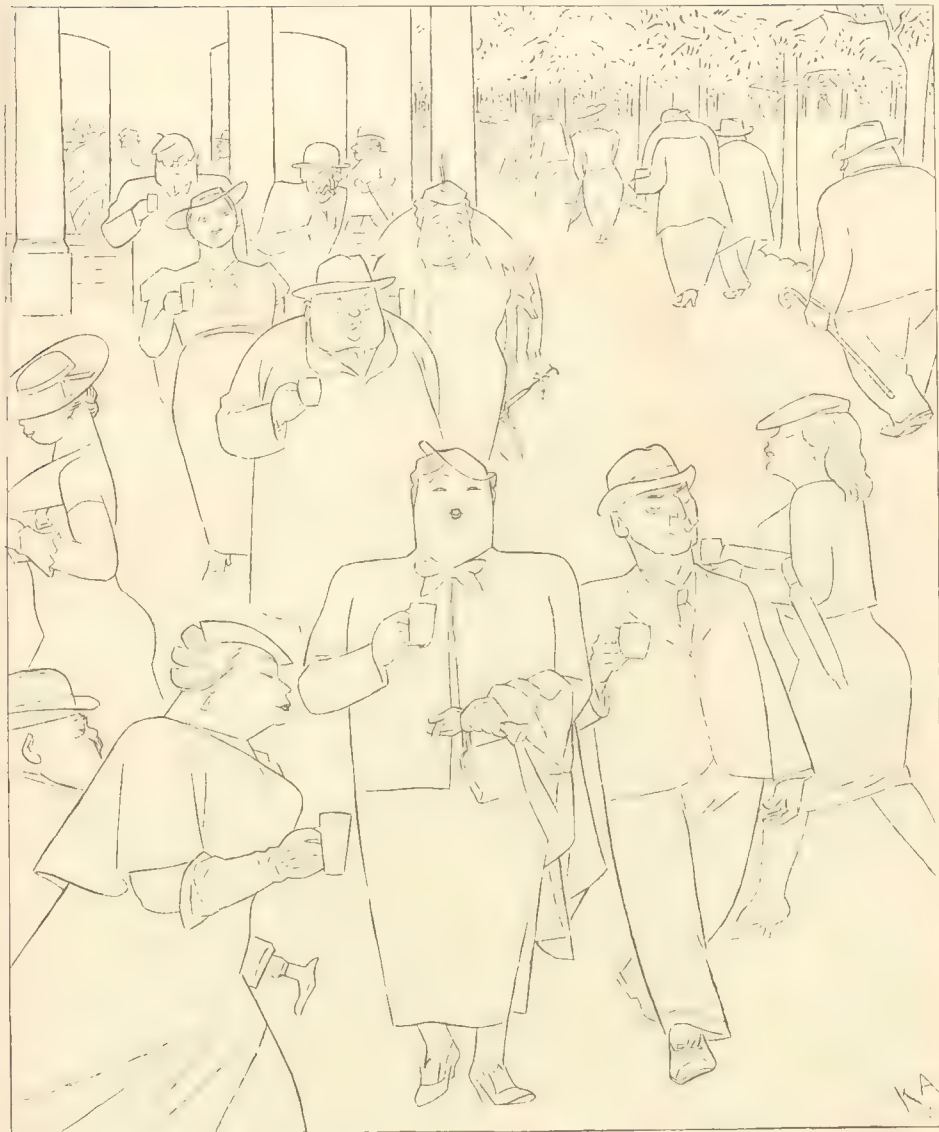
Die Aneipp-Sur
Ein heilendes Mittel

Ein heilendes Mittel

Ein heilendes Mittel

Ein heilendes Mittel

Ein heilendes Mittel



„Hoffentlich rentiert sich auch die Kur, Paula.“ — „Aber klar! Ich werde für jedes meiner Herbstkostüme so drei, vier Meter Stoff weniger brauchen.“



„Nanu. Sie hier auf dem Rennplatz, gnädige Frau? Interessieren Sie sich denn für Pferde?“

„Unsinn! Interessieren Sie sich etwa für Badeanzüge, wenn Sie ins Strandbad gehen?!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Damenwahl

(Karl Arnold)

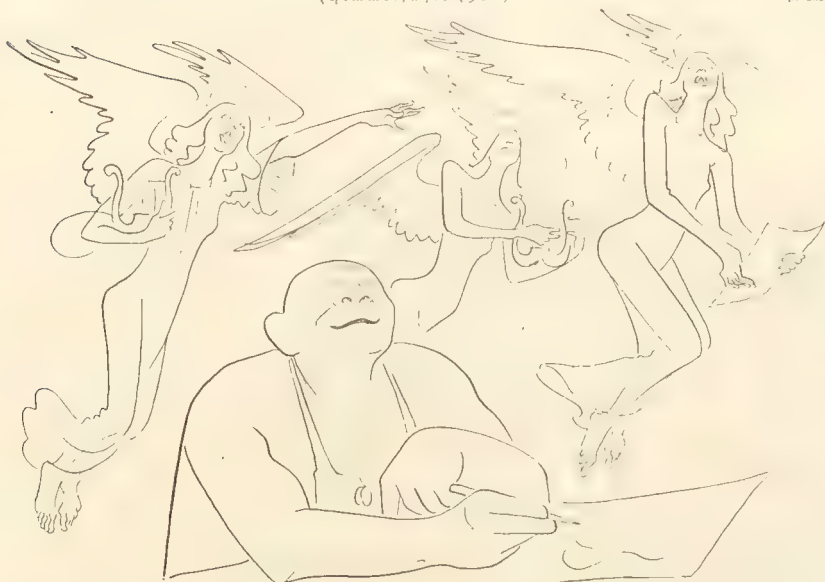


„Denk' dir, die Elli ist schon oben!“

Olaf Gulbransson zum fünfundsiebzigsten

(Himmelfahrt 1938)

(Fr. Biele)



Wenn du uns einst den Rücken kehrt
und pfeilgrad in den Himmel fährst,
wird man für deine Gießesgaben
da droben wohl Verwendung haben?

Ich denke mir die Sache so:
Sankt Petrus fährt dich ins Depot,
wo jene schlanken, hagern, mageren
Burne-Jones'schen Lichtgestalten lagern,
die Präraffaeliten-Engel
mit Busenwund und Eilienzengel.

„Hier, Olaf“, spricht er, „kost mal!
Ist das im Grund nicht ein Skandal?
Du kamst zur rechten Zeit herauf —
nun polstre diese Mädchen auf!“

Ein Vorschlag, hübsch und angemessen!
Ein ehrenvoller Ruf! . . .

Indessen

rotläufig, deo gratias,
macht dieses Leben dir noch Spaß

und scheint dir körperlich und kesslich
in jeder Hinsicht unerschöpflich.

So wirft denn voll Calendrang
noch etliche Degenntien lang,
zwei oder drei, am liebsten vier,
uns und dir selber zum Pläster!
Enthalte du den Erdenfaden
und lähme so des Trübsinns Gift
mit dem bewährten Gaberlöffel!

Dr. Dwiglag

Die Silberwanzenfarm

Ich hatte Bill Buster seit mehreren Jahren nicht gesehen, vorgestern traf ich ihn an der Ecke der 28. Straße, woraus sofort zu entnehmen ist, daß es sich hier um ein streng amerikanisches Erlebnis handelt. Deshalb rief ich auch: „Hallo, Bill!“ und er „Hallo Walter!“. Als ich das letzte Mal mit Bill zusammentraf, arbeitete er gerade an der Finanzierung einer Gesellschaft zum Import von Original-Nordpolisbergen an die Küste von Florida. Sie sollten mit Schleppten dorthin gebracht werden, und er versprach sich großen finanziellen Erfolg. Es ging ihm damals nämlich hundsmiserabel.

Ich erkundigte mich sofort nach der Northern Ice Ltd. Er winkte ab: „Hab 'ne neue Sache“.

„Na und wie geht diese, Billy?“

Er wies auf seinen Wagen, einen Mordswagen mit eingebauter Bar, Fliegerabwehr und Wasserspülung oder ähnlichem. Nun weiß ich zwar, daß der Besitz eines solchen Wagens nicht immer auf Wohlstand schließen läßt, aber Billy sah auch sonst sehr gut und besitzend aus. Er erzählte mir, daß er gerade hier sei, um Zuchtstuten abzuholen. „Weißt du, neues Blut,

meine Stämme sind ein bißchen überzüchtet.“

„Da lust du gut dran, lieber Bill! Handelt sich wohl um Pferde oder Rinder?“

„Ach, wo durchaus neue Sache, hab 'ne Silberwanzenfarm“.

„Selbstverständlich, selbstverständlich, guter Bill. Ja — aber — ich bin nämlich auf dem Gebiet nicht ganz satteifert, wozu braucht man denn Silberwanzen?“

„Zum Fotografieren natürlich, lieber Walter!“

„Aha, ich verstehe, da wird vermutlich so eine Chemikalie daraus gewonnen, wie Moschus aus dem Moschustier, Walrat aus dem Walvisch oder Zibet aus der Zibetkatze . . .“

„Mensch, rede keinen Quatsch! Nein, lieber Walter, davon verstehst du wirklich nichts. Du wirst nie lernen, wie man Geld macht. Silberwanzen sind dazu da, fotografiert zu werden, ganz einfach.“

Das fand ich nun wirklich nicht so ganz einfach. Aber Bill Buster lud mich ein, seine Farm zu besuchen, er wollte mir die Sache erklären. Kilometerweit vor der Farm trafen wir an der Straßenkreuzung überall auf Schilder mit der Aufschrift „Zur Silberwanzenfarm“. Wir hielten an einem Tor, an dem zu lesen stand: „Die Sil-

berwanzenfarm kann unter keinen Umständen besichtigt werden, die Tiere der größten Ruhe bedürfen.“ Nun saßen wir in Bills Büro, tranken Whisky, und er erklärte mir die Sache.

„Also, da saß ich vor ein paar Jahren in einem kleinen Hotel am Mittelmeer. Ich befand mich in einer mäßlichen Lage. Das Geschäft mit den Eisbergen hatte nicht so recht eingeschlagen, und wir hatten durch Abtauen starke Verluste an der Substanz. Wir verflüchtigten uns, wir liquidierten ich saß in meinem Hotelzimmer auf dem Trockenen, dann legten konnte ich mich nicht, da mein Bett bereits besetzt war, von Wanzen, denen zu ihrem Wohlbefinden nichts weiter fehlte als ich. Ganz ohne Nahrung können auch diese Tiere auf die Dauer nicht leben.“

Du weißt, ich bin kein Phantast, ich halte mich immer ans Nächstliegende und so überlegte ich mir, wie man diese Tiere zu Geld machen könne. Ich bin nämlich im Laufe der Jahre zu der Überzeugung gekommen, daß es nichts auf der Welt gibt, was nicht irgend jemand braucht.“

„Donnerwetter, Bill!“ unterbrach ich meinen Freund. „Ist das nicht aber gesamt, wo du den Mann gefunden hast, der Wanzen braucht.“

„Du redest wieder mal wie der Blinde von der



„Jetzt stellen Sie uns doch endlich was Ordentliches auf den Tisch, Herr Wirt!
Bilden Sie sich etwa ein, Sie können heute noch Versailler Urquell verzapfen?“

Farbe. Wanzen als Rohprodukt sind allerdings vorläufig noch kein Markenartikel. Man muß die Nebenprodukte verwerten. Ich hab einen Dreh gefunden: die Farm. Bei mir handelt es sich nämlich nicht um gewöhnliche Wanzen, sondern um die allein echte Silberwanze. Bill Busters Silberwanzen sind die besten, vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt. Du kennst doch die prächtige Küstenwanze des Mittelmeers, eine stolze, todesmutige, starkkiefrige Rasse. Die reinen Tiger sage ich dir.“
Mein Freund sprach in den höchsten Tönen, aber noch immer war ich nicht im Bilde, wie diese edlen Tiere nutzbringend zu verwenden seien.
„Das ist das Kolumbussei, lieber Walter, du weißt, daß unsere Magazine und Illustrierten Journale

stets hungrig sind nach sensationellem Stoff! Hier hakte ich ein. Die unzugängliche Wanzenfarm mußte von Fotoreportern belagert werden. Sie kamen in hellen Haufen und erst gegen hohe Gewinnbeteiligung ließ ich sie ein. Nun ließ ich sie fotografieren. Wir stellten Serien zusammen: Die Aufzucht der Silberwanze mit reizenden Tierpflegerinnen, die ihr Leben dem neuen Beruf widmen wollen. Bilder entstanden, die jedem Magazin zur Ehre gereichten: Muttersilberwanzen mit ihren Jungen beim Morgenspezteigang.“ Du bemerkst: unser Eingehen auf die Neigung des Publikums zu jungen Tieren. Wir fotografierten Joan Crawford und Claudette Colbert mit ihren kleinen Lieblingen. Ich habe noch große Pläne, weißt du, so eine Reportage-

„Präsident Louis H. Stoppelfield eröffnet die Saison und 1881 die erste Frühlingswanze laufen“. Bei Stoppelfields Popularität wird die Serie ein Bombengeschäft.
Von überall her bekomme ich Anerkennungen. Der Tierschutzbund meines Staates hat sich jüngst über die hygienische Unterbringung meiner Schutzlinge sehr lobend ausgesprochen. Spesen habe ich fast gar keine. Alle Jahre eine Sendung von einem kleinen Hotel in Marseille. Der Mann liefert zu Spottpreisen. Ich rechne noch mindestens mit drei Jahren für diesen Artikel. Die kleine Provinzpresse ist noch nicht erfaßt, die bei uns ihren Lesern immer das Neueste im Bilde bringen will.“
Bill Buster ist ein gemachter Mann. Foltzick

Die Mißtrauische

(E. Thöny)



„Dös sag' i Eahna, Frau Knollbichler, i lassat mein' Mann net mit KdF.
an Rhein fahr'n, der verziagat d' Loreley mitsamt dem Felsen!“

Ungeahnte Folgen des Olympiafilms

O. G. Bruns



„Alois, du schläfst so unruhig.“

„Gottseidank, ich bin ja gar kein Hammerwerfer.“

ÜBER SEELISCHE WANDLUNGEN

VON KÄTE BIEL

Wir saßen, wie einem Familienroman entsprungen, bei Tante Elise traulich um den Teetisch und redeten unterschiedlich Nettes und Kluges. Dabei kamen wir auf den Begriff der seelischen Wandlung und gerieten mit Hilfe des Überleitungswortchens „sogar“ auch in die Welt der Tiere hinein.

Peter-Paul behauptete zwar kühl, psychische Umstellungen hätten bei jeglicher Kreatur physische Ursachen, aber Tante Elise ist glücklicherweise nicht geneigt, Neffen besonders ernst zu nehmen. Sie berichtete uneingeschränkt von dem sprechenden Papagei einer Geheimrätin, der sich einen Tag nach dem Tod seiner Herrin pietätvoll entschlöß, gleichfalls zu sterben, wozu ihn nachweisbar nicht Futtermangel, sondern wahrscheinlich das Gefühl veranlaßt habe, die Welt sei nun öde und leer für ihn geworden.

Eva stimmte dieser Annahme zu und erzählte — mit einem trotzigsten Blick auf Peter-Paul —, daß sie sich aus ihrer Jugend eines dicken, himmelblaukugigen Angorkaters entsinne, der sich — doch wohl auf Grund einer seelischen Wandlung — von einem Kanarienvogel als Spaziergelselände benutzen ließ.

Auch hierzu lächelte Peter-Paul zynisch und erwiderte, daß zwischen dem Tod der Geheimrätin und dem plappernden Federwesens kein Ursache-Folge-Verhältnis bestanden habe, und was den Kater beträfe, so brauche er nur einen Tag nicht gefüttert zu werden, um sich seelisch wieder zurückzubilden, und in dem befreundeten Kanarienvogel mit eisiger Klarheit auch das Nahrungsmittel zu erkennen.

Eva blinnte auf „Nei, Peter-Paul! — Es war wirkliche Sympathie zwischen beiden Liebel!“

Peter-Paul schlen verriet: „Liebe ist nur zwischen Geschöpfen gleicher Art möglich. Und selbst dann gibt es noch Beeinträchtigungen, denn die Liebe kann unerfüllbar sein!“ sagte er ernst, und beschrieb die anmutige Schwermütigkeit eines ihm bekannten riesigen Neufundländers, der sich zweimal im Jahr leidenschaftlich in die 1150 Gramm verliebt, die eine strubbelige Zwergghündin ausmachen, und der sich vor Trauer und Ratlosigkeit nicht zu helfen weiß, denn offensichtlich ist alles in Ordnung und doch nichts so, wie es sein soll, und es sei beklemmend melancholisch, den Neufundländer, feilüberzogenes Monument mit guten braunen Hundaugen, treu und kummervoll vor der Haustür warten zu sehen, hinter der doch nur so ein winziges, dünnkläffendes Bitchchen wohnt, das für das reiche, weite und gültige Herz eines Neufundländers gar kein Verständnis haben kann — Und dieses Bild bedeute für ihn, schloß Peter-Paul feierlich, das Symbol der tragischen, ausgewogenen Liebe schlechthin, jener Liebe, für die es nie eine Erfüllung geben kann —

Wir pflückten Peter-Paul bei, bekümmert über den Ablauf des Weltgeschehens, doch Tante Elise fand, daß wir vom Thema abgekommen waren. Denn offenbar hatte die Enttäuschung nicht zu einer seelischen Wandlung des Neufundländers geführt?

Peter-Paul wehrte entsetzt ab, „Das bleibt dem armen Tier glücklicherweise erspart. Nach jeweils acht Tagen steht er auch seelisch wieder fest auf den Beinen. Übrigens ist das ja der menschlich erfreuliche Abschluß aller großen aussichtslosen Lieben, daß sich die Betroffenen nach einer gewissen Zeit wieder den Belangen ihres eigenen Lebens zuwenden!“

Hier wurde ein unterdrückter Ausfluß von Eva vernommen. Es war nicht schwer zu erraten, was sie dachte. Schließlich hatte zwischen ihr und Peter-Paul ebenfalls eine große Liebe bestanden, aber wenn er sie nun nicht bekommen hätte, wäre er nach einiger Zeit getötet in sein eigenes Dasein und an den Aufbau einer neuen Liebe

gegangen? Eva blickte peinlich berührt. Es gibt eben allgemeine Erkenntnisse, deren praktische Anwendung auf Milkenwesen uns ganz gewöhnlich und selbstverständlich ist, denen man aber recht gern ausweicht, wenn man sie in Bezug auf sich selbst gebrauchen soll.

Deshalb kam es zu einer gemurmelten Privatunterhaltung zwischen Peter-Paul und Eva, aus der nebenbei noch hervorving, daß letztere sich auch in schwarzesten Augenblicken der Selbstkenntnis noch nicht als kleines dünnkläffendes Elwes empfunden hatte, und daß sie außerdem zu bezweifeln wagte, ob Peter-Paul ein so gültiges Herz wie ein Neufundländer habe — Tante Elise sah die Traulichkeit des Teetischgesprächs hemmungslos versickern. „Kinder“, sagte sie energisch, „der Hund hat sich also nicht gewandelt! Aber der Papagei hat es getan! Er hat immer wohl gedacht, daß das Leben keinen Sinn mehr für ihn hat. Tiere empfinden mitunter ganz menschlich!“

Wir klebten nun in die Unterhaltung wieder eine Welle an dem toten Zimmervogel und kamen nicht von ihm los, da Eva mehr aus Trotz als aus Überzeugung alles lebhaft bekräftigte, was Tante Elise aus schlichter Gewißheit hervorbrachte. Schließlich war Peter-Paul klein und müde.

„Also gut — Ich gebe zu, daß seelische Wandlungen bei einem Tier möglich sind“, sagte er langsam. „Mir ist sogar ein solcher Fall selbst begegnet!“

Und dann fuhr er munterer und im Tonfall geübter Geschichtenzähler fort: „Es handelt sich um die wirklich durchdringende kompromißlose seelische Wandlung eines Fuchses. Er begegnete mir zu erst vor vier Jahren. Ich glaube, es war etwa zwanzig Tagereisen von Charbin entfernt in der inneren Mongolei, wo er mir vor die Flinte lief. Es war ein schönes Tier, welnzengel gezeichnet, mit hauchfeinem rostrotem Schimmer. Fernab jeder menschlichen Siedlung schnürte er durch Schnee und Eis, sah die Sonne blutrot untergehen, er-

lebte frostklirrende, von kaltem Mondlicht durchstrahlte Nächte, die Hitze der Sommer und der Trieb der Frühlingsgrün der Grassteppe, war der Trieb der Natur gahorsam, die da nicht will, daß die Art versiege, und paarte sich zur Renzzeit. Tante Elise wurde etwas nervös. Anscheinend versuchte Peter-Paul, in das Gebiet der Nur-Diät einzubringen, aber sie ist mehr für spannende und nicht für gediehete Sachen, ihr gilt Verwickeltes mit gestohlenen Dokumenten und Smaragdambänken, mit Geheimnissen und Situationen, aus denen die Konflikte nur so herausquellen. „Du sagst, er habe sein Wesen dann geändert?“

„Ja. Aber erst später!“ erwiderte Peter-Paul ungerührt. „Damals war er noch ungebrochen. In herrlicher Wildheit schlug er Hasen und raubt frische Vogeleier —“

Hier überwältigte Eva die Ungeduld. „Also — führte das freie ungebundene Leben, wie es Tier in Tiergeschichten immer führt — und überhaupt: natürlich mußte er frische Vogeleier zu sich nehmen. Es ist ja noch niemand in der mongolischen Steppe, der einem Fuchs die Frühstückskochl!“

Peter-Paul überhörte das. Sein versonnenen Blick drang weit in die Tiefen Zentralasiens hinein. „Ich sehe es noch, als sei es heute gewesen. Wir standen uns fast gegenüber, Mensch und Tier. Er sah mich mit seinen merkwürdigen Augen spöttisch an. Ich wollte schießen, aber ich ließ die Flinte wieder sinken. Etwas in mir wehrte sich vielleicht eine Ahnung vom gleichen Atemzug, alles Lebendigen —“

„Es war auch nicht weidgerecht, einen Fuchs abzuballen, der einem gegenübersteht!“ sagte Eva fachmännisch.

Peter-Paul seufzte, wie immer, wann Eva ihn belehrte. „Er wartete dann nicht, bis ich mich wieder anders entschloß, sondern brachte sich in Sicherung. Das war vor vier Jahren. Und als ich ihn jetzt wieder sah, da hatte er sich völlig gewandelt. Seine Passivität erschreckte mich fast, obgleich ich sie mir gut erklären konnte... Alle hatte er aufgegeben, die Mordlust, die Wildheit die Freiheit... Er schlug keine Hasen mehr, er paarte sich nicht, er fraß nicht —“

„Vielleicht war er krank!“ sagte Tante Elise mit Eifer. „Es ist ein Hilfsmittel der Natur, daß sie Tiere sich selbst durch Fasten kurieren läßt!“

„Er fraß sie mehr!“ sagte Peter-Paul mit großer Bestimmtheit. „Wie gesagt, er hatte sich völlig gewandelt. Dabei wurde er, sein äußerlich betrachtet, sogar noch schöner, der Pelz weich und seidig —“

„Der Glanz der Behaarung hängt doch gerade vom guten Futterzustand ab!“ erklärte Tante Elise nachdrücklich. „Er wird also gefressen haben wenn du es gerade nicht sahest!“

„Ich bin überzeugt, daß er das nicht tat!“ sagte Peter-Paul ernst. „Alles war anders geworden. Mitunter überlassen zwar noch die roten Strahlen der Abendsonne sein Fell mit brennend glänzendem Glanz, aber anstatt Hasen zu jagen, besuchte er gelegentlich ein Theater oder Kino. Sein Innenleben war sehr reduziert und bestand aus einem blühen grauer Wästel — Ja, und als er mir heute nachmittags in der Straßenbahn begegnete — er hing dort am Hals einer Dame — küßte er sogar, und das ist für einen Fuchs! Immerhin eine Leistung, nach Lavendel! Aber ich erkenne ihn trotzdem wieder!“

Peter-Paul seufzte tief und schloß seinen erschütternden Bericht. „Und dies ist der eindringlichste Fall seelischer Wandlung, den ich je bei einem Tier erlebte!“

„So?“ Tante Elise rang nach Atem.

Wir übrigen schwiegen, nicht zufrieden damit, daß das Thema nun, wenn auch etwas robust

Vorschlag in der Spargel-Voraison

Von Peter Sose

Er ist den Genuß ihr schuldig
und sie wartet ungebüldig,
bat ihn mehrmals schon ausfüllt,
denn sie liebt den Spargel
(und auch er natürlich),
sie lieben ihn zu zweit
und täglich tröftet er,
noch je nicht die Zeit.
Es fehlt an Wärme
(erfüllt er weiter)
denn könnte der Spargel
sich nicht entziehen,
in alter Gewohnheit zu schmecken.
Ohau, auch die Bäume
schlagen nicht aus
(wie mutige Gengle),
auch Bäume leiden noch Ängste,
weil ihre Knospen,
statt zu blühen,
roteln.

Du imbißt die Bitte „besonders feld“,
Spargel mit nackter Hand zu traktieren,
laß uns den kulinarischen Gid
einfach ein bißchen trainieren.

Die „neue Rauch-Epoche“ – die Zeit vernünftigeren,
besseren Rauchens – hat überall begeisterte Zustimmung
gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten
ist hierdurch zu kühner Stellungnahme angeregt worden
Wir erleben heute das Wort

Joachim H. Wohl

„Rauch-Epoche – ganz groß!“

Da rief mich doch vergangne Woche
Noch abends ein Bekannter an:
„Du, sag mal – „neue Rauch-Epoche“,
Was meinstu dazu, lieber Mann?“ –
„Ganz groß!“ erwiderte ich zünftig.
„Das hat mir wirklich imponiert –
Da wird doch endlich mal vernünftig
Was Gutes, Wahres propagiert!“

Das hastige, nervöse Paffen –
Du weißt – das lag mir immer fern;
Nen Rauchkatarrh mir anzuschaffen,
Hab’ ich doch meinen Hals zu gern!
Mich braucht man nicht zurechtzustauden –
Längst kannte ich der Weisheit Schluß:
Verständig etwas Gutes rauchen,
Bringt erst den vollen Rauchgenuß!

Ich kann Dir nur das eine sagen:
Zeig’ Dich nicht länger da immun,
Laß Dich – wie es in diesen Tagen
Schon alle meine Freunde tun –
Zum „Rauchen mit Verstand“ bekehren.
Rauch’ besser! – So, und nun sei still!
Ich laß mich jetzt nicht länger stören,
Weil ich in Ruhe – rauchen will!“



Joachim H. Wohl

5 Pf

ATIKAH

führt
in der **neuen Rauch-Epoche**



DER HENGST IST LOS

Von Robert Gehrke

endgültig erledigt worden war. Einige von uns lachten beifallig. Jemand stellte metaphysische Spekulationen an. „Das Jenseits der Fuchs ist die Kupromenode, das Kaffeehaus, der Kleider-schrank!“

Eva sagte nichts. Sie blickte uns alle der Reihe nach ausdruckslos an. Da saß hier, wie Peter-Paul ist, hieß das. Welcher Neufundländer oder andere bessere Hund bringt es übers Herz, ältere, geistig wohllose Verwandte durch häßliche Pointen zu ergötzen?

Inzwischen hatte Tante Elise sich gefaßt. „Du sagtest: der gleiche Fuchs? — In der Kieler Straßenbahn, und in der Inneren Mongolei?“ fragte sie abgerissen vor Staunen. „Aber das kanntest du doch wohl nicht glauben!“

Peter-Paul blickte überrascht hoch. Wenn eine Pointe ausgesprochen ist, ist sie ausgesprochen. Mehr bleibt dann nicht zu sagen. „Ja“, murmelte er etwas unsicher, „es war der gleiche Fuchs, Tante Elise. Ich habe ihn in seinem Fell wiedererkannt!“

Es kam recht schnell heraus; wir alle merkten, daß er jetzt begriff, wie wirkungslos seine Pointe an Tante Elises Ohrschmalz abgeprallt war, und verlor in eine freudige Stimmung; für hundert Niederlagen würde Tante Elise uns jetzt an Peter-Paul rächen.

Während der nächsten halben Stunde verhielten wir uns alle sehr still. Tante Elise redete ganz allein. Auch Peter-Paul sagte nichts. Er sank immer mehr zusammen, aber er wußte von Minute zu Minute reifer, die Unmöglichkeit zu begreifen, daß es sich wirklich um den gleichen Mongolen-fuchs gehandelt haben konnte. Wo doch Millionen von ihnen auf den Schuttern ihrer Trägerinnen durch Tausende von Städten wandeln, und andere Millionen auf der ganzen Welt in Schränken, Schaufenstern und Pellegieren hängen? — Und da soll ausgerechnet jener Fuchs, der einem reisenden Chemikalien-General-Vertreter in der inneren Mongolei begegnet, nach vier Jahren in der hiesigen Straßenbahn wieder auftauchen?

„So ein ungeheures Geblät... Und an der einen Seite China... und an der anderen Sibirien... und die sind auch so weitläufig... wie viele Fische können auf solcher riesigen Fläche leben!“ Tante Elise sah Peter-Paul kummervoll an. Da ist nun ein Mann, hat in Leben und Beruf, als Gatte und Vater, Erfolg, ist beliebt und angesehen bei jedermann, gilt als geistreich und sehr begabt... und... und... irgendwelchen uncharakteristischen Vorfall erweist sich, daß es mit dem folgerichtigen Denken nicht ganz klappert!

„Siehst du nun wenigstens ein, daß du dich geübt haben mußt, Peter-Paul?“

„Es ist möglich...“, murmelte dieser nieder-geschlagen. „Schließlich sieht einer so aus wie der andere...“

Tante Elise seufzte dankbar auf. Sie reichte Peter-Paul innerlich wieder in die Gemeinschaft der normalen und vernünftigen Mitmenschen ein. Und dann kehrte sie resolut zum Ausgangspunkt der Unterhaltung zurück. „Übrigens, was ich noch sagen wollte: Selbst wenn es sich, was natürlich meistens ist, um den gleichen Exemplar gehandelt haben sollte... eine seelische Wandlung würde das natürlich nicht gewesen. Das, was du in der Linie 17 gesehen hast, war nur noch ein Pelz, und kein Fuchs!“

Die Gesichtszüge Peter-Pauls bekamen etwas Starrtes, Holzschnitttheftes, er sah aus wie ein Mensch, der gewillt ist, letzte, allerletzte Konsequenzen aus seinem Denken zu ziehen: Nein, eine seelische Wandlung, die selbst tiefsten Ansprüchen genügen würde, Tante Elise, läge erst dann vor, wenn sich ein Fuchs, irgendeiner in der Nähe von Charbin, plötzlich vornähme, jetzt einmal sofort zu Fuß nach Mitteleuropas zu wandern, um zu fühlen, wie es eigentlich ist, wenn man „Straßenbahn fährt!“ sagte er in eisiger Verbittertheit.

Die Gastgeberin wehrte mit gültigem Lächeln ab. „Das ist doch wohl nur Theorie. In Wirklichkeit wird ja wohl kein Fuchs auf so einen Einfall kommen... Aber der Papagei, der...“

Und dann blieben wir endgültig bei dem plötzlichen Stubenvogel, denn wir lieben Tante Elise, obgleich ihre Gespräche eigentlich nicht unsere Gespräche sind.

Peter-Paul aber hatte zu dem Thema nichts mehr zu sagen.

Mit unserem Hengst habe ich oft meine schwere Not gehabt. Meistens betrat ich voller Angst den Stall. Und wenn ich von draußen sein Scharen und Stampfen hörte oder gar sein mächtiges Umhertapen, da wurde mir ganz schwach ums Herz. Zitierte Elise ich die zu einem Spalt: Der Rebell hatte sich tatsächlich wieder losgerissen und trappte nun ruhelos und selbstherrlich im Stall hin und her, zu allerlei Abenteuer und Bosheiten aufgelegt. Dabei belästigte er immer wieder die brave, überaus sanfte Stute mit seinen Anträgen. Knielächel und furchtsam stand ich an der Tür, unfähig einzuschreiten, keines Wortes mächtig. Mein reuher Onkel machte es mir zur Pflicht, den wilden Hengst wieder festzulegen; mochte ich mich winden wie ich wollte: Ich hatte ohne Widerrede zu gehorchen. Wieder einmal ward mir heiß und kalt bei dem Gedanken, in den Stall zu müssen und diesen tollen Dämon anzuketten. Er biß und schmiß und war stets darauf aus, mich mit der Flanke an die Wand zu drücken. (Auf diese Weise wäre ich einmal bald um mein Leben gekommen.) Er respektierte mich nicht; er fühlte Instinkte meine Angst und Ohnmacht. Er kam sich sehr mächtig und überlegen vor! Ich war ja nur ein kleiner, verärmter Stadtbub von zehn Jahren, dessen Heldentum noch in den Windeln lag. Mein Onkel dagegen trat gebieterisch in den Stall, herrschte den wilden Kerl mit Donnerstimme an, so daß er erstarrete, und gab ihm eins hinter die Löffel. Da drehte Eduard bel und ging folgsam in seinen Stall.

Ich weiß heute noch, daß ich so manche Nacht zum lieben Hergott gebetet habe, er möchte mit jener Kraft und Macht versehen, die mein Onkel in so bewundernswürdiger Weise besaß.

An diesem Nachmittage also war mir befohlen worden, den Hengst anzuschleppen und vor den Korbwagen zu spannen. Mein Onkel wollte zur Stadt fahren.

Während ich unter Herzklopfen und mit gedrückter Seele an der Stalltür lehnte, ward mir die Schwere des ganzen Daseins und vor allem meines Daseins zuletzt bewußt.

Ich war auch heute wieder nahe daran einen Steckchen zu nehmen und auf Wanderschaft zu gehen. Heißhoh!

Ich hatte Angst vor diesem rauhen rohen Leben, Angst vor dem harten Jähzornigen Onkel, Angst vor diesem ungestümen feuerzügeligen Hengst!

Wiederem steppete er durch den Stall, daß die Bohlen bebten und die Futterkiste zitterte.

Meine Haltung wurde immer kläglicher und mein kleiner Mut sank gleichsam immer tiefer in die riesengroßen Stiefel. Und ich hatte doch so Inbrünstig zum lieben Hergott gebetet...! Nein, unter diesen Verhältnissen wagte ich mich nicht in den Stall.

Vor dem Haus blühten schimmernd weiß die alten Kirschbäume; der Frühlingshimmel war blau wie Seide, die Schwalben lachten darsinfröh in blitzendem Glatteig; der Wind war voller Welch-heit und Duft. Die Welt war zum Welken schön! Der Hengst trappte ungestüm durch den Stall. Ich reichte ihm zögernd Würfelzucker durch den Türspalt und verlegte mich aufs Blitzen:

„Lieber gut Eduard, geh in deinen Stall und laß dich anschreiben. Mach mir's doch nicht so schwer, mein Lieber!... Komm, sei brav, lieber Eduard. Du soltest von heut an auch mehr Hafer als Häcksel haben! Ich versprech dir alles, mein gutes Tier.“ Er holte sich zwar den Zucker von der Hand und hörte sich meine wohlbedeute Rede

(Kurt Wolfes)



an, dann aber wandte er sich ruckartig ab und schlug mit dem Huf krachend gegen die Futterkiste. Darin lag seine ganze Verzachtung.

Ohne Zaumzeug und Geschirr sah dieser graublaue Teufelshengst noch wilder und fürchterlicher, noch unbändiger und hemmungsloser aus. Seine großen Augen loderten rebellisch, seine geweiteten Nüstern, sein Hals, seine Flanken strahlten vor Kraft und Trotz.

Ich hülfte meine Ohnmacht bis tief in die Knie. Nachdem ich vorsichtig die Stalltür wieder geschlossen hatte, ging ich mit schleppenden Schritten ins Haus. Hängenden Kopfes trat ich vor den gestrigen Onkel hin und erklärte mich demütig bereit, mich selbst vor den Korbwagen zu spannen und ihn schnellstens in die Stadt zu fahren. Er saß mit einem guten Freund in der Schenkstube bei einem Pultchen Kümmel. Überraschenderweise zeigte er sich einmal wohlwollend.

„Wenn du mit dem Hengst nicht fertig wirst, dann schick mir die Stute an. Bei Weibern hast du doch Glück!“

Seufzend kehrte ich wieder zurück. Ich war dem nach keinen Schritt weitergekommen. Ich leuchtete mit angehenntem Atem — im Stall völlige Ruhe. Sicherlich ist Eduard müde geworden und hat sich niedergelegt. Ich ward jetzt rasch die Hanne einführen und ebenso rasch das Geschirr nachholen!

Ganz vorsichtig öffnete ich die Stalltür — erschrocken prallte ich zurück. Über mir sah ich des Hengstes wilde Feuerzungen. Stürmisch drängte er heraus, die Tür knallte an die Außenwand. Ich fiel auf's Gesicht.

Hellwetterglanz geloppte er über den Hof, durch den Gärten... und dann mit wehender Mähne ins freie Feld, daß die Erdbrocken nur so sprangen... Sogar das Fiedervieh erstarrte vor soviel ungestümem Lebenskraft.

Mein Onkel war auf dem Plan erschienen und drohte mir mit seiner schweren Tracht Prügel an: wenn binnen einer Viertelstunde der Hengst nicht wieder an Ort und Stelle sei.

Ich ergriff Zaumzeug, Lasso und Peitsche und trabte los. Ich wollte das Abenteuer bestehen! Eduard war in den kleinen Laubwald geflüchtet, hinter mir sah ich schwere Tracht Prügel an: ein Strauchwerk herum; und weit rechts blühte er so starkes Geblü. Mir war's, als wartete dieser tolle Bursche nur auf meine Person, um mich dann am Krieg zu packen und in den nächsten Wässer graben zu schleudern.

Bei meinem Näherkommen geloppte er schlangwag von hinten. Gewiß nicht aus Angst vor mir, sondern aus Respekt vor Peitsche und Lasso. Freilichstrunken tummelte er sich in der Welt umher... Jauchzend wälzte er sich am Boden... Mit wehender Mähne und fliegendem Schweif raste er schweißnaß und schlümdend dahin...

Stundenlang bis spät in die Dämmerung hinein verfolgte ich ihn häufig hin und her. Ich war be-rascht von meinem Abenteuer. Wäxwäx! Kilometer war ich gehetzt über wieviele Gräben war ich gesprungen! Wie oft hatte ich das Lasso ausgeworfen!

Von all diesen Strapazen war ich fast bis zu Tode erschöpft. Das Blut sumimte, die Lungen schmerzten. Ich mühte mich und führte sie zu der fernen Weide, wo Seine Majestät graste.

Der Friede der Landschaft und des Himmels erhabene Stille beführten mich tief. Ich sah den Abendstern glänzen.

Unter Tränen kam mir ein leuchtender Gedanke! Ich sollte heimwärts, holte die so sanfte, folgsame Stute aus der Stadt und führte sie zu der fernen Weide, wo Seine Majestät graste.

Kaum hatte uns der Hengst erblickt, boggrüßte er seine Dame mit einem freudigfeurigen Wiehern und näherte sich ihr leidenschaftlich-zärtlich, zu allem bereit.

Ich hatte nun weiter nichts zu tun, als die schwarz-raune Hanne wieder heimzuführen. Der verliebte Eduard folgte ihr höflich hin und her.

Schließlich hatte ich das edle Paar im Stall. Ich nutzte des Hengstes Stimmung und helferte ihn umgehend an. Eduard beachtete mich gar nicht. Zärtlich küßte er seiner Frau den Hals

Treue

(Wilhelm Scholz)



Der Holden gab ich den Verspruch:
„Dich lieb' ich bis zum Grab!“,
den auf ein Aprikosenblatt
ich eingekritzelt hab'.

Ein Säuselwind dazwischen fuhr:
fort flog das Blatt, fort flog der Schwur!

(Altfranzösisches Volkslied)



„Das sag' ich dir, Elli, ohne Busen biste heute aufgeschmissen bei der Hochkonjunktur in naturalistischen Idealgestalten.“

Herr Schmidt hat eine Idee

Wilhelm Hammond-Norden

Herr Schmidt gehört zu jener Art von Leuten, die kein Staats geschenkt haben möchte. Er tut nichts. Er kann nichts. Er lernt nichts. Die Sonne, die trotz allem die Pflicht hat, ihn hin und wieder zu beschämen, darf unseres aufzichtigen Mitleids gewiß sein.

Herr Schmidt hat immer nur Ideen, für deren Verwirklichung er Kapital sucht. Aber wer leiht einem Mann mit zerschlossenem Rock Kapital? Herr Schmidt sitzt auf einer Bank im Park. So eine schöne Idee hat er wieder. Aber dazu brauchte man viel Geld. Mindestens zehn Mark. Für ein Inserat mußte lauten.

Achtung, Autofahrt!
Ich biete mich auch als
Schimpfer
an Billig Naurig Praktisch

Ja, das wäre doch mal etwas. Herr Schmidt malt es sich aus. Beim Autofahren muß geschimpft werden, das ist klar. Wenn einer zu weit nach links fährt, wird geschimpft, wenn einer das Vorfahrtrecht mißachtet, wird geschimpft, wenn einer die Wagentür falsch öffnet, den Weg versperrt, den Winker zu früh herausnimmt, den Winker zu spät herausnimmt, den Winker gar nicht herausnimmt — es wird geschimpft. Schimpfen gehört zum Autofahren wie Schaum aufs Bier.

Aber, sagt sich Herr Schmidt: was ein richtig feiner Mann ist, dem muß das Schimpfen doch unangenehm sein. Darum will Herr Schmidt es ihm abnehmen. Herr Schmidt ist kein feiner Mann — das kann ihm gar nicht passieren. Er ist bereit, für 50 Pfennig die Stunde soviel zu schimpfen, wie man verlangt.

So schön hat er sich alles ausgemalt. Er wollte seine Schimpfergüsse in verschiedene Klassen staffeln. Klasse 1 für Damen, noch leidlich salon-

fähig, bis „Hammel“ als schlimmste Injurie. Dann noch eine Unterklasse 1a für sehr empfindliche Jungfrauen, da kostet es freilich einen kleinen Aufschlag, weil Herr Schmidt sich zusammennehmen muß. Da wird eigentlich gar nicht mehr geschimpft, sondern nur sanft ermahnt. Schlimmstenfalls wird gerufen: „Mußt doch nicht!“, oder: „Paß auf, du böser Überholer!“ — Endlich kommt Klasse 2, für Herren, mit handfesten Einlagen, bis zu „Armlenker“ — auf Wunsch auch in der volkstümlichen Fassung. Ferner gibt es noch Klasse 3, nur für vom Leben tüchtig geschaukelte Männer, mit Originalschlagworten aus der Unterwelt... Herr Schmidt malt sich alles in den Sand. So ein schöner Beruf wäre das gewesen, ein Beruf, der seinen Neigungen aufs angenehmste entgegengekommen wäre. Aber die Menschheit finanziert seine Ideen nicht. Sie läßt es an lumpigen 10 Mark scheitern. Herr Schmidt spuckt aus und bedenkt die Menschheit mit einem Fluch aus Klasse 3.



„Den Stoff habe ich mir vom Wirtschaftsgeld gespart, nur die Nerzfelle sind von meinem Mann!“

SIMPLICISSIMUS

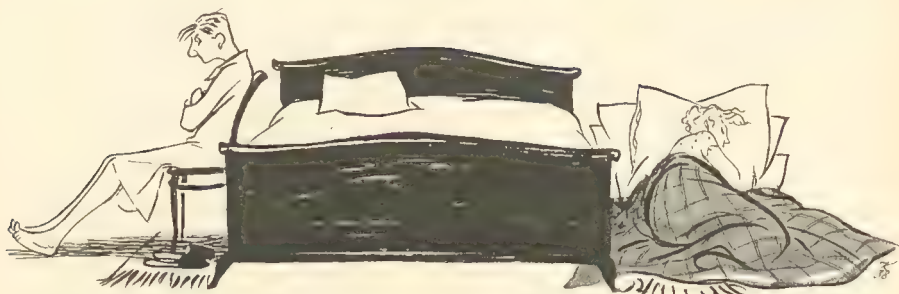
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Lösung für Genf

(L. Thöny)



„Ich glaube, die Kegelbahn ist die richtige Form, um die letzten Volkerbundsgetreuen beisammenzuhalten!“ — „Ja, und die beste Möglichkeit, unsern Haile Selassie in Amt und Würden zu setzen!“



Freiwillige Besichtigung des Normal- und Gebrauchsschlusses

VON WALTER FOITZICK

Das Normal- und Gebrauchsschloß finden Sie in jedem Reiseführer ausführlich und zimmerweise, und im Bilde dargestellt in den Prospekten, die für den Fremdenverkehr so erfolgreich werben. Dank den Bemühungen der dauernden Werbung ist das Schloß verkehrstechnisch erschlossen und liegt am Ende einer Straßenbahn oder ist mit den bequem und komfortabel ausgestatteten Omnibussen kinderleicht zu erreichen.

Wir versammeln uns in dem durch seinen kalten Steinfußboden berühmten Vestibül. Zur linken Hand sehen wir die Kasse, die aus einem gelbbraun gestrichenen Tischchen besteht, auf dem der Block mit den Billetten und das Blechkästchen mit dem Geld liegt. Die dort befindlichen Ansichtspostkarten bittet Sie vorläufig noch nicht zu beachten, sie haben erst am Ende der Besichtigung in Kraft zu treten.

Die Führung wird in einigen Minuten beginnen, die wir damit ausfüllen können, Schirme und Stocke abzugeben, da die Wahrscheinlichkeit besteht, daß wir mit ihnen auf die vorhandene Mobiliar und die Bilder eindreschen.

Jetzt betreten wir die große Freitreppe, die überraschenderweise hinaufführt. Sie hat aus Marmor zu bestehen und faßt sich kühl an. Wenn Napoleon in der Nähe war, ist er ganz bestimmt die Treppe hinaufgeritten, denn das ließ der große Korse sich niemals nehmen.

In dem Saal, den wir jetzt erblicken, ist nichts, und deshalb heißt er der Vorsaal. Hier gibt uns der Führer die notwendigen historischen Erklärungen und läßt uns die Filzpantoffeln anziehen. Leider kommt die Sitte der Filzpantoffeln zugunsten der Läufer, die nicht verlassen werden dürfen, immer mehr ab. Ich finde die Filzpantoffeln das Schönste an so einer Schloßbesichtigung.

Das Schloß ist bestimmt ein Lustschloß, denn aus Kummer oder Ärger wurden damals keine Schlösser gebaut.

Aus dem Vorsaal kommen wir in das erste Vorzimmer und dann in das zweite Vorzimmer. Jeder Saal und jedes Zimmer müßte sich in einem Schloß schämen, wenn es nicht mindestens ein Vorzimmer hätte. Es ist gut, daß die Zimmer Deckengemälde haben, denn sonst ließe sich über sie nichts sagen, so aber kann der Führer uns erklären, daß dort oben Neptun und Jupiter und Mars und Venus ununterbrochen klassische Mythologie be-

gehen, die meistens nicht ohne Folgen bleibt. Jetzt betreten wir den Festsaal. Hier haben die Innenarchitekten am heftigsten gehaust und Tisch und Wände mit Schmuck und Stuck bedeckt, wobei für das imposante Deckengemälde Platz gelassen wurde, das sehr symbolisch ist und nach Aussage des Schloßführers den Sieg der Morgenröte über den Ackerbau oder etwas Ähnliches darstellt. Der Führer kennt die Zuständigkeit jeder Figur im Symbolischen und er erlaubt uns keine das ist nicht gerade bequem, denn der Saal ist hoch, und man muß den Kopf in den Nacken beugen, um zu sehen, wie die Morgenröte alle die übrigen nackten Frauen nach Punkten besiegt. Die Sessel sind mit gewebten Schälserzenen (französische Arbeit) überzogen und es ist jetzt verboten, sich auf die Schälserzenen zu setzen, weil sie das auf die Dauer nicht aushalten würden, und von amerikanischer Seite wurden für sie schon hunderttausend Dollar geboten.

Versäumen Sie nicht, vom Mittelfenster aus den herrlichen Blick in den Park zu genießen, denn er ist im Besichtigungspreis des Schlosses mit eingepreist.

Dieser Saal ist die ganze Freude des Fremden-

führers, denn das Deckengemälde enthält eine Figur, die einem überallhin mit den Blicken folgt. Es genügt nicht, daß Sie dieses dem Führer aufs Wort glauben, er verlangt, daß Sie sich von der Wahrheit seiner Behauptung an jeder Stelle des Saales selbst überzeugen. Was, Sie haben noch nicht nachgeprüft, daß die Figur auch in die Ecke beim Ofen blickt? Marsch in die Ecke, hier darf nichts ausgelassen werden!

Wir kommen nun in den Schlafzimmer. Der hohe vergoldete Aufbau ist als Bett anzusprechen. Verwechseln Sie diesen Gegenstand nicht mit Ihrem Bett zu Hause. Seine Höhe hat sich nicht mäßig in die Kissen und Steppdecken kuscheln dürfen, er hat hier den offiziellen Staatsschlaf als Landesvater vollzogen, der ihn niemals die Sorge für seine Untertanen außer acht lassen ließ. Es wird stets ein Geheimnis bleiben, wohin der müde Herrscher am Abend die Hausschlüssel, das Taschentuch und die Brieftasche gelegt hat, denn ein Nachtkästchen ist niemals vorhanden. Man muß überhaupt sehr geübt gewesen sein, um in solchen Räumen zu wohnen. Wo sich aber der Mann hingeworfen hat, wenn er mal ein Wurstbrot und ein kleines Helles frühstücken wollte, das weiß auch der erfahrene Schloßkastellan nicht.

Es wäre kein richtiges Schloß, wenn es keinen historischen Schreibisch bestünde. Der steht im Arbeitszimmer, und an ihm wurde der Vertrag abgeschlossen, durch den die Grafschaft für ewige Zeiten an das Fürstentum fiel, bis eines Tages an einem anderen Schreibisch festgelegt wurde, daß das Fürstentum für ewige Zeiten an die Grafschaft fallen solle. Aber auch das hat sich später wieder zerschlagen.

Nun kommen wir in einen Korridor, an dessen Wänden die Porträts einiger hoher Verwandter, etlicher Lieblingspferde und verschiedener großer, seinerzeit besonders schmackhafter Fische zu freundlichen Erinnerung hängen. Wenn wir in diesem Räume angelangt sind, ist es Zeit, sich nach Kleingeld umzusehen, denn nun kommen wir bald an die kleine Tür, die zu den Ansichtskarten führt. Die Tür muß klein sein, damit wir nicht in ungeordneten Haufen herausdrängen, sondern einzeln von dem liebenswürdigen Führer verabschieden.

Ich möchte wissen, ob das die Schloßarchitekten schon bei ihrem Bauplan vorgesehen haben.

Illusionen

Von Katatöskr

Nun wär's denn also wiederum so weit:

In allen Gassen wogt das Dindelfleisch um die Figuren unfreier lieben Schweßtern, hinauf bis zu den ältesten Semelfern.

Man wundert sich inmitten des Gedrängs:

Was gibt es doch für Farben und Defängs, den Sinn berückend und ins Auge flehend!

— Wär' nur der Inhalt immer auch entsprechend!

Die Jugend glaubt's . . . Die reifere Vernunft bemerkt sich theoretisch abgeplumpt;

In praxi bleibt auch sie natürlich fleben . . .

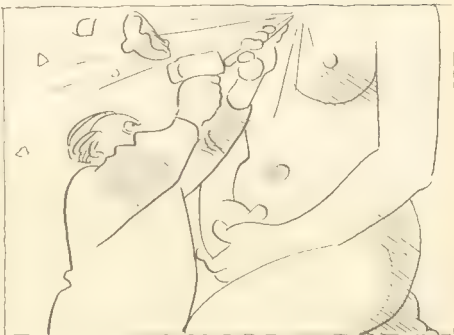
„Mit farbigen Abglanz haben wir das Leben.“

Ein harter Schläger

(fr. Billeh)



„Werde ein bißchen wegnehmen!“



„Hoppla!“



„Ich glaube, so wird's!“



„Auweh!“



„Jetzt krieg' ich's!“



„Ganz schön geworden!“

Modenschau auf der Alm

(Karl Arnold)



„Siehst du, Lissa, ich habe doch recht, stilecht ist die lange Hose!“



„Übrigens, gnädiges Fräulein, könnten wir nicht auch 'mal ins Familienbad geh'n?“

Sonntagssegeln

Von Hasse Zetterström

auf einer Bank in der Allee saß der junge Bildhauer, den ich eines Sommers draußen am Meerstrand kennengelernt hatte.

Ich setzte mich, und wir plauderten.

„Kommen Sie in diesem Sommer nach Storon?“

Nein“, sagte der Bildhauer, „ich darf nicht. Ich habe da den Frieden gestört. Der Pastor und der Küster haben mir verboten, auf der Insel zu sein.“

„Merkwürdig. Sie sind doch sonst ganz nette Menschen.“

„Ja, sehr sogar, aber ich habe den Frieden ge-

stört. Es war am letzten Mittsommerabend. Ich wohnte in dem Häuschen des alten Mäns, und am Mittsommerabend lud ich den Pastor und den Küster zu einem kleinen Fest in aller Einfachheit ein. Es dehnte sich bis zum nächsten Morgen aus, — die Nächte sind ja in dieser Jahreszeit so hell. Als die Gäste in dem herrlichen Sommermorgen nach Hause wandern wollten, fiel mir ein, daß ein kleines Bad nichts schaden könnte. Aber das Wasser in der Kirchbucht war zu lau, und deshalb segelten wir mit meinem Kutter nach der Meerseite. Der Pastor und der Küster, die nicht schwimmen konnten, erlitten jeder ihr Unglück, und dann wurden sie hinter dem Boot hergeschleppt. Sie bekamen eine erfrischende Abspülung, aber plötzlich kam mir eine Idee, ich warf das Steuer-

rudder herum und segelte geradeswegs in die Kirchbucht hinein, mit der ganzen Geistlichkeit im Schlepptau.

Die Kirchenglocken läuteten, und die Gemeinde, die zur Kirche ging, wurde Zeuge der merkwürdigen Segelfahrt des Pastors und des Küsters in die Bucht. Das Wasser schäumte um ihre schönen Leiber, und ab und zu redeten sie mit mir in einer Sprache, die sich für einen Feiertag nicht schickt. Bei Glockengeläut.

Die beiden mußten sich unterhalb der Kirche auf der Brücke anziehen, angesichts der interessierten Gemeinde. — Ich darf also nicht auf der Insel wohnen, ich habe den Frieden gestört.“

„Schade“, sagte ich, denn es ist eine herrliche Insel. (Aus dem Schwedischen von Age Eskil Avenstrup)

Professor Enzensbergers Pfingstfahrt

Von Joseph Maria Lutz

Professor Eusebius Enzensberger, Althpilogist an dem nicht sehr aufregenden Gymnasium des Westbans Burgberg, hatte sich in seinen letzten Tagen noch auf eine andere Nebenbeschäftigung umgestellt. Alle Professoren haben Nebenbeschäftigungen; die meisten nehmen sie wichtiger als ihre Hauptbeschäftigung. Eusebius Enzensberger sammelte Schnecken. Das heißt, daß ich es recht sage, er sammelte in Häusern, Gärten und in Europa vorkommender Gehäuseschnecken gleichgültig ob sie Lungen- oder Kiemenschnecken, zweitlerig oder getrenntgeschlechtlich oder von sonstiger schneckenunheimlicher Beschaffenheit waren. Enzensberger hatte jahrelangelt mit unvermindertem Eifer und echt wissenschaftlicher Gründlichkeit gesammelt; in großen Schränken mit schmalen Schubladen waren in seiner Wohnung die Schneckengehäuse aufbewahrt und systematisch geordnet. Der Professor war korrespondierendes Mitglied wissenschaftlicher Gesellschaften, vielfaches Ehrenmitglied der Schneckenvereine, er hatte Broschüren und Bücher zur Frage der europäischen Gehäuseschnecken herausgegeben. Die Nacktschnecken hingegen ließ er, weil man meistens von ihnen keine Gehäuse sammeln konnte und weil ihm zweitens das Wort „nackt“ als allem Junggesellen und als Respektsperson des Gymnasiums einigemein geüßert war. Eusebius Enzensberger war also zutragen eine Leuchte seines Nebenfaches. Aber wie so oft den Menschen in seinem höchsten Glanze die Jahre Wandlung des Schicksals erreicht, so auch hier. Professor Enzensberger mußte eines Tages die niederschmetternde Entdeckung machen, daß ihm an europäischen Gehäuseschnecken nicht mehr zu sammeln übrig blieb. Um aber, was nahe gelegen wäre, seine Sammlung nun auch etwa auf die außereuropäischen Gehäuseschnecken auszuweiten — dazu fühlte er sich zu alt, um auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die natürlich auch hier zu erstrebende Vollständigkeit mehr zu sammeln übrig blieb. Um aber, was nahe gelegen wäre, seine Sammlung nun auch etwa auf die außereuropäischen Gehäuseschnecken auszuweiten — dazu fühlte er sich zu alt, um auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die natürlich auch hier zu erstrebende Vollständigkeit mehr zu sammeln übrig blieb. Um aber, was nahe gelegen wäre, seine Sammlung nun auch etwa auf die außereuropäischen Gehäuseschnecken auszuweiten — dazu fühlte er sich zu alt, um auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die natürlich auch hier zu erstrebende Vollständigkeit mehr zu sammeln übrig blieb.

Nicht etwa aber, daß er nun seine Tätigkeit damit begonnen hätte, mit liebevoller und besinnlicher Schau die Umgebung von Burgberg zu durchstreifen — nein, er wählte den einzigen professoral möglichen Weg, hütete in seinem eigenen Gebiete die Werke von volkskundlichen Werken an und durchwühlte sie alle. Eine Menge neuer Begriffe, die in seinem Kopfe alle untergebracht und katalogisiert werden mußten, stürzten auf ihn ein; beziehungsweise Sagen entstanden vor ihm. Weisheit, Brauchtum und viele andere, „Ümer“, fügten sich zum Gebäude eines ihm durchaus bareitenswert erscheinenden Nebenfaches. Und dann geschah wieder etwas echt Professorentümliches: als er alle ihm Irgendwie erreichbaren volkskundlichen Werke durchgesehen hatte, fühlte er sich auch als unfehlbarer Fachmann seines neuen Gebietes. Inzwischen war im Laufe des für Eusebius Enzensberger so ereignisreichen Jahres Pfingsten herangekommen und somit die, nunmehr für ihn schon vom Standpunkt der Brauchtum aus notwendige, Pfingstfahrt fällig. Enzensberger beschloß die Wanderung nach dem etwa zwei Stunden von Burgberg entfernten alten Kloster Innung zu unternehmen. Der Weg dorthin war leicht und angenehme, die Verpflegung gut und preiswert und vor allen Dingen das Bier vorzüglich. Zudem sollte der Ausflug

zum erstenmal in der Praxis Gelegenheit zu eingehenden volkskundlichen Feststellungen liefern. Am Pfingstamstag begann Enzensberger seine Vorbereitungen damit, daß er nach volkskundlicher Weise das Wetter für den kommenden Tag aus den natürlichen Anzeichen festzustellen begann. Er hatte von jenem uralten Weisstum erfahren, das der einfache Bauer bis auf den heutigen Tag bewahrt und pflegt und aus dessen unerschöpflichem Born er mit der unfehlbaren Sicherheit des Naturmenschen das Wetter zu bestimmen vermag. Enzensberger ging also daran, aus seinem fachmännischen Wissen heraus dasselbe zu tun. Die Ergebnisse waren denn auch durchaus befriedigend. Er sah an einer Stelle seines Hauses eine Spinne eifrig an ihrem Netze weben; die Regenwürmer in seinem Garten waren dicht nebeneinander kleine Erdaufen auf; abends tanzten die Mücken in frohlichen Knäulen nahe über der Erde; die Mistkröter auf der Straße brumten munter umher; ja sogar die Fledermäuse waren in der Dämmerung reger und gelärmt in lautlosem Fluge um das Haus. Als Enzensberger dann eine Kerze entzündete, um im Keller, als Vorfreude auf den morgigen Tag, eine Flasche Wein zu holen, brannte das Kerzenlicht ohne Prässeln und Knattern. Auch das Gemäuer des Kellers war ohne jede unheilverkündende Feuchte. Alle Zeichen deuteten also unfehlbar auf einen schönen morgigen Tag. Als Eusebius Enzensberger am Pfingstmorgen erwachte, begrüßte ihn denn auch strahlender Sonnenschein. Er stellte dies nicht mit Überschwenglichkeit Freude, sondern mit der lachenden Genugung des Fachmannes fest, der sich natürlich nicht täuschen konnte. Bald schritt er auf dem Wege nach Innung ruhig fürbäck. Als er an einem Wäldchen vor der Stadt vorbeikam, bemerkte er einen Raben, der trüg auf einem Baume saß und gähndend den Schnabel gegen die Sonne aufklappte; was anzeigte, daß die lachende Genugung des Fachmannes fest, der sich natürlich nicht täuschen konnte. Bald schritt er auf dem Wege nach Innung ruhig fürbäck. Als er an einem Wäldchen vor der Stadt vorbeikam, bemerkte er einen Raben, der trüg auf einem Baume saß und gähndend den Schnabel gegen die Sonne aufklappte; was anzeigte, daß die lachende Genugung des Fachmannes fest, der sich natürlich nicht täuschen konnte. Bald schritt er auf dem Wege nach Innung ruhig fürbäck. Als er an einem Wäldchen vor der Stadt vorbeikam, bemerkte er einen Raben, der trüg auf einem Baume saß und gähndend den Schnabel gegen die Sonne aufklappte; was anzeigte, daß die lachende Genugung des Fachmannes fest, der sich natürlich nicht täuschen konnte.

Der Professor lachte zuerst aus vollem Halse, sah

30 p l / Von Paul Appel

Golt; je es war ein kleiner Schatz.
Ein Ringelstein im halbes Gold gefast.
Als ich ihn bradte, kam sie von dem Garten oben.
Ein buntes Gold, verweist, mit löfönen Sals,
Schwang gelbe Willingsblumen vor der Brust.
Wie sie, ja, hand sie, atmen, angebeut — — —
Wie in der Wälder war ich halb, ich hielt den Ring.
Sie aber überdies mich, jah mich an,
Als ich sie wimperlos und ohne Schatten.
Und mit dem Blick — sie sprachen ja nicht, die Strauen hier —
Was sie ihr Albi: sie ist doch ba und nie zu fern.
Dann streift sie sich den Ring auf, aber wieder
Sieht sie mich an und streift ihn ab.
Büßt sich und sieht ihn langsam durch den Frühlingstraub.
„Weißt du, die Erde!“ sagt sie ruhig.
Doch dann, nun zweitemal an ihrer Sand,
Sich nicht mehr, das die Sinne schloß und hemmt.
Sie springt mich an, hängt jubelnd sich um mich,
Sobst mir die Brust, zieht mir die Hand ein
Und flüstert: „Komm, ich jel dir süß!“
O sie zieht sie mich hinauf in weiche Büche,
Zurück zum wilden Apfelbaum.
Dem standen jene laufend Blüten podend rot.

sich aber dann doch gezwungen, den Bauern unter genauer Begründung auf die Unrichtigkeit seiner Ansicht hinzuweisen und dabei doch erstaut zu bemerken, daß anscheinend die Nähe der Stadt Burgberg das uralte bäuerliche Brauch- und Weisstum zerstört habe. Er betonte auch, wie befremdlich es sei, daß er, der Städter, den Landmann über die natürlichen Wetterzeichen aufzuklären sich genötigt sähe. Der Bauer blinzelte, paffte dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife und sagte nur: „Nacha wünsch i' Eahne halt viel Vergnügen, Herr Professor!“

Besten Laune und beglückt von dem Gedanken, herrlich volkskundliche Mission ihm in dieser sichtlich schon verständlichen Gegend zu erfüllen bestimmt sei, zog Eusebius Enzensberger seines Weges.

Er zitierte Goethe:

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünt und blühten

Feld und Wald —“
Der Wind, der bisher südöstlich geweht hatte, verstärkte sich und drehte scharf nach Südwesten.

Enzensberger zitierte Schiller:

„Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!

Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!“

Aus den Wäldern des Berges aber stiegen die Nebel nach oben.

Enzensberger zitierte Uhland:

„...Es blüht das fernste tiefste Tal,
Nun, am Arme, Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich alles, alles waschen —“

Im Westen wurde es düstlich: über den Himmel zogen bereits flockige Wolken.

Enzensberger zitierte Mörike:

„Frühling! Röt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte!“

Vom blauen Band des Himmels aber war nichts mehr zu sehen. Als Eusebius an der Försterlei in Ursching vorbeikam, begrüßte ihn der Förster:

„Willen S' g'hen nach Innung?“

„Natürlich — Pfingsten, das liebliche Fest, muß mit einer frühlichen Fahrt gefeiert werden —“

„Dürfen S' Eahne aber beillen, daß S' trocken hinkommen“, meinte der Förster, — wir kriegen Regen — —“

„Ausgeschlossen, lieber Freund, ausgeschlossen — Ich, als Fachmann auf dem Gebieten des Weisstums und der Volkskunde, sage Ihnen, daß wir einen herrlichen Tag haben werden — und bin nur erstaut, auch bei Ihnen, dem knorrigen Naturmenschen, eine solche tiefe Unkenntnis im Lesen der Wetterzeichen vorzufinden!“

Also nach viel „Gutem Tag“, sagte auch der Förster und blinzelte. Als Enzensberger aus dem Urschinger Forst herauskam, begann es zu tröpfeln. Er zitierte nichts mehr und verschärfte sein Tempo. Nur noch einigermaßen trocken, erreichte er Innung und das schützende Bräusbüel, das so ziemlich leer war. Auf die erste Frage des Professors, warum trotz herrlichen Wetters keine Ausflieger da seien, deutete die Kellnerin nur zum Fenster und sagte:

„Herrliches Wetter? Schauen S' doch grad raus!“

Es gah in Strömen. —

Enzensberger ab zu Mittag, trank ausführlich Kaffee und wartete auf das Aufhören des Regens. Er hörte nicht auf. Weil aber ein rechter Fachmann selbst durch die schlagendsten Tatsachen nicht zu überzeugen ist, äußerte er dem Bräusbüel gegenüber, der sich mittelsdies von dem einsamen Gast gesetzt hatte, er werde nun, da der Regen jeden Augenblick aufhören müsse, auf einem kleinen Umweg nach Burgberg zurückkehren. Der Bräusbüel versuchte den Professor zurückzuhalten: Der Dr. Hachinger oder sonst

Das Überbleibsel

(R. Kirsch)



„Weißt du, Großpapa, die Liebe ist das einzige, was aus eurer Systemzeit noch zu brauchen ist!“

EIN JAHR SPÄTER

Von Fritz Kniller

„Mein süßer Theo! Offen gestanden, ich bewundere Dich. Wie Du's mit ihr aushältst, bleibt mir schleierhaft. Sie kocht vielleicht ganz gut, aber woran der Schweiß ihrer hausbackenen Hände klebt — sie hat Wurstfinger! Wenn sie Dich geistig nicht zu fesseln vermag, wie denn? Erwa ihre Figur? Na!“

Ich will nichts gegen Herta sagen, sie ist meine Freundin, aber in der Schule schon war sie so — na, Du weißt schon. Ich verstehe ja auch nichts von Deinem Tiefbauamt, doch meine Seele begleitet Dich auf Deinen Gängen. Und Herta? — Du bist ihr bloß der Mann, der ihr das Geld und die Kinder verschafft. Sie ist der geborene Staubsauger. Sag bloß, was Dich an sie fesselt. Die Gewohnheit? Pflü ihre Mitgift? Treu ich Dir nicht zu. Übrigens habe ich, das väterliche Erbe ungerechnet, 19 Milie. Ich pfeife darauf! (Ich könnte darin also mit ihr konkurrieren.) Du süßer Karl mit Deinem Blondhaar, das so vor Dich hinflattert, Höhenmensch, wie rasend gern würde ich mit Dir Hand in Hand ans Ende der Welt pilgern!

Glaube mir, ich habe Herta gern, wiewohl sie es eigentlich nicht verdient. Ich will nichts gegen sie sagen. Sie richtet sich selbst — das Hascheil! — Einem Mann wie Dir die Freiheit rauben! Und wenn Du ein Dutzend Frauen hättest, Du brauchst das! Und immer wenn Du zu mir kommst, bin ich wie frisch gebadet. Aber Herta?

Warum ich dies schreibe? Süßer Theo, ich kann nicht lassen von Dir. Tausendmal sage ich mir, sperr deine Sehnsüchte ein, aber das Blut! Wie ein Nachtfalter mit Purpurrändern! Ich halte es nicht länger aus ohne Dich! Duäduull! Geistig in Deinen Armen und auch sonst, so Gott will, für ewig Deine Lissy. P.S. Nach Erhalt bitte verbrennen. Das Velourkleid steht mir fabelhaft. Eine Goldspange dürfte es noch heben, aber für Dich bin ich auch ohnedies geschmückt. Kußkuß! Deine Sklavin?!!“

Ein Jahr hernach

„Theo! Ich habe es deutlich gemerkt. Du kokettierst mit Lissi! Für das Geschöpf finde ich keine Worte. Sie weiß doch, daß Du mein Mann bist. Was fällt der Puderquaste ein! Und! Untersteh Dich! Deine Geschmacklosigkeit grenzt an Wehnsinn. Übrigens hat sie X-Beine.“

Du gehst nachmittags nicht ins Büro, Du gehst — wenn ich dahinter komme — Gott, hast Du noch Ehre im Leib? Ein verheirateter Mann! Und wenn ich Kinder hätte, vielleicht trage ich eins unterm Herzen, es gibt Mütter, die das Weh tödelt! Mörderin! Wenn Du noch einen Funken von Ehre in Dir hast, laß Deine unsauberen Vertraulichkeiten! Es heißt, sie hat einmal heimlich geboren. Bestimmt! Schon als Backfisch noch sie aus dem Mund, und ihr Vater war Konfettihändler! Bedenke, in welchen Kreisen wir verkehren. Oberlandesgerichtsdirektors werden Dich verabscheuen. Mit Recht! Sie hat es bloß auf Dein Geld abgesehen, die Krötel Ihre Perlenkette ist Telmi, ihren Kamm putzt sie nie, o, ich kenne die Imperinente Person! In der Schule schrieb sie Goethe mit 8. Schämst Du Dich nicht?! Glaube mir, eine betrogene Frau gleicht einem Leu. Ich durchschaue Deine Kniffe. Treue Freunde begleiten Deine Schritte. Bist Du ein Pascha?!! — Was nimmt sich das freche Ding heraus? Ich knalle es einfach nieder! Übrigens ist sie mindestens dreißig. Jetzt ist's genug! Ein Blick noch — und meine Verzweiflung verrückt Bergall! Lissa. P.S. Von nun an verwahre ich den Hausschlüssel!“

Das Prinzip

(K. Heiligenstedt)



„Nein, Theo kommt nicht in Frage, ich heirate keinen Sportler mit Weltmeisterschaftsehrgeiz. Die Leute müssen sich ja Tag und Nacht schonen!“

Chiarastella hat ein Geschenk bekommen

Von Achille Campanile

Eine seiner vielen Reisen hatte meinen alten Freund Chiarestella nach Indien geführt. Beim Abschied versprach ihm sein großmütiger Gastgeber, Prinz Sayha, ein Geschenk.

Sie werden jetzt denken: ... und dann hat er es nicht geschickt. Einen Augenblick, bitte, lassen Sie Chiarastella erzählen:

Als ich nach Hause zurückkehrte – der Portier sah mich nicht einmal heimkommen, da ich nach einer Richtung fortgegangen war und von den entgegengesetzten zurückkam, weil ich eine Reise um die Welt gemacht hatte – nahm ich mein Jungesellenleben zwischen Klub, Café und Theater wieder auf. Ab und an erinnerte ich mich des großtätigen Versprechens des Prinzen und wunderte mich, von dem berühmten Geschenk noch immer keine Spur zu sehen. Wenn ich nach Hause kam, fragte ich jedesmal den Portier: „Ist nichts für mich angekommen?“ – „Nichts.“

Was ist denn das für eine Art und Weise, dachte ich, ein Prinz wie der und läßt sich wegen eines Geschenkes lumpen! Und manchmal, wenn ich abends allein am Fenster saß und an meine großen Reisen dachte, murmelte ich zu mir selbst: Komischer Kauz dieser Prinz ... Dann dachte ich allmählich nicht mehr daran und vergaß die Sache vollends.

Ein Aseben wird an meiner Tür geklopft. Ich öffne, und vor mir steht ein Postbote, der mir ein Begleitschreiben des Prinzen Sivha und einen prächtigen indischen Elefanten bringt. Stellen Sie sich bitte die meine Verlegenheit vor! Aber konnte ich etwa das prinzipliche Geschenk zurückweisen? Unmöglich! Glücklicherweise war es ein friedliches Tier, eines der schönsten Exemplare dieser Rasse von Riesenviehweiden, die den Völkern des fernen Ostens heilig sind. Von jenem Tag an war mein Leben zunächst eine Reihe von Ärgernissen, alles wegen des Elefanten. Ich mußte ihm sein Suppenchen kochen, ihm einige gute Brocken zuwerfen wenn ich aß, ihn nachts scharnchen hören, lauter Dinge, die schließlich einen Mann wie mich, der Freiheit und Bequemlichkeit liebt, nicht gerade beglücken. Auch meine Arbeit begann darunter zu leiden. Stellen Sie sich vor, ob ich in Frieden schreiben und lesen konnte, während der Dickhäuter um mich herumschauflte!

Ich nannte ihn Emir. Und ich muß gestehen, daß ich mich mit der Zeit sehr an ihn gewöhnte, ja daß er mir geradezu ans Herz wuchs. Wachte ich auf, galt mein erster Gedanke seinem Frühstück. Oft badete ich ihn. Jeden Abend brachte ich ihn gegen 11 Uhr vor die Haustür. Und jeden Tag führte ich ihn ein wenig spazieren. Ich konnte doch das arme Tier, das an die Freiheit der wilden Dschungel gewohnt war, nicht den ganzen

teg in meiner kleinen Wohnung eingesperrt halten. Andererseits konnte ich auch nicht meine Gefühlsheiten selbsteigeben aufgeben. So wurde der Elefant der stete Begleiter meiner freien Stunden. Abends nahm ich ihn ins Café mit. Aber nach wenigen Tagen schon machte mich der Keller mit schuldiger Höflichkeit darauf aufmerksam, daß die Gäste sich über die Anwesenheit des Riesentieres aufgeregt und schleunigst das Lokal verlassen hatten. Ich sah ein, daß ich das Lokal aufgeben mußte. Ubrigens langweilte Emir sich tödlich im Café.

Im Klub erging es uns nicht besser. Von da an war Emil mein Kamerad. Er folgte mir zu meinen Verabredungen, ins Büro und zu all meinen lästigen Pflichtenfahrten durch die Stadt. Ich erinnere mich noch an die peinliche Situation, als ich mich eines Abends verspätet hatte und ein Auto nehmen mußte: Armer Emil, wie muß es ihn ermüdet haben, zu Fuß daneben herzu laufen! Wenn ich einen blühen Zeit hatte, ging ich mit ihm in den Park. Emil war mein treuester Freund geworden: gut, schlicht, bieder, zärtlich und anhänglich wie ein Kind. Er hatte einen sehr drohlichen Charakter und war ein unschuldiger, fröhlicher Spaßmacher. Oft trompetete er mitten in der Nacht, und wenn ich dann aufstand, um zu sehen, was ihm fehlte, tat er, als ob er schliefte, um zu zeigen, daß er es nicht gewissen war. Aber sein halbgeschlossenes Auge verrät soviel befriedigte Neugier! Bis-

(J. Gegenbarth)

wallen versetzte er mir von hinten Stöße mit der
Rüssel, drehte sich dann ab nach der andern Seite
und stürzte die Decke des Zimmers mit verträum-
ter Miene an, als ginge ihm dies alles gar nicht
an. Mehr als einmal sandte er zur Mittagszeit in
den Rüssel einen Wasserstrahl durch das offene
Fenster auf den Eßtisch der mir gegenüberwen-
nenden Nachbarn und zog sich dann schnell zu-
rück, um nicht gesehen zu werden. Aber die
Nachbarn, die nun schon herausbekommen hatten,
daß er es war, verlangten demonstrativ, daß der
Spaß fortgesetzt werde, worauf sie vor Lachen
sichler plätzen wollten.

Meine Koffer liebte Emir sehr, er übte sich, sie mit dem Rüssel aufzufangen. Nicht selten fand ich beim Nachhausekommen einen auf der Straße. Meine Wohnung war aber Bestandteile eines Miethauses, und ich bekam Ärger mit einigen Bewohnern anderer Stockwerke. „Es ist ausdrücklich verboten“, sagten sie, „im Hause Haustiere zu halten.“ — „Aber dies ist kein Haustier, mein Herrschaften.“ Sie hatten zwar recht, aber ich darum nicht unrecht.

Enrico, der Portier, grüßte zwar den Elefanten, wenn er vorbeiging, ehrerbietig durch Abziehen der Dienstmütze, aber das tat er nur aus Respekt vor mir; in Wirklichkeit liebte er Emir ebenfalls nicht, und zwar, wie ich vermute, wegen der Saubere der Trappen.

Emirs Lieblingspiel war Versteckspielen. Mit ihr wurde ich wieder Kind. Sie hätten uns sehen sollen, wie wir uns in der Wohnung herumjagten. Von Zeit zu Zeit bereitete er mir Überraschungen. Eines Abends kam ich nach Hause und piffte nach ihm. Kein Elefant war zu sehen. Ich rufe Emir, ich suche Emir. Kein Emir weit und breit. Zum Donnerwolin hat er sich denn verkrochen! Ich gucke in alle Zimmer, in die Küche, ins Badezimmer, auf den Balkon, hinter die Gardinen und rufe: „Emir! Emir!“

Nichts. Er hatte sich versteckt und freute sich heimlich über meine Verlegenheit. Nach einer halben Stunde vergeblicher Bemühungen ging ich zu Bett. Wie ich gerade einschlafen wollte, hörte ich etwas sich zwischen Bett und Fußboden bewegen. Was konnte denn das sein? Ich stand auf, sah nach, und wen oder was sah ich? Emir unter dem Bett, heimlich, still und leise, um nicht entdeckt zu werden!

Armer Emir, Ich verlor ihn auf so dumme Weise.
Eines Morgens war ich zerstreut und ließ die
Wohnungstür offen. Er entwischte aus dem Haus
und ich hörte nie wieder etwas von ihm.
Vielleicht hat ihn die Sehnsucht nach den großen
Wäldern in seine Heimat zurückgerufen.

(Berechtigte Übertragung d. Italienischen von A. L. Ein.)



Umsonst



Die weltberühmte
HÖHNER
10-Mann-Set,
Gratis! 1500 Ab-
schreibungen in-
strumente in
Originalfabrik.
LINDBERG
Druckmaschinen Ver-
kehrsgesellschaft
MÜNCHEN
Aufnahme 10

[illegible]

MÖBEL STORZ
GmbH

Haben Sie den Wunsch, Anregungen zu erhalten, wie man heute wohl und wie preisgünstig schöne Möbel sind, dann besuchen Sie

Möbel - Storz

das große deutsche Einrichtungs-
haus mit allen Preistagen

MÜNCHEN / TAL 22-26

**Parfums
Eau
de
Cologne**
hifiton
ein herbwurzlerziges Duft
Puder - Seife
MAX TERAUS-HAUS
MAX SCHWARZLOSE

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

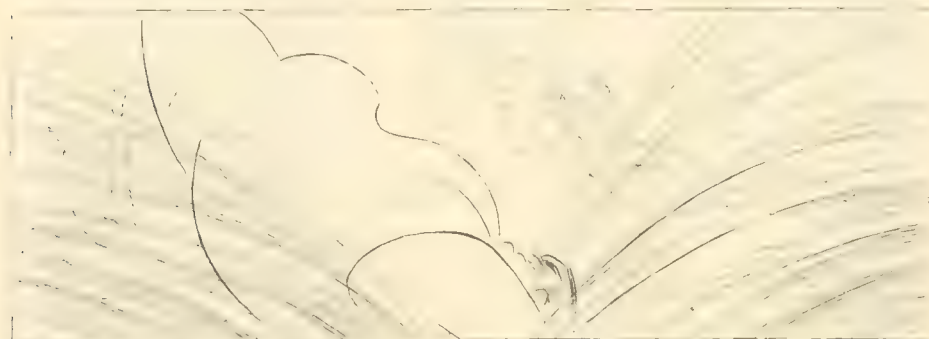
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltzsch, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplexleser erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen Zeitungsgeschäfte und Poststationen entgegen. Bezugspreis: Einzelnummer 40 Pf. Abonnement: im Vierteljahr RM 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D. A. Nr. 58.1937. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck ist ohne Erlaubnis verboten. — Anzeigen werden in der Redaktion für Herausgeber und Redaktion in Deutschertexte verantwortlich. Dr. Eberhard Motzner, Wien 13, Wallgasse 1.

Die große Wasserverdrängung

1. und 2. Teil



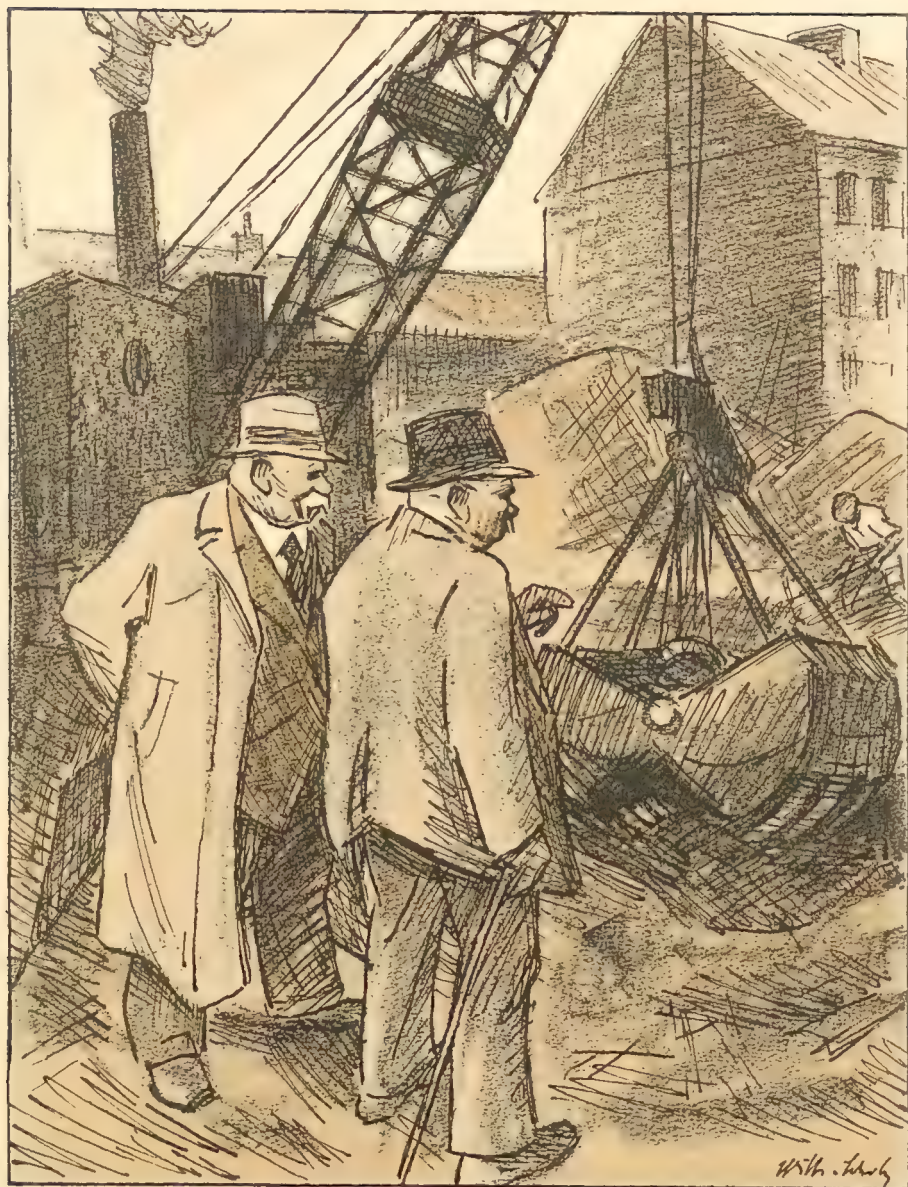
Herr Lehmann holt zum Sprunge aus! Gewaltig wird der Wogenbraus!



Die Wasser fluten überm Rand und spülen Weib und Kind vom Sand



Doch Lehmann denkt in seinem Sinn: „Wo ist das ganze Wasser hin!“



„Siehst, Alois, da war früher das ‚Goldene Lamm‘, wo sie jetzt aufgraben, da war unser Stammtisch, und wenn ich den Bagger so ‚neinzwicken seh‘, muß ich immer an unsere Kellnerin, die mollete Lina, denken!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Über allen Gipfeln

(E. Thöny)



„Loisl, haben Sie auch eine Braut?“ — „Oane? Schau i' aus wie a Depp?“



Im Gras / Von Paul Verlaine

Abbé, du schwärmst. — Marquis, und dir
Sitzt die Perücke sehr verquer. —
— Der Cyperwein ist köstlich hier!
— Camargo, Euer Hals noch mehr! —

O Liebste! — Do mi so la si!
— Abbé, da sieht man deine Ränke. —
— Poh Bliß, Ihr Damen, wenn ich Sie
Heut' nicht mit einem Stern beschenken!
— Schößbündchen spielt' ich gar zu gern.
Nun wird dem Liebchen warm gemacht! —
— Küßt eins ums andre! — Ei, ihr Herrn! —
Do mi sol. — He! Herr Mond — gut' Nacht!

Drucke Nachdichtung von Herbert Haag

Die Stelle ohne Strumpf!

Wenn Sie diese Zeilen bis zum Ende durchgelesen haben, weiß ich nicht mehr unter den ordentlichen Menschen, denn Sie werden mich für ein durchaus verkommenes Subjekt halten, für einen Schlumper, für einen mit oben hul und unten plu!

Aber ich muß mir das von der Seele schreiben, wie sich Goethe seine Iphigenie von der Seele schrieb, als er sich die Frau von Stein abregierte.

Ich leide am Loch im Strumpf. So, jetzt ist es heraus. So, jetzt habe ich es meiner Zeit entgegengeschleudert. Jawohl, es kommt bisweilen vor, daß ich ein Loch im Strumpf habe. Haben Sie schon einmal von einem relativ anständig angezogenen Menschen in, sagen wir mal, mittlerer Einkommenslage gehört, daß er es auszusprechen wagt, er habe ein Loch im Strumpf. Ich nein Wohlgeachtet, ich rede hier nicht von heruntergefallenen Maschen der Damenstrümpfe. Du lieber Gott, das kann jeder mal passieren. Nein, nein, ich meine das richtige runde Loch, das Hausfrauen über den Stopfplatz ziehen und mit einer etwas anders gefärbten Wolle stopfen, niemals mit der gleichen; das ist halt auch so eine Sitte.

Jetzt könnte ich Ihnen vorschwindeln, daß, als ich sie am Morgen anzog, die Strümpfe vollkommen heil und fehlerlos waren. Das würden Sie vielleicht tun oder das würden Sie sicher tun, aber ich will ja bei der Wahrheit bleiben, und so sage ich denn, es kommt vor, daß ich Strümpfe mit Stellen an denen kein Strumpf ist, mit vollem Bewußtsein in der Frühe anziehe.

Was werden Sie jetzt von meinem Hauswesen denken? Ich wähle hier mit Vorbedacht das Wort Hauswesen, weil es die Möglichkeit einschließt, sich darunter einen zu Zeit unverküßlichen Herren oder zum mindesten ein Einfamilienhaus mit Garage und Hypothek vorzustellen. Sie werden also jetzt mein Hauswesen für recht fragwürdig halten. Nein und nochmals nein, ich lebe in geordneten Verhältnissen, aber wissen Sie, wenn ich morgens meine Strümpfe angezogen habe und merke, daß sie schadhaft sind (ach wie delikat habe ich das ausgedrückt), so kann ich mich bei der mir zur Verfügung stehenden kurzen Zeit einfach nicht entschließen, sie wieder auszuziehen und mir neue aus dem Schrank zu holen. Dann mache ich es einfach so, wie Sie es auch machen, und denke mir, wenn's jemand merken sollte, werde ich sagen: „Donnerwetter, das muß jetzt gerade hereingekommen sein.“ Bemerken Sie wohl „hereingekommen“, so wie ein Meteor ohne Schuld der Erde irgendwoher aus dem Weltraum herunterfällt.

Ne und wer soll es auch schon bemerken? Höchstens doch das Fräulein in dem Laden, in dem ich mir ein Paar Schuhe kaufe. Zu der sage ich dann: „Donnerwetter...“ (wie oben).

Ich würde allerdings so herzlich gerne einmal sagen: „Sieh da, ein Loch im Strumpf, na, da haben wir aber Glück, sonst sind sie viel größer.“ Doch dazu habe ich noch niemals den Mut gehabt.

Da ich bemerkt habe, daß man immer an der gleichen Stelle seinen Strumpf durchbohrt, erwogen wir mal an der großen Zehe, so habe ich schon den Plan erwogen, diese Stelle sauber und mit bunter Wolle säumen zu lassen, um einerseits dem von der Natur gewollten Loch nicht im Wege zu stehen, andererseits um der Menschheit anzuzeigen: „Achtung, hier soll ein Loch im Strumpf sein.“ Aber dazu hat sich bisher noch kein weibliches Wesen überreden lassen.

Fortzick

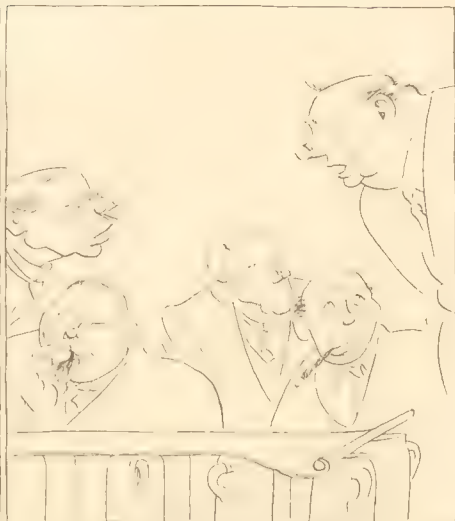
Auf Biegen und Brechen!

Die Münchner Untergrundbahn

[© Gubriansson]



„Also das mit der U-Bahn ist so: Die Maßkrug‘ san die Ramppfähle . . .



darüber kommt a Betondecken, grad wie dös Papier . . .



. . . und da fährt die Bahn pfeilgrad durch . . .



. . . bloß natürlich noch viel sicherer!“

Das Ärgernis

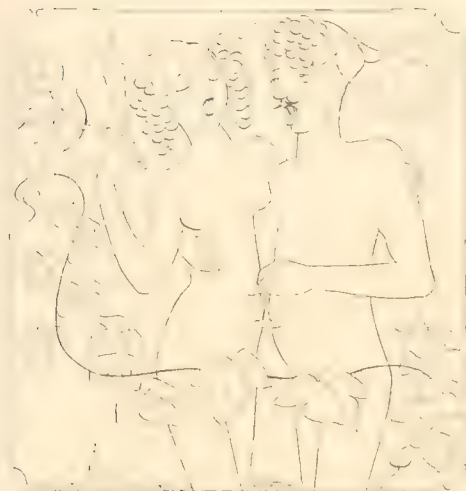
(v. Hellgenstedt)



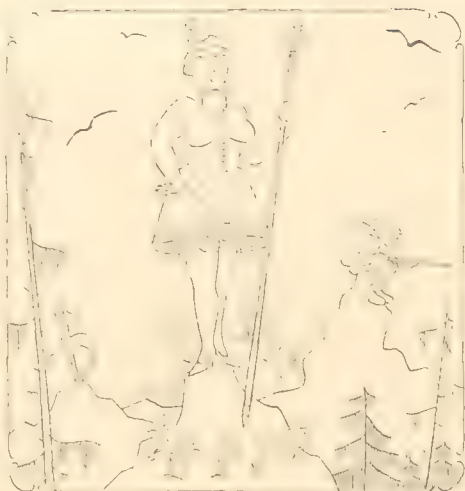
„Paß doch auf, Kind, da drüben kommen Leute!“ — „Na, bis jetzt hat sich noch niemand über meine Beine beschwert!“

Die unsterbliche Romantik

„Krit. Am. 1811“



Ein rheinisches Mädchen,
Beim rheinischen Wein,
Im rheinischen Städtchen,
Kann's rheinischer selbhn?



Wo die Sennin singt
Über Berg und Tal,
Dort wo's Gamsen springt
Und a Wasserfall,
Wo beim Alpenglühn
Froh a Büchserl knallt
Tun die schönen Edelwoas'el blühn.



O alte Burschenherrlichkeit
Am Brunn'n vor dem Tore,
Zu Heidelberg, am Neckarstrand
Da war mein Schatz, die Lore,
O Jerum, Jerum, Jerum,
Die schöne Zöll ist herum



In Grinzing blühen die Reben,
In Grinzing sprudelt der Wein,
Dum Grinzing' Mädel schenk ich le-he-ben,
Dum Grinzing' Mädel schenk ein -
Dum Grinzing' Mädel schenk ein.

Wochenend mit Hindernissen

VON BERNARD SHAW

Da ich kein geborener Städter bin, habe ich keine Illusionen über das Landleben. Die holprigen, knöchelverstauchenden Straßen; die staubigen Hackenzügel; der Graben mit seinen toten Hunden, Brennesseln und Schwärmen giftiger Fliegen; die Scharen von Kindern, die irgend etwas quälen, der dumple, vorzeitig gealterte Landbauer, der wüste Landstreicher, die Dünghaufen mit ihrem scheußlichen Geruch; die Kette von Meilensteinen von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Friedhof zu Friedhof: an all dem schlepp ich mich vorbei, bis mir ein entfernter Telegraphenmast oder eine Signalstange ankündigt, daß der gesegnete Rettungszug, der mich nach der Stadt zurückbringt, greifbar ist. Der Weg von der Dorfstraße zum Bahnhof ist ein Sprung über fünf Hunderte vom rohen Stumpfsinn der Tyrannei der Natur über den Menschen in die Ordnung und Aufgewecktheit geregelter Herrschaft des Menschen über die Natur.

Und trotzdem ließ ich mich vergangene Woche von meinem Freund Harry Salt und seiner Frau dazu überreden, „zu den herrlichen Hügeln von Durey hinauszukommen und bis zum Montag zu bleiben“. Salt, ein in vielen Dingen ungewöhnlich vernünftiger Mann, ist ins Landleben vernarrt und besitzt ein Haus in einem Tifford genannten Nest, das auf der Strecke nach Farnham liegt, in das er sich von Zeit zu Zeit zurückzieht und wo er sich von Pilzen aus der Umgegend ernährt und Artikel schreibt, die diese Art Dikt befürworten. Er hegte keinen Zweifel, daß ein Tag in Tifford mich von der Landluft zum Landschaft bekehren würde. Und da er ein angenehmer Gesellschaftler für einen Spaziergang und ein Gespräch ist, stimmte ich schließlich dem Wunsche zu und erklärte mich sogar bereit, auf den Gipfel eines landschaftlichen Schwindels namens Hindhead geführt zu werden, um mir von dort aus die Dünen der Südküste und vor allem den Platz zeigen zu lassen, wo drei Männer dafür gehängt worden waren, weil sie jemanden ermordet hatten, der sie dazu überredet hatte, mit ihm einen Landspaziergang zu machen.

London war sauber, frisch und trocken, als ich mich auf den Weg zum Waterloo-Bahnhof machte, nachdem ich zu der unheilvollen Stunde von 6 Uhr morgens am Sonntag früh aufgestanden war. Ich klebte ein Buch auf und achtele darauf, zwischen den Haltestellen nicht aus dem Fenster zu schauen, bis wir Farnham erreichten. Wie üblich auf dem Lande in England, regnete es heftig. Ich fragte nach meinem Weg nach Tifford und wurde belehrt, ich solle sechs Kilometer oder so etwas schnurgeradeaus gehen. Da ich nichts mitgenommen hatte, was Salts Gefühle hätte verletzen konnte, indem es mein Mißtrauen gegen sein ländliches Paradies verriet, war ich ohne Regenschirm, und das Paradies — wie sich von selbst versteht — zog alle Vorurteile aus dieser Unterlassungssünde. Ich kenne die Dünenhebungen der Südküste nicht; aber ich kann für beides bürgen: für das Hinsat und das Hinunter, so weit es Straßen von Durey betrifft. Zwischen Farnham und Tifford sind nahezu ein halbes Dutzend Hügel und nicht eine Unterführung. Über diese Erhebungen kletterte ich bergauf auf meinen Zehen und schoß bergab auf meinen Fersen, wobei ich bei jedem Schritt ein klebriges Sumpflohl voll flüssigem Gummil machte. Als die Landschaft weniger bewohnt wurde, kam der Regen heftiger herunter, verwandelte mich in einen Brei und übertrug das Rot des Umschlages auf meine regengeschüttelte graue Jacke. Eine Impregnierte Spielart von Vogel, der über mich aus einem Getreidefeld her vor Lachen schied, lehnte mich besser als früher verstehen, warum Vogel gewöhnlich abgeschossen werden. Die Straße führte jetzt an einem Kiefernwald vorbei, mit einem spärlichen Teppich von nassem, weißem Schilf. „Bei der Wetterlage“, wie es hieß, es lohnte sich, 40 Kilometer weit zu reisen, um dann die Engherzigkeit eines Landelmanns wieder am Anfang zu stehen. Meines Arml

klatzten zu der Zeit kalt gegen meine Handgelenke. Während ich meine Arme zweifelt herunterhängen ließ, um die unangenehme Rückstoßwirkung herabzumindern, schaute ich auf meine feucht-klebrigen Knie herunter — und entlud sofort eine Kanne Regenwasser und schwarzen Farbstoff von meinem Hinterrad über sie. Da mußte ich laut aufschreien, ganz wie ein auf Rad geflochtener Verbräher bei der zweiten knochenbrechenden Drehung zu lachen pflegte. Einen oder zwei weitere Kilometer Treitmühle und glitschige Sumpflöcher, und ich kam zu dem Vorposten eines Dorfes mit einem Fluß, der in einem Bett wundervoll farbigen Wucherkräutern dahinfließ, und von einer nach dem Grundsatz des göttlichen Spitzgebens erbohenen Bücke überpannt war, um so den größtmöglichen Kraftaufwand aus den Pferden herauszuholen, sowohl wenn sie auf der einen Seite den Karren hinauf-

(R. Kriecher)



zogen, als auch um die Wagen daran zu hindern, sie zu überrennen, wenn sie ihn auf der anderen Hinfahrt.

Das war endlich Tifford, unbewohnt, soweit ich sehen konnte, ausgenommen von einem Mann, dessen scharfe Blicke mich — deutlich als Worte es könnten — fragten, was zum Teufel ich hier wollte! Dann ging es einen neuen Hügel zwischen Gemeindegelände und Kirche hinauf, und hinaus auf ein ungeschütztes Stück Landstraße, wo der Wind und Regen einen letzten ungehinderten Guß auf mich losließen. Salt irrte sich, wenn er glaubt, er wohne in Tifford; in Wirklichkeit wohnt er beträchtlich weit hinter diesem Ort, und ich war gerade im Begriff umzukehren, solange ich noch Kraft genug hatte, um nach London zurückzukehren, als er mich von seiner Türe her mit dem entzückten Ausruf begrüßte: „Da ist er ja!“ und strahlte, als lasse meine Verfassung nichts zu wünschen übrig. In einem Nu erfüllten meine Kleider die Küche mit Dampf und ich — in Kleider gesteckt, die Salts Schwager gehörten, einem vielversprechenden Dichter, dessen Figur ein wenig anders ist als meine — machte es mir, mit der Lektüre der letzten Entdeckungen meines Gastgebers in örtlicher Pilzkunde beschäftigt, bequem.

Meine Kleider trockneten rasch. Zeitig am Nachmittag zog ich sie wieder an, und fand sie an die fünf Zentimeter kürzer und enger, aber warm und trocken. Trotzdem hatte ich einen Niesenfall und Mrs. Salt brachte ein fläschchen Kampferspiritus herbei. Nicht vertraut mit dem Kampfer

Natur dieses Mittels, nahm ich unverzüglich weise einen ganzen Löffel voll davon. Es brachte mich fast um; aber ich hatte die Befriedigung, als ich wieder zu mir kam, einigmaßen sicher zu sein, daß der Influenza-Bazillus das nicht überlebt hätte. Dann gingen wir, da der Regen aufgehört hatte, zu einem Spaziergang aus und folgten der Straße zwischen den Hügeln, die eine Reihe nasser Schiefer unter dem bewölkten Himmel waren. Schließlich kamen wir auf die Hochebene hinaus, wo der Schutz durch welchen Triebband und Heldekrant ersetzt war, das der heftige Wind, der von der Nordsee her wehte, schon trocken gefegt hatte. Der Teil von Farnham, wie ein seiner Maschinerie beraubtes Wasserrad, lag leertwirts von uns, von Kopf bis Fuß bei jeder Bö überliefert. Ich hatte Mitleid mit ihm und blickte verstohlen auf Salt, um zu sehen, ob die unaussprechliche Trostlosigkeit der Szenerie ihn nicht betroffen gemacht habe. Er war aber daran gewöhnt, und als wir heimgingen, fing er an, für den anderen Tag einen Ausflug nach Hindhead zu entwerfen. Allein schon der Vorschlag verursachte bei mir einen neuen Niesenfall.

Am nächsten Morgen stand ich um 7 Uhr auf um die Sonne zu sehen und die Vögel zueinander zu hören. Ich fand jedoch, daß ich vor ihnen aufgestanden war. Und ich sah und hörte sie erst wieder, als ich in der Stadt zurück war. Salt war selig, denn der Wind kam aus Nordost, also konnte es unendlich regnen. Wir brachen daher nach dem Frühstück nach Hindhead auf durch einen Nebel, der die Kühe wie Mammuts aussehen ließ und die Hügel wie Bergketten. Als wir so recht außer Reichweite jedes Unterstands waren, setzte der Regen ein. Salt erklärte er würde nicht der Rede wert sein, der Regen könne sich nie gegen den Nordostwind halten. Trotzdem tat er das. Schließlich konnten wir nachdem wir Strecken hinauf und hinunter geschliddert und gestapft waren, von denen Salt behauptete, es seien Wiesen, die aber in Wirklichkeit sich reißend schnell füllende Betten von Lehmblöcken waren — nach Hindhead, das genau wie die anderen Hügel auch war. Wir konnten einander, geschweige denn die Südküste, kaum noch durch den Nebel sehen. Man zeigte mir die Stelle, wo die Männer gehängt worden waren, und ich kann nicht leugnen, daß ich eine gewisse raschschüttelnde Befriedigung bei dem Gedanken verspürte, daß jemand hier seinen wohlverdienten Lohn empfangen hatte.

Als wir zum Heimweg aufbrachen, war Salt bester Laune. Die Entdeckung eines nassen Tages bei Nordostwind machte ihn so stolz, wie die Entdeckung eines Kometen einen Astronomen. Was Mrs. Salt betrifft, so war der Schluß, den sie aus alledem zog, der: Ich müsse an einem anderen Tag wieder herkommen. Der Regen hatte sie nie so sehr Bedeutung, als ob sie eine Eule gewesen wäre; und ich konnte nicht umhin, mich zu fragen, ob nicht ihr Straßenkleid in Wahrheit ein geschickt ausgedachter Betrug war. Sie schien restlos glücklich, obwohl sogar die Schale jammernd zum Himmel blickten und eine Kuh, der ich im Vorbeigehen einen freundlichen Klaps gab, so vollgelesen war, daß das Wasser in meinen Ärmeln bis zur Achselhöhe hinauf hochspritzte. Der Hauptgespürsstoff des Ehepaars Salt, während wir auf den Hügeln waren, war die Gutmutigkeit ihres Hundes „Nigger“, dessen Bewegungen in Richtung auf die Schafe Salt in zwischen sorgfältig zu vereiteln suchte. Ehe wir heimkamen, enthielten meine Kleider dreimal soviel Wasser, als sie am Tag zuvor gesammelt hatten. Als ich sie wieder an mich nahm, schienen sie in einer Notlage von einem sehr jungen Bruder geborgt zu sein.

Ich brauche meinen Marsch zurück nach Farnham nach dem Wetter nicht zu beschreiben. Es regnete den ganzen Tag. Aber wenigstens näherte ich mich London!

(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagensell)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Ein Belgrader Bürger hat der Öffentlichkeit sein opomorphes Vaterherz ausgeschüttet, indem er sich mit grimmigen Briefen an die Belgrader Blätter und Behörden wandte; und zwar gilt sein Zorn der Art und Weise, in der seine Tochter Deutsch lernt. Nicht, daß er gegen das Erlernen der deutschen Sprache an sich etwas einzuwenden hätte — er selbst war sogar der Urheber dieser linguistischen Bemühungen. Denn als das Mädchen, eine funfzehnjährige Gymnasialist, aus der Schule eine schlechte Note im Deutschen nach Hause brachte, empfahl er ihr statt eines manchmal für junge Mädchen nicht ungefährliehen Hauslehrers einen brieflichen Sprachkurs, und er bestellte und schickte auch gleich die ersten acht Lieferungen, von deren Modernität und Güte er in inselartigen gelosen hatte. Und nur aus pädagogischem Interesse las er selbst sich die ersten Seiten durch — um zu seinem väterlichen Entsetzen bereits auf Seite 8 des ersten Briefes auf die folgende „Deutsche Konversationsübung“ zu stoßen, die er nunmehr vorfand:

„Schönes Fräulein, geben Sie mir einen Kuß!“
„Wann gehen Sie schlafen?“
„Ist es möglich, daß ich Ihnen Gesellschaft mache?“
„Es wäre uns wärmer, wenn wir zusammen schlafen können.“

— Und diese war sprachlich nicht ganz einwandfrei, aber jedenfalls eine originalen Konversationsübung! Und die unglückliche junge Dame fand den opomorphe Vater bereits auf Seite acht. Was sich erst auf Seite neunem ereignen wird, ist unvorstellbar.

Der Landwirt B., ganz jung verheiratet, war mit seiner Frau über die Äcker gegangen, um nach dem Stand der jungen Saat zu schauen. Als sie heimgekehrt waren, bemerkte er zu seinem großen Leidwesen, daß er von seiner Uhrkette ein goldenes

nes Medaillon verloren hatte. Gerade dies war ihm ein besonders liebes und wertvolles Stück, weil es, als ihr erstes Geschenk, das Bild seiner Braut enthielt.



(© Nuckolls)

nächsten Tag der alte Laux, einer der Unteraufseher, in sein Arbeitszimmer trat, das offene Maßdillon in der Hand

"Nanu, Laux, wie und wo haben Sie denn das gefunden?"

"Na Herr," erwiderte Laux, "jenau so wie es jetzt da is! Also ich Jeh heute früh durch den Schlag an der Chaussee und guck nach die Saat, auf einmal Jlotzt mich von der Erde her was an, ich denk ja, mir laust der Afe — da is es die jnädige Frau!"

Mariannchen hat genascht. Die leere Schüssel ist Beweis genug, wenn auch die Übeltäterin zu leugnen trachtet. Es ist nicht wegen der Johannisbeeren. Doch daß das Kind die Missetat nicht eingestehen will, empört die Mutter außerordentlich. „Zur Strafe“, sagt sie streng, „geht Vati heute ohne dich zur Kirmes.“

Nun, mit der Zeit veriraucht so mancher Zorn, und also nimmt auch Mutti sich die kleine Sünderin noch einmal vor.

„Wie ist es, — willst du jetzt die Wahrheit sagen? Du hast die Schüssel leergegessen, nicht wahr?“ Mariannchen nickt — im Hinblick auf die Kirmes. Die Mutter ist erfreut, und da sie es nicht liebt die Unarten des Kindes ihrem Mann noch einmal aufzutischen, ist die Verstimmung somit beige.

legt. — Hochrot und überglücklich kehrt Mariannchen wieder. Der Vater, etwas blaß, verschwindet in der Stube, Mariannchen aber eilt zur Mutter in die Küche.


„Ach, es war herrlich!“ ruft sie freudestrahlend. „In einem Kurssell bin ich gefahren, Veil auch die war noch mal ein kleines Kurssellchen drin das hat sich immer schneller und schneller herumgedreht, ganz schlecht ist Veil davon geworden und — siehst du, Mutti“, fährt sie triumphierend fort, „ich hab dir's gleich gesagt, daß ich es nicht gewesen bin... der Veil war's! Und wenn du es nicht glaubst, kannst selber nachschauen gehn gleich hinten Kurssell!“

Seit kurzem hat das kleine Servierfräulein im Café Leisegang den Spätdienst übernommen. Sie ist noch schrecklich jung. Ich fragte sie daher, ob sie das lange Aufbleiben nicht zu sehr anstrengte.

„Ach, das ist nicht so schlimm“, entgegnete sie. „daran gewöhnt man sich. Das einzige ist, daß ich dadurch so selten mit meinem Freund zusammenkommen kann.“

„Na, könnte Sie die andere Kellnerin nicht hin und wieder mal vertreten?“ fragte ich hierauf „Ach nein“, erwiderte sie errötend, „das würde ich nicht gerne sehen... und außerdem ist sie ihm auch zu mollig!“

Ein Ratschlag: bei Licht und Rheuma

regelmäßig  **Beckingen** trinken.

GRATIS
 Protz 14 send. Sanitate
 -ally Gummi-Arrol,
 A...aden, Fech 23

GRATIS
 Protz 14 send. Sanitate
 -ally Gummi-Arrol,
 A...aden, Fech 23

GRATIS
 Protz 14 send. Sanitate
 -ally Gummi-Arrol,
 A...aden, Fech 23

Umsonst Pariah, Sie Pracht, über Apple
Art, ein Präpar, Argus gas
ART, ein Sana-Vogel
Berlin-Blagitz 49 Post. 55

Ratgeber für Haar- u. Hautkrankheiten
Kaduna u. umherhand
Geheile
sordern in Thel
ROSEMARIE
Lübeck 64

+ GUMMI
Hypnot. Asph. Mund-
u. Kehlkopf-Heilung, Raun
u. Karpfstr. 6

Gratise Preisf. f. hygien. Art. Gummi-Industrie
EIFLER & CO.



Becken und Strecken



Die am besten
MOHNER
 10 Monats-
 Kassa, Kata-
 logum 150 Mk.
 als alle In-
 strumente -
 schriftlich
LINDBERG
 10 Monats-
 Kassa, Kata-
 logum 150 Mk.
 als alle In-
 strumente -
 schriftlich

[illegible]

neue Kraft u. Lebensfreude
d. schnellwirkd. **Spezial-Kreme**
(von Dr. Welsch), Tube für 15X € 2.20
Virilinetts, bewährtes Hormon-
Spezial-Präp. geg. vorz. Schwäche-
prakt. erprobt u. von bald. Wirkung an-
erkannt, 50 Stck. € 3.85, Belde zus. € 5.90
Nachn. Aufkl. Schrift frei (verschl. geg. 24 X)
Bestellen Sie noch heute! Sie haben mehr
von Leben! F. 1. SCHIFFENLO, LÖRRACH

ZUCKER- Briefmarken
KRANKE  **1 Pf.**
Prüfer und Prospekt bestellbar
Leidenschaft, Klasse, 500 Stk 70

Zauberkraft app-
Scherer
Artikel ist gratis
Willafruh 10 Heilige
Magdeburg 10 Januar
Hamburg 38 8 N.

Kraft Tabletten für Männer
wirksam Hormonpräp-
ment Lactithin auf wissen-
schaftl. Grund gegen sex Schwäche-
ren Erschöpfung, Alterserscheinung:
100 Tabl M 6 - 50 Tabl M 30 in Apoth. od. direkt Frank.
Nachnahme durch A. Anderson, Hamburg 11, Fach 151

Wertvolle

Gummi - Art. Jilfist.
Lichte grelle. Artgenosse ordert
B. Schultze, Berlin-
Britz, Krons Wile 43 63

Für Männer bei vorzeitiger Afterschluss-Entlassungen u. a.

Neurasth. helfen **Satyrin-Tabletten**.
Zu haben in den Apotheken. Auskunft kostenlos.
Akt.-Ges. Hormons, Düsseldorf-Grafenberg 11

Grat illustre Liste
kostenlos anfordern
Fam. Neub. v. neu. neu. neu.
Gemeins. v. neu. neu. neu.
erbete Gamm. Indus. neu.
Tholu. Berlin W 10

Parfum
Eau
de
Cologne
Chiffon
ein herbwürziger Duft

...tätlichen Erkenntnis heraus, daß Jugendkraft nicht allein von der Ernährung, sondern in erheblichem Maße von der Hormonversorgung abhängt, las das Hormon-Präparat „Titus“ geschaffen worden. In der Versorgung mit Hormonen, wie die Hormone der Keimdrüsen, liegt die Bedeutung der Keimzellen. Perlen! Auf Wunsch übersenden wir Ihnen gerne eine Probe und die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“.

Preis: 100 Stück „Titus-Perlen“ für Männer RM. 8,82 Klein-Rechnung 80 Stück

Friedr. - Wilhelmstrasse
Anstalt, Berlin NW 23

RM. 4.58, 100 Stück „Titus-Perlen“ für Frauen RM. 9.72. In allen Apotheken zu haben!

Titus-Perlen



Lukenstr. 19 — Senden S
nische Probe, wie a
wissenschaftliche Abhandl
40 Pfennig in Briefmark
fuge ich bei.

Fräufri.
Herr

Ori

Steu Be



„Wünschen Sie Ihr Porträt mehr
heroisch oder ähnlich, Herr Doktor?“

USCHI AUF DEM LAND

VON T. W. BERGSON

Die reizende, aber kinderlose Tante Lotte hatte Uschi für die großen Ferien zu sich eingeladen. Sie erzählte ihr von den Kühen und ihren kleinen Kälbern, von den Schafen und den winzigen, weißen Lämmchen, von den Brahmputrahühnern und ihren Küken, die wie Stiefmütterchen aussahen und putzige Federhöschen anhängen. Und von dem Hof, der auf einem Berg in Bayern läge und von der Gebirgskette ringsherum. Uschi war selig. Die Gebirgskette interessierte sie zwar weniger, aber Kühe waren ihr ganze Leidenschaft. Sie wollte deshalb auch nur einen Mann mit Kühen heiraten, die sie füttern, striegeln und weiden würde, und vielleicht auch reiten. Sie fand das prima.

Im Übrigen war sie ein magerer, blasser, spingelbender, zwölfjähriger Hering aus Hamburg, liebte Old Shatterhand mit seinem Winnetou und Zane Gray und seine bescheiden großmütigen Helden, und wünschte nichts sehnlicher, als im Wilden Westen auf wilden Mustangs wilde Büffel

zu jagen. Aber für den Anfang waren oberbayerische Gebirgskühe auch ganz schön. Hauptsache war, daß sie riesige Hörner hatten. Und so übte sie sich schon vier Wochen vor den Ferien in der oberbayerischen Tier-sprache: „Höh — Luader, dammichs — geh um!“ Dabei haute sie dem alten, griesgrämigen Dobermann des Nachbarn auf das dicke Hinterteil; er knurrte sie zwar töcklich an, doch ließ sie sich davon nicht beeindrucken. Cowboys (auch angehende) fürchten weder Tod noch Teufel noch Dobermänner, hatte Vati gesagt.

Tante Lotte holte in Rosenheim ein grünlichbleiches, kleines Etwas ab, dem von der langen Bahnfahrt spießbel geworden war. Kopfschüttelnd überlegte sie sich, was sie für das arme Kind tun könne; denn wenn sie auch sonst eine praktische, in allen Dingen bewanderte Frau war — mit Kindern und ihrer Behandlung in besonderen Fällen kannte sie sich nicht so recht aus. Nach einigem Nachdenken gab sie ihr Kaffee mit einem Schuß Kognak verdünnt zu trinken und freute sich, als die Kleine munterer wurde. Dann ging es huphup ins Gebirge, das Uschi mit etwas schwerer Zunge einfach prima fand. Bald war man am Ziel. Es gab Händchen und unsichere Knixchen, Milch, Rührl und Bauernbrot, und nun sah die Welt schon ganz manlich aus.

Zappelnd und sehnsüchtig blickte sie den netten, großen, gelassenen Onkel Hans an, der so gut nach Stall, Mist und Hau roch. Er nickte ihr verschmitzt zu, rief Bettli, die Stallmagd, und fünf Minuten später war Uschi für Stunden nicht mehr gesehen — nur noch gehört: „Geh um, Luader, dammichs, willst du wohl!“

Abends erschien sie, penetrant nach Mist und Stall duftend, mit einem riesigen Butterbrot in der Stube und fand alles durchaus prima. Die Kühe hätten keine Angst vor ihr, meinte sie, im Gegenteil, sie hätten sie direkt hilflos angepöckelt, weil der Stier immer auf sie drauf klettern wollte. Aber an ihre Mauschellen würde er denken, schloß sie triumphierend.

„Das ist kein Stier, sondern ein Ochse“, erklärte Onkel Hans ärgerlich. „Und der soll gar nicht mit auf die Weide, das Mistvieh!“ „So?“ fragte Uschi verdutzt. „Ein Ochse? Woran merkst du das?“ Onkel Hans meinte etwas betreten und kurz, das wußte man einfach. Womit Uschi sich nur ungen zufrieden gab, sie war ein wissensdurstiger Mensch. Aber Onkel Hans verließ eilig das Zimmer.

In den nächsten drei Tagen hatte sie viel zu tun. Sie mußte beim Melken helfen, beim Striegeln, beim Ausmilken, nichts ging ohne sie. Und vor allem gehorchte das Viehzeug nicht, wenn sie nicht dabel war. Stiernd, die älteste und größte Kuh, die mit ihren riesigen gebogenen Hörnern am gefährlichsten aussah, hatte sich Uschi zur Dressur ausgesucht. Sie wollte ihr das „down“ beibringen, das sie bei den Dobermann gesehen hatte. Dann wollte sie „hoch zu Kuh“ die anderen auf die Weide führen, wie sie Bettie anvertraute. Sie fand das praktisch und bequem.

Am Abend des vierten Tages kam sie aufgeregt angerannt. „Onkel Hans! Stier! rinder!“ Sie will absolut zum Stier und ich darf mit! Du, Onkel Hans, was will sie denn da?“ Onkel Hans zog den Kopf etwas ein und sah sie unsicher an; er warf der Tante Lotte einen hilflosen Blick zu und knurrte etwas von lieber dabei bleiben.

„Aber ich muß doch mal einen richtigen Stier sehen“, beharrte Uschi. „Er soll ganz wild sein! Vielleicht kann ich das dressieren!“ Und überhaupt, was ist das: rinder? Bettli sagt, Stiernd ist ganz natürlich, ist das schlimm? Und Lambi hat gestern auch gerindert, sagt Bettli und sie hätte nichts zu tun als egal zum Stier zu rennen. Ist die auch krank?“

Angestrengt suchte Onkel Hans etwas unterm Tisch. Aber Tante Lotte meinte plötzlich kurz und bündig: „Komm mal mit. Ich werde dir das erklären.“

Und sie erklärte. Also: Kühe wollten doch kleine Kälber haben. Und das wäre doch sehr schön. Und die Natur wollte das auch! Aber so ein Kälbchen könnten sie nur kriegen, wenn sie zum Stier gingen. Das hätte sich die Natur nun mal so ausgedacht. Ja, das wäre nun mal so. Und deshalb ritte der Stier ein bißchen auf der Kuh und dann bekäme sie ein Kalb. Und die Kuh wäre schon vorher so froh und glücklich, sie schlug vor Freude aus und machte Bocksprünge. Daran merkte man es. Es wäre, wie gesagt, ganz natürlich und die Natur hätte das großartig eingerichtet! Alles was die Natur verlangte, wäre wunderbar und erstaunlich! Aber kleine Mädchen möchte der Stier nicht leiden, deshalb sollte sie nicht mitgehen. Punkt. Und nun marsch ins Bett!

Nach dieser Rede trocknete sich Tante Lotte die Stirn. Im Übrigen fand sie, daß sie sich glänzend aus der Affäre gezogen und das arme Kind gleichzeitig aufgeklärt hätte. Die Eltern würden froh sein. Uschi fand das auch. Vor allem das mit der Natur wäre geradezu primal. Und ihren Eltern wollte sie es auch erklären, solche arme Stadtleute hätten ja keine Ahnung von Natur.

Um halb acht am nächsten Morgen kam Uschi die Treppe in Galopp-sprüngen heruntergetetzt. Die Familie saß vor dem Haus und genob das reichliche Frühstück und die wunderbare Luft. Uschi heute mächtig ein; Honigbrot und Rührl waren ihre Lieblingsgerichte. Mit dem letzten Bissen im Mund erklärte sie:

„Schön ist es bei euch! Ich möchte immer hier bleiben.“ — „Hach!“ Sie hob die Arme und wirbelte herum. Gleich darauf wälzte sie sich im Gras und versuchte zu jodeln. Dann antwortete sie mit einem schrillen Klirrkli dem Hahn, und mit Bazi, dem oberbayerischen Lackel von Scotch-terrier, bellte sie um die Wette. Plötzlich stützte sie; sie richtete sich auf, sah Onkel Hans strahlend an und rief: „Ach, ist die Natur schön! Ich bin so vernünftig und lustig, ich möchte lauter Porenbäume schlagen!“ Und dann jubelte sie heraus: „Onkel Hans! Ich glaube, ich rinder!“



Es regnet schon seit heute früh
Vergrämt vom Stubenhocken
greiß' ich nach meinem Paraplui
und mach' mich auf die Sohlen

Behutsam und mit Vorbedacht
unselb' ich alle Pfägen
Ein Auto hält's für angebracht,
mich neckisch zu besprühen.

Und wieder eins — und wieder eins!
Sie treiben's, wie sie mögen!
O Welt des Kärms, der Haß, des Scheins,
ist das noch ein Vergnügen?!

Spazier' ich weiter? Kehre' ich um?
— Ich wähl' die goldne Mitte
und lenke nach dem „Brummerfumm“
die kummervollen Schritte.

Da treff ich alle, Mann für Mann:
Stopfluchen und die Seinen . . .
Tiefstimmig schweigen wir uns an
und find mit uns im reinen.

Katalöser



„Sie da unten, Hände weg! Brücken soll man schlagen und nicht sprengen!“

verblüfft Ichchch millr — Sie beleidigen — meine
Freut ...

Aber diese Notlüge war Ol ins Feuer. Wa—
as...? Dbs aa noch... a Leubacher will er sei
und heirat a Wilde...?

Jetzt wurden auch die Männer unruhig und fanden
als Entschuldigung für Leichingers Entlastung nur
mehr den Einwand „... aber früher war er so a
guate Mensch, der sich nie hat was z'Schulden
komma lassen — — —“

Aber — auch das half nichts mehr. Nichts war zu
finden, das diesen Ausbruch der Frauenseelen zu
einem leidlichen Abschluß umgebogen hätte. Im

Gegenteil — die taubenhaften Hände ballten sich
zu eindeutigen Fausten um... Und die Frau Ober-
buchhalter schwang drohend den heißen Bier-
wärmer gegen Cube hin.

In diesem Tumult verließ der Abenteuerer auf
fünf Erdteilen wortlos und fluchtartig die gefahr-
liche Dschungel von Leubach und reiste noch in
der gleichen Nacht mit dem letzten Schnellzug
der Großstadt zu, wo er auf tieferes Verständnis
für exotische Souvenirs hoffte

...näher hab i eahn aa früher net kennt...!“
... g'sund kimmt net leicht oana hoam aus dene
Wildnisse...!“

... vielleicht werd' er wieder... wenn er g'scheit
is...?“

„— mi ärgert's nur, daß i weg'n dem Früchtl
's Bett umasunst frisch überzog'n hab'...“ setzte
die Vordermeisterin hinzu.

Während dieser Heimweggespräche der Leub-
bacher Männer und Frauen, riß die Kellnerin vom
Georgbräu die tropischen Ansichtskarten Leichin-
gers von der Stemmischwand herab und warf
sie schnitzelweise in den Spucknapf. Damit waren
aus der kleinen Stadt wieder die letzten Reste
einer ungemütlichen Ferne wie Ungeziefer aus-
getilgt — — —

Das Sonnenbad

(R. Kitzsch)



„Wozu brauchst du denn das Öl, Trude?“ — „Na, irgendwas muß man doch am Körper haben!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTZ KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Visitenkarte

(K. Hettigenfeldt)



„Komisch, Elly, seit du 'nen Wagen hast, kaufst du dir mehr Schuhe!“ — „Ist doch ganz klar! Beim Aussteigen sind sie das Erste, was man von mir sieht!“



Die neuen Hüte: „Verzeihung, würden die Damen vielleicht die Hüte ablegen, so kann ich nicht servieren!“

Wir machen keine Umstände

Das haben Sie auch schon geschrieben, als sich jemand als Logiergast bei Ihnen ansagte. Sie wollten wirklich gar keine Umstände machen. Der Besuch sollte einfach kommen und bei Ihnen eine Woche wohnen. Dabei ist doch nichts weiter, nicht wahr? Er läßt bei Ihnen mit, schläft im Wohnzimmer auf der Couch und kann tun und lassen was er will. So lautete der Plan.

Die Wirklichkeit weicht von ihm etwas ab. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß, wenn einer im Wohnzimmer schläft, ein anderer nicht gleichzeitig darin wohnen kann, was man so wohnen nennt. Sie kommen beispielsweise nachts 11 Uhr nach Hause und wollen noch ein bißchen wohnen, was darin besteht, daß Sie eine Zigarette rauchen, in der Zeitung blättern, umhergehen, den letzten Schläger aus dem Kino pfeifen, noch einmal nach der Temperatur am Thermometer sehen und alles das tun, was zu Ihrer Beaglichkeit gehört.

Da fällt Ihnen im letzten Augenblick ein: Geht ja alles nicht, Fritz schläft ja im Wohnzimmer. Eigentlich schläft Fritz noch gar nicht, aber er hat sich auf die Couch zurückgezogen, um der Familie nicht auf die Nerven zu fallen. Er dankt sich: die wollen auch mal unter sich sein. Also nimmt er Rücksicht und Sie nehmen auch Rücksicht, und beide Parteien beschäftigen sich mit Rücksichtnehmen und tun so, als könnten sie sich nichts Angenehmeres auf der Welt vorstellen. Sie werden an diesem Abend ungeraucht und ungepflegt zu Bette gehen.

Natürlich hat die Hausfrau gefragt: „Na, was möchtest du zum Frühstück haben, Kaffee, Tee oder Kakao!“ Der Besuch hat geantwortet: „Oh, bitte, macht gar keine Umstände, ich nehme das-

selbe, was ihr zu trinken gewohnt seid.“ Da hat es dann ein großes Herumgerede gegeben, aus dem niemand recht klug werden konnte und bel dem zum Schluß herauskam, daß der Gast Kakao vorzieht. Er bekommt also Kakao, den er nicht aussiehn kann und der gar nicht im Hause ist und der am nächsten Tag in aller Herrgottsfrühe erst besorgt werden muß. So werden gar keine Umstände gemacht. Auch Marmelade bekommt der Gast, Marmelade, die die Familie niemals ißt

und die der Logierbesuch aus tiefstem Herzen oder Magen ablehnt. Aus Liebesswürdigkeit läßt er nun jeden Morgen Marmelade, damit sein Gastgeber für seine Vorsorge durch Verzehr belohnt wird. Jeden Morgen sagt der Gast: „Wirklich eine herrliche Marmelade habt ihr da.“ Eigentlich möchte er sagen: „Laßt mich doch endlich mit dem weichen, süßlichen Zeug in Frieden.“ Aber wer traut sich so etwas. Beim Mittagessen werden gar keine Umstände gemacht, aber man kann seinem Gast doch nicht das allgemein beliebte aufgewärmte Pichelsteiner vorsetzen, was soll der Mann von einem denken. So läßt und läßt man für seinen Logierbesuch, schmückt das Leben mit einer frischgeöffneten Büchse Mirabellen, zieht den Tag mit einer ungewöhnlichen Nachspeise und macht es sich gegenseitig höchst unbehaglich durch Spitzenleistungen in Gastfreundschaft, indem man sogar Leute einladet, die den Logiergast durchaus nicht interessieren und die er niemals freiwillig kennenlernen wollte. Aber es muß ja etwas geschehen, um zu zeigen, daß man gar keine Umstände macht. Hier könnte ich noch von dem stets besetzten Badezimmer reden. Natürlich, der Besuch muß sich ja waschen, aber weil er so diskret ist und belleibig nicht stören will, geht er ganz früh ins Badezimmer, genau zur gleichen Minute, in der Sie in aller Herrgottsfrühe aufgestanden sind, um ja Ihre Ruhe im Bad zu haben. Aber, gottlob, so ein Logiergast bleibt ja nicht ewig, und mit ausgesprochen herzlichem Bedauern nehmen wir eines Tages Abschied von ihm, um nach einiger Zeit in seiner Wohnung als Logiergast aufzutreten, um dort, wie der Fachausdruck lautet, auch keine Umstände zu machen. Foitzick

Zuspruch

Von Ratafösk

Du hochst in dich gebückt,
ein Opfer düsterer Mythen,
um alles, was dich drückt,
kleingläubig zu bekränzen.

Was kommt dabei heraus?
Ein Wiß von neuen Sorgen . . .
Nimm dir das Heut zum Schmaus
und gräm' dich nicht ums Morgen!

Erhebe Herz und Kinn
zur Sonne und sei munter!
Das Brüten hat nur Sinn
mit frischen Eiern draunter.

Die Auto-Suggestion

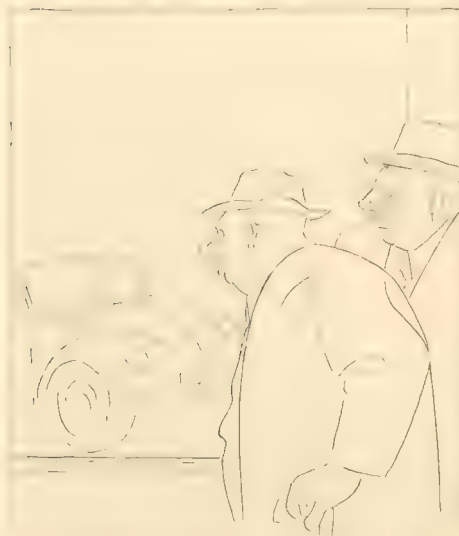
© G. Branschi



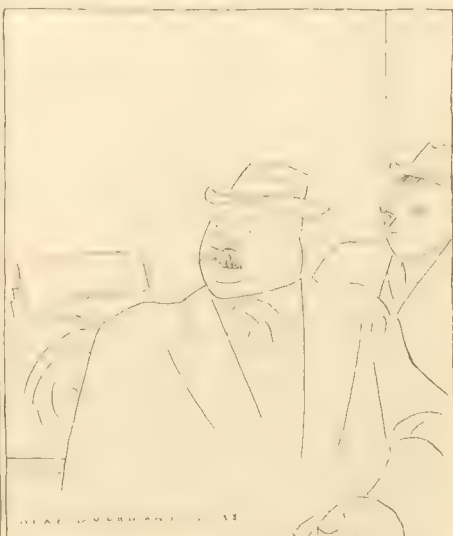
„Also, des mit dem Volkswagen, da hat mir der Vater von meinem Schwager gesagt, den wird s niemals nicht geb'n!"



„Wissen S' um den Preis, wo der Wag'n kosten tut, kann mei' Schwager net amal de Räder liefern, hat er g'sagt, sagt er."



Sie, Herr Nachbar, in dem Schaufenster da steht er ja schon, der KdF.-Wagen!"



„Was, des is a Volkswag'n, des Trumm Auto? Sehngs, da kann ma wieder sehgn, wie saudumm die Leut daherred'n!"

Einführung

(Wilhelm Scholz)



„Damit Sie 's gleich wissen, erotische Gespräche werden bei uns nicht geführt, wir sprechen allerhöchstens über die Unzulänglichkeit der Männer!“



„Ich glaube, es sind Räuber im Walde. Fürchtest du dich nicht?“ — „Ach wo! Räuber sind auch nur Männer!“

Letzte Rettung: kleine Anzeige

Von H. Weidlich

Fettback hieß er, August Fettback. Hätte er einen anderen Namen gehabt, wäre vielleicht manches weniger schwierig gewesen. Schon in der Schule begannen diese Schwierigkeiten. „Fettback — Mensch — wo hast du eigentlich deine fetten Backen? Im Gesicht jedenfalls nicht.“ Und die ganze Klasse brüllte vor Lachen.

Fettback war nämlich, seinem Namen zum Trotz, ein schwächliches Kerlchen, er hatte hagere Wangen und Augen, die immer hungrig aussahen, denn auch seine Seele verfügte leider nicht über jene Speckschwarte, an der die Pfeile schadenfreudigen Spotts abprallen konnten. Aber er trug seine Bürde, er trug sie sogar mit Anstand. Als seine Klassenkameraden sich im Laufe der Zeit an

seinen Namen gewohnt hatten, empfand er die Bürde bald gar nicht mehr als zu schwer — ja, er vergaß sie beinahe. Und wäre die Tanzstunde nicht gekommen, und mit ihr sein Interesse für Anneliese, Gudrun und Hilde — wer weiß, ob Fettback je wieder in gleicher Weise unter seinem Namen gelitten hätte. In gleicher Weise? Nein: weit schlimmer war es jetzt — du liebe Güte, ja!

Nachdem sie den Anstandsunterricht innerhalb von drei mühevollen Stunden beendet hatten, wurden er und ein Dutzend seiner Klassenkameraden auf die Damen losgelassen. Wunschgemäß und nur mit schwer gezogener Gier stürzte das Dutzend auch los, jeder machte seine Verbeugung, so gut er sie gelernt hatte, stellte sich vor, und schon gab es ein Dutzend Paare. Außerdem aber gab es noch eine einzelne Dame und Herrn Fettback. Diese einsame Dame gab es deshalb, weil

über Herrn Fettback wieder sämtliche Hemmungen hereingebrochen waren. Er fürchtete sich davor, seinen Namen zu nennen, und zu allem Überfluß empfand er sich plötzlich als Dreizehnter und sagte sich: Na also! Wenn das men gut geht. Es ging dann ja auch tatsächlich schief.

„Aber, Herr Fettback! Was ist denn mit Ihnen los?“ rief die Tanzlehrerin quer durch den Saal. „Haben Sie jetzt schon vergessen, was Sie erst in der letzten Stunde gelernt haben? — Aber, Herr Fettback!“

Mochten ein paar der Damen sich nach dem ersten „Herr Fettback“ auch noch im Unklaren darüber gewesen sein, ob sie richtig verstanden hatten — die zweite Ermahnung nahm ihnen jeden Zweifel. Also hieß dieser schuchterne Herr wirklich Fettback, das war ja zum kichern, und darum kicherten sie auch ein bißchen, und taten es um so lieber, als sie merkten, wie dies dazu beitrug.

Das Gruppenbild

(W. Schwarz)



die Verkrampfung ihrer ersten Unterhaltungsversuche zu lösen.

So begann Fettbacks Laufbahn als Mann. Es war kein allzu ermutigender Beginn.

Daß im Verlauf des Kurses' Fettback sich trotzdem nacheinander in Anneliese, Gudrun und Hilde verliebte, war daher bewundernswürdig. Mitunter war es aber sogar wunderbar schön — zum Beispiel: wenn sie miteinander tanzten und er sie in seinen Armen hielt — Im allgemeinen jedoch waren diese Verliebtheiten nur reich an Kummer, weil Fettback es immer wieder erleben mußte, daß er für jede Dame blieb, was er von Anfang an für sie gewesen war: der schüchterne Herr mit dem komischen Namen.

Nach diesen Erfahrungen verschloß Fettback sich der gesamten Damenwelt gegenüber und wandte sich, nachdem er kaufmännischer Lehrling eines Warenhauses geworden, ganz und nahezu fluchtartig seinem Beruf zu.

Innerhalb weniger Jahre stand er bei seinen Vorgesetzten im Ruf eines mustergültigen Arbeiters, der nichts kannte als seine Pflicht, und dem halb Selbstverständlichkeit war, was anderen jungen Leuten erst mühselig beigebracht werden mußte — falls es ihnen überhaupt beizubringen war: daß Flirt im Büro eines Unstatthafes ist. Dieses entschlossene Pflichtgefühl erreichte in seiner bedingungslosen Ausschließlichkeit bald eine solche Vollendung, daß auch jene Damen des Hauses, die an Herrn Fettback, und gerade wegen seiner Zurückhaltung, anfangs großes Gefallen gefunden hatten, sich wie ihre anderen Kolleginnen schließlich verletzt fühlten, denn ihre Eitelkeit erlitt es keinesfalls, wenn ihre Reize nicht auf alle Männer wirkten.

Die Direktion dagegen sah in dieser Eigenschaft Fettbacks einen besonderen Vorzug, und als im Personalbüro ein Posten neu zu besetzen war — da besetzte man ihn mit Fettback.

Nun hatte Fettback sogar eine Sekretärin, Fräulein Wedekind — „sehr schöner Name, mädchenhaft schöner Name“ sagte Fettback —, außerdem hatte er täglich mit zwanzig jungen Mädchen zu sprechen, die ihm ihre Wünsche vortrugen.

Es konnte daher nicht ausbleiben, daß im Umgang mit diesen Damen das Herz August Fettbacks zu neuem Tätigkeitsdrang erwachte, zumal er viele Lebensschicksale erfuhr, die ihn zutiefst erschütterten. Wenn bisweilen eine junge Dame vor ihm saß, die gern angestellt worden wäre, die er aber nicht anstellen konnte, und wenn er dann fühlte, wie sie nur mit Mühe die Tränen zurückhält, dann wäre er am liebsten aufgesprungen und hätte sie in die Arme genommen, hätte er nicht Fettback gehalten, würde er ihr vielleicht sogar einen Heiratsantrag gemacht haben — nur um sie zu trösten. Aber diesen Namen konnte er niemandem zugeben, der was alles andere als ein Trost, und außerdem hinderte ihn an solchen Herzensausbrüchen ohnehin sein stures Pflichtgefühl, das über alle anderen Gefühle stets triumphierte.

Nur einmal unterlag es: als Fettback einen Schnupfen hatte und vor lauter Niesen kaum arbeiten konnte.

„Ja, aber, Herr Fettback, warum bleiben Sie denn dann nicht einfach zu Hause?“ fragte Fräulein Wedekind.

„Zu Hause? Ich habe kein Zuhause. Ich wohne mobil.“

„Haben Sie denn niemanden, der sich um Sie kümmert?“

„Nein.“

„Keinen, der auf Sie wartet, wenn Sie aus dem Büro kommen?“

„Doch. Meine Wirtin. Aber nur am Monatsletzten. Und dann wartet sie auf die Miete.“

Fräulein Wedekind schweig ergriffen und fühlte plötzlich ein Gefühl in ihr Herz strömen, von dem sie seit langem eine bange Ahnung gehabt hatte.

Gern wäre sie auf Herrn Fettback zugegangen und hätte ihm ihre Hand auf den Kopf gelegt und gesagt: „Aber mich haben Sie doch, und wenn auch zu Hause Sie niemand erwartet, ich hier im Büro wartet immer jemand auf Sie, ich freue mich wenn Sie kommen.“ Doch sie schweig.

Da sagte Fettback auf einmal leise: „Fräulein Wedekind! Ich möchte gern heiraten. Aber ich weiß nicht, wie ich es anstellen soll. Können Sie mir vielleicht helfen?“

Überraschung und Schreck hinderten Fräulein Wedekind zuerst am Sprechen. Dann sagte sie nur um etwas zu sagen: „Im Sonntagsblatt stehen doch immer so viele Anzeigen. Versuchen Sie es doch einmal.“

„Daran habe ich auch schon gedacht. Ich lese sie nämlich jede Woche. Und ich möchte schon gern — aber wenn ich mein Angebot dann mit Fettback unterschreibe — dann ist es doch gleich aus Oder man bestellt mich nur, um sich über mich lustig zu machen.“

„Aber, Herr Fettback! Sie haben ja einen Komplex! — Nein, so sollten Sie wirklich nicht vor Ihren Mitmenschen denken. Schließlich zählt doch in erster Linie der Mensch, nicht sein Name.“

„Glauben Sie wirklich? — Ich bin anderer Art, gut.“

„Gut, dann geben Sie doch einfach selbst eine Anzeige auf. Dann schreibt man Ihnen zuerst. Und in Ihrer Antwort verschweigen Sie Ihren Namen und erklären später mündlich, warum sie es getan haben.“

„Das kann man machen? Aber ist das nicht Betrug?“

„Unsinnt! Kommen Sie! Seizen Sie gleich die Anzeige auf! — und mit einem Zittern in der Stimme — „wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen dabei.“ Fräulein Wedekind hatte nämlich auf einmal geradezu vorwegene Pläne.

„Ja? Würden Sie?“ fragte er schüchtern und sah in seiner Sekretärin plötzlich eine Frau, wie er sich eine wünschte.

Als Fräulein Wedekind die Anzeige beantwortet nannte sie ebenfalls einen falschen Namen, verstellte ihre Handschrift, und Fettback fiel auch tatsächlich darauf herein, schrieb einen rührenden Brief, in dem er schamhaft ein Geständnis ankündigte, das er aus bestimmten Gründen leider erst mündlich abgeben könne — dann trafen sie sich Fettback war völlig verwirrt. „Was? Sie sind ein Fräulein Wedekind? Sie haben mir diesen lieben Brief geschrieben? Ja?“

„Ja!“ sagte Fräulein Wedekind bloß.

„Aber wie kann ich denn das ... Nein, das geht doch gar nicht. Wie soll ich denn das nur meinem Beruf ... Ich darf doch außerberuflich gar nicht mit Ihnen ...“

„Doch! Dürfen Sie wohl? Wir haben uns ja jetzt privat kennengelernt.“

„So? Haben wir das?“

Er sah sie fassungslos an. Plötzlich sagte er langsam, und eine neue Fassungslosigkeit überkam ihn dabei: „Ja, wissen Sie denn auch, daß Sie den Fettback heißen wurden? Und wissen Sie auch, was das bedeutet?“

Bad Wildungen für Niere u. Blase
Helenenquelle
 Zur Haus-Trinkkur bei Nierenleiden, Harnsäure, Rheuma, Zucker.
 Bedenken! sowie Angabe billiger Bezugsquellen für das Mineralwasser durch die Kurverwaltung.

Sein schrecklichstes Erlebnis

Von Heinrich Hardt



Der große Mann räckelte sich in seinem Sessel, runzelte die Stirn und sagte verlegen und mit etwas schwerfälliger Stimme: „Ich weiß wirklich nicht, was Sie Ihnen erzählen soll...“

Die jungen Damen, die seinen Platz umringten, lachten übermütig und riefen: „Sie, ein bekannter Flieger, ein berühmter Abenteuerer, der sich in der ganzen Welt herumgetrieben hat, wissen nichts zu erzählen!“

Der berühmte Flieger fuhr sich verwirrt durch die Haare, es fiel ihm wahrhaftig schwer, dieser neugierigen Gesellschaft irgend etwas zu erzählen, und er bereute schon, der Einladung gefolgt zu sein, die ihn mit lauter jungen Damen zusammengebracht hatte. Doch da war auch ein sehr hübsches, sympathisches Mädchen — vielleicht war er nur ihr wegen gekommen.

Zu allem Unglück hat dieses Mädchen am allerfrühesten und meiste nähr: „Schildern Sie uns doch einfach das schrecklichste Erlebnis, das Sie je gehabt haben.“ Dabei schaute sie ihm neugierig fliehend in die Augen.

Der große Mann strich nachdenklich mit beiden Händen über sein Gesicht und sagte dann entschlossen: „Nun gut, so werde ich Ihnen das entsetzlichste Ereignis meines Lebens schildern!“

Es wurde still und alle starrten ihn erwartungsvoll an.

„... Als ich noch ein junger unbekannter Ingenieur war, hatte mir ein Bekannter Eintritt in eine Gesellschaft verschafft, auf der ich Gelegenheit haben sollte, einen für meine beruflichen Interessen entscheidend wichtigen Mann kennenzulernen.“

Hier zündete er sich umständlich eine Zigarette an und warf einen freundlich spöttischen Blick auf die kleine Gesellschaft.

„Da ich damals noch keinen Frack besaß, mußte ich mit einem von einem Freunde leihen, den ich am Abend der Einladung sehr spät erst in seiner Wohnung antraf. Hastig kleidete ich mich um, bohrte noch schnell zwei falsche Perlen durch die widerpenstigen Schlitze der Hemdbrust — und jagte davon.“

Sichliche Enttäuschung auf den Gesichtern der Anwesenden ließ ihn sich unterbreiben. Man hatte etwas von Notlandungen, gefährlichen Tigerjagen oder großen Katastrophen zu hören erwartet. Das sympathische Mädchen jedoch rief: „Aber bitte, fahren Sie doch fort!“

„Es war eine kalte, nebelige Vorfrühlingsnacht. Ich verirrte mich zu meinem Unglück noch in dem stillen Villenviertel, in dem sich das Haus des Gastgebers befand, und erschien infolgedessen als einer der letzten Gäste.“

Der Gastgeber, früher selbst Ingenieur, war der Direktor einer der größten Flugzeugfabriken Europas. Ich hoffte auf eine Gelegenheit, mit diesem mächtigen Mann über einige flugtechnische Erfindungen sprechen zu können, an denen ich damals arbeitete.

In den schönen großen Räumen des Hauses bewegte sich eine blendende Gesellschaft. Im ersten Augenblick kam ich mir hilflos verloren vor; denn ich kannte ja niemanden. Schließlich aber raffte ich mich auf, stellte mich selbst einigen Leuten vor und beteiligte mich an ihrer Unterhaltung. Auf diese Weise wollte ich langsam zu dem Manne vordringen, auf dessen Bekanntschaft es mir allein ankam.

Plötzlich aber mußte ich furchtbar niesen — es war die Folge des nebligen Vorfrühlingswetters. Hastig bemühte ich mich, aus den Taschen des geliehenen Fracks ein Schnupftuch an meine Nase zu befördern — vergeblich, ich hatte vergessen, ein Taschentuch einzustecken. Es war eine verdammt peinliche Situation!

Das Niesen war der Anfang eines Schnupfenanfalls, der um so vehementer wurde, je weniger es mir möglich war, ihm zu begegnen. So eilte ich in tödlicher Verlegenheit durch die strahlend erleuchteten Räume, bis ich endlich, nach vielen Umwegen, erschöpft auf einem jener Orte angelangt war, wo man — auf jeden Fall allein gelassen — in Ruhe mit sich zu Rats gehen kann. Zunächst erschien mir meine Situation hoffnungslos; denn jung, unerfahren und ein wenig schüchtern, wie ich damals war, kam ich nicht auf den

einzigen möglichen Ausweg: Ich hätte mich ja nur an einen der Angestellten des Hauses zu wenden brauchen, um ein Taschentuch zu bekommen. Plötzlich fiel mir zu meinem Unglück ein, daß sich vielleicht in meiner Manteltasche — und da kam ich der tollkühnen Einfalt, aus irgendeiner anderen Manteltasche einfach ein Taschentuch zu stehlen. Es war ein vorzweifelnder Entschluß, doch er wurde mir aus einer furchtbaren Verlegenheit helfen und konnte niemandem wesentlich schaden. Vorsichtig spähte ich umhine, ich war still und begann nun eilig in den verschiedenen Mänteln nachzuforschen. Ich mußte lange suchen — und wunderte mich, wie wenig Leute in ihren Mänteln Taschentücher aufbewahren. Es dauerte Minuten bis ich endlich ein fand.

In diesem Augenblick vernahm ich eine Stimme hinter meinen Rücken, das war das Wort: Einsetzen um. Das Taschentuch fiel mir aus der Hand.

Voller Entsetzen erblickte ich einen Herrn im Cutaway, dessen Gesichtszüge einen unerbittlich strengen Ausdruck zeigten, es war der Butler, der Hausmeister. Sicher hatte er mich schon lange beobachtet. Folgen Sie mir! sagte er kalt.

Ich war so beschämt und verwirrt, daß ich ihm wortlos folgte. Er führte mich in einen kleinen Raum, eine Art Arbeitszimmer oder Büro, sagte: „Warten Sie hier!“ und schloß — schloß wahrhaftig — hinter sich die Tür ab.

Jetzt war ich gewissermaßen ein Gefangener, als Taschendieb ertappt und eingesperrt. Was würde geschehen? Was sollte ich jetzt tun? — Es war die furchtbarste Situation meines ganzen Lebens! Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür wieder. Der Butler führte einen Herrn herein, es war — mir schoß eine Blutwelle in den Kopf —, es war der Hausherr selbst.

Dies ist der Herr, erklärte der Butler in einem unannehmlich verächtlichen Tonfall und zeigte mit dem Finger auf mich. Der Hausherr, ein sympathischer Mann mit einem klugen Gesicht, betrachtete mich unwillig und sagte dann resigniert: „Wenn Sie schon irgend etwas anwandten haben, so legen Sie es, bitte, auf den Tisch — und dann verlassen Sie mein Haus. Von einer Strafanzuße werde ich absehen.“

Ich kann Ihnen nicht schildern, wie mir zumute war. Versetzen Sie sich in meine Lage, und Sie werden es sich selbst denken können.

Diesmal aber war ich entschlossen, den einzig vernünftigen Weg zu beschreiten, der mir blieb: Ich schilderte dem Hausherrn in sachlichen, knappen Worten meine kleine, aber so furchtbare Tragödie — und bat ihn um Verständnis und Verzeihung.

Mag sein, daß ihm meine Art gefallen hat, mag sein, daß er aus irgendwelchen eigenen Erfahrungen ähnlicher Art die Wahrheit meiner Worte erkannte, jedenfalls lächelte er plötzlich, griff mit verständnisvoller Liebenswürdigkeit in die Tasche, holte ein wunderbares sauberes Taschentuch hervor und überreichte es mir mit den Worten: „Ich glaube Ihnen!“

Nicht genug, ergriff er mich dann am Arm und führte mich mit warmherzig freundlichen Worten in die Gesellschaft zurück und behandelte mich während des ganzen Abends wie einen Freund.

Im übrigen ist es der Mann, dem ich als Konstrukteur und Flieger alles zu verdanken habe. Doch trotz dieses wunderbaren Ausganges — dies war das entsetzlichste und peinlichste Abenteuer meines Lebens!“

Das sympathische Mädchen ward dem berühmten Flieger einen gerührten Blick zu, es war fast, als ob eine Träne des Mitgefühls in ihrem Auge glänzte.

Der Flieger aber zog bedächtig ein riesiges Schnupftuch aus der Tasche, und während er es über seine Nase strich, betrachtete er das Mädchen mit einem stillen heiteren Ausdruck.



Der starke Liebhaber

Pétain beschwört die Kriegsgeister

(E. Thöny)



„Herr Marschall, es wäre besser, Sie würden uns vorher fragen, bevor Sie Reden halten!“

DIE PROBE

VON CARL STEPHENSON

Es gibt in der deutschen Sprache Worte, die nur ihrer grammatikalischen Form nach eine aktive Tätigkeit, in Wirklichkeit aber etwas durchaus Passives ausdrücken. So etwa: leiden, dulden, heilen. Man heiratet nicht — man wird geheiratet, auch wenn man sich einbildet, der eroberte Teil zu sein. Man wird von einer Art Wirbel erfaßt, der einen mit sich zieht, am Grund angelangt, kommt man erst zum Bewußtsein.

Wenn schon eine Wirbelpeleche schon unangenehm ist, um wieviel peinlicher war Maxens Situation, der zu gleicher Zeit drei derartigen Elementar-angriffen ausgesetzt war.

Der erste Wirbel hieß Laura und war reizend. Der zweite hieß Maria und war ebenfalls reizend. Und der dritte, Frieda, war entzückend. Max war verliebt, aber leider in alle drei mit der gleichen Stärke. Er mußte sich entscheiden. Aber wie? Glücklicherweise kannte sein Freund Fritz alles, wußte alles — er war in diesem Menschen psychologisch bloßzulegen wie das Geipfe eines Heringes.

Max ging also zu Fritz und klagte ihm sein Leid. „Welche soll ich heiraten“, fragte er.

„Gar keine“, sagte Fritz.

„Unsin!“ sagte Max, „daß ich heiraten werde, steht fest. Ich habe das Junggesellenleben satt. Ich möchte nur wissen, welche von den dreien am besten zu mir paßt. Welche wird mich am glücklichsten machen?“

„Auf jeden Fall eine von den zweien, die dich nicht heiraten werden“, sagte Fritz.

„Idiot!“, bemerkte Max, „wenn du Aphorismen von dir geben willst, suche dir ein anderes Opfer aus.“ „Hm“, sagte Fritz, „ich soll dir also sagen, wie du am vernünftigsten einen Blödsinn begehen kannst.“

Warte. Das wichtigste in der Ehe ist ja doch, daß die Frau wirtschaftlich ist. Da weiß ich ein fabelhaftes Rezept. Du gehst mit deiner Angebeteten, mit einer nach der anderen natürlich, zum Abendessen und läßt jedesmal eine Portion Käse zum Nachschinken kommen. Achte nun darauf, wie sie die Rinde vom Käse abschneidet. Läßt sie zu viel Käse am Rand, ist sie verschwenderisch — zu wenig, ist sie geizig. Nur wenn sie —“

„Ich verstehe“, sagte Max. „Ein grob-ortiges Mittelfeld Essen wir also Käse.“

Sie aßen Käse. Laura ließ die halbe Portion an der Rinde, nahm aber nachher das Stück in ihre Handchen und knabberte es ab. Sie sah entzückend dabei aus. Jedenfalls wußte Max aber erst recht nicht, war sie verschwenderisch oder geizig.

Maria schabte die Rinde bloß ab, war also nach Fritz geizig, schob aber den Teil, der der Rinde benachbart war, Max in den Mund, war also gleichzeitig auch wieder verschwenderisch.

Frieda ließ ebenfalls die halbe Portion an der Rinde kleben. Aber sie erklärte, daß sie Emmetaler nicht leiden könnte. Also war Max so klug wie zuvor. Er ging zu Fritz. Der sah ihn mitteilend an.

„Du bist unverwundlich! Immerhin — versuche folgendes: Stelle dich hier neben mich ans Telefon und nimm die

zweite Hörmuschel in die Hand. Ich rufe jetzt eine nach der anderen an. Das weitere wirst du ja sehen.“ Fritz rief sie an. Laura war am Apparat und flötete: „Wer dort?“ — „Hier Feuerzwillung, ist dort Wasserdrilling!“ — „Nain“, sagte Laura merklich kühler. „Hier ist Meier.“ — „Pardon“, sagte Fritz, „da kann ich Sie nicht brauchen“, und läutete ab. Nach einer Minute rief er von neuem an. Laura meldete sich abermals und erklärte kurz: „Hier Meier.“ — „Meier?“ sagte Fritz. „Wozu Meier?“ Ich will Wasserdrilling und dort meldet sich Meier! Lassen Sie doch gefälligst Ihren dummen Apparat richten.“

Nach einer weiteren Minute. Laura: „Meier!“ Kurz, kategorisch, drohend. Aber Fritz ließ sich nicht einschüchtern. „Wollen Sie mich verspotten?“ rief er. „Glauben Sie, daß ich meine Zeit gestohlen habe! Ich will endlich einmal Wasserdrilling!“ „Was Sie wollen, ist mir egal, Sie Rindvieh!“ kreischte Laura. Max erkannte ihre Stimme kaum wieder. „Pardon“, sagte Fritz, „nehmen Sie das Rindvieh zurück!“ „Nain“, sagte Laura. „Ich schenke es Ihnen. Und wenn Sie noch einmal aufrufen, werden Sie selbst nicht mehr wissen, ob Sie Feuerdrilling oder Wasserzwillung heißen, Sie!“

Ein Knacksen verschluckte das weitere. Und es war zweifellos nicht schade darum. Aber Fritz gab nicht nach. Max latschte zitiern. Am anderen Ende der Leitung hörte er, ehe Fritz ein einziges Wort gesprochen hatte, ein schweres Röcheln. Kaum hatte der jedoch sein „ist dort Wasser —“ geäußert, ertönte am Telefon ein Schrei. Das Wutgebrüll eines Irrsinnig gewordenen Ichthyosaurus muß ein harmonisches Gölchchen dagegen gewesen sein. Sein Bedarf war gedeckt. Ein Mädel, das so brüllen konnte — dankt Laura war ein für allemal erledigt.

Nun zu Frieda. Es verlief wie bei Laura — das Ende war eine Flut entsetzlicher Schimpfwörter, wie Max sie bisher nie vernommen hatte. Aus war es auch mit Frieda in seinem Herzen.

Erwachender Vorsonnertag

Von Fritz Knöllner

Das schlafloseste Nacht erhebt der Tag sein Haupt. Blagotter Haar umrähmt die morgendliche Schulter. Die weißen Arme himmelwärts hebt er empor.

Nun weiß die Droschel, es ist Zeit.

Nun Zanneneißel fängt gerade ihr Auf.

Die Blume schlägt drockert ihr Auge auf.

Es wölbt die Sonne ihre goldne Brust,

der Tag stellt bereit sich auf die Beine.

Er kehrt fein Antlitz dem Gefirne zu,

empfängt den Schulterschlag vom Funfelfschwerte.

Die weiten Haare ledern fennengelb;

so einst wird Ährenfrucht im Adler reifen.

Er schreitet bandgeschmückt durchs Land,

den goldenen Vogelruf ums hehre Haupt,

das fette Laub am seine Lende.

Ein Brausen aus sehr fernen Weiten

fällt in sein flüßig geistiges Ohr:

Es ist der Gang dem jungen Sommertag.

Nun blieb nur noch Maria. „Wer spricht?“ fragte sie. „Hier Doktor Anselmus Hinterzapfer. Ist dort die städtische Leichenbestattung?“ — „Nein“, sagte Maria liebenswürdig. „Leider nicht. Wollen Sie sich schon begreifen lassen?“ — „Noch nicht“, sagte Fritz, „aber das geht Sie ja schließlich nichts an. Kümmeren Sie sich um Ihre Angelegenheiten. Wer spricht denn überhaupt dort?“ „Kerner“, sagte Maria. „Das interessiert mich nicht“, sagte Fritz unliebenswürdig und hängte ab. Nach einer Minute. Maria meldete sich. „Hier Kerner“, rief sie munter. Fritz räusperte sich. „Hier Doktor ...“ — Marias Lachen unterbrach ihn. „Was“, rief sie. „Sie haben noch? Hier ist leider immer noch keine Leichenbestattung. Aber falls Sie vielleicht nur anrufen, um mit mir zu plaudern, bitte, ich habe Zeit.“ — „Danke“, sagte Fritz, „ich verzichte. Glauben Sie denn, ich rufe die Beerdigung an, um muntere Reden zu führen? Adieu.“

Nach einer Minute. Fritz meldete sich: „Hier Doktor Anselmus ...“ usw. — Maria ließ ihn ausreden, dann erklang ein Klirren: „Hier Wasenmeister. Womit kann ich dienen?“ — „Ich wünsche die Leichenbestattung“, brüllte Fritz. — „Schade“, sagte Maria, „aber vielleicht genügt Ihnen unser Beileid. Wir holen Sie auch ab, wenn Sie wünschen.“ Max lachte. Fritz wurde unruhig. „Danke“, sagte er barsch, „ersparen Sie sich derartige Äußerungen.“ — „Nichts für ungut“, sagte Maria sanft, „ich wollte Sie nicht kränken. Es tut mir je sehr leid, daß Sie immer falsch verbunden werden. Also, viel Glück! Adieu!“

Sie läutete ab. Fritz zögerte. „Ein schwerer Fall!“ sagte er. Aber Max verhinderte seinen Rückzug und zwang ihn, nochmals anzurufen. Diesmal ließ Maria Fritz nicht zu Worte kommen. „Hier städtische Leichenbestattung“, erklärte sie erst. „Ist dort Herr Doktor Anselm Hinterzapfer? Womit kann ich dienen?“

Fritz gab sich geschlagen. Max war entzückt. Ein Mädel, das in einer solchen Situation nicht nur ihre Ruhe behielt, sondern auch noch ihren Humor zu bewahren verstand, mußte eine entzückende Lebensgefährtin sein. Das war die Frau für ihn.

Max hielt um Marias Hand an. Sie sagte nicht sofort ja, und Max hatte den Verdacht, daß sie für seinen Freund Fritz schwärzte. Aber Fritz tat nichts dergleichen. Schließlich willigte sie ein, Max glücklich zu machen.

Max heiratete also Maria. Es war entzückend. Er hatte nie gedacht, daß ein derartiges Quantum von Jähzorn in einem einzigen Menschen aufgespeichert sein könnte. Dabei war sie die verkörperte Unruhe. Und erlaubte er sich einmal ein Wort zu sagen — na, Schwamm darüber!

Lange zerbrach er sich den Kopf, warum sie ausgerechnet damals ihre Ruhe bewahrt hatte. Endlich hielt er es nicht mehr länger aus. „Hör einmal“, sagte er. „Du bist vor unserer Verlobung von einem gewissen Hinterzapfer angelufen worden.“

Sie öffnete den Mund und starrte ihn an. „Also du warst das?“, sagte sie. „Und ich dachte, es wäre Fritz! Wenn ich geglaubt hätte, daß du es bist. Ach, ich wollte, ich hätte Fritz geheiratet.“

„Ach — das wollte ich auch!“ sagte Max und schloß eiligst die Tür zwischen sich und ihr. Sicher ist sicher.

VERLAG UND DRUCK: KNOBE & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltz, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. — Der „Simplicissimus“ erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf., Abonnement im Vierteljahr RM. 3.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. P. A. 1. VJ. 38: 1752. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto bei- u. d. g. beizubringen ist. Anstalt für Schlichtung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1796. Postrechnungsk. München 5923. (Erlaubt nicht.) München. Für Herausgabe und Redaktion in Deutschland verantwortlich: Dr. Emerich Morawa, Wien 1, Wallzeile 11.



„Es tut mir immer noch leid, Frau Wammerl, daß ich ihren braven Mann, meinen langjährigen Patienten, nicht retten konnte!“ — „Dös vasteh' i. Herr Dokta, i woß was is, wenn ma a alte Kundschaft valiert!“



Tänzerinnen gesucht! / VON ANTON SCHNACK

„Tänzerinnen gesucht, vorzustellen Freitag 4–5 Uhr, Ahornallee 12/II“

Wohin die Donau fließt, das wissen wir.
Doch zu wem geht ihr nachmittags um vier?
Ging er durch Städte schon mit vielen Frau'n?
Wie ist sein Blick? Voll Gnade oder Grau'n?

Wie ist sein Haar? Wie ist sein Mund?
Wird euch die Zukunft, wenn er spricht, glanzend und abenteuerbunt?
Es wurde durch ein Wort schon viel zerstört.
Es wurde durch ein Wort schon Scheuestes belört.

Ein frohes Lächeln wird auf euren Mienen sein.
Hört ihr der Männerstimme murmelndes „Herein“.
Doch manche von euch gehen wieder fort,
Das Lächeln auf den Mienen ist verdort.

Ihr habt umsonst das schlanke Bein gezeigt,
Ihr habt umsonst vor seinem schiefen Blick getanzt und euch verneigt.
Ihr geht bekümmert in den Straßenwind
Und fühlt betrübt, daß euch der Traum vom Ruhm ins Nichts zerrinnt.

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Paddelpause

(Erich Schilling)



„Wie im Paradiese, Kurt, nur die Schlange fehlt!“

„Da müßten wir halt versuchen, auch ohne Schlange auszukommen!“



Ein Bayernstammtisch in Berlin

„Würde es die Herren storen, wenn ick an der Unterhaltung teilnehme? Ick möchte mir fur die Sommafrische so 'n paar krachlederne Bonnotts zulejen.“



Werturteil

„Da schau her, da sitzt ja scho' Oahnal!“
„Is ja koa Kurgast, is ja bloß a Kunstmaleri!“



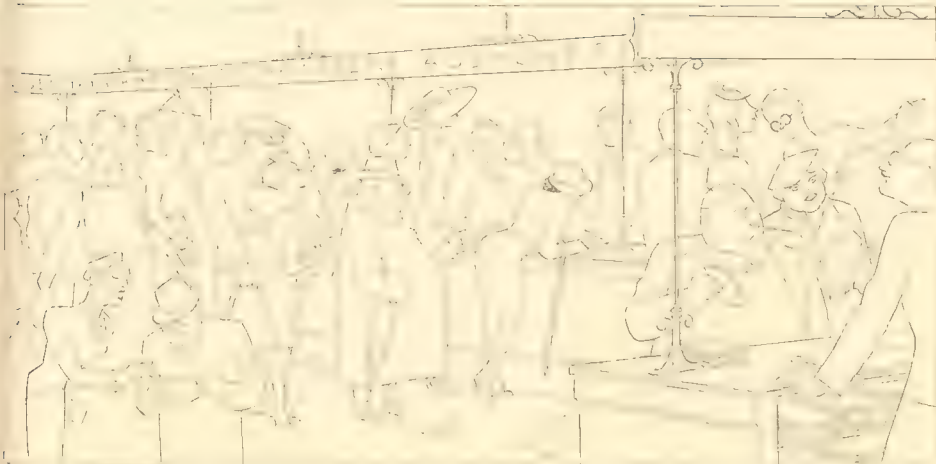
Ein Wiedersehn

„Huch! N' Adlaflaum hab'n die Motten uffgefressen!“



Beim Kramer in Hinterdupfling

„Und hier, das neueste Parfüm! Müssen Sie führen, wird von den Damen jetzt allgemein verlangt!“
„Es is a Kreuz mit die Damen, in jeder Saison wolllns' anders riech'n!“



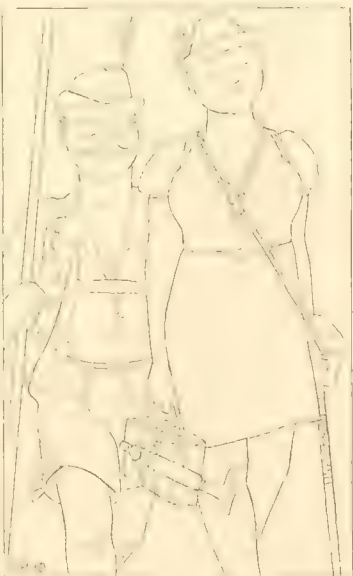
Im Reisebüro

...und wissen mochte ich noch: Was für Temperaturen hat das Wasser im Wolfgangsee vom dritten bis achtzehnten August?" „.... und dann mochten wir zwischen Untermoching und Glogfing Picknick machen - is nu da an der Autostraße so'n recht lauschiges Waldparkplätzchen?"



Badekostümpfe

„Ick wees nich, Elli, det Kostiem is mir doch zu stark ausgeschnitten!“ „Laß et doch, droßmutta, ma zahl'n die Kurtaxe und da kann nich Jenug von da kostbaren Luft rann.“



Aufbruch

„Soo, Bauliene, nu mach'n m'r in die Bärche!“

Am einsamen Strand

(K. Hoffgensteedt)



„Heut' ist kein Mensch am Strand. Da könntest du ruhig so in die See gehen!“ — „Nein, nein, ich traue den Sehbären nicht!“

Die Bauchtänzerin

VON FRED ENDRIKAT

Hei — wie ihr Bauch sich lichterloh gen Himmel schwingt,
jedweder Zoll an ihm ist orientalisches.

Ila — wie der Nabel schelmisch um die Ecke blinkt,
er wirbelt rhythmisch, bacchanalisch, musikalisch.

Es dünkt sich schier wie eine Mär aus Tausend-einer Nacht,
wenn dieser Bauch im Abendwinde schaukelt.

Wenn dieser Nabel seine tollen Sprünge macht
ist es, wie wenn dich eitel Frühlingsföhn umgaukelt.

Es rauscht und raschelt auf- und niedermühts,
nach vorn und hint — inmitten Perlen, Straß und Flittern.

Ja, dieser Bauch, fürmahr, der greift ans Herz.

Gleich Espenlaub fühlt man die Nerven zittern.

Erreilt die Tänzerin dereinst das Eheios,

dann ruht sie aus nach Wetter, Sturm und Hagel.

Sie legt die Beinchen selbstgefällig in den Schoß,
den müden Bauch hängt sie dann an den Nagel.

Der Nabel schleußt das matte Auge zu,
dann hat der Bauch und die Reserve Ruh.



Der Picknickkoffer und seine Folgen

Einmal kommt der Tag, da steht auf dem Geburtstagsfest eines Mitgliedes der Autobesitzerfamilie die Picknicktasche. Das Mitglied kann männlich oder weiblich sein, die Picknicktasche verschont keinen. Die Picknicktasche ist ein praktisches Geschenk, das nicht nur nach was aussieht sondern auch was ist. Deshalb kostet sie nicht nur einen Pappenstiel und deshalb ist sie auch schon ein besseres Geschenk, das man sogar Jubilären anbieten und verdienen und verdienenden Abteilungschefs. Wenn Sie nächsten in die unangenehme Lage kommen, jemand etwas schenken zu müssen, denken Sie doch an die Picknicktasche, das Picknickkörbchen, den Picknickkoffer. Er ist in den einschlägigen Geschäften in mannigfaltiger Ausführung, Preislage und Größe zu haben, bis zum lieb- und stichfesten schweinsledergepanzerten Unterstand für stromflockichte Behälter.

Der Picknickkoffer macht sich vorzüglich auf dem Geburtstagsfest, auf dem er aufgeklappt zu stehen hat, gleich rechts neben dem Blumenarrangement, benachbart dem silbernen Hohlgefäß, das der menschlichen Phantasie entsprochen ist, auf daß es eine eingravierte ehrende Inschrift trage, wie sie sonst nur auf Grabsteinen und Denkmälern mittelgroßer und großer Toter zu finden ist.

Vom Picknickkoffer geht das Gerücht, daß er praktisch sei, und Gerüchte haben ja bisweilen recht. Mir steht es nicht an, am Praktischen des Picknickkoffers zu zweifeln. Man hat alles in ihm so schön beisammen: die Teller, die Tassen, die Gabeln, die Messer, die wärme- und kältebewah-

renden Flaschen, den Kasten, in den ein erkaltetes gebratenes Huhn gehört, den Salzstreuer, den Pfefferstreuer, die Papierservietten, kurz alles, von dem man annimmt, daß es schön beisammen sein müßte.

Wenn Sie erst einen Picknickkoffer haben, werden Sie den sehnlichen Wunsch bekommen, ihn in Tätigkeit zu setzen. Das ist nicht ganz leicht, denn überall in europäischem Land sind Gasthöfe verbreitet, in denen man das Mitgebrachte auch haben könnte.

Aber Sie wollen sich doch einmal ganz frei fühlen, so wie die ersten Goldsucher, als sie nach Alaska zogen, oder wie die Buren, als sie die weißen Flecken auf der afrikanischen Landkarte farbiger und ertragreicher machten. Es ist allerdings noch nicht festgestellt worden, ob sie damals Picknickkoffer bei sich hatten, vielleicht hatte man vergessen, sie ihnen zum Geburtstag zu schenken. Praktisch wäre es immerhin gewesen. Also, so wollen Sie sich fühlen, mitten im grünen Revier, an einer murmelnden Quelle oder sonst an einer direkt aus dem Wandertagebuch entnommenen Stelle, auf schwellenden Moospolstern.

Die Beherrschung des Picknickkoffers ist nicht ganz leicht, denn es wird sonderbarer Weise keine Gebrauchsanweisung mitgeliefert, und es erfordert strengste geistige Konzentration, sich zu überlegen, was man in die Gefäße hinein tun könnte. Wohl gemerkt, in die gegen Temperaturschwankungen unempfindlichen Gefäße gehören nur Flüssigkeiten, die sehr kalt oder sehr warm bleiben sollen, damit man hinterher erstaunt ist,

wie kalt und heiß sie geblieben sind. Wenn das nicht vonnöten ist, läßt es eine Bierflasche auch, na und so eine Bißße will man sich doch nicht geben. Über die mitzuführenden Speisen äußere ich mich nicht weiter, aber ich rate Ihnen, vermeiden Sie auf jeden Fall Butterschnitten, denn zu diesen haben Sie die ganze Maschinerie des Picknickkoffers nicht notwendig.

Soviel über die geistige Vorarbeit. Jetzt sind wir am Ziel, am Moospolster im Waldesschatten, auf dem wir unseren Tisch decken wollen. Wir breiten ein Tischtuch aus, damit sich die Stelle unserer Mahlzeit von der Natur deutlich unterscheidet. Hierbei werden wir die Erfahrung machen, daß die Natur eigentlich nirgends ganz flach ist, eine Erkenntnis, die seinerzeit den Menschen vermutlich zur Erfindung des Tisches veranlaßt hat. Einige kleine Versuche, Flaschen und Tassen hinzustellen, demonstrieren die gebukelte Oberfläche unseres Planeten. Jetzt lagern wir uns um das Tischtuch, lagern, das heißt, wir nehmen ungewöhnliche Stellungen ein. Türken, Neger und Leichtathleten haben die Fähigkeit, die Beine unterzuschlagen, aber diese sind bei uns in der Minderzahl. Wir ändern bringen den Körper in eine halb liegende Stellung, wie es die Herren bei älteren Gruppenaufnahmen zu Selten eines Biergläschens in der vordersten Reihe tun. Man ehrt gar nicht, wie störend Beine sein können. Lange kann man so ein Picknick nicht aushalten, weil die Glieder schmerzen. Man erhebt sich deshalb bald mit dem Rufe: „Hier sind ja Ameisen!“, wie jeder Blick in die Butterdose leicht zeigt.

Folzick


„Wie, bitte?... Ach so. Ha, ha, ha.“ Dr. Lieblas lachte herablassend. „Nein, mein Lieber, alles in Ordnung. Merkwürdig“, fügte er etwas enttäuscht hinzu, während er die Briefwage entfernte, „waren es bestimmt Regenbogenfarben, die Sie gesehen haben?“

„Ich kann mich auch geirrt haben“, gab Konrad zu. „Vielleicht waren's weiße Mäuse. Wir waren recht vernünftig am Abend.“

Dr. Lieblas betrachtete ihn ernst und vorwurfsvoll. Dann placierte er ihn vor einen schwarzen Apparat, hals Fernrohr, halb Feldstecher, der mit allerlei Linschen und Spiegeln geschmückt war.

„Frisch, fromm, fröhlich frei“, meinte Konrad, um das gute Einvernehmen wiederherzustellen.

„Bitte?“ Der Doktor, der am Fernrohr saß, hörte auf zu schrauben.

„Nur ein Scherz.“ Konrad deutete auf eine Mattscheibe, die seltsame, treppenartige Symbole trug, nicht unähnlich dem  der Turner. Der kleine Witz verpönte an der lieblosen Seelichkeit Konrads stierte kleinlaut auf das unheimliche Auge, das ihm aus dem Ende des Fernrohrs entgegenblickte. War das nun selbes oder das des Artzes? Ihm wurde etwas unheimlich; denn es bekam plötzlich zerbearbeitete Strafen.

„In Ordnung“, meinte der Doktor, dem die Streifen gefallen zu haben schienen. „Jetzt kommen Sie bitte mal hier herüber und halten sich das linke Auge zu.“

Auf der gegenüberliegenden Wand erschienen nacheinander leuchtende Zahlen- und Buchstabenreihen, die nach unten immer kleiner wurden. Einiges davon schlen Tschechisch zu sein. Konrad hatte Mühe mit der Aussprache.

„Neibukadnezar“, schloß er, nachdem das rechte Auge seine Aufgabe brav bestanden hatte.

Dr. Lieblas runzelte verwundert die Stirn. „Wo lesen Sie das?“ fragte er mitläutisch. „Ich dachte nur an den alten Burschen mit der Leuchtschrift an der Wand — Menetekel und so weiter.“

„Ach so. Jetzt kommt das andere Auge dran. Das ganze nennen wir die Sehprobe.“

Konrad schloß das andere Auge und las die tschechische Sache nochmal. Er kam nur bis OZUFKL. Von da an nannte er es die Gedächtnisprobe. Dr. Lieblas schenkte nicht ganz befriedigt zu sein. Er räusperte sich bedeutsam.

„Nanu?“ sagte Konrad verwundert. „Ich werde doch nicht etwa 'ne Brille tragen müssen?'“

„Ich fürchte, doch.“

„Ich denke nicht daran!“

„Doch“, beharrte Dr. Lieblas eckelzuckend.

„Kommi nicht in Frage“, protestierte Konrad energisch.

„Wir werden jetzt ein paar Linsen ausprobieren“, schloß Dr. Lieblas die Diskussion. Konrad bekam ein häßliches eisernes Brillengestell auf die Nase,

in das der Doktor nacheinander die verschiedensten Linsen schob. Die Schrift an der Wand machte die seltsamsten Wandlungen durch. Konrad berichtete seine Meinung über seinen ersten Inquisitor. Er mußte doch Sinn für Humor haben.

Unter den Gläsern befanden sich direkte Nachkommen der Spiegel aus dem Lackkabinett. Konrad hätte sich nie träumen lassen, daß simple Linsen solche Wirkungen hervorzuzaubern konnten. Die einen verdoppelten alle Buchstaben, die nächsten vervielfachten sie gar. Eine andere saugte plötzlich alles Schwarze daraus, wieder andere bewogen sie zur Seite, teilten sie oder stellten sie auf den Kopf.

Konrad bekämpfte mannhaft seine Heiterkeit, erst bei der Linse, die das Tschechisch zu chinesischem Schriftzeichen zerplückte, gab er sich geschlagen. Sein Zwerchfell schmerzte vor dem Ansturm verschluckten Lachens. Seine Augen füllten sich mit Tränen. In diesem Moment sah er klar und scharf die OZUFKL-Zeile vor sich aufluchten. Sie gab ihm seinen inneren Halt zurück. Er las sie mit glöcklicher Stimme wie eine Beschwörungsformel.

Dr. Lieblas lächelte triumphierend. Er schrieb ein Rezept auf, das wie eine Gleichung aus der höheren Mathematik aussah. Dann schieden beide im besten Einvernehmen. —

„Ich bin dir ewig dankbar, Konni!“, sagte Erika vierzehn Tage später am Telefon. „Und du mußt Mittwoch Trauzeuge sein, ja?“

„Unmöglich!“, stöhnte Konrad. „Schwarzer Rock und gestreifte Hose — das Opfer glänze noch Dir zuliebe. Aber bedenke doch, liebes Kind, die Brille! Nein. Unmöglich Du verlangst zuviel. Ich kann mir nicht extra deswegen eine Brille anschaffen.“

„Pump dir doch Herbst seine“, schlug sie unbekümmert vor. „Ich bin überzeugt, daß dir eine Hornbrille ausgezeichnet steht. Konni, du mußt! Diesmal dauerte es eine Viertelstunde, bis sein Widerstand gebrochen war.“

Es wurde ein sehr gelungenes Fest, die private Nachfeier miteingerechnet. Als Konrad gegen Mitternacht nach Hause segelte, die geliebte Hornbrille in der Tasche, hatte er seltsame optische Erscheinungen. Die Straße war merkwürdig breit geworden und zeigte eine Tendenz, sich zu gabeln.

„Auch schon umgebaut“, murmelte er eisig.

„Wie schnell das geht...“

Und dann standen an dem großen Platz auf einmal zwei Kirchen da. Konrad blieb stehen, holte langsam die Brille hervor und zerbrach sie in kleine Stücke

„Nie wieder Optikel... Optikel... Optikel...“

Nach dem dritten Anlauf gab er es auf.

„Sind's die Augen, geh zur Kneipe“, murmelte er entschlossen und das tat er denn auch.

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

Ich sitze in der oberen Etage des Autobusses. Es klirrt auf der Treppe, ein Mann hat beim Anfahren des Autobusses mit dem Ellenbogen eine Scheibe eingestoßen und muß vier Mark neunzig bezahlen.

Er kommt mit seinem Begleiter herauf und setzt sich: „Bei muß Jlas gewesen sein, sonst wär's nicht kaputtgegangen.“

Bei einem hässlichen Schallplattenkonzert wird u. a. eine Platte aus Othello, gesungen von dem kürzlich verstorbenen Schallplatin, zu Gehör gebracht. Eine junge Dame, die nicht gähnen hatte, wer der Sänger ist, fragte nach Ablauf der Platte: „War das die Zarah Leander?“

Aus einem bisher ungedruckten Roman:

„Stiefmütterchen!“ wie bist du doch so stilschwarz und nachvertengelt, so blaue und rotviolett und auch so plausenauerig gezeichnet. Wie verlaufend bildlichschweiß ist oft dein matter Kelchgrund, wie so milchfarben umflossen und doch so abgrundtief tönst — dabei hart vorüber an allerfeinst schimmigen Launen... „Stiefmütterchen!“ lugst du nicht auch schon aus frostigem Schnee? Und liebst doch später wieder vom lauen Frühlingswinde mild dich umfalten; wurdest denn schließlich im Hochsommer sengenlange erdrückend bestrahlt, und, als es längst schon überall bunt herbstete, winktest und blinktest du da nicht noch mit frohem Gesicht...? du zarter Schmetterling unter den Blumelein!

„Stiefmütterchen!“ du immerblühendes, fleißiges Lieschen fast aller Jahreszeiten; du so farbenprächtiges, erdbodennah entsagungsvolles Zaubergewächs...

„Stiefmütterchen!“ du liebes, verrate mir, wer gab dir, woher hast du diesen deinen sagnhaft schlichten — purpurnen Namen?

Kommt nach Bayern —

zu! das Buch allen zu, die noch an ihren



In allen Buchhandlungen zu haben!

Verlag R. Müller & Co., München

Urlaubsplänen schmieden, und es gibt auch gleich einen Vorgehensmod von dem, was den Fremden mühsam Donau und Alpenferne erwartet: Landschaftsbilder von begabten Schönbild, Hüfte, Seen, Täler, Wälder, die Majestät der Berge, unwidriges Volkstum, Aunfichtliche in Stadt und Land, dazu eine queme Verkehrswege, betriebl. Golfklub, tolle, tolle, tolle, aber auch Ruhe und Erholung und ungekante Sportmöglichkeiten... Ein wunderschönes Reisebuch, dererzogen ausgestellt, das neben der Schilderung der Natur und Kultur in weitem Maße auch den praktischen Bedürfnissen des Reisenden Rechnung trägt. Die Brauchbarkeit des Buches wird noch erhöht durch Verzeichnis der Verkehrswege, der Berggasthäuser und der Bergbahnen, ferner durch eine Karte der Volksstätten und eine große farbige Reisekarte. Dazu 79 Bilder (darunter 4 Tafeln mit farbigen Gemälden, wiedergegeben). Großformat, 148 Seiten. Im Buchverlag geb. RM. 3,50.

DIE DUSCHE

VON JULIAN STREET

Manche Leute wissen gar nicht, wie reich sie sind. Charlie Harris bewohnte das hübscheste Atelier in einem reizvollen Viertel von Paris. Und vor allem besaß er eine Badewanne. Er gehörte zu den wenigen in Paris, die das besaßen. Aber Charlie wollte auch eine Dusche.

Um die Ecke der Straße, in der Charlie wohnte, gab es eine Niederlassung der Firma M. Pettit & Fils, Installation. Er machte Monsieur Pettit bei einem Apéritif in einem Café in nächster Nähe ausfindig und erklärte ihm, was er haben wolle, während Monsieur Pettit ihm wohlwollend zuhörte. „Können Sie mir das machen?“ schloß Charlie seinen Vortrag.

„Aber gewiß“, erwiderte Monsieur Pettit. „Das ist doch mein métier, Monsieur. Aber erlauben Sie mir die Frage, warum wollen Sie sich eigentlich die ganze Scherelei machen und eine eigene Dusche einbauen lassen?“

„Warum?“ sagte Charlie ein wenig betroffen. „Nun — weil ich gerne eine hätte.“

„Sie sagen, Sie hätten bereits eine Badewanne, Monsieur?“

„Ja, Monsieur.“

„Warum benutzen Sie dann nicht einfach die Badewanne, Monsieur?“

„Ich benutze doch die Badewanne; aber ich möchte auch eine Dusche haben“, sagte Charlie, leise mit den Zähnen knirschend.

Monsieur Pettit schüttelte nachdenklich den Kopf. „Nun gut, denn werde ich, sagen wir — nächsten Donnerstag um elf — in Ihre Wohnung kommen.“

„Können Sie nicht schon früher?“ fragte Charlie. „Unmöglich, Monsieur. Sie werden begreifen, ich muß meine Vorbereitungen treffen.“

Was für Vorbereitungen, wunderte sich Charlie. Er sagte aber nur: „Wie lange wird die Arbeit dauern?“

„Ah!“, sagte Monsieur Pettit, „das kann man umöglich voraussagen. Es ist zu früh. Aber — hm — sind Sie auch sicher, daß Sie, obwohl Sie eine Badewanne besitzen auch diese Dusche haben wollen?“

„Ganz sicher!“ sagte Charlie, wobei sein Blutdruck eine merkliche Steigerung erfuhr.

„Also gut. Dann Donnerstag um elf.“ Der Donnerstag kam, und Charlie bewillkommnete Monsieur Pettit in seinem Atelier. „Nun wegen der Dusche —“ fing er an.

„Ist Monsieur schon lange in Paris?“ erkundigte sich Monsieur Pettit.

„Ungefähr drei Jahre.“

„Ah!“, Monsieur Pettit sah erfreut aus. „Es ist wundervoll, Paris — nicht wahr? Es muß herrlich für einen Ausländer sein, in unser schönes Paris zu kommen, um hier zu leben.“

Monsieur Pettits Art und Weise machte es unmöglich, seine lange Rede über Paris, französisches Essen, Weine, Frauen und Kultur zu unterbrechen. Erst kurz vor der Mittagessenszeit bat er, das Badezimmer anschauen zu dürfen. Dort senkte sich eine dunkle Wolke auf seine Stirn. „Es ist sehr schwierig“, sagte er.

„Wieviel wird es kosten?“ fragte Charlie.

Wieder senkte sich die Wolke auf Monsieur Pettits Stirn. Er zuckte mit den Achseln. „Das hängt von vielen Umständen ab, Monsieur“, meinte er, „von dem verwendeten Material, von der Stärke des Wasserdrucks, den Sie gerne haben möchten — oh, von sehr vielen Umständen!

Und auch davon, wieviel Zeit es in Anspruch nimmt.“

„Wieviel Zeit wird es in Anspruch nehmen?“ fragte Charlie.

„Ah, das — kann man unmöglich im voraus sagen. Ein paar Tage.“

„Können Sie nicht mehr als einen Mann schicken?“ „Natürlich“, sagte Monsieur Pettit. „Wir schicken nie nur einen Mann allein. Es wäre für ihn ein zu schweres Arbeiten. Schließlich muß ein Mann jemand haben, mit dem er sprechen kann, nicht wahr, Monsieur?“

Ungefähr zehn Tage später erschienen drei Arbeiter zeitig am Morgen in Charlies Atelier. „Wir sind die Leute von M. Pettit“, erklärte einer. „Sind Sie der Herr, der die Dusche bestellt hat?“

„Ja“, sagte Charlie. Die Arbeiter lächelten und traten ein. Sie waren in besonders rosigter Laune. Sie sahen sich in dem Atelier um, plauderten und lachten fröhlich. Plötzlich, ohne jede vorherige Warnung, verfielen sie in eine ungeheure Energie und begannen den unteren Teil der Badezimmerwand einzureißen. Charlie elite hinüber, um einen wertvollen Wandteppich in Sicherheit zu bringen, und flüchtete dann in ein Café. Er kam einige Minuten vor elf zurück. Ein großes Loch gähnte in der Wand. Es sah aus, als ginge die Sache vorwärts. Punkt elf legten die Männer ihr Handwerkszeug hin, zündeten sich Zigaretten an und schickten sich an, fortzugehen.

„Wohin gehen Sie?“ fragte Charlie.

„Es ist elf Uhr“, erwiderte der Vorarbeiter. „Wir gehen Wein trinken.“ Vor dem Hinausgehen wandte er sich noch einmal um: „Verzeihen Sie bitte, Monsieur, die Leute würden gerne wissen, warum Sie, da Sie doch eine Badewanne haben, auch eine Dusche einrichten lassen wollen?“

„Sagen Sie den Leuten“, sagte Charlie kühl, „daß ich deshalb eine Dusche einrichten lassen will, weil ich's so haben will.“

„Ja, wohl, Monsieur“, sagte der Vorarbeiter. Er sah Charlie ein wenig lässig an. Danach behandelte die Arbeiter Charlie mit großer Vorsicht —

wie einen besonders gefährlichen Geisteskranken. Nach jenem ersten Morgen kam es Charlie so vor, als geschehe tagelang nichts mehr. Die drei Installateure kamen jeden Morgen um acht Uhr dreißig, hörten um elf auf, um zum Weintrinken zu gehen, machten dann zwei Stunden Mittagspause, und stellten um sechs ihre Arbeit ein. Sie hielten lange Zwiesgespräche, sperrten immer wieder für längere Zeit das Wasser ab und betrachteten seine englischen Bücher voll Neugierde. Manchmal hörte Charlie, wie sie sich wegen irgendeiner Einzelheit der Installationsweise stundenlang besprachen. Bei solchen Gelegenheiten stellten sie ihr Werkzeug ab und widmeten sich der Besprechung mit Leib und Seele.

Charlie schüttelte sein Herz einem Freund aus, der jedes Jahr nach Paris kam. „Nun, begreifst du das denn nicht?“ sagte der Freund. „Es ist ganz einfach. Sie wollten rasch deine Wand niederreißen, damit du dich nicht mehr anders besinnen kannst und die Sache machen läßt. Jetzt lassen sie sich Zeit.“

Eine Woche später, als Charlie schon reichlich verzweifelt war, kam er eines Nachmittags nach Hause zurück und fand zwei dicke Röhren aus dem Boden des Ateliers außerhalb des Badezimmers herausragen. „Was soll denn das?“ erkundigte er sich.

„Monsieur wünschen, bitte?“ fragte der Vorarbeiter höflich.

„Ich wünsche zu wissen, was diese Röhren bedeuten sollen, die hier im Zimmer herausragen.“

„Das sind die Röhren für die Dusche“, entgegnete der Vorarbeiter stolz.

„Ja, aber sie können doch unmöglich so im Zimmer bleiben, oder?“

„Aber warum nicht?“ fragte der Vorarbeiter ziemlich verblüfft.

„Nun, es sieht ja schauerhaft aus! Sie verunstalten das ganze Zimmer!“

Die Arbeiter sahen einander erstaunt an. Einer von ihnen sagte schwach, ungläubig: „Monsieur gefallen die Röhren nicht?“

„Die Röhren nicht gefallen!“ tobte Charlie. „Natürlich gefallen mir die Röhren. Ich bin sogar begeistert davon!“

„Danke Ihnen vielmals, Monsieur“, sagte der Vorarbeiter erleichtert. Er streichelte die Röhren liebevoll.

„Aber“, fuhr Charlie fort, „Ich möchte sie in der Wand verborgen haben. Verstehen Sie?“

„In der Wand verborgen!“ Die Arbeiter waren entsetzt. „Aber — aber, Monsieur, wenn sie in der Wand verborgen sind, dann wird niemand wissen, daß sie da sind. Niemand wird sie sehen!“

„Das ist ja gut“, sagte Charlie, „niemand wird sie sehen, wenn sie in der Wand sind. Das ist ja gut.“ Er lechte ein wenig gereizt und ging hinaus. Als die Arbeit fertig war, verschönten zwei elterne Röhren seine Wohnzimmerwand.

Eines Sonntagnachmittags einige Zeit später ging die Haustürglocke. Charlie ging hinein, um zu öffnen, und vor ihm stand der Vorarbeiter mit einem Mann und einer Frau, alle drei im Sonntagsstaat. Sie sahen erwartungsvoll drein. „Verzeihen Sie die Störung“, sagte der Installateur, „würden Monsieur mir erlauben, meinen Freunden die Arbeit zu zeigen, die wir in Ihrem Atelier gemacht haben — die Dusche und die Röhren!“ (Berechnigte Übersetzung von Hans B. Wagensell)

Nächtliche Gäste

Von Dr. Wiegand

Ein Alp saß heute nacht
auf meiner Brust so schwer,
o Gott, wie Blei so schwer —
da bin ich aufgewacht.

Der Vollmond hinterm Haus
mit seinem klaren Schein
fiel heimlich bei mir ein.
Stumm floh der Alp hinaus.

Ich wollt', ein Feuer wär'
der Schein, der Geister bannt,
und hätt' den Alp verbrannt!
Dann käm' er nimmermehr.

Seine Lordschaft

(E. Thöny)



„Ist es nicht ein Hohn auf die englische Demokratie,
wenn sich sogar unsereins zur Stammrolle melden muß!“

Die kluge Witwe

(R. Kirsch)



„Wenn ich eure Figur hätte, Kinder, und ihr meine Erfahrung, könnten wir in dieser Saison alle drei unser Glück machen!“

LEIDENSCHAFTEN

Von Hans Karl Breslauer

„Drei Silbergroschen durchstoßen“, murmelte Herr Fiedler nachdenklich, „hm — ein wirklicher Gegenstandskauf... Na, werden sehen... Mecklenburg komplett, das wäre eine Sache...“ Während Herr Fiedler — seine einzige Leidenschaft waren Briefmarken und er konnte stundenlang über Zähnungen, Wasserzeichen, Fehldrucke, Nachdrucke und Probedrucke sprechen — über seinem Markenalbum grübelte, saß Frau Melanie im Wohnzimmer und las immer wieder die letzten Zeilen eines Briefes, den sie mit der Nachmittagspost erhalten hatte.

„— und nun, Melanie, hoffe ich, Dich bald wiederzusehen...“

„Mela“, rief der Gatte aus dem Nebenzimmer, „wolltest du heute nicht ins Kino gehen?“ Frau Mela steckte den Brief hastig in den Umschlag und gab ihrer Stimme heitere Festigkeit.

„Und du, Anton?“ „Heute ist Tauschabend...“

„Ach so“, sagte Frau Mela. „Begleitest du mich?“

„Nein, es ist noch zu früh... Ich richte mir noch

ein paar Dubletten her!“ antwortete Herr Fiedler, ritt weiter auf seinem Stackenpferd aus bunten, kleinen, gezähnten und ungezähnten Papierchen, nickte seiner Frau, als sie ihm einen Abschiedsgruß zuwinkte, zerstreut zu und ging eine Stunde später in den philatelistischen Verein...

Als er gegen acht Uhr nach Hause kam, seine Frau wartete schon mit dem Abendbrot, stöberte er im Salon herum, durchsuchte das Wohnzimmer und kam ärgerlich ins Speisezimmer.

„Mela“, sagte er, die Stirne kraus ziehend, „wo ist der Brief?“

„Brief?“ wiederholte Frau Mela, vor einer bösen Ahnung ergriffen. „Was für ein Brief?“

„Der Brief, der auf dem Tisch im Salon gelegen ist!“

„Auf — dem Salontisch...“ stammelte Frau Melanie entsetzt. „Ich weiß von keinem Brief!“

„Mach mich nicht dumm!“ begehrte Herr Fiedler auf, „Ich habe ihn, bevor ich wegging, gesehen... Es war ein Brief meines Vaters Leonhard!“

„Anton!“ Frau Melanie mußte sich auf die Sessellehne stützen. „Anton — du hast...“ Sie war so fessungslos, daß sie keine Worte fand. Sie hatte nicht den Mut, sich zu verteidigen, sie hatte die

Kraft nicht, die Wahrheit zu gestehen; diese harmlose Wahrheit einer Jugendliebe und der Gatte schrie erbot:

„Wenn du den Brief nicht sofort herausgibst...“

„Um Gotteswillen, Anton, mach keinen Skandal!“

„Ha — Ich soll keinen Skandal machen...“

„Anton, verzehle!“ Frau Mela trat auf den Gatten zu, „du mußt mir verzeihen... Schau, ich habe ja nichts zu verschweigen... nichts zu verheimlichen... Leonhard ging ins Ausland, damals, als ich noch ein halbes Kind war...“

„Nichts verzehle ich!“ brüllte Herr Fiedler. „Das wäre ja noch schöner... Dein unerhörter Leichtsin...“, seine Stimme schlug über, „Aber so sind die Frauen alle... Alle sind sie so... Mela —“, tobte er, zum allerletzten Mal, wo ist der Brief?“

„Es ist nicht wahr“, raffte sich Frau Mela auf, „es ist nicht wahr, was in dem Brief steht... Glaube mir, Anton, alles ist längst vergessen und abgetan — und — und deshalb hab ich ihn verbrannt!“

„Mela“, stürzte sich Herr Fiedler wie ein Rasender auf die Gattin, „Mela, du hast den Brief verbrannt?“

„Diesen Brief mit der Ein-Dollar-Fünfundzig-Cent-Jubiläumsflugpostmarke hast du verbrannt!“

„Das werde ich dir nie verzeihen!“

VERLAG UND DRUCK: KROBE & RIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Pollack, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schaefer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsstellen entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf., Abonnement im Vierteljahr RM. 5,10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5 gültig ab 1.7.1937. D.A. I. VJ. 38: 17.50. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlingerstr. 80, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 3920. Erfüllungsort: München.

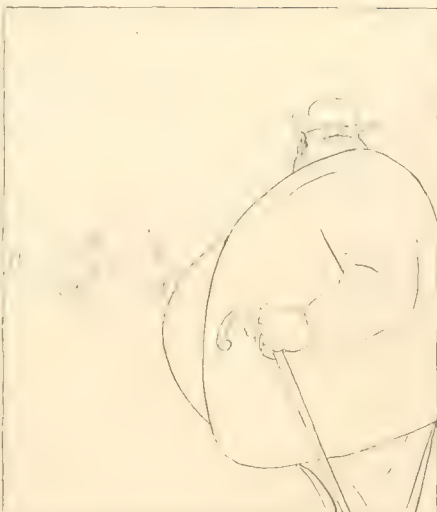
Für Herausgabe und Redaktion in Deutschland verantwortlich: Dr. Emarich Morawa, Wien 1, Wallzeile 11.

Der treue Hund

Karl Kraus



„Waldi, jetzt muß amal a Ruh sein! Hergehest!“



„Da haut er ab, der Hundsackel, der greußliche!“



„Und jetzt siehst es überhaupts nimmer, des Sauviech, des staubige!“



„Ja, gib'ts denn des aa, daß a Hund durchaus unsichtbar werd!“

Das Eickhäglein

(Wilhelm Schulz)



War sie auch lieblich anzusehn,
So daß ich oft bei ihr blieb stehn
In einer stillen Gasse,
Ich weiß, warum ich's lasse:

Ein Eickhäglein hielt sie am Band
Und ließ es nicht mehr von der Hand,
'Wollt' frei das Tierchen springen,
Tat sie zurück es zwingen

Und gab ihm viele süße Kern . . .
Ich sah bei ihr das Spiel nicht gern,
Sah selber mich zur Stunden
So schmähdlich angebunden.

Fahr wohl, fahr wohl, du schöne Maid,
Ein' solche Liebe tät mir leid.
Sie wüß' nicht lang mich freuen,
Gar balde mich gereuen!

Wilhelm Schulz

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sommernachts Traum

(F. Thöny)



„So, Kinder, und wer heute nacht von Politik redet, der muß jedesmal eine Mark zahlen!“
„Ausgezeichnet, und mit dem Geld machen wir dann eine Riesenbowle!“



Ich weiß am Waldrand ein großes Hotel

Das Hotel ist so vornehm, wie es sonst nichts auf der Welt gibt, außer vielleicht den Bildern in manchen illustrierten Zeitschriften für das gepflegte Familienleben. Gleich am Eingang beginnt die Vornehmheit; denn dort steht ein junger Mann oder ein älteres Kind mit einer Uniform, wie sie die Kadetten in manchen südamerikanischen Staaten tragen, von denen es fraglich ist, ob sie ihre Uniform von den Pagen und Boys entlehnt haben oder diese von ihnen.

Die Kadetten des Beherbergungsgewerbes sind das Wohlerzogenste, was man sich denken kann, und nur wenn sie wirklich niemand sieht, bohren sie sich ganz wenig hinter der Drehtüre in der Nase und benehmen sich auch sonst, wie es ihrem Alter entspricht. Wenn man sie aber ansieht, reichen sie einem Feuer und sind befesselt. Zu den Herren mit dem ungezogenen Auftreten der Weltreisenden, die eine Pfeife im Mund haben, sagen sie flüchelnd: „Good morning, Sir!“ Sie alle tragen den Marschallstab des künftigen Großhotelliers in der knapp geschnittenen Livree und werden auf ihrem Posten nicht alt werden; denn einen Boy mit grauem Vollbart hat noch niemand gesehen.

Hinter der Eingangstür wird es noch vornehmer, und hier beginnt die Totenstille des gepflegten Hotels. Im Flüsterton legt einem ein Herr im Diplomatenanzug die höchsten Rechnungen vor, die der sorgnierte Reisende schweigend bezahlt.

Hier in der Hotelhalle stehen Palmen und auf den Marmortischen blühen Blumen unhörbar vor sich hin für die Herrschaften, die hier tonlos aufeinander warten. Man hustet nicht, man hustelt; man lacht nicht, man schmunzelt, und wenn einer laut niest, würden gewiß die Marmorsäulen zusammensinken, wie einst die Mauern Jerichos beim Schall der Posaunen. Die Hotelgäste aber würden sagen, daß sich das Publikum in letzter Zeit doch sehr verschlechtert habe.

Jeder Schritt erstickt in roten Teppichen, jawohl in roten Teppichen, denn die Farben des feinen Hotels sind rot und gold. Das haben Ludwig der Vierzehnte und der Fußhefte und der Sechzehnte so bestimmt, als sie mit ihren Schlössern mustergetriggert für die gehobene Hotelserie wurden.

Ah, dieses Treppenhaus! Daß man sich überhaupt getraut, ohne Frackanzug und ohne rauschendes Schleppkleid seine Stufen herabzuwallen — wie Sehne aus Kinnchen von schwerer Hotelversicherung!

Ich möchte einen Choral anstimmen auf die Gesellschaftsräume. Sie sind über alle Maßen fein. Hier hat man endlich Gelegenheit, alle in Räumen zu bewegen, in denen sonst nur Filmhochstapler und Besitzer großer Konservenfabriken oder gleichwertiger Unternehmungen auf der

Leinwand leben, wenn sie allerallerbeste Gesellschaft spielen und vom vollblütigen Reiterpfad nur herunterkommen, um sich die Perle ins Frackhemd zu knöpfen.

Bequeme Sessel laden zur Konversation ein und bilden deshalb ungezwungene Gruppen. Hier ist das Reich älterer Engländerinnen, die der liebe Gott extra dazu geschaffen hat, diese Konversationsräume diskret zu bevölkern. Sie schreiben meistens Briefe und der Teufel mag wissen, was sie zu schreiben haben, wo sie doch kein Mensch dafür bezahlt.

Wenn die älteren Engländerinnen nicht da wären, würden sich die Stühle und schräggestellten Tischen und der Flügel und die großen Porzellanvasen in den Gesellschaftszimmern allein aufhalten und daraus sieht man wieder, daß jedes Lebewesen im großen Weltensraum seinen Zweck erfüllt. Übrigens können die älteren Engländerinnen auch durch ältere Amerikanerinnen ersetzt werden, denn sie dienen dem gleichen Zwecke.

Nicht weit von den Gesellschaftsräumen liegt das Frühstückszimmer. Oh, wie frühstückt es sich da distinguiert. Wenn der Kellner an den Tisch herantritt und einen „Guten Morgen“ wünscht, ist es, als ob Aurora die Fluren küßt, und man haucht zaghast, daß man einen Kaffee zu nehmen wünsche. Kein feierlich zelebriert man das Frühstück, und verzankte Ehepaare benehmen sich wie die Engländer und reichen einander höflich die ausgestanzten Butterteine, als hätten sie sich seelen kennen und lieben gelernt. Kaum wagt jemand ein Ei aufzuschlagen, und nur ganz hinten in der Ecke am Serviertisch macht der Oberkellner flüsternd dem Pikkolo einen Morgenkrach. Das alles ist natürlich im Preise begriffen.

Foltzick

R e z e p t

Von Katalóskr

Man kommt auf feines Lebensleiter
mit Höflichkeit doch immer weiter,
als wenn man grob und ruppig ist
und sich im Ausdruck stark vergißt.

Das Wirken mit den rauhen Tönen
soll man sich zeitig abgewöhnen —
was selbstverständlich nicht befagt,
daß man das Maul hält und vergast.

Nein, schon aus purer Nächstenliebe
bin ich durchaus für Gegenliebe —
nur daß man das, was man bewegt,
scharmant in Spitzhöschen steckt.

Sensation im Affenhaus

Von Ernst Hoferichter

In einem nordamerikanischen Zoo wurde vor einigen Tagen das Prachtexemplar eines Gorilla eingeliefert.

Weil er so haarig war — und weil viele Frauen seine Urwaldkräfte bewunderten, bekam das Tier den schönen Namen „Bimbo“...

Aber trotzdem plagten ihn von Tag zu Tag die Fliegen und die Langeweile immer mehr — und selbst durch den Umstand, daß er mit hunderttausend Dollar versichert wurde, bekam er keine Lebensfreude.

Es half nichts, daß ihn Literaten mit dem „Übermenschen“ verglichen oder bei seinem Anblick an Goethes Faust in der Studierstube denken mußten. „Was hat er nur, dieser Mensch...?“ fragten sich Enkelkinder, die ohne Vorstellung an ihren Großpapa lebten und warfen ihm eine Banane an den Kopf.

Aber Bimbo blieb traurig wie ein Zahnerzt ohne Empfangskamere. Und als die Tiergardiendirektion einen exotischen Wald um ihn errichtete, verkroch er sich unter den Blättern und schlief den Schlaf der Melancholiker...

Der Wärter, der schwitzend um die Anlage lief, Futter herbeischleppte und ausmisten mußte, brummte jeden Morgen: „Das Sauvieh hat's schön — und wenn's verreckt, kriegen die Angehörigen hunderttausend Dollar auszubezahlt...!“

Da wurde eines Nachmittags ein Sofa am Gitter des Bimbo vorbeigefahren, das für die Wohnung des Verwalters bestimmt war. Jäh fuhr der Gorilla in die Höhe und sah sehnsüchtig diesem Möbel nach. Augenblicklich mußte die Fuhr ihren Kurs ändern und Bimbo bekam das Sofa in den Urwald gestellt. Und bald hopste er darauf wie ein Familienvater herum, jeden Tag bekam er ein anderes Möbelstück dazu und nach einem Monat war er gut bürgerlich möbliert.

Angesehene Firmen stifteten der Reklame wegen Haushaltsgegenstände, Nippfiguren, Bad mit fließendem Wasser, Röhrenempfangs- und eine Bleistiftspitzmaschine.

Das Publikum am Gitter ward darob vom Taumel ergriffen und half mit, dem Bimbo immer mehr menschliches Dasein zu spenden.

Tierfreundliche Hände warfen den ganzen Inhalt ihrer Hosentaschen zu seinen Füßen und bald saß der Gorilla lächelnd inmitten einer Fünftundneunzigpfennigwoche.

Taschenmesser, Kaugummi, Benzinfeuerzeuge, Selbstzunder, Hausschlüssel, Mundharmonikas und Lippenstifte lagen als Weide menschlicher Kultur in seinem Fraßnapf.

Und sogar die Nächte verbrachte er jetzt schlaflos, denn er versuchte sich mit diesen Gaben menschlich zu beschäftigen.

„Um Gottes willen, der Bimbo resiert sich...!“ schrie an einem Morgen der Wärter gegen das Direktionsgebäude. Am Tage zuvor hatte ein

Beim Friseur

(R. Kriech)



„Gnädige Frau werden von mir so frisiert, daß Sie niemand wiedererkennt!“

„Tja, Herr Hans, wenn es nur auf den Kopf ankäme!“

Student mutwilligerweise einen Rasierapparat durchs Gitter geworfen...

Aber als jetzt die Direktion sich vor dem Gorillakäfig versammelt hatte, war Bimbo schon rasiert und nur ein Bari nach der Art männlicher Filmstars blieb als Rest an seiner Oberlippe hängen. „Himmel Donnerwetter, das Viah will ein Mensch werden...!“ schrien die Aktionäre enttäuscht. Und so war es auch.

Bimbo reinigte selbst seinen Stall und auch die benachbarten Käfige. Die Besucher des Zoo suchten vergebens nach einem Affen, der in den Zweigen Bauchaufschwünge macht und Grimassen schneidet...

Das Publikum blieb mehr und mehr aus, denn der Gorilla war jetzt selbst von keinem der zoologischen Berater wegzukennen. Als Bimbo darauf bestand, in der Verweltung an der Schreibmaschine verwendet zu werden, reichte der Wärter ein Geschloß ein — an Stelle des leider vernuschlichten Gorilla die Stelle im Käfig einnehmen zu dürfen. Gestern zog er mit langem Haarwuchs ein, hatte

Wohnung mit allem Komfort — und draußen vor dem Gitter wartet nun seine Familie auf die hunderttausend Dollar — — —

*

IM TUNNEL

Sie kennen doch die Südbahnstrecke Wien—Semmering?

Na, dann wissen Sie ja auch, daß diese Strecke eine der tunnelgeeignetsten der Ostmark ist.

Sitzen also in einem Abteil des auf den Sommering hinaufkletternden Vergnügungszuges drei Personen.

Zwei Herren, jüngere Herren, bitte sehr, so die richtigen Sportler, und eine noch jüngere Dame, die in eine ungarische Zeitung verfallen ist.

Der eine der Herren kann von dem reizenden Gegenüber, das den Blick nicht von der Zeitung hebt und keinen seiner Annäherungsversuche zu bemerken scheint, kein Auge abwenden und sagt ratlos:

„Du, Rudi, so etwas ist mir auch noch nicht vorgekommen!“

„Weil du ein Schafskopf bist!“ konstatiert Rudi überlegen. „Die Kleine versteht kein Wort Deutsch!“

„Glaubst du?“

„Aber, Egon, jede andere Frau an ihrer Stelle hätte über die Scherze, die ich dir bisher erzählte, längst gelacht!“

„Arroganter Trottel!“ sagt Egon, das entzückende Geschöpfchen förmlich mit den Augen verschlingend. „Du, Rudi, tu mir einen Gefallen und verdufte auf den Korridor... Im nächsten Tunnel geb ich ihr einen Kuß, dann werden wir gleich sehen, ob sie nur Ungarisch kann!“

Rudi ist einverstanden und verläßt das Abteil, der Zug rollt im lachenden Sonnenschein dahin, die Schöne liest unbekümmert weiter, dann ertönt ein Signalfiff der Lokomotive, es wird dunkler und dunkler, die Finsternis des Tunnels verschlingt alles Gegenwärtige, und schon will sich Egon erheben, da fühlt er plötzlich zwei süßheit heiße Lippen an seinem Ohr und ein verführerisches Stimmchen zwischert:

„Tschapperl — wart noch ein bißerl — der nächste Tunnel ist ja viel länger!“

H. K. B.

Kunst am Strand

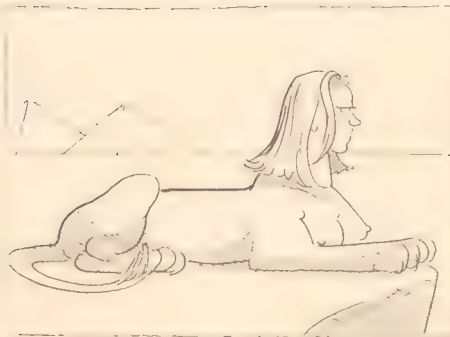
(K. Heiligenstodt)



„Du, der Malprofessor hat gesagt, ich hätte einen guten Akt. Was ist 'n das?“
„Ich glaube, so nennt man in Künstlerkreisen die Rückseite!“

Die eitle Sphinx

(Fr. Glöck)



Die Sphinx liegt still im Sonnenbrande.



Da naht sich wer vom Wüstenrande



Sie zeigt sich von der besten Seite.



Jedoch die Dame sucht das Weite!



Sie hat nun die ersehnte Beute



Und ist nun ganz die Sphinx von heute!

Emil frühstückt

VON PAUL TALKEBARTH

Mein bladerer, prächtvoller Freund Emil ist etwas hastiger, nervöser Natur. Bei aller Schlichtheit seines Wesens von lebhaftem Temperament, wie man es bei Balten nicht selten findet. Begeht er bei irgend einer Handlung eine Ungeschicklichkeit, kann er sich erstaulich darüber aufregen, ja er schreckt nicht davon zurück, sich selbst mit dem lebhaftesten Tadel zu bedenken und sogar mit Ausdrücken tiefster Selbstverachtung zu überschütten.

Er ist ein hastiger, aufgeregter Esser. So alt er nun schon geworden ist, mit Gabel und Messer benimmt er sich wie ein kleines Kind. Arbeitet er im Schweiß seines Angesichts an einem Hühnerflügel, so kann man sich sein, daß er in kürzester Zeit in hohem Bogen über den Tisch fliegt, weil Emil das Messer mit aller Gewalt darauf gedrückt hatte und der glitschige Flügel auf dem glatten Teller in ein beschleunigtes Rutschen gekommen war. Dann stößt der unglückliche Esser einen gotteslästerlichen Fluch aus und gibt der Kellnerin Anweisung, den Flügel aufzulösen und in die Aschenotene zu werfen. Spargel und Krebse bedeuten für ihn eine Katastrophe. Es ist ein zu fürchterlicher Anblick, als daß ein menschliches Auge es ertragen könnte, Emil sie essen zu sehen. Mit dem Spargel geht er um wie ein Storch, der Kreuzottern und Ringelnattern verspeisen will, und der Kampf, den er mit den Krebsen ausficht, und das auf ihn folgende Töhuwobohu sind unbeschreiblich. Wie er selbst dann nach einer solchen Schmach aussieht, ebenfalls. Alle Dinge, die er zu verzehren sich anschickt, gewinnen unter seinen Fingern ein seltsames Eigenleben. Wohl könnte man hätte ahnen können, daß Makkaroni und Spaghetten unter der Gabel lebendig zu werden vermögen, ja daß sie linstande wären, sich zur Wehr zu setzen. Dieses furchtbare Ringens wegen hat Emil es auch längst aufgegeben, sie zu essen. Auch bei Zufuhr von Sauerkraut bieten sich schauerliche Bilder gastronomischer Entartung. So wie dem Ochsen das Heu aus dem Maule hängt, so meinelte Fremde Emil das Sauerkraut aus dem Munde. Und es ist mir beim Zusehen oft vorgekommen, als ob ihm das Sauerkraut auch aus der Nase und den Ohren herausginge. Ältere Damen, die ihm zustehen, riefen in Ohnmacht oder bekamen Schreikrämpfe. Emil war ihnen aber nur finstere, verachtungsvolle Blicke zu und beachtete sie später mit einer sehr unfreundlichen Kritik.

Es war ein wunderschöner Julitag, der mich veranlaßte, Emil zu einer Vormittagssunde aufzusuchen, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen. Ich fand ihn noch beim Frühstück. Gerade klopfte er mit dem Kaffeelöffel, freundlich lächelnd, ein weichgekochtes Ei auf. Mit etwas zitterigen Fingern begann er die Schale abzulösen. Aber das Häutchen klebte fest an der Schale, sodaß beim Abheben stets ein großes Stück Weiß-Ei mitgehen blieb. Emil warde sich aufmerksam wie ein Uhmacher vor seine Arbeit, aber der eklantete Mißerfolg machte ihn immer nervöser. Vielleicht irritierte ihn auch mein schweigendes Zusehen; es verhiinderte aber fürs erste jeden Temperamentsausbruch. Nun bohrte er den Löffel ins Ei, und ein gelber Katarakt floß über die Eierbecher auf den Teller.

„Hol's der Däwel!“ schrie Emil, brachte aber, ohne Rücksicht auf weitere Überschwemmungen, die eßbare Masse in den Mund, so gut es gehen wollte. Dann schleckte er das Gelbe vom Eierbecher, wobei er mich grimmig ansah, und schob endlich voll tiefster Verachtung den Teller vor sich. Seine schmale rote runde Krawatte war plötzlich von phantastischen gelben Ornamenten verziert, was ich ihm aber vorsichtshalber fürs erste nicht mitteilte.

Mit prüfenden Blicken überflog Emil die Tafel. Sie blieben auf einem Schusselchen mit stanniobelkleidetem Fleischkäse hängen. Er zog es zu sich heran und begann mit spitzen Fingern das Stanniobel von der Scheibe abzuziehen. Das Stanniobel vermahlte sich scheinbar unablässig mit seinem Daumen und Zeigefinger. Alle Bemühungen, es in den Aschenbecher abgießen zu lassen, waren vergeblich.

„Hast du je so etwas erlebt?“ rief Emil in höchster Entrüstung. „Ist dieses blödsinnige Stanniobel nicht geradezu das Symbol des hemmunglosen Idiotismus?“ Er schnippte mit den Fingern und schlug damit so heftig auf den Aschenbecher, daß ihm der Schmerz ein lautes Wehgeheul entlockte.

„Dir fehlt die nötige Ruhe, Emil“, sagte ich mit salbungsvollem Tone. Er antwortete nicht, machte noch eine Zellung krampfartige Bewegungen und wischte nach weiteren erfolglosen Bemühungen kurz entschlossen die Finger am Tischtuch ab, an dem nun tatsächlich das Stanniobel hängen blieb. Dann ergrieff er die Scheibe und schob sie entschlossen in den Mund. Der Fleischkäse war jetzt für ihn ein für allemal erledigt. Nun glitten seine Blicke wieder suchend umher, und schon hatte er das Honnigglas gepackt und den Deckel abgeschraubt.

Ich stand auf und ging zum Fenster, um auf die Straße zu schauen. Ich wußte schon, was jetzt kommen mußte. Und während ich in die grünen Laubkronen da draußen starrte, hörte ich hinter mir ein verzweifelltes Stöhnen und Achzen, das sich schließlich in ein herzhaftes Fluchen auflöste. Ich brauchte mich gar nicht herumzudrehen. Mein geistiges Auge sah alle Vorgänge, die sich unbedingte im Zusammenhang mit einer äußerst

klebrigen Masse abspielen mußten. Mir schauerte das. Was hatte ich doch selbst schon mit dem tuckischen Zeug für Ärger erlebt! Und was mußte erst Emil damit erleben! Mit welch verruchten Teufeleien mochte ihn der Honig necken und quälen! Meine Phantasie malte mir die grauenhaftesten Bilder. Ich sah Emil mit Gesicht, Händen und Füßen unablässig am Tischtuch kleben, als ich mich aber endlich herumdrehte, erblickte ich den wackeren Emil lächelnd die Finger abtuschend und sie dann wieder am Tischtuch abwischend, das allerdings jetzt einer Landkarte ganz besonderer Art gleich. Auch seine Krawatte hatte sich weiterhin verändert und war lange nicht mehr so dekorativ wie vorher.

Jetzt glaubte ich die schlimmste Gefahr vorüber und setzte mich wieder zu ihm an den Tisch. Aber ich geriet gleich wieder in einen Zustand höchster Spannung, als Emil mit gezunzelter Stirn nach einer Sardinienbüchse griff. Er erhob sich von seinem Stuhl, als ob er eine Ansprache halten wollte. Dann setzte sich, hatte Verzeilung in den Zügen, auf den Stuhl. Mich überkam tiefstes Mitleid. Wie oft war auch mir das gleiche passiert! Nie habe ich es begriffen, warum die Menschheit noch immer nicht Rache gelobt hat an den Sardinienbüchsen-Fabrikanten, die sie nun schon seit undanklichen Zeiten an der Nase herumführen. Die Büchse war etwa zum fünften Teil offen und nur die Sardinienwürschchen schauten neckisch aus der winzigen Öffnung heraus. Eines von ihnen ergrieff Emil vorsichtig mit zwei Fingern, zog und hatte es auch schon in der Hand. Er warf es fauchend in den Aschenbecher. Dann stürzte er zum Schreibtisch und holte seine Papierschere. „Du machst deine Schere kaputt!“ warnte ich. Er gab keine Antwort und versuchte das Blech aufzuschneiden. Es gelang nicht. „Hol den Büchsenöffner“, rief ich. Emil enteilte und kam mit dem Büchsenöffner zurück. Do, wo der Spalt klappte, schob er ihn in die Büchse. Er zerquetschte die Sardinien, aber das Blech wollte er nicht fassen. — „Versuch es an der andern Seite, wo das Blech noch hell ist, stoß die Spitze hinein und fang oben an!“ Emil folgte dem Rat, stieß, und plötzlich entsprang die Dose seinen Händen, flog über das Tischtuch, wobei sie einiges Öl von sich spie, sauste über die Tischkante und verschwand unter der Kommode. Emil stieß ein Gebüll aus, das einem Sioux-Indianer alle Ehre gemacht hätte, und bald die Arme zum Himmel aufreckend, verfluchte er die ganze Welt und sein eigenes Dasein. „Ist das letztemal in meinem Leben gewesen“, schrie er, „daß ich diesen Teufeln von Feinkosthändlern eine Sardinienbüchse abgekauft habe! Mögen sie zugrunde gehen, es wäre mir eine Wohltat!“ — „Emil“, sagte ich milde, „wilst du die Büchse nicht unter der Kommode hervorholen?“

„Geh zum Satan!“ brüllte Emil, „Ich selbste!“ Obgleich ich dazu nun nicht gerade eine Verpflückung fühlte, holte ich meinen Stock und brachte die Büchse wieder an Tageslicht. Ein Claspur zog sich über das schön gewachsene Parkett. Mit tiefstem Gesicht stellte ich die Büchse

Serr Meier, der auf sich hält

Von Schneideble

Joh halte auf die Bügelalte
(und halte auch auf meine Älte),
ich gehe abends gern mal aus,
doch meistens bleibe ich zu Hause.

Im Stammtisch halt ich manchmal Reden.
Zufälligkeit ist dabei erbeten.

So saule ich freitags sich
und schlafe meist etwas nach früh.

Im Büro steh ich meinen Mann,
der manches weiß und manches kann.
Ich bin auch bei den Chefs beliebt,
wenn's irgendwas zu regeln gibt.

Die Strafe kennt mich als den Fern
von via-à-via. Ich hab es gern,
wenn man mich grüßt. Und meine Frau
lächelt auch darüber sehr gerne.

Joh halte mich für unvergänglich
und freue mich oft überhöflich,
daß es so viele gibt wie mich,
die erst sind gegen Zeit und Etich.

Sei's John der Zeit, sei's sonst etwas,
das tut uns nichts. Eine macht es Spaß
voranzukommen, wo wir leben.
Das ist es eben.

auf den Tisch. Emil starrte mit Augen, in denen der Wahnsinn flackerte, auf sie hin, dann packte er sie mit der Rechten, stürzte zum Fenster, riß es auf und schleuderte sie mit einem krächzenden Aufschrei auf die Straße. Sofort war er beruhigt. Triumphierend schaute er mich an, als ob er sagen wollte: „Es ist vollbracht!“

Ich lächelte. Und auch über Emils Züge schien sich einiger Sonnenschein zu legen.

Franziskanerl"



!Q Nuckel]

Alle gingen tief ergriffen aus dem Theater — nach der Aufführung der „Medea“. Die Darstellung war erschütternd. Vor mir, in sich gekehrt, zwei junge Männer. Aus des einen Munde ringen sich die Worte: „Hat doch allerhand auf'm Kerbholz — die Medea.“

Unermüdet und ohne Murren tat unsere alte Waschfrau allmonatlich einmal ihre Arbeit. Nur bei den Servietten ist ihre friedliche Einstellung schon mehrmals umgeschlagen. So auch heute wieder. „Wer ist das nur“, sagte sie ärgerlich zu unserem Mädchen, „bei dem die Dinge immer so schmutzig aussehen?“. „Das wird wohl Fraulein Gertrud sein“, meinte die Gefragte.

„Na, dann bestellen Sie Fräulein Gertrud von mir, sie solle sich, ehe sie die Serviette benutzt, immer erst mal gründlich mit der Hand über den Mund fahren!“

Hans Albers kommt im offenen Wagen langsam durch ein oberbayerisches Dorf getrudelt. Einer jungen Dorfschönen setzt beim Anblick des beliebten Darstellers das Herzchen aus. Albers lächelt ihr sonnenheftig zu und ruft: „Grüß Gott.“

schöne Kind!" Die Kleine ist so verdattert, daß sie nur staunt. Dann fällt ihr plötzlich Hansens Heimatstadt ein, und strahlend ruft sie: „Hummel, Hummel!" Hans weiß, was sich bei Damen schickt, und ersetzt daher die allbekannte, aber etwas derbe Antwort durch die Worte: „Popochen, Popochen!"

In einem gemütlichen Lokal der Sudstadt in Hannover waltet ein sehr komischer Gastwirt. Das Restaurant ist durch eine Holzwand in zwei Teile geteilt: Links weiße gedeckte Tische, die zum Essen einladen, rechts Holztische nach Art einer „Schwemme“. Hier erscheinen sehr angeheiterte Hamburger und führen eine sehr laute Unterhaltung, die auch nebenan zu hören ist, da die Holzwand oben offen ist. Der eine redet immerzu, der andere hört zu. Schließlich wird's dem Zuhörer zu langweilig und er scheidet den Redeschwall mit der Bemerkung ab: „Hörst du, der redet so wie ein Kuckuck“. Erklärt der Gastwirt, dass es sich um den „Kuckuck“, Götzens von Berflinchien, handelt, den der Wirt, der auch einen kleinen auf der Lampe hat, und erklärt mit drohender Stimme: „Meine Herren, das kann ich hier nicht dulden, wo nebenan soeben mehrere Damen zu Mittag speisen.“

Bassist 8. Ist gewohnt, mit seinem großen Instrument im Straßenbahnwagen mitgenommen zu werden. Und es ist noch immer gut gegangen. Heute trifft er auf einen ganz korrekten Schaffner. „Nee, nee, mein Herr, der geht nich, der darf ich nich, der lehrt eben die Vorschrift.“

„Aber ich muß doch in zehn Minuten.“
Der Schaffner bleibt unerbittlich. Im Abfahren ertönt eine Stimme aus dem oberen Stockwerk:
„Seh'n Se, das hab'n Se nun davon, warum hab'n Se nicht Klarinette gelernt.“

Deine Wahl - nur **Sonnat** Niciplata

9.13.184

Flüchen vernichtet, daher vor Raub geschützt!

immer schlingen

Überall erhältlich

0,10 mm

10 Stk. 45,-

erhältlich bei Bismarck

Bücher **Umsonst**
Günstige Angebote!
Prospekte kostenlos
BuchversandHolz
Berlin - Lichterfelde 196

Kurschrift
Maschinenschriften
Fernunterricht
Erfolg garantiert
Lehrinstitut Hofmeister
Recht, Steierl. L. u. ab

Jeden Tag
Qualität

Kraft


Schreibkrampf
4.000.000

6

13500 erst
schied. Bism.
6500. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830

Rat geben **Haar- u. Haut** kra
für **Gehille**
kostenlos u. unverbindl. schreiben zu Ihnen!

Recken und Strecken. Das Buch der nat
pernbungen von Christian Silberhorn.



Platt- und Spreißeßbeschwerden! Fort
rheumatismus, Ischias, Verdauungs-
störungen und den Beschwerden der Fr
Fettleib und Hängebauch, fort mit falsch

Die wertvollste
Atmung, fort mit der schlechten Körper
Dir und den Kindern. Richtige Nachbe-
Unfällen und Lähmungen. Erhaltung
gewinnung der normalen Organfunktionen

HOHNER
10 Monatsrat
Gratis-Kata-
log in 150 Ab-
bild: alle in-

Unsere verehrten Leser bitten wir bei Anfragen oder Bestellungen

MÜNCHEN
Kaufingerstraße 10

Lebensfreude
schnellwirkd. **Spezial-Kreme**
von Dr. Weisae, Tube für 15x2,2 x
Arilneta, bewährtes Hormon
pezial-Präp. geg. vorz. Schwäche
nach erprobt u. 96% half. Wirkung ab
50 Sock. 2.3.85. Beide run 2.3.90
Aufst. Schrift frei (versch. geg. 24.4.)
Sie noch heute! Sie haben mehr
bei F. J. SCHEFFEN, LÖRRACH in

ATIS Schiunk v. d. Gasse
Hummel-Arnold, R. Schultze, Berlin
den, 5. Juli 2. Britz, Hanne Wüte 43 53
die Münchner Illustrierte

Birkenwasser
Basiercreme

is Illustr. Liste
hugiem. Art
cuh Veen-neutra. **GRATIS**
Presulato. S. G. sendet

Kautschuk-Zweigang Gummiindustrie Medizin
 Gummi Industrie Berlin SW 68, Tel. 80 81 81
 Berlin W 15 4



Bräut- und Eheleute

mit Muskel-
Kreislauf-
Fort mit
schädlicher

Die Frau
228 Seiten, 31 Abbild.
RM 3,90

Der Mann
220 Seiten, 46 Abbild.
RM 3,90

**Ehe- u. Ge-
schlechtsleb.**
145 Seiten, RM 2,-
**Gesundes Ge-
schlechtsleb.**

höflichst, **Schneekreis**
vor der Ehe
100 Seiten RM 1,20
Ailes portugiesische Nachb.
35 Pfg. extra Aile 5
Bücher zusammen nur

RA 1 97 - Rücknahme
bei Nichtgelingen
URANO VERLAG E. BS
Frankfurt a. M. 1

Sport und Spiegel - verträgt sich das ??
 „Gut sicher! - Denn von Sportplatz kommen wir abhät und mit glühender Nase - in „Lüft“ oder wäre das wenig schön. Erfrischen Sie sich deshalb mit Anstrengungen mit Sim-Special, dem reinen Gaidenwasser - das ist gut für die Haut, das nimm das Staub aus den Poren, das reinigt und regt an. Auch für Pöge des erkrankten Körpers wird Sim-Special gern genommen.“

Sim-Special
 MIT KAMFER
 UND JODENELLS
 67-801-1

O-X-Beine
Berrett, Prop, diaker,
J. J. Keller & Associates
Larkspur, Bergen, NJ 07643

GRATIS
essays, press, films
to legis, ARK
to legis, Ark
& Larkspur
Franklin, NJ 07643
Larkspur, NJ 07643

Tabakgitter
Tabakgitter, 10
Larkspur, NJ 07643
Tabakgitter, 10
Larkspur, NJ 07643

Samwer-Vietnam
Larkspur, NJ 07643

Berliner Bilder

Ein Bilderbuch aus den Jahren der Korruption
und der Systemzeit von KARL ARNOLD

Hier sind sie wieder, die dunklen Elemente ver-

Hebescheider Wuppach Aufgebauer

gangener Zeiten: Bürger und Spieler, Literaten und Geschäftsmacher, Bonzen und Parteigänger, Schieber, Portokassensjünglinge, Dirnen, Zuhälter und unkeufendes Gesindel. In der Solchhaus-

Möbel - Storz O.
H.
O.
das große deutsche Einrichtungs-

Preis RM. 1 90. Durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen! Verlag Knorr & Hirth München

Chiarastella erlebt seltsame Inseln

VON ACHILLE CAMPANILE

Es verging geräusche Zeit, ehevor ich meinen alten Freund, den großen Weltreisenden Chiarastella wieder zu Gesicht bekam. Eines Abends hatte ich mich zu einer weiten Seereise eingeschifft. Der Ozeanreise fuhr um Mitternacht ab, ich war erst kurz bevor er die Anker lichte, an Bord gestiegen und hatte noch keinen meiner Reisegesährten gesehen, da ich mich gleich zu Bett gelegt hatte. Leider gelang es mir nicht, einzuschlafen, und nachdem ich mich eine ganze Weile auf meiner Lagerstatt herumgeworfen hatte, beschloß ich, wieder aufzustehen und auf Deck zu gehen, um ein paar Schritte zu tun. Wie ich also das spezialisierte, gewährte ich in der Dunkelheit ein Feuerknallen, das in gewissen Zeitabständen aufleuchtete, um dann wieder zu verlöschen. Ich näherte mich ihm und eine Stimme scholl mir entgegen: „Gute Nacht.“ „Chiarastella!“

Er war es. Er lehnte an der Reling, den Mantelkragen hochgeschlagen, die karierte Mütze auf dem Kopfe, und rauchte still für sich eine Zigarette. Wir fielen uns gerührt in die Arme und wechselten warme Begrüßungsworte voller Widersahresfreude. Und ich klagte ihm mein Leid ob meiner Schlaflosigkeit.

„Nun, dann will ich Ihnen eine meiner Geschichten erzählen“, sagte der wackre Globetrotter. Die Nacht war lind und sternenklar. Das Schiff glitt ruhig über die unübersehbare, stille, dunkle Wasserfläche.

Wir lehnten uns beide an die Reling, Chiarastella zündete sich eine neue Zigarette an und begann:

Einer meiner vielen Schiffbrüche verschlug mich auf die Insel der springenden Schildkröten. Dort leben Schildkröten, die richtig springen können. Sie leben in friedlicher Eintracht mit den Eingeborenen, und werden von diesen wie Haustiere in der Wohnung gehalten. Ich kam abends auf die Insel und war Gast einer Familie aus guten Bürgerkreisen, die mich im Salon empfing: ein Salon aller Stills, mit schweren Fenstervorhängen, Strahlumben unter einer Glasglocke und einer alten, als Andenken aufgehobenen Petroleumlampe. Während wir uns unterhielten, trippelte eine Schildkröte herein.

„Hierher“, rief der Hausherr und klappte sich auf die Schenkel. Die Schildkröte sprang ihm auf den Schoß. Während der Unterhaltung streichelte mein Wirte mechanisch die Schale der Schildkröte, die, des Nichtstuns müde, plötzlich zu Boden sprang und herumzuhepeln begann: auf die Möbel, aufs Klavier, auf die Fensterbank.

Als ich am nächsten Morgen im Garten meine Zeitung las, kam langsam die Hausschildkröte des Wegs und sprang mir plötzlich auf die Schulter. Beinahe geschah mir aus Angst noch ein Malheur. „Liebling“, sagte ich zu dem liebenswürdigen Bieser, du bist doch kein Kätzchen. Immer schmeichle mit deinen Zärtlichkeiten!“

Wenn ich in der Dämmerstunde ausging, flogen

zwischen Licht und Dunkel eine Art sonderbarer plumper kleiner Bündel. Ich hätte sie für Fledermäuse gehalten, wenn nicht ihre beträchtliche Größe mir diesen Irrtum erspart hätte. „Solange sie jung sind“, erklärte mir ein Vorübergehender, „können unsere Schildkröten auch fliegen.“ Sie flogen natürlich niedrig und komisch. Wie eben nur Schildkröten fliegen können. Ab und zu hörte man ein Krachen von zerbrochenem Glas; irgendeine Schildkröte war gegen eine Laterne oder in eine Leuchtschale gestürzt. Hin und wieder plumpste eine von ihnen einem Passanten auf den Kopf, der dann ins Krankenhaus gebracht wurde.

Das war kein Land für mich, deshalb reiste ich wieder ab.

Chiarastella machte eine Pause, zündete sich eine neue Zigarette an und fuhr fort:

Unvergänglich aber bleibt mir der nächste Schiffbruch! Ich landete auf einer von tropischer Vegetation üppig bewachsenen Insel mit lanzettförmigen Blättern, die große Strahlenbündel bildeten. Ich schaute mich um, das Gebüsch teilte sich und aus den stacheligen Blüten trat ein großer, weißhäutiger, noch junger Mann hervor, der einen schwarzen Bart trug und in Felle gekleidet war. Er sah mich an und rief: „Kuckuck!“

„Gut“, dachte ich, „wenigstens ein Europäer.“

„Können Sie mir, bitte, sagen, wo ein Hotel ist?“

Er blickte mich dumm an.

Nun versuchte ich in allen möglichen und erdenklichen Sprachen „schlafen, ausruhen“ zu sagen. Er verstand mich nicht. Darauf nahm ich meine Zuluhi zur Zeichensprache.

„Ah“, machte der Eingeborene, „heißt gehn!“ und er führte mich in ein Hotel, wo anstatt der Betten große Wiegen standen.

„Wenn Sie etwas wünschen“, sagte das Stubenmädchen, „machen Sie, bitte, kling-ling. Gute Nacht.“

Abends ging ich ins Theater. Kurz vor Beginn der Aufführung trat der Direktor auf die Bühne und sagte: „Die Aufführung muß verschoben werden, weil liebe Tante so weh-weh.“

Wie ich später erfuhr, wollte er sagen, die Hauptdarstellerin sei plötzlich erkrankt.

Nach der Vorstellung nahm ich einen Wagen, und der Kutscher, anstatt das Pferd mit der Peitsche anzutreiben, begann mit größtem Ernst zu singen:

„Hopp, hopp, hopp,

Pferdchen lauf Galopp!

Über Stock und über Steine,

Aber blick dir nicht die Beine,

hopp, hopp, hopp,

Pferdchen lauf Galopp!“

Am nächsten Tag machte ich einen Besuch. Als ich beim Porlier des Hotels vorbeikam, sagte er:

„Ah, adda, adda!“

Während des Empfangs bat der Hausherr, eine ehrwürdige Erscheinung, übrigens mit wallendem

Volbart, eine Dame, etwas zu singen, und die Dame erhob sich und sang „Schlaf, Kindlein, schlaf... bis zum Pommalant is ababbant“. Als Erfrischungen wurden große Schnueller gereicht.

„Aber auf welcher Welt leben wir eigentlich?“ dachte ich.

Als ich dann fortging, wies der Diener auf den Hund und sagte freundlich:

„Vorsicht vor wau-wau!“

Heia, weh-weh, adda, wau-wau — ganz zu schweigen von andern viel verdächtigeren Ausdrücken im Munde erwachsener und ernsthafter Menschen.

Eines Nachts, vor vielen Jahren, segelte ein Schiff in jenen Gewässern in voller Fahrt, als es plötzlich ein heftiger Stoß erschütterte. Nach einem verzweifelten Hin und Her sich jagender und kreuzender Befehle und vieltem Geschrei kam das Kommando: „Die Rettungsboote zu Wasser!“ Auf diesen Befehl, der natürlicherweise die größte Verwirrung hervorrief, eine heillosen Panik verursachte, folgte bald ein zweiter: „Frauen und Kinder zuerst!“

Und Kinder gab es auf diesem Schiff die Menge. Es handelte sich nämlich um ein Schiff, das in der ganzen Welt Waisen und Findlinge sammelte, um sie in ein märchenhaftes Heim zu bringen, das ein reifer, reicher Don Juan ihnen gestiftet hatte.

Sie wurden alle in das erste Boot gebracht, zusammen mit zwei Ammen und den Rudern. Von den Wellen fortgeführt und hin und her geworfen, landeten sie auf dieser einsamen Insel.

Eine Zeitlang lebten Kinder, Ammen und Rudern in friedlicher Eintracht. Dann kam es zu Streitigkeiten zwischen den Männern wegen der Frauen, und sie erstochen sich gegenseitig. Die Frauen starben an dem Schreck, und die Kinder blieben allein auf der öden Insel.

Sie wuchsen fröhlich heran, bekamen Bärte, heirateten. Ihre Sprache aber blieb die, die man sie in ihren ersten Lebensjahren gelehrt hatte; ohnten sie doch nicht, daß diese für Personen reiferen Alters höchst unzulänglich war. Auch sonst hatten sie sich aus ihrer Kindheit so manche Brüche erhalten, von denen sie überzeugt waren, daß sie zu den Gepflogenheiten erwachsener Menschen gehörten...

Ich versuchte, ihnen zu erklären, daß wau-wau „Hund“ heißt und nicht „wau-wau“, aber sie glaubten mir's nicht. Da wollte ich ihnen ihre Situation nicht — Da unterbrach sich Chiarastella.

Er entfernte sich rücksichtslos auf Zehenspitzen. Ich war stehend eingeschlossen.

(Berechtigte Übertragung v. d. Italienischen von A. L. Erne)

(Wilhelm Schulz)



Das Paradox

(Erich Schilling)



„Der Doktor Müller gewinnt, trotzdem er verliert; er schwitzt sein Fett weg und spart Karlsbad!“



Schränkchen-Melodie am Mittagstisch

VON KÄTE BIEL

„Du verstehst mich nicht, du lebst nur für dich, aber ich habe das Schränkchen dreimal gestrichen, dreimal, obwohl der Drogist sagte, das Schränkchen brauchen Sie nur zweimal zu streichen, wenn Sie den Lack mit der Marke, ich habe die Marke vergessen, aber was wollte ich sagen? Ich habe es erst noch gebeizt, es macht mir Freude, aber du hast ja keinen Sinn dafür, du hast ja nicht einmal Familiensinn für die Geburtstagstorte deines eigenen Sohnes, gar keinen, und du hättest das Schränkchen sehen sollen, als es nur mit Deckfarbe gestrichen war! Es sah nach nichts aus, aber dann, als der Lack kam —, also der Lack wird ja wieder abgeschmirgelt, ich glaube, es ist auch bei Schließfachmöbeln so —, aber du bist ja unfähig, meine Arbeit anzuerkennen, so etwas stehst du überhaupt nicht, und es gehört sich, wenn Bertl sieben Jahre alt wird, daß er dann eine Geburtstagstorte mit Lichtern — außerdem sind wirklich nur zwei umgefallen — und die Torte hat nicht nach Wachs geschmeckt, ich habe das Stück ja auch herausgeschnitten, das war nur eine deiner vielen häßlichen Bemerkungen, mit denen du alles in mir getöbt hast! Ja, du brauchst mich gar nicht so ironisch anzusehen, unauflöslich hat sich das bei mir eingegraben! — Mchtest du noch Braten nehmen? — Wieso? Am Reis ist genug Curry, so scharf gewürzt kann man ihn doch nicht —, Aber was wollte ich sagen? Also, das vergesse ich dir nie, du hast gesagt, Kuchen und Beleuchtungsgegenstände gehören nicht zusammen! Auf solche Weise gegen die Gefühle einer Mutter anzustreiken, das macht dir natürlich nichts aus, aber wenn ich die Lichter neben die Torte stelle, dann ist es keine

Geburtstagstorte mehr, der schöne Sinn ist dann zerstört! — Welcher schöne Sinn? Na, der mit den Lebensjahren oder so, ich weiß es auch nicht anders, du hast ja gewußt, daß ich dumm bin, weshalb hast du mich geheiratet. Und das geht eben nicht, hier die Torte und die Lichter. Die müssen drin stehen! Aber du hast eben kein Gefühl, dir ist nur das Wichtigste bei einer Frau, aber das kann man ja gar nicht sagen, was dir das Wichtigste ist, und ich will das auch nicht mehr, mir genügt es, wenn du mitunter über mein Haar streichelst und mir ein liebes Wort sagst, und wenn du erkennst, was ich für dich tue. Gestern Abend hast du kein einziges Wort für das Schränkchen gesagt, aber so bist du eben, du kannst auch wohl nichts dafür...“

Damit ist der Schränkchen-Gesang vorläufig zu Ende, und zum Nachtsich gibt es eingekochte Kirschen, die von einer Seite offensichtlich nur schwer und zusammen mit einigen Tränen hinuntergewürgt werden. Derjenige, für den das Schränkchenlied gesungen wurde, ist sich bewußt, von einer gefährlichen Neigung zur Logik nicht loszukommen. Er verzichtet deshalb darauf, Worte aneinanderzureihen und läßt schweigend Kirschen. Aber es denkt in ihm.

Ich habe dir geraten, einen Fachmann mit dem Anstrich des Schrankes zu betrauen. Und die Torte hat doch nach Paraffin geschmeckt. Unser Sohn Bertl sowohl als auch das Mädchen sind Zeugen dafür. — Immerhin kann ich ja nun einige Tage lang daran denken, deine Leistung zu loben. Ich muß es nur in meinen Terminkalender aufnehmen, ich habe nämlich noch ein sehr viel anderes zu denken. — Das Schränkchen-Lob muß mit verschiedenartigen Zärtlichkeiten gekoppelt auftreten, sonst wirkt es zu monoton. Einmal mit Haarstreichen, einmal mit kameradschaftlichem Auf-de-Schulter-Klopfen, und je einmal, in Abständen von zehn bis fünfzehn Minuten, mit Kuß auf Stirn, Augen, Nase und Mund. Ich werde gleich damit beginnen, denn um drei muß ich ins Büro zurück. Von dort aus kann ich vielleicht, wenn der Kassarbeamte fort, und der Mann, der Bügeleisen nach Brasilien exportieren will, noch nicht erschienen ist, rasch einmal im Hause anrufen: Liebling, der grüne Lackstrich ist herrlich! — Und wenn ich dazu keine Zeit habe, muß eben die Sekretärin es dir telefonisch mitteilen, daß mir gerade wieder eingefallen ist, wie hübsch sich doch das Schränkchen jetzt ausnimmt. —

Die Teller werden zusammengestellt. „Hat es dir geschmeckt?“ „Ja, danke!“ Der Mann erhebt sich, geht um den Tisch herum, spricht das erste Wort seit der Suppe und gibt den ersten Versöhnungskuß. „Das Schränkchen ist fabelhaft geworden!“

Es ist immer noch eine Göttin, die unter sanften Tränen lächelt, aber doch schon eine leicht vernuschelte Göttin.

Er küßt nicht weiter; erst in zehn Minuten ist der zweite Kuß fällig. Heute Abend wird er die ganze Lob- und Kuß-Folge noch einmal wiederholen, wobei geringe Variationen in bezug Kußart und -bringung stattfinden können, um eine ungestörte Auswirkung des Verheiratsseins zu gewährleisten und etwa noch vorhandene Schränkchen-Alpträume einem besonnenen Abbau zuzuführen. —

„Du bist so praktisch und geschickt, Liebling. Man könnte beinahe glauben, es sei ein ganz neuer Schrank!“

Sie lächelt dankbar. „Ja, das meine ich auch! — Hast du schon den Prospekt wegen der neuen Vorhänge durchgesehen?“

Er blickt etwas müde. „Nein. — Das Schränkchen ist —“

Jetzt lacht sie, etwas mitleidig. Sie legt die Serviette zusammen. „Aber, Lieber! — Du mußt doch nicht immer das gleiche sagen! — Du kannst nicht dauernd über das Schränkchen sprechen, das ist doch zu langweilig!“ Er schweigt etwas erschüttert. Für eine Sekunde durchzuckt ihn der leidenschaftliche Wille, die Wehrheit zu sagen, und wenigstens heißen Leiden zu offenbaren, daß Bertls Geburtstagstorte doch, und zwar ganz scheinbar nach Paraffin geschmeckt habe — aber dann würde alles von vorn beginnen und er müßte den vollständigen Schränkchen-Gesang noch einmal anhören. —

Aus diesem Grunde übt er Selbstbeherrschung und murmelt in etwas mühsamer Heiterkeit: „Sicher darf man nicht dauernd über das Schränkchen sprechen! — Und ich kann ja auch zur Abwechslung einmal wieder sagen: du bist meine liebe, gute Frau!“

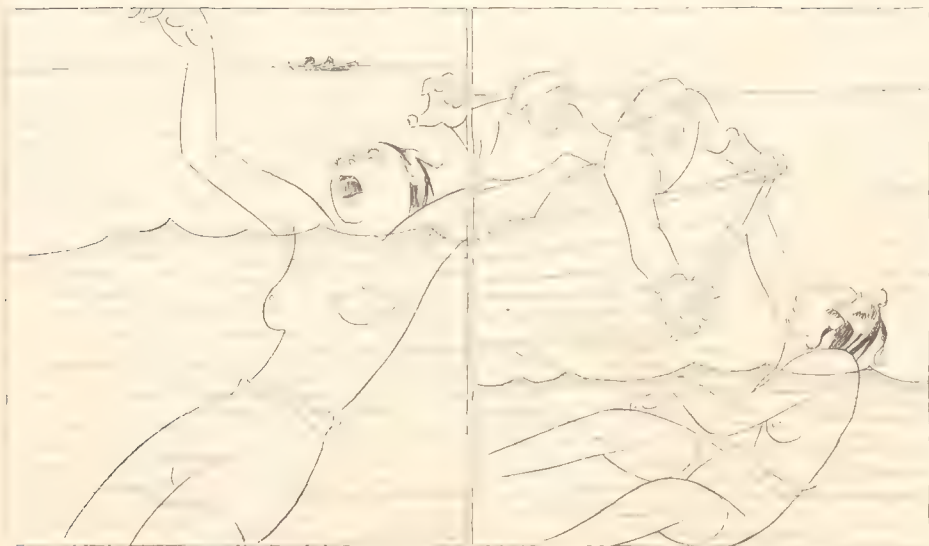
Und deshalb bleibt die Ehe auch weiterhin glücklich.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Föllisch, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. Der „Simplicissimus“ erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten an. Bezugspreis: Einzelnummer 40 Pf.; Abonnement im Vierteljahr RM 1.50. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 3, gültig ab 1.7.1937. D. L. Vj. 38/1937. Unverlangte Entsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Raum 1214. Postcheckkonto München 370. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Deutschland: Verleger Dr. Emerich Morawa, Wien 1, Wollzeile 11.

Rettung aus Seenot

(O. Gulbransson)



„Zu Hilfe, zu Hilfe!“

„Um Himmelswillen, nicht rausziehen, das Oberteil von meinem Badeanzug ist weg!“



„Bitte sehr, das werden wir gleich haben!“

Siesta im Süden

(M. Dudavich)



„Wenn ich nur wüßte, ob die Stellung aussieht wie verliebte
Träume oder wie Magenschmerzen nach zuviel Himbeereis!“

München, 10. Juli 1938
43. Jahrgang / Nummer 27

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

Die heitere Kunst

Das Selbstporträt

(Karl Amold)



„Woll'n mal den Herren Kollegen zeigen, was klassische Kunst ist.“

Der falsch verstandene Festzug

(R. Kriech)



„Sie, was sind das für Gepanzerte, da, hinter der Göttin der Kunst?“

„Weiß auch nicht genau, sollen vielleicht die Konjunkturritter sein!“

Das Technische

Es ließ sich nicht mehr verhindern, ich mußte etwas für die Kunst tun. Es genügte nicht mehr, daß ich mit den Malern im Kaffeehaus zusammen- saß, ich mußte Aufträge erteilen. Der Mäzen in mir erwachte furchtbar. Ich wollte mich malen lassen, in Lebensgröße für Enkel und Urenkel und vielleicht sogar für ein Museum, in dem ich der- einst hängen könnte mit der Unterschrift: Bildnis eines Unbekannten.

Ich sprach den Wunsch meinem Freunde Trempler aus, Professor der Kunstmalerei. Er sagte: „Aus- gezeichnet, wir machen ein Fresko aus dir. Fresko trägt man jetzt. Hast du ein Rathaus oder eine Kaserne zur Verfügung, an deren weiter- geschützte Wand du hinkommen könntest?“

„Nein“, sagte ich, „ich habe im Moment keine Kaserne und kein Rathaus greifbar.“ Trempler glaubte sich in diesem Falle auf die Wand mei- nes Badezimmers beschränken zu können. Halt sich unter günstigen Umständen Jahrhundertlang, ja sogar Jahrtausende.

„Ausgezeichnet“, sagte ich, „das ist mein Fall, für die Urenkel, weißt du. Gib mir doch bitte Symbole in die Hand, damit sie noch nach Äonen

meinen Beruf merken, zum Beispiel einen Füll- federhalter oder eine Schreibmaschine, denn wie ich meine Urenkel kenne, wird es ihr sehnlichster Wunsch sein, in direkter Linie von einem Schrift- steller abzustammen.“

„Bleibe auf dem Boden der Wirklichkeit“, rief Trempler, „mich interessiert nur das Technische. Ist die Badezimmerwand etwa salpeterminhaltig?“

Mein Badezimmer enthielt weder Salpater noch sonst ein Schießpulver. In diesem Falle ließ Trempler für den nächsten Tag die Maurer kom- men, um den Verputz abzuklopfen.

„Nein“, sagte ich, „das ist in meiner Mietswoh- nung verboten, ich darf keine baulichen Ver- änderungen vornehmen.“

„Wenn du doch ein Fresko haben willst, muß es sein, wegen der Frische des Kalkbetriffs.“

Trempler wünschte naß in naß zu malen, und den Kalk wollte er in der Badewanne mischen. So hält er sich Jahrelang. Ich wollte aber Jahrelang nicht Nichtbaden, weil er durchaus naß in naß malen wollte. Ich schlug ihm vor, trocken in trocken.

„Du verstehst nichts von der Technik.“ „Nein“, sagte ich, „ich verstehe nichts von der Technik. Ich will nur ein Mäzen werden wie Kaiser Maxi- milian, der letzte Ritter, der bei Dürer das be- kannte Gebetbuch bestellte.“

„Ja, mein Lieber, damals waren die maltech- nischen Verhältnisse noch nicht so verwickelt, aber ich schlage dir vor, wir nehmen Misch- technik.“ „Bravo, Mischtechnik, das läßt sich hören, von allem etwas, ist das schwer?“

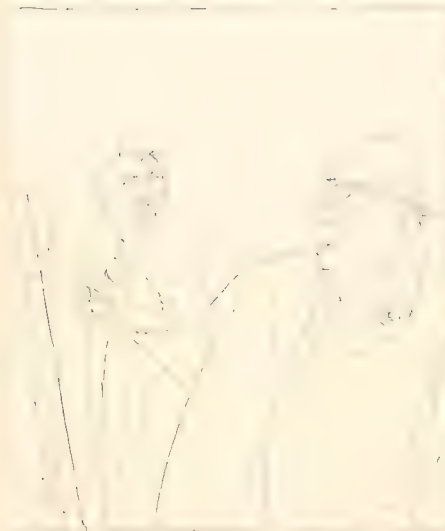
„Sehr schwer. Unten Tempera und darüber Öl, aber nur lasiert.“

„Öl kenne ich, aber Tempera nicht!“

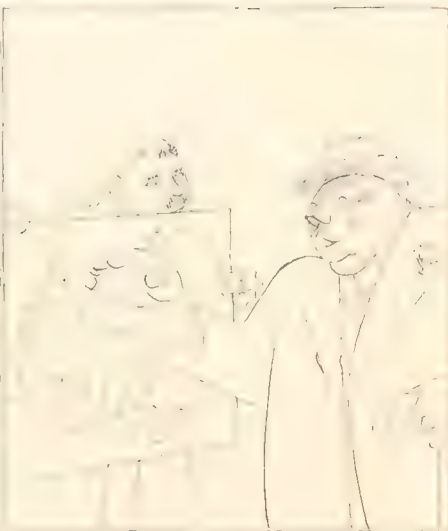
Trempler fragte mich, ob ich Eitempera oder Käsetempera wüßte. Badanken Sie, er wollte mit einem deutschen Frischkäse direkt auf die Wand malen. Nein, bei mir kommen die Eier nur in die Pfanne. Also blieb er bei Käsetempera. Er sagte, es handle sich nicht um Emmentaler oder Camembert, sondern nur um Topfen. Er wollte durchaus mit Lebensmitteln auf die Wan- malen. Dagegen war ich. Deshalb lautete sein letzter Vorschlag: Wachsfarbe, Wachs mit Ter- pentin gemischt. Er sagte mir, es sei dieselbe Materie wie Stiefelwachs. Ich war begeistert. Nun lasse ich mich in Wachsfarbe malen. Dar- erliche Kunstwerke sind geradezu unvergänglich, sie enden unweigerlich nach Jahrtausenden in Museen. Und bis dahin wird mein Mädchen, wenn es morgens die Stiefel putzt, immer ein paar Striche über mein Bildnis führen, auf daß ich von Tag zu Tag glänzender werde. Foitzick

Der Kunstfreund

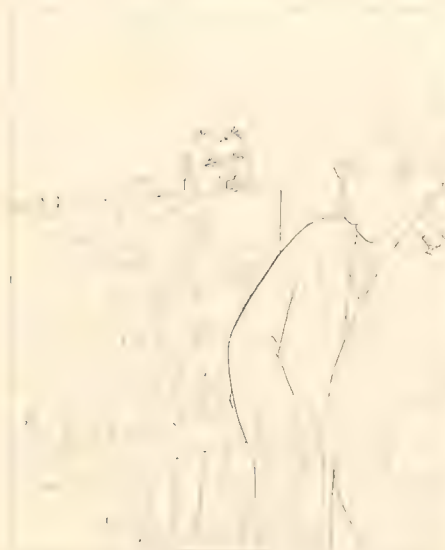
(O. Gulbranston)



„Also, Herr Professor, ich hätte gern
ein Bild mit was Durchwachsenem!“



„Nein, da haben S' mich ganz falsch verstanden,
Durchwachsenes halt, Sie verstehen mich schon!“



„Ja, das wär' schon das richtige, aber
zu klein ist 's halt noch, viel zu klein!“



„Sehn S', jetzt haben S' mein Kunstgeschmack
pfeilgrad erraten!“



„Was wollen Sie, es ist mein Ich, meine Seele, mein Alles. Meine Mutter war eine Südseeinsulanerin und mein Vater stammt aus Krotoschin.“

Atelierfest bei Professor Hopf

VON FRITZ KNÖLLER

Um die Jahrhundertwende kamen zwei junge kunstbegeisterte Damen aus Bremen nach München und traten bei einem Professor Hopf in die Malerschule ein. Eine Zeilang setzten sie recht fragwürdige Gebilde in die Ölfarben, die Meister Hopf schonungslos in den Öfen verdammt, und die ratten Mädchen wären wohl mit hängenden Köpfen an den Weinstand zurückgekehrt, hätten sich ihrer nicht die Kollegen erbarmt und redlich bemüht, ihnen die Achtung vor dem „altmodischen“ Meister auszutreiben, und bald fühlten Edith und Estrid Kogel „modern“ und darum sich unverstanden.

Mit der Zeit aber erlahmte die Tatkraft vor der Leinwand, wuchs die Sucht, im Frondskreis mit dem Munde zu schaffen, was den Händen versagt blieb. Es banden die Mädchen sanftere Fesseln als die eiserne Pflicht, und der Jungfern einzige Sorge war, den besitzbewußten Onkel, ihren Vormund, dessen Handelsschild stolz und wortkarg vom „Importenkogel“ meldete, auf die an irdischen Gütern spärlich gesegneten, dafür aber an geistiger Frucht überbürdeten und in Sechen des Pinsels äußerst vielversprechenden und nur durch den Neid „verkelter Dattergeire“ noch verkanteten Bräutame vorzubereiten.

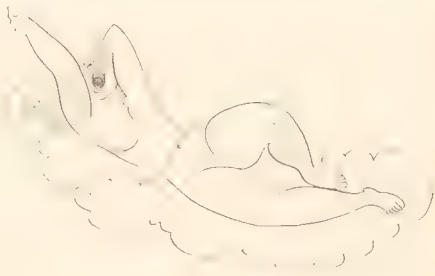
Nach anderthalb Jahren entschloß sich der Onkel, den Stand der Dinge bei seinen Nichten zu prüfen, und kündigte ihnen seinen Besuch an. Die Gastürzung der Mädchen war groß. Seit schier einem Jahre waren sie bei Meister Hopf nicht mehr erschienen, und die Erzeugnisse einstigen Fließes, die sich sowieso kaum sehen lassen konnten, hatten die Freunde mit Schnuren für den Faching übermalt. Die beiden Damen teilten den Kollegen ihre Verlegenheit mit, und die Kollegen trachteten darnach, Edith und Estrid dem drohenden Unheil zu entreißen.

Es war da ein älterer schwäbischer Maler namens Mutschelkneus, klein von Wuchs, mit Spitzbart und Spitzbauch, und der vermaß sich, den „Meister“ zu spielen und mit Hilfe von Freunden und etlichen Modellen, Unkosten natürlich zu Lasten der Mädchen, die „Malschule Hopf“ auf seiner Nordlichtstube in vollem Betriebe zu zeigen und mit seinen und der andern Werke das Atelier der Nichten vollzukünigen, damit sich dem Onkel ein Bild jahrelanger Emsigkeit böte. Für die „Malschule Hopf“ wurden zwei Modelle zu beträchtlichem Schweigegeld verpflichtet, und um dem Onkel auch die hellere Seite eines schweißtreibenden Berufes und den hohen Umgang der Nichten vor Augen zu führen, braunte man auf den Abend des Besichtigungstages eine Atelierfeierlichkeit an, der erleuchtete Gäste wie der greise Lenbach und der über Nacht berühmte gewordene Stuck bewohnen sollten. Als Franz von Lenbach mietete man einen halbtäuben Greis namens Sepp Reuschopf, der seit undenklichen Zeiten als Sinnbild des höchsten Lebensalters Modell saß und einen nicht enden wollenden, silbernen Bart sein Eigen hieß, und Franz von Stuck zu vertreten, erklärte sich ein führender Kunstfreund bereit, ein Bankengestellter namens Ferd Roßkopf, der mit Schweigewort um sich duldete, weil er bei Monatsbeginn eine Runde zu schnellen pflegte. Überdies, um dem erhabenen Bilde einen zwischenstaatlichen Reizen zu geben, zum Zeichnen, daß hier sich gewissermaßen die Blüte des Weltkünstlerturnes traf, überredete man einen aus der Vorstadt Giesing stammenden Maler, der durch Mundart und schlauerhaffes Aussehen Importenkogel bestechen mußte, einen Maler aus Kroatien, dem man das schmückende Beiwort „berühmt“ verlieh, unter dem Namen Kukuljewitsch darzustellen und währenddem seine bejauwarte Benennung Xaver Bralerl gründlich zu vergessen.

Der Onkel wurde von den Nichten fürsorglich am Bahnhof in Empfang genommen, in das Hofbräuhaus geschleppt, das einzige Gebäude dieser Stadt, das er schon mehrmals beaugenscheinigt hatte, und von da, sobald er durch den Genuß von zwei, drei Maß besichtigungsreif war, nach der Nordlichtstube der Mädchen. Die braune Melone saß ihm nicht mehr waagrecht zur Nase, trotzdem betrat er die Stube noch steif und argwöhnischen Blickes. Er ermittelte zunächst, daß neben dem ihm bekannten „hypermodernen“ Still ein nageleuer aufgetaucht war, der ihn an Darmverschlingung gemahnte und ihm, nicht zuletzt infolge der unlängst vernehmten Schweinshexe, Ubelkeitsbeschwerden verursachte. Etliche Kirschwasser der hilfeleichen Nichten sorgten für Ordnung im leiblichen Haushalt, der Onkel nahm eine wohlwollendere Haltung ein und zu seinem kindlichen Erstaunen wahr, daß außer den Darmverschlingungen und dem „hypermodernen“ Still auch ein biederer vorhanden war, die geküßte Münchener Atliermalerei. Inmitten aber der mit den Namen der Mädchen gezeichneten Urkunden vielfältiger Stile prangte vom Meister Emanuel Hopf, alles Mutschelkneus, ein saftiges Spargelstilleben mit der erbaulichen Widmung: „Meinen vielversprechenden SchülerInnen Edith und Estrid Kogel“. Wahnhafte, auch Importenkogel beglückte der blendenmäßige Fließ und die staunenswerte Vielseitigkeit der „Gören“, und er erstand von jeder ein Bild im älthergebrachten Stile.

Die braune Melone saß jetzt, als sie eine Droschke via Hopf bestiegen, nicht nur nicht mehr waagrecht zur Nase, sondern für Bremer Takt und Anstand erschrecklich im Genicke. Immerhin, vor dem verehrten Meister Hopf, alles Mutschelkneus, der sie mit wücheltmännischer Behendigkeit empfing, raffte der Onkel die letzten steifen Molatküle zusammen, stammelte ihnen kunstgerechten Dank, betrat wißbegierig die in voller Tätigkeit befindliche Schule und erhaschte gerade noch den blanken Rücken eines weiblichen Modells, das etwas am Leibe trug, als was ihr der liebe Gott auf die irdische Reise mitgegeben hatte, und das nun verschämt ins andere Gemach verschwand. Ob diesem sündhaften Anblick schwankte Importenkogel benüßlich, fing sich aber dann wieder und sprach angesichts der kleinen Malfabrik, die sich erbeitswütend hinter einem Dutzend Staffeleien verschört hielt, seine Anerkennung aus und bedauerte auf-

Die Tageszeiten des Schlafes



DER MORGEN



DER MITTAG



DER ABEND



DIENACHT

(Fr. Bink)

richtig, daß der Absatz dieser fingerfertigen „Bräuche“ so mangelhaft und höchst beklagenswert sei.

„Ja, Kunst schreit nach Brot“, sagte der Meister und musterte den Onkel verärgert. Der witterte Gelfahr und murmelte, daß er nicht länger stören wolle, doch Hopf beteuerte stürmisch-übels das Gegenteil, zog Edith und Estrid mit väterlichem Griffen an sich, ließ sie seine hoffnungsvollen Pinselsprossen und lud den Onkel aus Bremen zu einem bescheidenen Atelierfeste ein, ihm zu Ehren. Unterwegs setzten die Nichten dem Onkel sehr schonend auseinander, es sei Sitte und Brauch, wenn ein wohlhabender Mann von Kümmern eingeladen wäre, daß er den Löwenanteil der Kosten bestreite, und Kugel, während er in einem Weinhaus voraussaß, damit er beim Feste nicht durch unschickliche Eblust gar störe, ließ durch die Mädchen, die darin verdächtige Kenntnisse variieren, aussersehe Weine bestellen und bei seinen Münchener Kunden mehrere Kisten Importen und erschien zur angesetzten Stunde in Begleitung der Gören auf der Mutschelknausschen Nordtischstube, wo das Malgerät einer langen, weißgedeckten Tafel Platz gemacht hatte.

Lenbach, alles Rauschopf, stürzte in einen schließigen Gehrock, den er zu seinen Stimmungen als Sinnbild des verbrauchten Lebensalters trug. Stuck kam in einem herausfordernd buntgewürfelten Anzug und Kukuljewitsch in Schlipps und Sammetkleid, der mehr Flecke und Risse als Samt aufwies. Importenkögel brachte dem Malerfürsten eine Huldigung der hinsichtlich seiner erschollenen Werke, die zu besichtigen ihm bisher leider die Zeit gemangelt hätte, und der halbtotbe Rauschopf, der von dem Schwall nicht eine Silbe verstand, sagte immer nur: „Fraut mich, freut mich!“ und ließ sich an der Spitze der Tafel dann nieder, und zu seiner Rechten thronte der Ritter von Stuck und zur Linken der allerorts berühmte Kukuljewitsch. Es folgten Baronin Urschel als Tischdame des Onkels und zu Kögels Linken das Queckeliber Hopf, alias Mutschelknaus, und weiter unten das „junge Gemüse“ von Schülern und Schülerinnen. Eine Welle sprach alles bis auf den Onkel wortlos und glegte den kalten Platten und köstlichen Weinen zu. Manche stachen durch Schmatzen hervor, so der Kroat, bei dem dies wohl Landesbrauch war, aber auch Lenbach erwies sich nicht frei von dem „unmöglichen Laster“, Kugel schielte das seiner Betheiltheit zu, und Ritter von Stuck im Elter der Gefaschtheit, und die Messer durch den Mund. Bald tat der Wein das seine, dem Onkel aus Bremen verschwammen die Unschildlichkeiten des Alltags, er pochte ans Glas und huldigte den Meistern im allgemeinen und dem Altmeister Lenbach im ganz besonderen, und Altmeister Lenbach, in irdische Gemütsgeräusche sankt und taub, wie er war, bezog dies eine Welle gar nicht auf sich, bescheinigte es aber alsdann mit einem kräftigen „freut mich!“ und einem nicht enden wollenden Schluck. Hierauf schritt das junge Gemüse zum Tanz.

Seitsem, gleich anfangs hatte den Onkel die Baronin, die sonst in der Gesellschaft „gerdichte“, jetzt aber dem Nichttanz aus Bremen weiterhin argt Gesellschaft leistete, an jenes splitterackte Modell bei Meister Hopf gemahnt, aber mit ihr von solchem Doppelgängerium zu plaudern, schien ihm verwerflich, indessen, der Wert und die aus seinem ungeheuren Bleichrücken quikenden, lockeren Weiten und das Geschleife und Geschwätze der ausgelassenen Pärchen tauten auch den nordisch versteinerten Onkel auf und ließen ihn Frau Baronin seine ungebührliche Wahrnehmung mitteilen, mit dem Vermerk allerdings, daß alles bei ihr, das Äußere sowohl wie die seelischen Zutaten, im Vergleich zu jenem Modell von völlig verschiedener Beschaffenheit sei. Baronin Urschel nahm die Entgegnung nicht übel, erwärmte sich vielmehr für einen verführerisch strahlenden Stein am Kögelschen Goldfinger, und beglückte und erlöbend überließ ihr der Onkel den „lieben süßen Finger“ zur näheren Betrachtung.

Wirklich nette Leuchten hier, so ungezungen, so gar nicht standesbewußt! Kukuljewitsch zum Beispiel vergaß seinen Rang und trällerte zur Klampfe unverständliche Weisen, die man Schnapdühpf nannte, und den fadengarden Onkel erfüllte die allgemeine Unbedachtlichkeit, er ließ den Ritter von Stuck den „Mann der Sünde“, und Stuck nahm dies geschmeichelt zur Kenntnis, und

Der Landschafter.

(H. Lehman)



„Warum sitzt denn der so allein dort unten?“ — „Er hat mich fortgeschickt, damit ich ihm nicht das Motiv versäue; er will nämlich „Bergeinsamkeit“ malen.“

selbst, als ein angesessener Schüler den Ritter einen gesicherten Bürohangst ließ, ließ er das ungerührt hingehen, und plötzlich, Kugel wußte nicht wie, riß ihn die Baronin vom Sitze empor, wirbelte ihn im Kreise herum, und der Onkel erpland, daß dies soviel wie tanzen bedeute, suchte auch verlegen in den Takt zu kommen, trat aber nur auf Kappen und Abätzen herum, schielte verstohlen dabei zu seinen Nichten hinüber, entdeckte ohne besondere Erschütterung, daß die mit zwei milchbürtigen Schnöseln in den Atelierrücken kosten, sank, vom Tanze ermattet, auf einen wildfremden Stuhl, die entzückende Baronin dicht neben ihn, und mit einmal stotterte er, viel größer als darum, wenn Frau Baronin jenes Modell wäre, und die Baronin raunte ihm zu, seinetwegen könne sie sich vielleicht einmal als Jones fühlen, und tuschelte auf einen ungemüßten Händedruck hin, viel größer als darum, wenn Onkelchens Ringfinger der hitze sei, und erschauernd verstand Joachim Kugel den zarten Wink, quetschte den Diamanten vom Finger und streifte ihn über Frau Baronin hochwohlgebornen Damen, wo er sich gleichfalls sehr vorteilhaft ausnahm. Zum Danke küßte ihn die flotte Welle mittelmäßig auf den Mund, und Onkelchen stammelte, das nächste Mal — leider müsse er morgen in das stocksteife Bremen zurück — werde er sie vor allen andern besuchen, und buchte gleichfalls ihre Anschrift in der Lindwurmstraße 118, drittes Gartenhaus.

Mittlerweile hatte sich der sonst so selbsthafte Lenbach erhoben, ein Gezagbuch aus der Tasche gezogen — er saß zur Zeit einem Andachtsbildchenmalers als Kirchgänger — und ein schwer dahinrollendes Lob- und Danklied angestimmt, das sie aufhorchen ließ, soweit sie nicht vom süßen Rausche schummerig umfungen waren. Hopf nahm den Altmeister nachdrücklich beim Arm, setzte ihn dem freien Weltall aus und erklärte zurückkehrend, dem Onkel, er habe den „Alten“ in eine Droschke verfrachtet; denn wenn Herr von Lenbach sich zu Kirchendullen verstelle, sei es an der Zeit, ihn der besorgten Gattin zuzuführen. Importenkögel ging mit einer Handbewegung darüber hinweg und rief, mit der Baronin zu einer sehr unkennlichen Masse ver-

schmiegte, dem Mann aus Kroatien, der das Land zwischen Frau und Sau bewohnte, in einer scherzhaften Anwendung zu: „Drau, Sau, wem!“, Kukuljewitsch aber, von einem dumpfen Haß gegen den Mann aus dem Norden erfüllt, erwiderte ihm mit einem alibeyischen Wunsche, der in dieser Mundart und auch sonst dem Onkel aus Bremen gar wenig geläufig war.

Andertags erwachte Onkelchen mit eingedüllten Hut und Hirne und einem leiblichen und seelischen Kater. Die verstrichene Nacht stand vor ihm als Ausbund anstößigen Benehmens, und daß er höchstselbst auf dem Estrich des Anstands ausgegilt war, vermehrte seinen Gram beträchtlich. Jedenfalls erforderte der gute Ton, bei Professor Hopf einen Entschuldigungsbuch zumachen. Mittels eines Adreßbuchs fand er die seltsame Gedächtnis entscheidende Anschrift, setzte sich sparsam und ernüchtert in die Straßenbahn, entstieg in einer seltsam befremdenden Gegend den Wagen, hielt, noch sachte schwankend, auf ein ebenso befremdendes Haus zu, erklimmte das Stiegenhaus und klotzte vor einer völlig verworren dellen Wohnungstür, die ein stolzes Schild trug: „Prof. E. Hopf. Staal. genehm. Malschule“.

Ein langaugeschossener Herr mit Schnauzbartha fragte nach seinem Begeh.

Den Herrn Professor Hopf wünschte er zu sprechen brachte Kugel artig hervor.

Der selb, entgegnete die Fahrenstange: „Nicht möglich!“ rief Kugel entsetzt. „Gestern waren Sie noch klein und wohlbeleibt, und heute —!“

Hopf, im Glauben, er habe es mit einem amorösen Irren zu tun, wollte die Türe rasch schließen, doch Kugel klemmte seinen Fuß dazwischen und rief: „Es lernen doch meine Nichten Edith und Estrid Kugel bei Ihnen, wenn Sie der sind, für den Sie sich ausgeben!“

„Ich verbitte mir die Verdächtigung meiner Person!“ schrie der Meister. „Zwei junge Fräulein des Namens haben wohl vor langer Zeit einmal zu mir hereingekommen, sich aber dann wohlweislich dünn gemacht. Etwas Unbegabteres als diese Damen ist mir mein Lebtag noch nicht unter die Augen gekommen!“ Sprach und schlug vor dem gänzlich erledigten Onkel die Türe zu.

Das Sprachtalent der „Jenny Lou“

VON G. A. VON IHERING

„Fremde Sprachen lernen? Tja, meine Herren, ich weiß zwar nicht, 'n bisschen Englisch und 'n bisschen Spanisch, grade soweit, was man für Lotsen, Hafenmeister und die lüthen Deem braucht. Scheuen und gut. Aber mehr is für'n Seemann vom Ubel...“

Käpp Pedersen bilnzte seine drei Passagiere der Reihe nach aus wasserhellen Äuglein an. Ein untrügliches Zeichen dafür, daß er ein Gern auf Lager hatte.

Der dicke Pflanzor aus Costarica reichte dem alten Skipper stumm die Zigarrentasche hinüber und gab dem Steward ein Zeichen, eine neue Lage Tropical Beer aus der Eisbox der Pentry zu holen.

„Danke...“ Pedersen wählte mit Bedacht eine grüne Metanas, schnupperte genießerisch am Deckblatt und setzte sie sorgsam in Brand. Er brauchte keine weitere Aufforderung.

„Tja, meine Heern, das war lange vom Krieg. Ich fuhr damals als zweiter Matz auf der „Jenny Lou“, dem elementarsten lüthen Pott von Yankel-Hepp, auf der Lloyd in London, keine zehn Pfund riskiert hätte. Unser Alter war so lustig wie ein Elefant mit Zahnweh, und der Erste war auch nicht viel umgänglich. Der Chelingtoner litt an versetzter Religion und verachtete alle Sünder, die nicht wie er glaubten, daß die jüngste Gericht spätestens auf nächsten Dienstag angezettelt war. Der einzige Ertrüglige auf dem ganzen Kahn war Ben McAllister, der zweite Ingenieur. Übrigens komisch, daß fast alle Maschinisten aus Aberdeen oder Glasgow stammen. Muß wohl am schottischen Klima liegen...“

Ne gut, unser Ben war'n stiller, harmloser Jung, 'n bisschen topflosig vor lauter Gelehrsamkeit und Spitzfärsen, aber ungeheuer gewissenhaft und strebsam. Also der hatte es nun mit die Fremdsprachen. Er konnte 'n ganz manierliches Spanisch und Französisch schacken und von den übrigen Sprachen die notwendigsten Flüche und was sonst noch zur Seefahrt gehört. Aber der Traum seines Lebens war Chinesisch. Seit Jahren und Jahren studierte er schon daran herum und schleppte 'n halben Seesack voll chinesischen Sprachführer, Wörterbücher und Tod und Teufel mit sich. Jede Freiwache hockte er über den heidnischen Schwerten und lehrte und lehrte, daß ihm der Stilem förmlich aus den Ohren stieg, und kluckerte und schnatterte sein Kauderwelsch, daß ein vom Zuhören ganz brägenklügel wurde. Tja, und dann kriegte Ben 'n sager noch 'n Schüler. Und da war eigentlich der Skipper selbst in schuld. Denn wenn der nicht vergessen hätte, den Kartenschrank abzuschließen, wäre der Filipo-Steward nicht an seinen Privat-Whisky geraten und hätte auch nicht in Frisco mit Marmor- und ohne Vorzeigebühne abzustern müssen. Sein Nachfolger hieß Charlie Wong und war ein Chinamann.

Sollte man doch meinen, das wäre nun ein Fressen für unsern Ben gewesen, der bis dahin sein Chinesisch nie recht an den Mann gebracht hatte. Ja, schiel am Boom, mein Heern, Charlie verstand genau soviel Chinesisch wie ich. Oder vielmehr noch weniger, weil ich mir wenigstens ein paar Flüche von unserm Schiffgelehrten hatte eintrichtern lassen. Charlie war nämlich in Kalifornien geboren und aufgewachsen und rollte seine R's so stolz wie ein gebürtiger Silianer. Keine Spur von Heimsprache. Das einzig fernöstliche an ihm war seine Visage.

Na, es dauert auch nicht lange, bis unser Ben McAllister seine erste Enttäuschung überwinden hat und dem Sohn des Himmels auf Deibel kom raus chinesisches Unterricht gibt. Weiß Gott kein leichter Job, denn Charlie war stinkfoll und konnte die richtige Aussprache nicht klar kriegen. Immerhin, 'n paar Monate später, als die „Jenny Lou“ in der Südssee herumkockte, hatte Charlie doch schon 'ne laise Ahnung von seiner Muttersprache. In Tongstabe war er schon so weit, daß

er mit 'ner lüthen Chinesenweir redebrechen konnte und um ein Haar als Ehemann vor Anker gegangen wäre. Ben McAllister hat ihn dann noch rechtzichtig aus der Klemme gerettet, weil das ganze nur auf einem Sprachtrümmel beruhte. Und die zehn Dollar, die Charlie zur Besänftigung der Eltern von dem Mädel — na, das gehört nicht hierher.

Danke schön, meine Heern... Aber das ist endgültig die letzte Boddel — ich muß noch die Ledepapiere für morgen früh klar machen. — Also schön, 'n guten Monat später zuckelt unsere „Jenny Lou“ die südehnische Küste hinauf, und eines Morgens, als wir noch so stücker hundert Seemeilen westlich von Hongkong sind und ich grade auf Morgenwache schiebe, passiert so allerlei.

Der erste Schreck in der Morgenstunde ist ein britischer Zerstörer, der uns im Vorbeilaufen eine Taifunwarnung herübersignaliert. Unser Pott hätte nämlich keine eigene Funkenlage, Das Sturmenum was noch westlich von Formosa, also konnten wir Hongkong grade noch anlaufen, ehe die dicke Schweinerei kam. Denn in der Nähe war kein vernünftiger Hafen, wo man bei einem ausgewaschenen Taifun sicher gewesen wäre.

Der Brito ist noch nicht unter der Kimm verschwunden, als die zweite Hiobspost kommt. Der dicke Joe, unser schwarzer Koch, stürzt auf die Brücke und meldet, daß der letzte Kartoffelsack spurlos verschwunden sei — einfach weg. Nun war unser Skipper neben andern Ticks in dem Punkt besonders komisch: er mußte mindestens dreimal am Tag seine Breikartoffeln haben, sonst wurde er ungemütlich. Und zwar nicht unsre ethischen deutschen Breikartoffeln, wie man sie in Hamburg macht, sondern dies dürr, klapprige Zeug, Pommes chips und Pommes frites undso weiter. Ich kann die Dinger seit damals nicht mehr ansehen, deshalb werden Sie auch verstehen, meine Heern, weshalb sie hier an Bord nie auf den Tisch kommen.

Na ja. Was tut unser Alter in seinem Ärger, als die Tüften trotz allen Suchens nicht zum Vorschein kommen? (Ich glaub übrigens, ein paar von den Matrosen, die dem Skipper nicht grün waren, hatten sie ihm zum Schabernack an die Hallische verfrachtet.) „Kürs Nord zu Ost ½ Ost!“ schauzt er den Rudergänger an und brüllt in die Maschine runter, daß sie noch 'n paar Kilo Extradampf geben sollen.

Zwei Stunden später ankern wir 'n halbe Meile

draußen vor irgend sonem gottverlassenen chinesischen Nest. Es dauert auch nicht lang, da schwärmen schon die ersten Sampans um unsern Pott herum mit 'ner Musterkollektion von Teppichen und lebenden Hühnern und was es nur zu verkaufen gibt. Nun kam Ben McAllisters großer Moment. Und ob er ihn ausgenützt hat!

Er fischte sich den gemückeramigsten von der ganzen Piratenbande aus und ließ ihn an Bord klettern. Und dann begann vor unsern Augen ein Palaver, das sich in jedem Variété hätte sehen lassen können. Der Sohn des Himmels eröffnete die Nummer mit einem halben Dutzend Verbeugungen und einigen Geräuschen, die wie ein auflaufendes Bad klingen. Unser Ben läßt sich nicht lumpen und dieneru gerne so höflich, wobei er zwei Bäder ableben läßt. Der Chinamann grinst verzückt und hört sich interessiert an, wie Ben ihm eine Entenfarm bei der Fütterung vor-macht. Er selber versucht dann auch eine gute Welle, aber es gelingt ihm lange nicht so gut. „Hat er nun Kartoffeln, verdammt noch mal?“ unterbricht der Skipper die Darbietungen. „Wir sind noch nicht so weit, Sir“, antwortet Ben höflich. „Das war erst die Begrüßung. In China ist's nicht Sitte, daß man mit der Tür ins Haus tritt. Die Leute denken in Umwegen. Ich will nicht riskieren, daß er uns am Ende überhaupt keine verkauft, Sir.“ — Der Alte brummt einen Zweimeter-Fluch und stiepte auf die Brücke hinauf, um nach dem Glas zu sehen. Die Konferenz nahm ihren Fortgang.

Nach 'ner Weile kam der Alte wieder an: „Was ist denn los, Mister? Wann ihr euch über den Preis nicht einigen könnt, soll er in Teufelsnamen ein paar Dollar mehr haben. Wir müssen weiter, Barometer ist schon zwei Stiefel gefallen.“ — Ben zuckte entschuldigend die Achseln. „Bedaure sehr, Sir, wir sind noch nicht so weit. Er erzählt mir grade, wie schlecht die vorjährige Reiserteer gewesen sei. Und wenn ich...“

„Goddam blinking son of a —“ begann der Alte zu wettern, fette sich aber bald wieder ab und knapp war. „Wenn Sie nicht in zehn Minuten mit dem Kerd fertig sind, werfe ich Sie alle beide über Bord!“

Ben machte ein unglückliches Gesicht und schnatterte mit Vollidamp weiter. Es ging schon ein bisschen ins musikalische über. Der Chinamann sang wacker mit, weil er wohl begriff, daß das Publikum ungeduldig wurde. Wir standen drum rum und steuerten. „Neun Minuten“ rief der Skipper warnend. — „Ich bin grade dabei, Sir“, antwortete Ben beschwörend. „Nur noch ein paar Minuten. Er hat mir eben gesagt, daß er eine eigne Gärtnerei hat.“

Na gut. Die beiden gluckten sich nochmal gehörig an wie ein Hühnerhof mit Schluckauf. Und dann wurde es auf einmal peinlich still. Der Chinese guckte verwundert und erwartungsvoll auf unsern Ben.

„Well, McAllister?“ sagte der Skipper leise. Wenn er seine Stimme senkte, war er am gefährlichsten. — Ben leckte sich die trocknen Lippen und zuckte im ganzen Gesicht vor Verlegenheit. Raus mit der Sprache! Was ist los? — „Ich... Ich... Verzeihen Sie, Sir“, stotterte Ben jämmerlich. „Ich kann im Augenblick nicht darauf kommen, was Kartoffel auf chinesisches heißt.“

Käpp Pedersen leerte sein Bierglas und erhob sich. „Ich muß jetzt leider an die Arbeit. Gute Nacht, meine Heern.“

„Aber die Geschichte ist doch noch nicht zu Ende!“ protestierte einer von den Passagieren. „Was passiert mit dem armen Ben?“

„Gott hab ihn selig“, murmelte Pedersen selbungs-voll. „Der gute Junge ist zwanzig Meilen von Hong-kong über Bord gegangen. Wir kriegen nämlich noch was von dem Taifun ab. Lost at sea“, hat der Alte ins Log eingetragener... Tja, meine Heern, fremde Sprachen sind 'ne gefährliche Sache. Na denn, gute Nacht.“

S o r g e n

Von Ratatöstr

Erst — hab' ich heut gelesen —
pfeife auf dem letzten Loch.

Morgen schon sei sie gewesen,
wie so manches andre noch.

Also aufgeschmissen war' ich
allerärmster Feiertmann,
Bummler und Vagante, der ich
bloß die Saiten schlagen kann?

Sad wird mir und immer fader,
wenn ich in die Zukunft seh'.
End' ich noch als Hochzeitslader
oder Conférencier?

Unverkauft

[Wilhelm Schütz]



„Dein Wissen teilst du mit vorgezog'nen Geistern. Die Kunst, o Mensch, hast du allein!“

SCHRIFTFLEITER

VON HASSE ZETTERSTROM

Ich bin vielen Schriftleitern begegnet. Der allererste war ein älterer Herr und richtiggelehrter Professor: ein strenger und ernster Mann. Er reichte mir den Redaktionssekretär, wie man es damals nannte, zwei Finger und dem Korrektor einen. Ich bekam nicht einmal die Kuppe eines kleinen Fingers. Er würdigte mich nur eines Blickes, eines sehr kurzen, aber inhaltsreichen. Mit dem Blick vernichtete er nicht nur einen Verleger, sondern auch ein Manuskript. Wir haben uns nie mehr gesehen.

Mein nächster Schriftleiter war ein ganz anderer Typ. Ebenfalls ein älterer Herr, aber ein Mann mit dem Herz auf dem rechten Fleck, einer, der wußte, daß junge Herren meistens schlecht schreiben, aber daß sie sich besser können, wenn man sie und ihre Manuskripte mit Freundlichkeit behandelt. Er ging manchmal in seiner Güte so weit, daß er meine Manuskripte noch einmal umschrieb, vor allem, wenn ich mit einem seiner persönlichen Freunde ein wenig zu unsant umgegangen war. Es dauerte eine gewisse Zeit, ehe es mir klar geworden war, daß die Schriftleiter und nicht die Mitarbeiter bestimmten, was die Zeitung bringen soll. Ich bin selbst schon ein Schriftleiter, und Gott gnade dem, der vor meine Majestät tritt. Ein Gedicht, eine Zeichnung, eine Geschichte — ich brauche nicht viel davon zu sehen, um ihr Schicksal zu entscheiden: „Paß nicht in unseren Rahmen.“ Leider haben wir keinen Platz.“ Meistens brauche ich nur den Verfasser zu sehen, um den Wert des Angebotenen feststellen zu können.

Einmal begegnete ich jedoch einem Mann, dessen Willen stärker war als der meine. Ich war allein in der Redaktion und im Begriff, mein Büro zu verlassen, als ein großer, kräftiger Mann hereintrat und sich an den Tisch vor mir hinsetzte. Aus einem Gesicht, das seit mindestens einer Woche kein Rasiermesser gesehen hatte, starteten ein paar gebieterische Augen auf meine einfache, aber würdevolle Persönlichkeit, und aus dem groben, unkonturierten Gesicht tönte eine raue Stimme:

„Ich bin, der grobe Max! Ich habe drei Jahre geessen und ich habe meine Erinnerungen geschrieben. Die müssen Sie in ihrer Zeitung abdrucken. Bitte schön.“ Er reichte mir einen dicken, stoßschmerzigen Bistritz. Erschrocken nahm ich den Papierhaufen und stotterte, daß wir so lange Geschichten nicht unterbringen können.

„Sie können es ja in Fortsetzungen bringen“, sagte der Grobe Max. „So etwas ist noch nie geschrieben worden. Lesen Sie nur!“ Ich fing an zu lesen, und während ich las, fühlte ich die ganze Zeit den befehlenden Blick des Mannes, der mich an den Tisch festhielt. Ich las jede zweite Zeile, und währenddessen sann ich nervös nach, wie ich mich aus der Schlinge ziehen könnte. Nach ungefähr einer Stunde hatte ich es hinter mich, ich legte den letzten Bogen von mir, erhob mich und sagte:

„Ja, so etwas habe ich noch nie gelesen. Das muß unbedingt gedruckt werden. Aber meine Zeitung ist zu klein und außerdem sozusagen dieses Manuskript nicht würdig. Das muß als Buch erscheinen, um recht zur Wirkung kommen zu können.“

„Das habe ich selbst auch gedacht“, sagte der Grobe Max, „aber wo finde ich einen Verleger?“ Ich dachte sofort an meinen eigenen Verleger. Ihm würde ein Buch von diesem Menschen gut gehen. Eine Strafe, von einer höheren Macht verhängt. Ich nannte gleich seinen Namen und seine Adresse und legte ihm hin, daß ich der Max ihn sicher noch in der Sprechstunde antreffen würde, wenn er sich beeile.

„Das ist gut“, sagte der brutale Vaybrecher, „aber es wäre vielleicht besser, wenn Sie eine Empfehlung schicken wollten. Sie wissen ja mit so etwas Bescheid.“

Ich nahm eine Visitenkarte und schrieb darauf: „Beifolgendes Manuskript ist ebenso kräftig wie sein Verfasser. Richten Sie so ein, daß Sie wenigstens drei gut ausgewachsene Männer in der Nähe haben, wenn Sie es ablesen.“

Der Grobe Max druckte meine Hand so, daß ich es noch heute fühle, und ging stolz seines Weges. Das Buch sah nie das Licht des Tages, und sein Verfasser ist es, wie die Zeitungen meldeten, bald darauf auch nicht mehr.

Meinen originellsten Schriftleiter lernte ich kurzlich kennen. Er bestellte einen Beitrag von mir und bekam ihn natürlich auch zur bestimmten Zeit. Zehn Minuten später erschien ein Bote mit dem Honorar, und nach weiteren fünf Minuten klingelte der Schriftleiter selbst an und bedankte sich für den Beitrag. Als das Gespräch beendete war, legte ich den Hörer leise ab und versank in stille Betrachtungen. Dann richtete ich mich wieder hoch, klingelte bei dem Schriftleiter an und sagte: „So etwas dürfen Sie nicht machen. Das bringt die Weltordnung aus dem Gleichgewicht. Ein richtiger Schriftleiter bedankt sich nie für einen Beitrag und noch weniger schickt er das Honorar gleich umgehend. Er wartet mit der Bezahlung so lange wie irgend möglich, und wenn er schließlich zahlt, sagt er: Mir ist ganz bestimmt so, als wenn wir die Sache bereits einmal honoriert hätten.“ So muß das gemacht werden. Ich möchte nicht noch einmal solchen Nervenschock bekommen.“

Der freundliche Schriftleiter bei liebenswürdig um Entschuldigung und erklärte die Sache damit, daß er noch ziemlich neu in der Stellung sei. Ich habe ihm verziehen. Aber ich halte sicherheitshalber lieber an meinem alten System fest.

(Aus dem Schwedischen von Age Iskil Avesthult)

Schlossbesichtigung

Von Wilhelm Hammond-Norden

Das Schloß, es steht im Süden,
teils hoch und teils auch hür.
Es liegt in tiefem Frieden
und hebt den Fremdenverkehr.

Die eingeborenen Leute
sind stolz auf ihr Schloß aus Stein.
Zwar freilich, sie gingen bis heute
nie in es hinein.

Doch fremde Hochzeitpaare
und Menschen aus aller Welt,
so die Durchschnittsbewertung
zählt gern hier Eintrittsgeld.

Da sehen sie endlich was Wahres,
die sehen Stück und Barock
und weisen auf Sonderbares
mit Zeigefinger und Stock.

Hier lebte Karl, der Gewürzte,
erklärt ein Führer alsdann:
aus diesem Fenster stürzte
seine Frau er dann und wann.

Hier saß er, Hier schlief er, Hier soff er,
Hier starb er, das abends spät.
Vor Liebe und Gütte trübte
Ich bitt um ein stilles Gebet.

Durch diese geheime Türe
kamen die Mägde zu ihm,
des Nachts, daß es niemand erführe,
Ja, Karl war gerührt und intim. —

Die fremden Hochzeitpaare
erlöten und schau'n übers Land,
Und sie erkennen: die wahre
Bildung ist manchmal pikant.

Sie blicken teils ernst und teils heiter
und geben ein Trinkgeld zu. —
Dann gehen sie hinaus und weiter,
und fragen: „Wo essen wir jetzt?“

DIE ROTE BADEHOSE

VON MECKERMANN

Der Unfall mit der großen roten Badehose, der sich neulich in einem Münchner Bad zutrug, stand nicht unter den Tagesereignissen in der Zeitung. Er verursachte weiter keine Folgen und keinen Schaden. Darum nahm sich die Zeitung seiner nicht an. Trotzdem der Unfall der roten Badehose unblutig verlief, will ich davon berichten. Denn es ist erfreulich, einmal von einem Unfall zu hören, der nicht mit Gehirnerschütterungen und Polizeistrafen, sondern mit guter Laune und Gelächter endete.

Ein dicker Mann in einer roten Badehose kam in einem Bad nahe bei München aus der Auskleidekabine. Der Mann war so dick, daß ihm alle nach schauten.

Der Dicke stieg ins Bassin. „Der hat a saubere Wasserverdrängung — die Herrschaften in der Nähe des Ufers werden gebeten, ihre Sachen zu packen, denn die Überschwemmung längt an, wenn man die rote Badehose nicht mehr zieht!“, so klang es dem Dicke nach, der sich unbekümmert in die Wellen niederließ. War sein Gang auf dem Land schwerfällig und schwabbelnd gewesen, so entfaltete sich im Wasser eine erstaunliche Behendigkeit. Als ein frohlicher Wasserschacht kreiselte er um sich selbst, ja er vollführte im Wasser einen tauchenden Purzelbaum, wobei für einen Augenblick die rote Badehose allein auf dem Wasser zu sehen war wie eine abgerundete künstliche Insel. Die schweigende allgemeine Bewunderung trieb den Dicke zu weiteren Taten. Er ließ sich vom durchfließenden Wasser in die Gegend treiben, in der ein leichter Strudel von den meisten Badegästen gemieden wurde. Wie eine Ente wirbelte er im Strudel um sich selbst. Und dann geschah es. Sein ihm alle Felle weggeschwommen war. Hüstlerudate er in die Richtung, in der er Boden unter den Füßen erwarten durfte.

Auf einmal tauchte nach dem Wehr, das die Badeanstalt abschloß, die rote Badehose auf. Sie war das Fell, das dem Dicke weggeschwommen war. Sie blähte sich ein bißchen in Erinnerung daran, daß sie sich vor kurzem schwermüde geöffnet war. Dann sackte sie zusammen, schlangelte sich zwischen den Rechen des Wehrs durch und ward nicht mehr gesehen.

Der Dicke stand an der Grenze zwischen seltsamem und tiefem Wasser, wo ihm das Wasser bis zum Hals ging. Und in der Tat, es ging ihm bis zum Hals. Im Kreis um ihn gelagert, weideten sich die Badegäste an seiner Not. Der Herr des Bades erschien mit einer Badehose aus seinen Leihbeständen. Aber auch der Dicke schüttelte den Kopf. Sie war zu klein, zu geringfügig. Sie war unzureichend.

Man brachte die Kleider des Dicke an den Rand des Wassers. Im leichten Luftzug winkte das weiße Hemd seinem Herrn freundlich zu. Aber er konnte nicht hind. Das seltsame Wasser trennte ihn von der rettenden Garderobe. Ein Menschenfreund machte den Vorschlag, daß alle Badegäste sich umkleiden möchten, um dem Dicke auf diese Weise schicklichen Zutritt zu seinen Kleidern zu ermöglichen.

Der Dicke schüttelte wehmütvoll seinen auf dem Wasser liegenden Kopf. Er schien nicht daran zu glauben, daß menschlicher Tat über menschliche Neugier die Oberhand zu gewinnen vermöge. „Es muß was g'schehn, sonst derwocht er uns“, sagte jemand.

Da kam der Herr der Badeanstalt wieder. Er hatte etwas Weißes unter dem Arm. Er trug es hinaus zu dem Dicke, der einsam im Wasser stand. Der Dicke zog sich an und eilte stürmisch an den Badegästen vorbei in die Auskleidekabine, in die man ihm die Kleider nachbrachte. Ein Spalter von Gelächter umgab ihn. Dann der Herr der Badeanstalt hatte ein Kopfkissen zu seiner Rettung gestiftet, in das mit der Schere zwei Löcher für die Beine geschritten waren.

Der Dicke verschied heimlich. Weiter ist nichts dran. Der Unfall mit der roten Badehose, der sich neulich in einem Münchner Bad zutrug, stand nicht unter den Tagesereignissen in der Zeitung. Er verursachte weiter keine Folgen und keinen Schaden. Darum nahm sich die Zeitung seiner nicht an. Trotzdem der Unfall der roten Badehose unblutig verlief, will ich davon berichten. Denn es ist erfreulich, einmal von einem Unfall zu hören, der nicht mit Gehirnerschütterungen und Polizeistrafen, sondern mit guter Laune und Gelächter endete.

Ein dicker Mann in einer roten Badehose kam in einem Bad nahe bei München aus der Auskleidekabine. Der Mann war so dick, daß ihm alle nach schauten.

Olympische Gäste in München

(Erich Schilling)



„Also, das sage ich Ihnen, Aphrodite, solche Feste führen wir auch im Olymp ein. Dann kriegen wir da oben endlich Fremdenverkehr!“

Die Folgen der Mythologie

(K. Holligensfeldt)



„Ja, wissen Sie, Herr Doktor, er hat mich als Leda mit dem Schwan gemalt!“ — „Aha, und jetzt schwant Ihnen was!“

SIMPLICISSIMUS

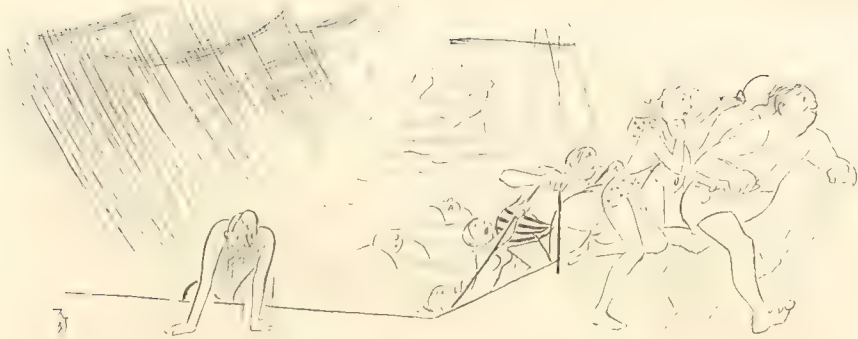
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Genügsamkeit

(R. Krieseh)



„Geht nicht im Badeanzug der Reiz des Geheimnisvollen bei uns Frauen verloren?“
„Ach nee, so'n paar Rätselchen gibt es ja noch immer zu lösen!“



Der tolle Strohwitwer!

Otto steht auf dem Bahnhof, die Familie ist im Abteil. Noch einmal prägt Otto dem Sohne Max ein, er solle sich nicht so weit hinauslehnen, noch einmal gibt er seiner Frau den Auftrag, sie möge sich gut erholen, noch einmal leiht er den Schwur, ab und zu an den Kleidern im Schrank zu schütteln, damit die Motten erschrecken. Jetzt knallen die Türen zu, einige Bahnbeamte pfeifen, andere geben Winkzeichen. Die Familie fährt, Otto steht und winkt vorschriftsmäßig, Max lehnt sich weit hinaus, die Ferien haben begonnen, Otto ist Strohwitwer.

Strohwitwer ist ein unsolides Wort, es klingt nicht nach Materialeinheit. Es ist eine vergängliche Sache wie Strohfeuer. Strohwitwer müssen sich beeilen, diesen Zustand auszunutzen. Plücke das Stroh, eh es verbliut!

Was tut Otto jetzt? Nun, er geht federnden Schrittes vom Bahnhof fort, wenn er ein Stöckchen hätte, würde er es schwingen und wenn er ein Liedchen hätte, würde er es trillern. Ihm ist wie dem Burschen irgendeines, jetzt verletzten Studentenliedes, der jetzt die Fesseln des Elternhauses abgestreift hat und in die sogenannte Musenstadt einzieht. Die goldene Freiheit liegt vor Otto, seine Brust schwellt das gute Gewissen, seiner Familie eine Wohltat erwiesen zu haben, indem er sie in die reine Landluft sandte.

Er hat Ferien vom Familienleben.

Er wird als freier Mann unter freien Männern leben. Er wird seine Pflichten erfüllen durch Schütteln an den Kleidern, durch Füttern der Fische im Aquarium, er wird die Fenster so weit schließen und so wenig öffnen, daß es nicht hereinregnen kann, er wird die Milchrechnung bezahlen, er wird den Mann von der Ortskrankenkasse im Auge behalten, er wird die Zeitungsfrau fürstlich entlohnen. Das Getriebe der bürgerlichen Existenz wird er weiterlaufen lassen, aber er wird es sachte laufen lassen; er wird den Haushalt in Moll spielen und das wieder-geschenkte Junggesellenleben in Dur.

Ein toller Bursche, dieser Otto. Alle diese daheim-

gebliebenen Ottos sind tolle Burschen, so fühlen sie sich wenigstens.

Das ausschweifende Leben beginnt damit, daß er nicht zu Mittag ißt. Er geht nur ins Café: zwei Eier im Glas. Der freie Mensch ist nicht verpflichtet, jeden Tag ein ausgewachsenes Mittagessen zu sich zu nehmen. Kein Gott kann ihn dazu zwingen, nur Sklaven müssen regelmäßig mittagessen.

Ja, was könnte man eigentlich noch tun, um seine Freiheit zu genießen? Es müßte etwas ganz Außerordentliches sein. Zum Donnerwetter, fällt ihm

denn gar nichts ein. Ins Kino geht er auch sonst, auch ins Theater. Daß er anstatt am Dienstag heute am Donnerstag an den Stammtisch geht, wo die unverheirateten Freunde in Überschlummer Unabhängigkeit Abend für Abend ihr Bier trinken, genügt seinen weitgespannten Plänen nicht.

Er könnte Erna anrufen, Erna, von der seine Frau nicht besonders entzückt ist, wenn er sie anruft. Aber das scheint ihm zu konventionell, das tun die andern Strohwitwer serienweise. Außerdem müßte es eine ganz ungewöhnliche Erna sein. Aber es ist wie verheißt, es fällt ihm nicht die kleinste Erna ein, die anzurufen ihm sonst nicht vergönnt wäre.

Er zermartert sein Gehirn, um herauszufinden, was er sich wohl manchmal gewünscht habe, zu tun, wenn er Junggeselle auf Zeit wäre. Er weiß genau, daß er sich manchmal so etwas gewünscht habe. Es ist ihm entfallen. Er könnte jetzt ohne jeden Stachel im Herzen heimgehen und zu Hause wie gewöhnlich grüßend fragen: „Was gibt's heute zum essen?“

Er hat auf einmal keine Phantasie, er ist schlagartig wunschlos.

Also geht er nach Hause. Und da kommt ihm eine tollkühnste Idee. Jetzt ist es fünf Uhr nachmittags. Jawohl, das ist etwas, was sich nur so ein Junggeselle leisten kann, ein der, der auf niemand Rücksicht zu nehmen hat.

Er läßt die Badewanne einlaufen. Er nimmt ein warmes Bad, mitten am Tage, um fünf Uhr nachmittags. Hat man jemals schon gehört, daß ein geleiertes Familienoberhaupt um fünf Uhr nachmittags ein warmes Bad nimmt? Nein, das hat noch niemand getan. Das ist, wie wenn ein Lastenzug eine Einbahnstraße in falscher Richtung fährt, das ist wider den Lauf der Gestirne.

Otto badet als freier Mann, und hinterher geht er unbekleidet in seiner Wohnung umher, als ob er der Herr der Wohnung wäre. Jetzt fühlt er sich ganz als Strohwitwer, ledig aller Fesseln. Jetzt fühlt er sich ganz als toller Otto! Foltzick

Eile mit Weile

Von Ratafösr

So ist der Menschenjohn beschaffen
(und gleicht darin dem Vetter Ulfen):
biereifrig bildet er sich ein,

er müsse mitbeteiligt sein,
die amnoch unbewegten Sachen
lebendig und mobil zu machen.
Sein werter Senf sei unentbehrlich,
dünkt ihn, und er versucht begehrlisch,
das In-sich-Ruhende zu stupfen,
den Deckel von dem Pott zu lupfen . . .

O rühre, rühre nicht daran!
Du weißt nicht, was passieren kann.
Was schläft, das läßt auch dich in Ruh.
Geweckt wird's häufig zum Filou
und kommt dir peimlich in die Quere.

Heißt's nicht: Quieta non movere?

Sittliche Bedenken

(Erich Schilling)



„... und nun gar einen Rückenflug — würdest du 's wagen, Mama, mit den Beinen nach oben?“ — „Wagen schon, aber ich fände es doch recht unpassend!“

Wahres Geschichtchen

In einem schwäbischen Dorf war vor Jahren nach Abzug der italienischen Erstarbeiter ein „Abteiler“ zurückgeblieben. Die Großeltern meldeten es auf dem Standesamt und meinten dazu: „Auflehe wöllet mers jo scho, aber wenn mer des Kend emol no zu verschoht.“

Hintergründe

Unlängst saß mein Freund Ratzenböck, er macht jeden Sonntag eine kleine Gebirgstour, gegen Abend in einem idyllischen Wirtshausgarten. Das Essen war gut, das Bier ebenso gepflegt wie

der Wein und die fröhlich plaudernde Kellnerin, und Ratzenböck fühlte sich so hundswohl, daß er den Wirt fragte:

„Herr Wirt, was würden Sie mir Pension rechnen, wenn ich meinen Urlaub bei Ihnen verbringe?“

„Des kimmt gied drauf an“, meinte der Wirt bedächtig, „ob's allanig kummen oder mit der Frau Gemahlin. Wann S' allanig kummen, kost's halt sechsefuchz'g, wann S' aber mit der Frau Gemahlin kummen, nachher nur vierefuchz'g für d' Person!“

„Und warum ist es teurer, wenn ich allein komme?“

„Ja schau'n S'“, sagte der Wirt mit einem Blick auf die durch den Garten eilende Kellnerin, „alles hat seine Hintergründ... Wann so a Sommerfrischer allanig bei mir wohnt, da wird ma de

Mirzl, de was jo a bildsaubers Madl is, hint und vorn von der Arbeit auf'halten und nachher hab i viel mehr z'tuan — no — und für des muß i mir do a Kleinigkeit aufrechnen, net wahr jo!“

Freude

Großvater ist tot und die ganze Sippe hüllt sich in Trauer. Auch der kleine Alfred macht sich fein und zieht sein schönstes Stück, eine rote Weste, an. Die Mutter sagt: „Das geht doch nicht, Fredi, sofort ziehst du die rote Weste aus, so kannst du doch nicht zur Beerdigung gehn!“ Sagt der Kleine: „Wenn ich die rote Weste nicht anziehen darf, dann freut mich die ganze Leich nicht!“

Das Weltgewissen

(Karl Arnold)



„Komisch — an mich appellieren sie immer, wenn sie die Hosen voll haben!“



DRUSUS

ERZÄHLUNG VON JOSEF MARTIN BAUER

Balthasar Heggeler war ein schlankerbeiniger Mann, dessen etwas lächerlichen Anblick man beim nahen Beschaun am besten in zwei ungleichwertigen Reiten genoß, wobei jedoch nur schwer zu entscheiden war, welche Reite richtiger zu Winken vermochte. Wirkte es auf dem Bahnsteig aufreizend, daß Balthasar Heggeler ohne Mühen in die Abortfenster zu schauen vermochte, was nur selten einem Menschen vergönnt ist, so war es ihm in seiner beruflichen Arbeit von ungewöhnlichem Vorteil, daß er ein Zimmer von normaler Höhe mit der Handbürste lüften konnte. Er war Anstreicher von Beruf, aber es muß gesagt werden, daß der Umfang seines Geschäftes ebenso wie Heggellers geistiges Ausmaß in umgekehrtem Verhältnis stand zu seiner körperlichen Größe.

Es mag jedoch sein, daß die spöttische Welt die Länge seines schlammig getragenen Körpers ebenso übertrieb wie die erschütternde Größe seiner Dummheit. Wäre er so begabt dumm gewesen, wie man es ihm nachsagte, dann hätte er niemals den Prozeß gegen die Berufsgenossenschaft gewonnen, als man ihn wegen Fahrlässigkeit in der Berufsausübung zu einer Geldstrafe von zwanzig Mark verurteilen wollte. Balthasar Heggeler aber prozessierte, weil er die zwanzig Mark einfach nicht aufrufen konnte, und als er behauptete, er könne vom Schragenrüst aus die Giebelseite eines nicht zu großen Hauses lüften, fand man diese Behauptung so unverschämte, daß man einen Kontrollbeamten schickte, vor dessen Augen dann, während Hunderte von Zuschauern auf dem Stadtplatz zusammenliefen, Balthasar Heggeler den einstöckigen Anbau des Rathauses sogar ohne Schragenrüst vom Boden aus lüftete.

Er brauchte seine Strafe nicht zu bezahlen, er schenkte der Stadt die Arbeitsleistung dieses Probeanstreiches und war stolz, weil die Stadt einmal mit ihm und nicht wie sonst über ihn lachte. Das war so um jene Zeit, als ihm der erste und einzige Sohn seiner Ehe geboren wurde. Im Vollgefühl einer zweifachen Freude ging er zum Standesamt und meldete, daß ihm seine Ehefrau einen Sohn geboren habe, dem nach des Vaters entscheidendem Willen der Name Drusus gegeben werden sollte.

„Bitte?“ fragte der Standesbeamte nach, denn er glaubte falsch gehört zu haben.

„Drusus, Drusus Heggeler, wenn ich bitten darf!“

„Bitten dürfen Sie wohl, Herr Heggeler. Aber möchten Sie dem Knaben nicht doch einen veni-

ger ausgeprägten oder weniger historischen Namen geben? Ich meine es ja gut mit Ihnen, wenn ich Ihnen dazu rate.“ „Mein Sohn heißt Drusus, und dieser Name wird eingetragen.“

Am Abend lachte die ganze Stadt über den Anstreicher Heggeler, der seinem Sohn den Namen Drusus gegeben hatte, und man empfand den Vater Heggeler mit schallendem Gelächter, als er, des festlichen Tages wegen, zum Bier ging. Man ließ den kleinen Drusus hochleben, man zehlte dem glücklichen Vater eine Menge Bier, man versippte ihn stundenlang, aber Heggeler steckte nur den Kopf ein und trank auf Rechnung der Spötter. Er dachte an das runzelige Kindergesicht daheim und schmunzelte still, während er die Lebenspläne für den kleinen Erdenbürger erwo, dem er außer dem Namen nichts mitgeben konnte ins Leben.

„Warum hast du das getan?“ jammerte die Frau, als Balthasar spät in der Nacht betrunken heimkam, aber der Mann sagte seiner Frau lachend, sie möge schlafen und die Sorge um die Zukunft des Kindes ihm überlassen.

„Warum habe ich einen so abscheulichen Namen, daß mich alle Kinder deswegen auslachen?“ weinte der kleine Drusus, als er seine ersten Schultage abgedient hatte und, beladen mit dem Spott von vierzig Mitschülern, zum ärmlichen Mittagessen heimkam. Drusus weinte, die Mutter weinte, die Kinder in den Gassen höhnten, aber der alte Heggeler schmunzelte still vor sich hin und freute sich über die Dummheit der Menschen, die ihn für so dumm hielten.

„Drusus?“ fragte der Lehrmeister, der den bohnenstangenlangen Jungen in die Lehre nahm. „Drusus?“ — Dein Vater hätte dich auch besser mehr Verstand mitgeben als diesen törichtsten Namen. Nimm jetzt einen Stocken und rühre die Leimfarbe an. Hast du nicht verstanden, Drusus?“ Dann mußte auch dieser polternde Meister sich umdrehen und sein Lachen in eine Zimmerkammer losprusten. Drusus aber kam nach den ersten sechs Monaten Lehrzeit verbittert auf Besuch zu den Eltern heim und beklagte sich heftig, weil man ihm diesen Namen aufgezungen hatte, der ihn zum Hanswurst vor allen Leuten machte.

Den Rekruten Drusus Heggeler beschämte der Oberfeldwebel vor versammelter Mannschaft, als er beim Appell die Namen ablas und den Namen Drusus Heggeler ein zweites, ein drittes Mal wiederholte, bis die ganze Kompanie brüllte vor Lachen. Man lachte zwei Dienstjahre lang über den albernsten Drusus Heggeler, der körperlich

und geistig immer ein Rekrut blieb. „Mein Drusus begrüßte ihn der Vater, als er nach der Militärzeit heimkam. Der Sohn aber schrie ihn nieder: „Laß mich in Ruhe mit dem Namen, der fürs ganze Leben einen Hanswurst aus mir gemacht hat!“

„Du bist töricht wie ein Kind“, beglückte der Vater, aber Drusus war mit beglückenden Worten jetzt nicht mehr zu versöhnen. Da nahm ihn der Vater zu sich in die Farbkammer und setzte sich auf eine Tonne Zucker, dem Sohn gegenüber, der nur widerwillig diesen Beglückungsversuch anhohe. „Schau, Drusus: das ist alles, was ich habe. Und was ich habe, bin ich den Lieferanten noch schuldig. Es hat ein ganzes Leben lang nur gereicht für den ersten Hunger, zum Sattwerden reicht es heute noch nicht. Darum habe ich dir nichts mitgeben können als einen Namen, der dir im Leben weiter helfen soll.“

Drusus lief weg, wußte der Vater, der ihm jeden Weg ins Leben versperrt hatte mit diesem Namen, noch zu spotten wagte. Der Vater hielt ihn am Rockärmel fest und ließ ihm nach, durch das Haus, auf die Straße, über den Marktplatz, und immer wieder versuchte er es mit seiner Weisheit, die den Sohn beglücken sollte. „Du mußt vernünftig sein, Drusus, und mußt mir einmal zuhören. Ich habe dir den Namen Drusus gegeben, damit du es weiter bringst im Leben als ich. Man lacht vielleicht über dich, man lacht über den Namen Heggeler, für den ich doch nichts kann. Aber man wird nicht mehr lachen, wenn du deinen Namen abgekürzt schreibst — gibt doch echt auf mich, Drusus! — wenn du ohne Schule und Examen, weil ich es doch nicht leisten konnte, wenn du trotz deiner armseligen Herkunft dennoch wie ein großer Mann auftreten darfst. Hör mir doch zu, Drusus! Du brauchst nur deinen Namen abzukürzen, dann wird ein Dr. Heggeler aus dir, und der wird seinen Weg schon machen.“

„Dr. Heggeler?“ fragte der Sohn, der zum erstenmal stehen blieb.

„Ja, natürlich Dr. Heggeler. Es ist keine Urkundenfälschung, weil du doch deinen Namen abkürzen darfst, wie du willst. Und der dumme Vater, über den alle lachen dürfen, auch du sogar, mein Sohn Drusus, hat dir auf diese Weise den Weg ins große Leben geebnet.“

Nach dieser Unterhaltung saß Drusus zu weiterem Gespräch noch eine Weile dem Vater gegenüber auf der Leimtonne, denn es war zum erstenmal, daß sie sich beide verstanden.

Drusus Heggeler packte seine Siebentischen und machte sich auf die Reise ins Glück. Er hielt bei

den Malermeistern unterwegs an um eine Gesellengabe und arbeitete einmal hier, einmal dort, bis er in einem Städtchen, das so ungefähr die Größe seiner Heimatstadt hatte, einen dauernden Abstellplatz gefunden zu haben glaubte für sein überdimensioniertes Dasein. Eine Malerwitwe nahm ihn als Gesellen und versappte ihm schließlich ihr bescheidenes Geschäft zu so freundlichen Bedingungen, daß Drusus gerne damit einverstanden war. Man lechte über den ungelungen, himmelhohen Mann, der mit dem Farbkübel über der Stadtplatz ging, man sagte, er sei schlankerbeinig, und die Leute, die die Köpfe eines allzu grobeßig begabten abstritten, waren in der Überzahl. Da hängte Drusus eines Abends sein neues Schild aus:

„Dr. Heggeler, Ausführung künstlerischer Malerarbeiten, Vergolderlei und Farbenhandel.“

Wie immer ging er am Morgen mit dem Farbkübel zu Arbeit, aber die bisher von allen Seiten freundlich gebotenen Grüße hatten etwas Stilles und Formelles, vielleicht auch etwas Mitleidiges. So einer also war der himmelange junge Maler, so einer, der einmal bessere Tage gesehen, eine höhere Bildung genossen und eine bessere Arbeit getan hatte, im Grunde war er ein liebenswürdiger, unendlich gutmütiger Mann, der deswegen immer ein so betrübt Gesicht machte, weil er die bessere Vergangenheit nicht vergessen konnte.

Dem Dr. Heggeler nahm man seine unwahrscheinliche Größe nicht übel, die man an dem Malermeister Heggeler belächelt hatte. Man fand sein linksches Benehmen hübsch, weil es doch nur das hilflose Einfinden eines vornehmen Mannes in diese weltliche vornehmen Dinge war. Nun aber, da man ihn achtete, da man ihn nicht mehr ungeliebt fand, da man seine unwahrscheinliche Größe interessant finden zu müssen glaubte, zerstörte diese freundliche Meinung das Geschäft, das einen so vielversprechenden Anfang genommen hatte. Man konnte doch einen Maler, der Doktor war, nicht zu jeder simplen Anstreicherarbeit ins Haus holen, und weil die andere, die künstlerische Arbeit, die Vergolderarbeit, so wenig war, kam es, daß Drusus sein Geschäft zusammenbrechen sah, daß er den Pachttschlichter nicht mehr erlegen konnte, und daß die alte Meisterwitwe in solcher Not ihre Nichte kommen ließ, damit diese nach dem rechten sehen sollte.

Diese Nichte hieß Anna und sah nach ihrer Art bei den Dingen auf den Grund. Sie war schön. Bei aller Not mußte Drusus das feststellen. Sie war energisch. Auch das mußte Drusus bald feststellen, als sie seine schüchternen Liebesbestellungen damit in die gehörige Ordnung brachte, daß sie den großen Mann zu sich niederbeugte, um so zu einem ersten Kuß zu kommen. Und weil Drusus nicht zu sagen wagte, daß er sie heiraten wollte, fragte sie ihn darum und fand seine Zustimmung. Bevor es dazu kam, erfuhr Anna den wirklichen Grund des schweren Geschäftsrückganges und wollte kurzerhand den Doktorrißel auf dem Firmen-schild überschreiben.

„Da geht doch nicht!“ sagte Drusus einzuwenden.

„Schreib doch deinen Vornamen an und nicht den Tiell!“

„Das bleibt sich immer gleich“, sagte Drusus noch einmal zu entgegenen.

„Warum? Du hast doch einen Vornamen wie jeder Mann?“

„Ja, ich heiße Drusus.“

Da horchte Anna fast ehrfürchtig auf, denn der Name gefiel ihr über alle Maßen. Sie sagte zärtlich und innig und voll Klang „Drusus!“ und nahm sich vor, schon um dieses schönen Namens willen seinen Träger immer lieb zu haben in aller sanften Güte oder heißen Strenge.

Weil der Name aber besser in der Stille eine liebevollere Stunde verpaßte, wurde als vor den Leuten, die vielleicht darüber spotteten, ließ Anna das Schild völlig überstreichen und neu anschreiben: „Anna Heggeler — Malerwerkstätte und Farbenhandel.“

Der Vater freilich, der zur Hochzeit kam, war verstört, denn, An die aber, die hauptete er dennoch, er habe mit eben diesem kuriosen Namen seinem Sohn den Weg ins große Leben geebnet.

Die lächelnde Wohlfahrtspflege

EINE HEITERE AUSLESE!

Gesammelt von E. Heiland

Es ist gewiß nicht einfach und auch keineswegs ein Vergnügen, trockene Aktenstöße und Berichte durchzuarbeiten, besonders dann, wenn es sich um eine Überprüfung getroffener oder noch zu treffender Maßnahmen der Wohlfahrtspflege handelt. Wohl jeder, der einmal Gelegenheit hatte, in solche Akten Einsicht zu nehmen, wird zugestehen müssen, daß zu einer gewissenhaften Arbeit auf diesem Gebiet ein großes Einfühlungsvermögen und ein ernstes Verantwortungsgefühl notwendig sind.

Wenn nun dennoch heitere und ergötzliche Bemerkungen aus sonst ernsten Akten und Berichten der Wohlfahrtspflege zitiert werden, dann soll damit keineswegs die wertvolle Arbeit etwa der NSV, der Wohlfahrts- und Fürsorgeämter und anderer Stellen verkannt werden. Aber wir lachen doch gern, und wenn die in einem Bericht steht:

„K. ist mit dem Schrank und seinen Nerven zusammengebrochen“,

dann kommt uns sicherlich ein Schmunzeln an, ohne daß wir etwa schlecht über diesen Mann oder das betreffende Amt, welches diesen Bericht aufnahm, denken würden. Nein — wir freuen uns über diesen ungewollten Humor, der aus den sonst so trockenen Akten zu uns spricht. Wir wissen ja auch, daß gerade bei der NSV. viele einfache und schlichte Menschen für eine große und erhabene Idee Dienst tun und einen großen Teil ihrer Freizeit freudig hierfür einsetzen.

Da ist nun in einem anderen Bericht zu lesen:

„N. selbst angetroffen, jedoch nicht nüchtern und die Standhaftigkeit seiner Beine war zweifelhafter Natur.“

Gewiß, gewiß — wir wissen Bescheid. Wir können sogar sagen, daß der Mann, der diesen Bericht schrieb, den Kern der Sache treffend ausgedrückt hat, so daß uns ein Zweifel über die Qualität des Herrn N. nicht aufkommen kann. Damit ist aber nicht gesagt, daß mit diesem Bericht die Angelegenheit erledigt sei. Nein — in den Akten liegt ein weiterer Brief, in dem es heißt:

„Ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie meine Verhältnisse nur auf der einen Seite geprüft haben und der Kehrsseite aus dem Wege gegangen sind.“

Na, na — Ich weiß nicht, was soll das bedeuten?, konnte man vielleicht sagen — auch dann, wenn berichtet wird:

„Der Musiker G. braucht eine neue Hose, da er in der alten keine Musik mehr machen kann.“

Schreibt aber eine Bittstellerin:

„Ich erhalte nächste Woche eine Stellung. Um anständig auszuweisen, benötige ich eine Unterhose und ein Hemd!“

dann schütteln wir nur den Kopf und fragen uns, was wohl ein Hemd und eine Unterhose mit Anständigkeit zu tun haben mögen; — dann annehmen können wir doch nicht gut, daß jene Bittstellerin die neue Stellung in Hemd und Unterhose antreten will. Verständlicher ist uns schon die Bitte einer anderen Frau, welche sagt:

„Mein Mann muß unbedingt eine neue Hose haben. In der alten hatte ich schon mehrere Male das Gesäß geplatzt, und er hält mir das selbe jeden Abend vor.“

Selbstverständlich ist es nicht gerade schön, Abend für Abend eine vielleicht recht zweifelhaft Sache sehen zu müssen. Eigentlich sollte sich der Mann was ich nicht los — Überhaupt die Hosen — man könnte sagen, sie bilden ein Kapitel für sich. Da heißt es einmal:

„Frau D. beantragt eine neue Hose, die echt und fünfzig Jahre alt ist und ein steifes Bein hat.“ Daß es sowas gibt, ist fast ungläublich. In einem anderen Gesuch wiederum steht:

„B. empfiehlt Bewilligung der Kleidung bis auf die Hose.“

Auch hier könnte man sagen: ungläublich, ungläublich — Eigenartig aber ist wohl die Empfehlung:

„Wir müssen dem Mann mit einer Hose unter die Arme greifen.“

Von einem höchst bewunderungswürdigen Rechts-empfinden zeugt jedoch die Bemerkung:

„Der Verlobte ist zur Beschaffung des Schlüpfers moralisch verpflichtet.“

Aber hierzu wollen wir keine Erklärung suchen, denn es könnte noch sein, daß wir moralisch nicht genügend tiefgestigt sind. Und von der Hosen-geschichte wollen wir auch abkommen. Nur zum Schluß sei noch eine Bemerkung erwähnt, die in einem Bittgesuch zu finden ist:

„Da Frau K. ein kaltes Parterre hat, beantrage ich eine neue Hose für sie.“

Doch auch das ist eine Erklärung verzieht. Der Leser möge sie sich selbst denken. Es ist ja schließlich auch tatsächlich schwierig, stets eine Erklärung bei der Hand zu haben. Was soll man zum Beispiel sagen, wenn es heißt:

„Es war nur ein Hemd da, welches zu klein war, mußte ich feststellen.“

Frägt man sich nicht unwillkürlich: war und wo, wie und was? — Zuweilen kann man auch gar keine Erklärung geben, denn wenn da einmal geschrieben steht:

„Das steinerte, eiserne Bett war von Wanzen vollständig zerfressen“,

dann bleibt einem doch der Mund offenstehen. Wie kann dieses seltsame, eiserne Bett noch vorhanden sein, wenn es von den bösen Wanzen schon zerfressen sein soll. — Auch dazu kann man nichts sagen, wenn es heißt:

„Als ich die Wohnung betrat, bewegte es sich unter dem Bett. Frau M. sagte, es befreie der Mann, der die Wäsche bringt.“ Immerhin, es kann ja so gewesen sein. Doch unbedingt anständig — wenn auch recht eigenartig — ist wohl folgendes Thema, wozu einer schreibt:

„Z. macht einen sehr anständigen Eindruck, der sehr erköllt ist.“

„Z. hat eine tiefenfehlend wiederum Jener Bittsteller, der da sagt:

„Meine Frau sitzt seit zwanzig Jahren auf der Toilette.“

Selbstverständlich ist das auch nicht wahr. — Wahrhaftig und verständlicher ist da gegen jene Bemerkung, die ein Antragsteller in seinem Schreiben festhielt:

„Ich werde das Schnupfen nebst meiner Frau nicht los.“

Ehemänner werden diesen Seufzer unter Umständen wohl des öfteren — wenn auch nur im Scherz — beipflichten. Eine

Gollmond über der Stadt

Von Rudolf Haselstein

Zu plumper Mond hängt deine runde Lampe
atmefähig, resigniert und allzu bieder
auf unsre Städte tief und fahner hebenieder
und weißt es doch, daß jede Listerampe

und jede bunte, züngelnde Reflektant
dein altes, simples Licht grell überbietet;
Scheinwerfer sind auf unsre Stadt verfahrenet,
und mandymal nur blüht eine alte Dame

zu dir empor, und feufzt, und will verteilen;
vielleicht hat sie die Berke einst geliebten,
vielleicht aus alten Elegien blieben
in ihrem müden Herzen ein paar Seiten,

indefen Autos ihr vorübergleiten
und taufend tausend blanke Straßenbahnen,
die nichts von jener alten Luft ahnen
und ihrem stillen Freund verflungenen Zeiten — —

Selbsterkenntnis, wie man sie nicht oft findet, spricht aus folgenden Worten:

„Ich habe eine Tochter und zwei Söhne. Wir sind alle beschränkt, da wir nur zwei Betten aufstellen können. In dem einen schlafen die Jungs, in dem anderen ich mit meiner sechszehnjährigen Tochter, was schon gegen das Zuchthaus ist.“

Aber nicht nur Selbsterkenntnis, sondern auch Unkenntnis wird zur Sprache gebracht. So führt ein Bittsteller zu seinem Antrag eine Begründung an, die in den Akten wie folgt vermerkt ist:

„Herr B. bittet um Erhöhung der Unterstützung; zu a) am 2. 7. ist ihm ein Kind geboren worden, wofür die Ehefrau Reichswochenhilfe bezieht, — zu b) B. gibt an, aus Unkenntnis gehandelt zu haben.“

Eine ebenfalls sehr seltsam anmutende Begründung erwähnt ein anderer, wenn er sagt:
„Mit der Miete wollen wir warten, bis wir über die erscheinenden Kinder klar sehen.“

Das geht so natürlich auf keinen Fall, denn die Miete muß bezahlt werden und auf die Kinder darf auch nicht gewartet werden. Wenn es aber heißt:

„Elisabeth W., elf Jahre alt, befindet sich seit dem dritten Lebensjahr bei Frau G., ihr erster Mann starb vor drei Jahren“,
dann schütteln wir nur den Kopf und sagen uns, daß dies unmöglich wahr sein kann. Recht eigenartig ist auch folgende Angelegenheit, die eine besorgte Mutter erwähnt:

„In der kleinen Kammer schläft meine Tochter, darüber die Gasuhr; diese kommt in den nächsten Tagen nieder, und ich weiß dann nicht wohin mit ihr.“

Da wir gerade bei der Gasuhr sind, wollen wir auch jene empörte Feststellung nicht vergessen, die in einem Bericht festgehalten wurde:

„Frau B. schläft auf dem Korridor unter der Gasuhr. Diese ist im siebenten Monat schwanger. Ich frage nun Herrn Kommissar, muß das sein?“

Ja, ja, — da mag der Herr Kommissar gewiß sehr tief nachgedacht haben, um dieses Rätsel lösen zu können. Vielleicht ist er aber an die seltsamen Fragen der Frauen gewöhnt und weiß sich zu helfen. Was mag er aber gedacht haben, als er folgende Bemerkung in einer Rückfrage las: „Ich habe bereits vor vier Wochen einen Antrag auf Schwangerschaft gestellt.“

Da wird er doch wohl in Verlegenheit gekommen sein. Viel einfacher ist es, wenn es heißt:

„Auf unbequeme Fragen erleidet B. einen Weinkrampf, der aber gutartig verläuft.“
Das wäre noch einmal gut abgegangen, würde der Herr Kommissar in diesem Fall wohl sagen. Ja, je, man kann doch viel Heiteres aus den sonst so trockenen Akten und Berichten erfahren. Wenn in einer anderen Beschwerdeschrift steht:
„Frau B. läßt mit donnerndem Getöse das Wasser ablaufen Bitte einen Mann für Abhilfe zu schicken“.

Lieber Simplicissimus

(O Nuckol)



Ein rheinischer Jagdfreund feierte seinen Geburtstag und gleichzeitig die Erlegung seines stärksten Hirsches, den er zwei Tage zuvor erbeutet hatte. Die Faser dehnte sich bis zum Morgen aus und verließ mehr als feucht-fröhlich. Der Gastgeber ließ seinen Kutscher anspannen, um die schwer geladenen Gäste nach Haus zu fahren. Er bezeichnete dem Kutscher jedes einzelnen Wohnung mit Straße und Hausnummer und ging dann in seine Kammer. Er hatte wohl eine halbe Stunde geschlafen, als der Kutscher rief: „Wacht auf, Herr! Ich bringe Sie nach Hause.“ „Was ist denn passiert?“ rief er dem mit den Gästen zurückkommenden Kutscher aus dem Fenster zu. „Och, Häßr, silt esso got so stillern mer so noch emmal Se sin mer Jänz durchenanner jerollt!“

dann sagt man sich, daß damit zuviel verlangt wird. Es gibt ja auch noch andere Berufe, sei es ein Arzt oder ein Klempner, die ebenfalls gern helfen und schließlich auch verdienen wollen. —

Doch nichts für ungut, wenn mit dieser heiteren Auslese originelle Bemerkungen aus sonst ernsten Wohlfahrtsakten und -berichten erzählt wurden.

Aber nicht wahr. — wir lachen doch gern!

In Schweden ist ein übertriebenes Titulieren noch ungemein verbreitet, was nachfolgendes schla-

Die Frau eines Gefängniswärters wendete sich eines Tages an einen Gefangenen, der von Beruf gelernter Schreiner war, mit dem Ersuchen, ihr einen Schreibtisch anzufertigen. Sie erklärte ihm genau, wie dieser gemacht werden sollte und sagte zum Schluß: „Also hat mich der Dieb begriffen, wie ich ihn haben will, damit der Dieb ihn weder zu groß, noch zu klein macht? Der Dieb hat doch wohl verstanden, daß die Räumlichkeiten bei uns daheim nur begrenzt sind, so daß der Dieb den Schreibtisch...“

Doch da wurde es dem Gefangenen zu dumm, und er unterbrach die Frau und sagte in gekränktem Tone: „Dieb! Dieb! Dieb!... Ich bin nicht Dieb. Ich bin Heiratsschwindler!“

Der Pfarrer eines jütländischen Dorfes wurde zu einem abgelegenen Bauernhof gerufen, wo eine alte Magd im Sterben lag. Rasch spannte der Geistliche das Pferd vor sein kleines Fuhrwerk, und da er ein großer Nimrod und es mitten in der Schutzzeit war, warf er in der Elle sein Jagdgewehr hinten in den Wagen, in der stillen Hoffnung, unterwegs vielleicht auf ein geeignetes Stück Wild zu stoßen

Auf dem Hofe angekommen, wurde er dort vom Oberknecht empfangen. Der schielte gleich nach dem im Wagen liegenden Schießbeisen, blickte dann den Pfarrer an und meinte mit selbstwärts geneigtem Haupt: „Ja, Herr Pastor, sie is ja nu recht schlimm dran, aber wir sollten sie doch, mein ich, ihre Zeit ausleben lassen.“

Deine Wahl - nur **Sonnat** - die Glatte

9.13.184

Flächen vernichtet, daher wir Best geschützt!

Sonnat

Überall erhältlich

0.10 mm

10 Stk. 45,-


Sonnat


Rat geber **Haar u. Haut** krankte
für
kräftigen u. unversehrten **Gehelle** 1971 **ROSEMAN**
1971 **LUBECK 64**

Schlank - leicht
ein Glas
J. Hammer, Kers., AM 5-50
R. Schultze, Berlin
Britz, Hanne Nuto 43

Neue Kraft u. Lebensfreude
J. schnellwirk. **Spezial-Kreme**
Dr. Weiser, Tube für 15X A. 2.20
Vichinepe, bewährtes Hormon-

Schlank
Spezial-Präp. geg. v. 12 bis 18 wöch.
prakt. erprobt u. von bald. Wirken, an-
erkannt. 80 Stck. M. 3,95 Bldg. zus. 6,00
Nachz.-Kosten extra. Aukt. Schrift frei (ver-
sch. geg. 26.45 Bldg.) Sie noch heute! Sie hab-
mehr v. Leben! F. J. SCHLEPNZ, LÖRRACH 292





13500 ist
 techn. Bräun
 6500 - 1. Rat
 - 12.000.000
 3. Rat - 12.000.000.

စံနမူနာများ
ပြသနေကြ

လက်ဝဲ ခေါ်တွင်

HOHNER

Eheleben RM. 4,80 Prosp. unverbr.
und duales gegen 12 Pfg.
Briefm.-Vertriebsanstalt
Stuttgart 31 Postfach 104

Umsonst - bei den S. Prust Lesebüchern
Art - Pflanz. Angebot ges.
Art - d. m. S. Prust Versand
S. Prust - S. Prust 42 Postf. 20

Jeden Tag **Dralle** Birkenwasser
Qualität Rasiercreme

Jagd in Islanderns Himmel

Nach den 16 Kampfmomente des Adelsphönix-Adelshornes, nach Aufzählungen des Gekochter-Adelsphönixen „Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte“ — urteilt General-Feldmarschall von Bismarck und Herrmann Göring schreibt: „Das Heftchen von deutscher Völkertugend, glühender Vaterlandsliebe und bis in den Tod getreuer Kameradschaft, das einst Adelsphönix und sein unsterbliches Jagdgeschwader mit Feuer und Rauch in den blauen Himmel geschoben — hier wird es wieder frisch und Blut und den Völkern zum eigenen Erben. Des Vieles Wad in derkündlicher, solcher Transferrillen aus dem, was die deutsche Bevölkerung — so wie die Eltern — heute nicht mehr weiß.“

Preis 90 Pf. 4.80 Durch jede Buchhandlung zu beziehen
Verlag Knorr & Rirth München

Recken und Strecken

Das Buch der natürlichen Körperübungen von Christian Silberhorn
 Fort mit den Platt- und Spritzbuchsweisen! mit Muskel-
 und Gelenkübungen, Verdauungs- und Kreislaufstörungen,
 Beschwerden der Frau Fort mit Fettleib und Hängebauch, Fort mit
 fälscher, schädlicher Atmung, Fort mit der schlechten Körperhaltung
 der Dir und den Kindern! Richtige Nachbehandlung von Unfällen
 und Verletzungen, Fort mit der richtigen Ernährung, Fort mit
 Organfunktionen durch natürliche Körperübungen — das ist der Sinn
 dieses Buches, 4. Aufl., 140 Seiten mit 140 Bildern, Geh. RM. 3,70, in
 Leinen geb. RM. 4,70. Verlag Knorr & Hirth, München




Braut- Eheleute

Aussagen, die Sie nicht
wagten zu machen

GRATIS Bücher
Für 14-tägig Sanitäts-
Wochen, Gemein-Archiv,
Westfalen, Paris 23
Empfiehlt den Stiefelhaus

GRATIS Probehefte
Gratiz Muster-Essigsäure
 Patent-Nachvermerk
 erbeiten (Anzahl-Industrie)
 Thilo Berlin W 15

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840.



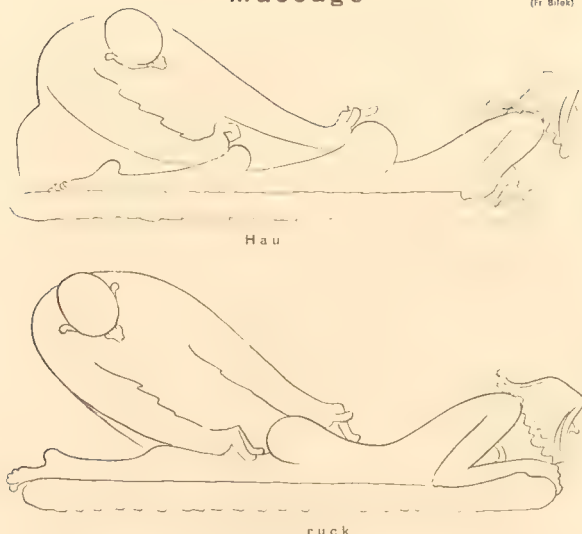
O-X-Belme

Haben Sie oder Wunsch Anregungen zu erhalten, wie man heute wohlnt zu urteilen, weil anders? Belme, Belme

GRATIS
hygien. Artik.
Gomm.-Beuch
E. Lambrecht
Südstr. 12a/15

Massage

(Fr. 8-16)



DER TRÄUMER

VON SAKI

Es war die Zeit der Ausverkäufe. Adela Chemping, die sich gewissermaßen über die Versuchen eines gewöhnlichen Ausverkaufs erhaben dünkte, machte es sich zur Regel, die billige Woche bei Walpurgis & Nattelpink zu besuchen.

„Ich bin nicht auf Gelegenheitskäufe veressen“, sagte sie, „aber ich gehe gerne zu Ausverkäufen.“ Was zeigte, daß unter der Oberfläche ihrer Charakterstärke eine lebenswürdige Unterströmung menschlicher Schwäche floß.

Um sich mit einer männlichen Schutzgarde zu versorgen, hatte Mrs. Chemping ihren jüngsten Neffen dazu eingeladen, am ersten Tag bei ihrer Einkaufsexpedition zu begleiten, wobei sie als Lösung einen Kinobesuch und die Aussicht auf eine kleine Erfrischung durchblicken ließ. Da Cyprion noch nicht achtzehn Jahre alt war, hoffte sie, er möchte noch nicht jenes Stadium männlicher Entwicklung erreicht haben, in dem Paketeträger als etwas Verschaubewunderndes angesehen wird. „Treffe mich gerade vor der Blumenabteilung“, schrieb sie ihm, „und sei keinen Augenblick später dran als elf.“

Cyprion war ein Junge, der durch seine frühen Jahre den staunenden Blick eines Träumers mit sich herumtrug, die Augen eines Knaben, der Dinge sieht, die gewöhnlichen Sterblichen nicht sichtbar sind, und die alltäglichen Dinge mit Eigenschaften besetzt, die gewöhnliche Menschen nicht ahnen — die Augen eines Dichters oder eines Wohnungsvermittlers. Er war schlicht gekleidet, mit jener zum Schneiderhandwerk gehörigen Schlichtheit, die von Romanschriftstellern gewöhnlich dem Einfluß einer verwitweten Mutter zugeschrieben wird. Sein Haar war wogend wie von der Strömung niedergehaltenes Seegras zurückekämmt. Seine Tante nahm insbesondere diese Einzelheit seiner Toilette bei dem vereinbarten Zusammentreffen wahr, denn er stand hauptsächlich auf sie wartend da.

„Wo hast du deinen Hut?“ fragte sie. „Ich habe keinen mitgenommen“, erwiderte er. Adela Chemping nahm leise Anstoß. „Du wirst

dich doch nicht zum Sonderling entwickeln?“ erkundigte sie sich mit einiger Besorgnis.

Cyprion sah sie mit seinen erstaunten, verträumten Augen an. „Ich habe keinen Hut mitgebracht“, sagte er, „wie es so lästig ist, wenn man einkaufen geht; ich meine, es ist so unumgänglich, wenn man jemanden trifft, den man kennt, und seinen Hut abnehmen muß, wenn man die Hände voll Paketen hat. Wenn man keinen Hut hat, so braucht man ihn nicht abzunehmen.“

„Wir werden zuerst zur Tischlerei-Abteilung gehen“, sagte sie und schlug den Weg in dieser Richtung an. „Ich möchte gerne einige Mundtucher ansehen.“

Der staunende Blick in Cyprions Augen vertiefte sich, als er seiner Tante folgte. Er gehörte einer Generation an, von der man annimmt, sie finde übermäßiges Gefallen an der reinen Zuschauerrolle; aber Mundtücher anzusehen, die man nicht die Absicht hatte zu kaufen, war ein Vergnügen, das über sein Verständnis hinausging. Mrs. Chemping hielt ein oder zwei Mundtücher gegen das Licht hoch und blickte sie aufmerksam an, so als ob sie halbwegs, eine revolutionäre Geheimmeldung in kaum sichtbarer Tinte auf sie geschrieben zu entdecken; dann ging sie plötzlich in Richtung zur Glaswarenabteilung weiter.

„Millicent hat mich gebeten, ihr zwei Weinkaraffen mitzubringen, wenn irgendwelche wirklich billige da sein sollten“, erklärte sie auf dem Weg, und ich brauche notwendig eine Salatschüssel. Ich kann später noch einmal zu den Mundtüchern zurückkommen.“

Zwei Sonnenschirme, die zu einem Preis herabgesetzt waren, der Mrs. Chemping lächerlich niedrig dünkte, wurden ihren Erwerbungen hinzugefügt. „Einer läßt sich für Ruth Colton verwenden; sie fährt nach Singapore und ein Sonnenschirm ist dort immer praktisch. Und ich muß ihr dünnes Briefpapier besorgen. Es nimmt keinen Platz im Gepäck ein.“

Mrs. Chemping kaufte Stapel von Briefpapier; es war so billig und so leicht in einen Handkoffer oder ein Reiseplaid einzupacken. „Was glaubst du, daß Ruth lieber hat: blaues oder graues Papier?“ fragte sie Cyprion.

„Graues“, sagte Cyprion, der die fragliche Dame nie gesehen hatte.

„Haben Sie malvenfarbenes Schreibpapier von dieser Qualität?“ fragte Adela den Verkäufer.

„Malvenfarbenes haben wir nicht“, sagte der Verkäufer, „aber wir haben zwei Schattierungen von Grün und eine dunklere Tönung von Grau.“

Mrs. Chemping beaugenscheinigte die beiden Grün und die dunklere Grau, und wählte das blaue Papier.

„Jetzt können wir was essen gehen“, sagte sie. Cyprion genahm sich nordbildlich im Erfrischungsraum und nahm gutwillig eine fischpastete, einen Apfelschinken und eine kleine Tasse Kaffee als hinreichende Stärkung nach zwei Stunden konzentrierten Einkaufens hin. Er war jedoch unerbittlich in seinem Widerstand gegen den Vorschlag seiner Tante, ein Hut solle für ihn gekauft werden an dem Stand, wo Kopfbedeckungen für Männer zu verführerisch herbesetzten Preisen zur Schau gestellt wurden.

„Ich habe daheim so viele Hüte wie ich brauche“, sagte er, „und außerdem bringt es einem die Haare durcheinander, wenn man sie aufprobiert.“ Vielleicht entwickelte er sich doch zu einem Sonderling. Es war ein bedenkliches Anzeichen, daß er alle Pakete in der Obhut der Garderobefrau lassen wollte. „Wir werden gleich noch mehr Pakete zusammenbringen“, sagte er, „also brauchen wir die hier nicht herumzutragen, bis wir mit unseren Einkäufen fertig sind.“ Seine Tante war nur halb beruhigt, einige von dem Vergnügen und Reiz der Einkaufsexpedition schien sich zu verflüchtigen, wenn man der unmittelbaren Berührung mit seinen Erwerbungen beraubt war.

„Ich gehe noch einmal nach diesen Mundtüchern sehen“, meinte sie, wie sie die Treppe zum Erdgeschloß hinabstiegen. „Du brauchst nicht mitkommen“, fügte sie hinzu, wie sich der träumerische Blick in den Augen des Jungen einen Augenblick lang in einen solchen stummen Auflehnung verwandelte, „du kannst mich später in der Küchenabteilung treffen; mir ist gerade eingefallen, daß ich keinen Korkzieher im Hause habe, auf den man sich verlassen kann.“

Cyprion war nicht in der Küchenartikel-Abteilung zu finden, als seine Tante nach einigen Minuten Zeit dort ankam; aber in dem Lärm und Gedränge gieriger Käufer und geschäftiger Verkäufer war es nur zu leicht, sich zu verlieren. Es war in der Lederwaren-Abteilung, daß Adela Chemping eine Viertelstunde später ihren Neffen erspähte, von ihr getrennt durch einen Korbstapel und eingepfercht durch die eindringende Menschenscheue, die jetzt jeden Winkel des großen Verkaufsraums überflutete. Sie kam gerade rechtzeitig, um Zeugin eines vorzeihlichen, aber ziemlich peinlichen Irrtums von seiten einer Dame zu werden, die sich mit unverschieblicher Entschlossenheit ihren Weg zu dem beherhauchten Cyprion gebahnt hatte und jetzt atemlos nach dem Verkaufspreis einer Handtasche fragte, die ihr Begehren geweckt hatte.

„Aha! da haben wir!“ rief Adela im stillen aus, sie hält ihn für einen Verkäufer, weil er keinen Hut aufhat. Ihn würde mich nicht wundern, wenn ihm das schon einmal passiert wäre. Vielleicht war es das wirklich. Cyprion schien wieder verblüfft noch vorlegen angesichts des Irrtums, den die gute Dame begangen hatte. Indem er den Preiszeital an der Handtasche ablas, verkündete er mit ruhiger, leidenschaftsloser Stimme: „Schwarz, Samtbeutel, 34 Schillinge, herabgesetzt auf 28. Tatsächlich stoßen wir sie wegen Aufgabe des Artikels zu einem Sonderpreis von 26 Schillingen ab. Diese Taschen gehen sehr rasch weg.“

„Ich nehme sie“, sagte die Dame, eilrig einige Münzen aus ihrem Geldebeutel hervorhebend.

„Wollen Sie sie so mitnehmen?“ fragte Cyprion.

„Es wird ein paar Minuten dauern, bis sie gewickelt ist; es herrscht ein derartiges Gedränge.“ „Schon gut, ich nehme sie so mit, wie sie ist“, sagte die Käuferin, indem sie ihren Schutz unter den Arm klemmte und Cyprion das Geld in die Hand zahlte.

Mehrere lebenswürdige Fremde hatten Adela ins Freie. „Es ist das Gedränge und die Hitze!“ sagte ein Samariter zu dem anderen; „es genügt, um jeden schnellwindig zu machen.“ Als Adela wieder auf Cyprion stieß, stand er in der Menge, die sich um die Buchstände drängte. Der Traum war über sie verfallen als in seinen Augen. Er hatte gerade zwei Erwerbungsbücher an einen älteren Stillsitzer verkauft.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Erinnerungen

(Wilhelm Schütz)



„Ick wet nich, Hein, as wi jung weurn, harrn de Deerns doch mehr Tonnage!“

Traum in einer heißen Sommernacht

[Ch. Girard]



Polyglott / Von Hans Karl Breslauer

Was fängt man an, wenn man an einem verregneten Nachmittage mit guten Bekannten in der Sommerfrische beisammensitzt? Die Damen spielen Rummy und die Herren kommen von der Aufrüstung auf des Toilettenbudget der Gattin.

Doktor Merlinger saß mit Direktor Hauser in einer ruhigen Ecke des Konversationszimmers, eben waren sie bei alten Erinnerungen angelangt, als Monsieur Espinasse eintrat und um Erlaubnis bat, an dem Tisch Platz nehmen zu dürfen.

„Kommen Sie nur!“, sagte Direktor Merlinger, „Ihnen muß ja die Langeweile mächtig zusetzen... So ganz allein in dieser Wüste... Wir sind eben beim Kapitel „Cherchez la femme“ angelangt... Tragen Sie auch etwas bei zur Unterhaltung, Sie als Pariser —“

„Oh, was das betrifft, ich spreche nicht so gut —“ „Keine Ausflüchte, Sie sprechen sehr gut Deutsch!“ „Finden Sie?“ Monsieur Espinasse riß sich mit Daumen und Zeigefinger das glattrasierte Kinn. „Nun, wenn ich Ihnen erzähle, wie ich Ihre Sprache lernte, dann haben Sie auch gleich die ge-

wünschte Geschichte... Es dürfte im zweiten Jahr meiner Ehe gewesen sein, als ich, auf der Suche nach einem Taschentuch, im Wäscheschrank meiner Frau, versteckt unter den Taschentüchern, ein Päckchen Briefe fand... Da ich mich nie von unvorhergesehenen Ereignissen überumpeln lasse, nahm ich die Briefe, um sie zu lesen, aber sie waren in deutscher Sprache geschrieben... Nun müssen Sie wissen, daß meine Frau, ehe ich sie kennenlernte, lange im Ausland gelebt hat und sich große Sprachkenntnisse erworb... Ich selbst hatte mich, wie die meisten meiner Landsleute, leider nie für fremde Sprachen interessiert, zweifelte auch an meinem Sprachtalent, aber die Männerhandschrift dieser Briefe, von denen einige das Datum der allerletzten Tage trugen, kam mir verdächtig vor und ich hätte viel darum gegeben, sie lesen zu können; denn, sagte ich mir, wenn eine Frau Briefe im Wäscheschrank versteckt, dann muß doch etwas dahinter sein... Einen Bekannten aufzusuchen, um mir die Briefe übersetzen zu lassen, widerstrebte mir, man will doch nicht seine intimsten Angelegenheiten einem anderen preisgeben... Also legte ich die Briefe wieder zurück und fing an — Deutsch zu

lernen! Ich bin ein fleißiger Mensch und büffelte wie ein Ochse. Doch als ich endlich so weit zu sein glaubte, die Briefe lesen zu können, waren sie nicht mehr vorhanden. An ihrer Stelle lagen einige Briefe in ungarischer Sprache... Der Zweck heiligt die Mittel, sagte ich mir, lernte, obwohl die Sprache sehr schwer ist, ungarisch und machte Riesenschritte... Mein Lehrer wunderte sich über mein Sprachtalent und ich gab mir die größte Mühe, meine Frau nichts ahnen zu lassen...“ „Na und?“ fragte Doktor Merlinger.

„Ja, sehen Sie, Monsieur, den eigentlichen Zweck erreichte ich wohl nicht... Aber jedes Ding hat zwei Seiten... Schließlich wurde ich von der Firma, bei der ich angestellt war, zum deutschen, ungarischen, englischen und polnischen Korrespondenten ernannt... Und so eine Stellung wird bei uns in Frankreich gut bezahlt!“

Doktor Merlinger sah Monsieur Espinasse zuerst verdutzt an, dann sagte er herzlich leidend:

„Und Ihre Frau, mein Herr?“ „Mon dieu“, achselzuckte Monsieur Espinasse, „man wird älter... Jetzt korrespondiert sie Latein... Aber das ist eine Sprache, für die ein Exporthaus kein Interesse hat!“

VERLAG UND DRUCK: ENORE & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Faltl, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schaefer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverleger und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. O. A. Nr. 11/38: 17265. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegend Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernr. 1296. Postcheckkonto München 3970. Erfüllungsort: München. Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Die Sandburg

O. Grahmann



„So Kinder, hier könnt ihr schön spielen!“



Baut doch einmal eine Sandburg.“



„Otto komm schnell zum Essen!“

Englischer Bericht über Oesterreich

(E. Thöny)



„Soso, Ihr seid also zufrieden, nun das übersetzen wir am besten mit ‚Discontented!‘“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Unter südlichem Himmel

(M. Dauterich)



„Man sagt doch immer, heißes Klima mache euch Männer noch verliebter!“ — „Ja, ja, man muß die Leute reden lassen!“



In der Mittagssonne: „Meinst du, daß uns ein Flieger von oben sehen kann?“ — „Ausgeschlossen, der hält uns für eine hügelige Dünenlandschaft!“

DAS KURSBUCH

Frieda ist im Badezimmer und macht an sich herum. Man hört, wie kleine Gegenstände auf die Glasplatte über den Waschtisch gesetzt werden, manchmal fällt ein Kamm auf die Steinfliesen. Albert sitzt im Zimmer und ist leise. „Was machst du denn, Albert?“ ruft Frieda herüber.

„Ich sehe im Kursbuch nach, wenn unser Zug geht!“

„Kannst du denn das?“

„Natürlich, das kann jeder, Kursbücher sind praktisch und übersichtlich angeordnet.“

„So“, ruft Frieda, „na, dann such uns einen schönen Zug heraus.“

„Was nennst du einen schönen Zug?“

„So einer, der zwischen neun und zehn Uhr vormittags abfährt und zu einer vernünftigen Zeit ankommt und mit Speisewagen.“

„Nun red“ doch nicht immer dazwischen“, murrte Albert, „ich muß hier sehr genau aufpassen, damit es stimmt.“

„Ich denke, ein Kursbuch stimmt immer —?“

„Selbstverständlich, ich muß aber auf die Anschlüsse achten. Wenn wir um elf Uhr fünfundvierzig in Buchheim ankommen, so geht der nächste Zug um elf Uhr sechsunddreißig weiter.“

„Du, das Kursbuch scheint doch nicht zu stimmen. Wir können doch nicht eher in Buchheim abfahren als wir ankommen.“

„Das ist es ja eben, aber hier ist eine Schlangenlinie.“

„Wo ist eine Schlangenlinie, in Buchheim?“

„Ach so red“ doch nicht so dummes Zeug, am Zug ist eine Schlangenlinie, und das muß irgend etwas bedeuten.“

„Was bedeutet denn eine Schlangenlinie?“

„Zum Donnerwetter, ich weiß es nicht, da muß ich erst nachsehen.“

„Sei doch nicht immer gleich so aufgeregt, wenn ich nicht weiß, wo eine Schlangenlinie ist. Schließlich kann ich doch nicht alles wissen.“

„Nun sei mal still, ich werde in der Gebrauchsanweisung nachlesen.“

Jetzt ist es ganz ruhig, Frieda muß an einer wichtigen Stelle in der Fahrkarte angekommen sein und Albert forscht in der Gebrauchsanweisung des Kursbuches. Das dauert so eine Viertelstunde, da ruft Frieda: „Hast du die Schlangenlinie?“

„Stör mich doch nicht, ich hab Wichtigeres zu tun!“

„Also, wann fährt denn nun der Zug?“

„Liebes Kind, so weit bin ich noch längst nicht. Es ist sehr viel zu beachten: Krankenförderung und Funksachen und Expresst. Du würdest natürlich losfahren und hättest dich in keiner Weise vorbereitet. Das ist alles sehr wichtig hier.“

„Schön, also sag mir das Wichtigste.“

„Zum Beispiel, wir müssen einen Gegenstand mitnehmen.“

„Was denn für einen Gegenstand, Albert?“

„Aber unterbich mich doch nicht immer. Es muß ein ganz bestimmter Gegenstand sein. Du hättest natürlich angenommen, es könne eine Zeitung oder Zeitschrift oder dergleichen sein. So leichtsinnig gehst du immer auf Reisen.“

„Unsin, ich hab die ganze Zeit an keine Zeitung oder etwas Ähnliches gedacht. Wovon redest du denn überhaupt?“

„Na, vom Platzbelegen. Hier steht gedruckt: Als belegt gilt der Platz nur dann, wenn der Sitz mit einem Gegenstand belegt ist. Das Belegen mit

Zeitung, Zeitschriften u. dgl. ist nicht als aus reichend anzusehen“, siehst du nun, daß wir einen Gegenstand gebrauchen?“

„Nimm meinetwegen das Aquarium mit!“

„Jetzt machst du dich noch lustig über mich, aber du kümmerst dich um nichts, und ich muß für alles sorgen. Du ständest wie der Ochse vorm neuen Tor, wenn du im Fahrplan so ein kleines Bett oder eine Limousine oder ein paar gekreuzte Löffel oder eine Trompete oder einen Pokal plötzlich zwischen den verfluchten Zahlen abgebildet fändest...“

„Was hast du denn da für ein Buch, Albert?“

„Schockschwerbrett, ich sehe doch im Kursbuch nach!“

„Na hör mal, du hast mir da eben von Betten, Küchengeräten, Automobilen und sonst noch was erzählt.“

„Na ja, die sind doch im Kursbuch, die muß man doch beachten.“

„Hab ich noch nie gehört. Und was ist mit deiner Schlangenlinie?“

„Wert mal, hier hab ich's: Dicke Wellenlinie — Zug verkehrt nicht täglich oder nur während einer bestimmten Zeitdauer.“

„Na siehst du, da haben wir's ja. Ist morgen eine bestimmte Zeitdauer?“

„Scheint nicht, der Zug verkehrt nur im Winter.“

„Deswegen geht er ja auch nicht.“

Jetzt ist Frieda mit der Fahrkarte fertig, sie kommt angezogen ins Zimmer und sagt tadelnd: „Dein Kursbuch ist mir zu unzuverlässig, ich werde mal Völkelt anrufen, die waren voriges Jahr in der Gegend, vielleicht erinnern sie sich noch, wann der Zug ungefähr geht.“

Foltzick

Das verbotene Buch

© 1999



„Was liest du denn da, Angela?“



„Na, da hört sich doch alles auf!“



© 1999

„Für ein ganz verworfenes Subjekt kann so etwas lesen.“

Ein Vorschlag

(E. Thöny)



„Also um meinetwillen wollen die Herren noch mehr und noch größere Schlachtschiffe bauen? Wär's da nicht einfacher, das viele schöne Geld zusammenzulegen, um der drohenden Sintflut mit einer gemeinsamen neuen Arche Noah zu begegnen?“

JOCKEL / VON REINHARD KOESTER

Jockel ist ein Wellensittich. Wenigstens glauben wir das, als meine Frau ihn als Geburtsgeschenk nach Hause brachte, während ich dazu nichts zu tun hatte als einen vorbildlichen Käfig zu kaufen mit allen Leichterhaltigkeiten, die folch ein Wundervogel zur Erhaltung seiner Lebensfreude und Gesundheit braucht. Die Wohnung des Vogels war viermal so teuer als er selbst, dafür war sie auch einwandfrei, was man leider von dem Wellensittich nicht behaupten konnte. Andere Vogelarten hält sich der Mensch, weil sie Eier legen oder so singen, wie die Natur es sie gelehrt hat — Wellensittiche dagegen erfüllen nur dann ihren Zweck, wenn sie sprechen lernen. Dabei kommt es nicht darauf an, was sie sprechen, sondern daß sie möglichst viel und vielerlei sprechen. Bei verheirateten Männern ist daher der Wunsch, einen Wellensittich zu besitzen, verhältnismäßig selten vorhanden. Warum sollten sie auch Eulen nach Athen tragen? Jockel wurde rasch zutraulich und erwies sich oftmals auch als sehr gelehrt. Nach kaum sechs Wochen sagte er geläufig und in allen Tonlagen „Du-du-du-du!“ Bei dieser vertraulichen Anrede blieb es jedoch, und allen liebevollen Versuchen meiner Frau zu Trotz, wollte Jockel die Aussprache seines eigenen Namens nicht lernen, obwohl sie sich seiner Sprachschulung so eingehend widmete, daß wir während dieser Zeit fast ausschließlich von rasch zubereitenden Konserven lebten. Als ich ihr endlich ein umfangreiches „Handbuch der Wellensitticherziehung“ mitbrachte, war es zu spät, denn jetzt erfuhr man, daß diese Wundervogel die hohen Vokale I und E besonders lieben, weshalb man sie Peter, Philipp, Pipin oder Itzpititz nennen soll, dagegen nie Ido, Osker, Adam, Heschidul oder Jockel. Da die Tiere sich selbst heilighalten, Wellensittich“ nennen, hätten wir das eigentlich erraten können! Ungeklärt blieb freilich, warum Jockel das dumple „Du“ so hervorragend beherrschte. Zwei weitere Belehrungen schöpften wir aus dem Handbuch: erstens, daß bei dieser Tierart, ganz im Gegensatz zum Menschen, nur die Männchen gern und viel sprechen, und zweitens, daß das Geschlecht in jungen Wochen so schwer feststellbar ist, daß selbst ehrliche Züchter und Händler oft Weibchen als Männchen verkaufen. Boser Ahnungen voll lassen wir weiter, erfuhr, daß man späterhin das Geschlecht am Schnabel erkennen könne, und gelangen zu der niederschmetternden Überzeugung, daß Jockel eine Wellensittichin sei! Ich darf sagen, daß es in meiner Ehe wenig wirklich dunkle und gewitterschwüle Tage gegeben hat: der Tag, an dem diese Feststellung folgte, war dunkel und gewitterschwül. Wie beglückwünschte ich mich nun, daß ich den einwandfreien Käfig gekauft hatte und nicht den enttäuschenden Insektennest! Dann sonst... sprechen wir nicht darüber. Das tief Tragische war, daß meine Frau Jockel, den wir nun Jockeline hätten nennen müssen, trotz mangelnder Redekunst lieb gewonnen hatte — fast so lieb wie ein Schmerzenskind. Andererseits lieben Frauen bei Haustieren den gleichgearteten Wesen, wie z. B. Katzen. Und deshalb auch vielsprechende Wellensittiche. So kam der Tag, an dem meine Frau, angeleitet und unterstützt von ihrer Nichte, den schweren Gang zum Vogelhändler ernt, um Jockel gegen einen wirklichen Mann umzutauschen. Blutenden Herzens, das wußte ich. Wenn ich fühlte, daß sich im Haus Tragödien oder Gewitter ballen, bei denen ich nicht unbedingt Blitz oder Donner spielen muß, pflegte ich mich ihnen durch feige Flucht zu entziehen und den Ausbruch in einer stillen kleinen Weinstube abzuwarten. Es ist jedoch nicht so — wie meine Frau oft glaubt —, daß ich heimlich Tragödien und Gewitter heraufbeschwöre, um sie dann in diesem angenehmen Ort abwarten zu können.

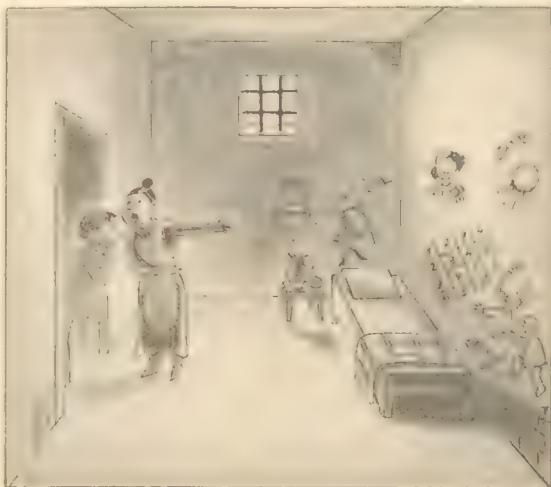
Als ich am Abend jenes dankwürdigen Tages in leutseliger und zu Mitfreude und Mitleid bereiter Stimmung nach Hause zurückkehrte, stürzten mir Frau und Nichte mit dem Freudentuschel „Jockel ist wieder da!“ entgegen, obwohl man ihnen Augen noch ansah, daß bei der endgültigen Feststellung von Jockels Weibtum bittere Tränen geflossen sein mußten. Offen gestanden war ich ein bißchen erstaunt, denn das klang so, als ob ich Jockel durchs Fenster hätte entweichen lassen oder brutal den Umtausch gefordert hätte! „Na also —!“ sagte ich deshalb mit ausweichend-gutem Lächeln, denn das ist eine Redewendung, die zu nichts verpflichtet und dennoch oft ins Schwarze trifft. Hier traf sie ins Schwarze, denn meine Frau nahm sie als Ausdruck tiefster Genugung darüber, daß Jockel wieder da war. Trotzdem mußte ich den Vogel, der genau so, daß es wie ich verlassen hatte, wie ein Himmelsgerück bestaunen und den langen, in mühsamer Sprachdukt hervorgebrachten Erklärungen lauschen, wie und warum sich alles dennoch zum Guten gefügt hatte. Als das Vorhaben des Umtausches auf dem Weg zum Vogelhändler sich immer mehr dem Punkte näherte, wo es die Gestalt einer vollendeten Tatsache anzunehmen drohte, hatten die beiden Frauen es eigentlich nicht übers Herz bringen können, sich von Jockel zu trennen. Warum sie trotzdem nicht einfach umkehrten, blieb rätselhaft, aber als weltweiser und vielgebrannter Ehemann fragte ich nicht danach. Jedenfalls waren sie wie erlöst gewesen, als der Vogelhändler, nachdem er seinen Irrtum bekennt, bedauernd versichert hatte, daß er zur Zeit kein männliches Austauschobjekt greifbar habe. Und so waren die beiden überströmend glücklich und Jockel ewig-unwandelbare Liebe zueinander zurückgekehrt. Dabei sah Jockel bald mich, bald die beiden Frauen an und sagte in völlig neuen Modulationen, aus denen ich den Klang unerleuteter zynisch-ironischer Kritik zu hören glaubte: „Du! Du?? Du — Du!? Du —!“

Besonders aufreizend, als meine Nichte meinte, sie wäre dem Vogelhändler am liebsten um den Hals gefallen, als er das sagte, denn Jockel ahnte wohl mit feinem weiblichen Instinkt, daß sie in dem Alter war, wo junge Mädchen auch aus geringfügigen Gründen einem Mann gern um den Hals fallen.

So blieb Jockel. Und nun ist er auch mir ans Herz gewachsen — gerade weil er nicht spricht. Auch sonst hat er prächtige Charaktereigenschaften. Er bemüht sich sogar — was bei Vögeln äußerst selten ist — käffig rein zu sein. Wenigstens verlangt er morgens stümisch herabgelassen zu werden und nimmt dann eine kräftige Entloerung auf die Tischdecke vor. Sein erster gröglicher Flug gilt meinem Schreibtisch, wo er sich liebevoll bemüht, meinen einfachen glattrandigen Manuskriptbogen das Aussehen handgeschöpften Blüttenpapiers zu verleihen. Er liebt meine Frau und meine Manuskripte. Und beide beißt er. Meiner Frau tut das weh, aber mir und meinen Manuskripten nicht, denn der arme Vogel ahnt ja nicht, daß ich ihn kraft meines tückischen Menschenverständnisses hintergehe und ihm nachts für den Morgen ein für mich völlig wertloses Blatt hinglebe, auf das ich oft noch höhnische Worte schreiben wie: „Das kannst du fressen, du Luder!“ Sprechen gelernt hat er nicht. Dagegen kann er die Spatzen, die vor unserem Fenster ohnedies grausam lärmten, täuschend und durchdringlich laut nachahmen. Und neuerdings ballt er. Ganz tief — „hau — hau!“ — wie ein Schlüchterhund. Zuerst glaubte ich, er wolle sich damit den Ruf unserer motorisierten Zelt, den Klang der Hupen, zu eigen machen. Aber Hupen ist doch verboten, das Bellen der Hunde dagegen nicht. Es ist kein Zweifel, Jockel bellt! „Ziehp-tschilp-ziehp“, „Du-du-du“, und „Hau-hau!“ und sonst nichts außer dem hellen Freudengekreisch, wenn es ihm gelang, meine Frau in den Nacken oder ins Ohrschloppchen zu beißen — das ist Jockels ganzer Wortschatz, den er aber zu verwenden versteht. Mehr spricht er nicht und ich bemühe mich nicht, ihm zum Sprechen zu zwingen. Wozu auch? Ich betonte doch schon, daß ich verheiratet bin.

Die Heimkehr des „Langjährigen“

(A. Rosenlehner)



„Sehen Sie nur, Frau Schulze, so hat er unser ehemaliges Wohnzimmer hergerichtet lassen. So wär' er's gewöhnt, nur so könne er sich wohl fühlen, sagt er!“

SEEFART TUT NOT

VON HEINZ GECK

Am Strande eines als Seebad getarnten Fischer-
nestes rauchten wir unsere letzten Zigaretten
und beschlossen einstimmig, Hochstapler oder
Abenteurer zu werden.

Leider mußten wir den Gedanken an raffiniertes
Hochstapeln wieder fallen lassen, da Max seit
gestern nicht rasiert war; er sah aus wie eine
Kreuzung zwischen einem an linksseitiger Zahn-
fistel leidender Gorilla und dem Defizit einer
verbotenen Krankenkasse.

Ein kurzer Blick auf unsere Anzüge genügte übi-
gens sowieso, um hochstapelnde Absichten für
Immer auszurotten. Damit stand uns nur noch die
Laufbahn des Abenteurers offen. Wir ersticken
also die letzten Keime unserer guten Erziehung
und wurden Desperados, wie Jack London und
der große Edgar sie so wunderbar schildern.

„Ich will in die Südsee“, verkündete Max nach
längerem Nachdenken. „Den Stürmen trotzend,
werden wir mit vollen Segeln über die Ozeane
dahinsausen. Wir werden mit Trepang und Kopra
handeln, werden seltsame Kanaken für uns nach
schimmernden Perlen tauchen lassen, und die
reihunglosen Töchter eingeborener Könige werden
uns, den weissen Eroberern, zu Füßen liegen. —
Einverstanden?“

Ich nickte hingerissen. Unter Kopra und Trepang
konnte ich mir zwar nur wenig vorstellen — aber
gegen die Perlen und die reihunglosen Mädchen
hatte ich keine nennenswerten Einwendungen zu
machen.

„Wie kommen wir denn dahin?“, fragte ich aber
doch, denn ich bin ein Mann, der sich vor der
reuen Wirklichkeit nicht fürchtet.

Max sah mich geringschätzig an und pfliff das
Seerüberlädel einige Töne zu hoch.

„Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?“ fragte
Max, als er mit seiner atonalen Studie fertig war,
und zeigte auf ein Segelschiff mittlerer Bauart,
das vor Larsens Steg im Wasser schwamm.

„Woher weißt du, daß das eine Brigg ist?“ wollte
ich wissen.

„Unterbrich mich nicht immer“, sagte Max kurz.
„Es kommt nicht darauf an, ob dieser Kahn eine
Brigg oder ein Flugzeugmutterstschiff ist, sondern
darauf, daß es erstens schwimmt und zweitens
einem gewissen Harald Ekelund gehört, dem übel-
sten Schwindler, den je ein Teufel zu holen ver-
gaß. Wir werden geradezu eithlich handeln, wenn
wir diesem trüben Zeitgenossen seine Nacht ent-
eignen. Hol Hehl!“

„Hol Hehl!“ sagte auch ich, in der Annahme, dies
sei eine maritime Bekräftigung — nahm mir aber
gleichzeitig vor, vom Verkauf der ersten Perlen
Herrn Ekelund einige tausend Mark zu senden,
denn erstens stehe ich moralischen Erwägungen
nicht mit dem gleichen überlegenen Mißachtung
gegenüber wie Max, und zweitens beurteilte ich
Maxens vergeblichen Versuch, Herrn Ekelund an
der Züchtung von Bernsteinpfeifen finanziell zu
beteiligen, weit milder als Max selber.

Wozu wir uns erhoben und mit dem gemein-
samem Gesang eines angemessenen Liedes und
mit einwärts geschweiften Beinen wie alte Fah-
renseute in unsere abenteuerbunte Zukunft auf
dem Wasser steuerten.

Tim Kröger, an dem wir uns vorsichtig vorbeil-
schlingeln wollten, weil er noch gestern gedroht

hatte, uns wie junge Hunde zu ersäufen, falls
wir nicht die leichtsinnigerweise angekreideten
17 Glas Rum umgehend bezahlten, grinsten wie
das zweite Gesicht eines älteren Pavians, als er
uns kommen sah und teilte uns dem Sinne nach
mit, daß erstens auf der Post für Max 50 Mark
eingelaufen seien, zweitens er infolge dieses
wundersamen Ereignisses geneigt sei, uns noch
einmal als berechnete Mitglieder der menschen-
lichen Gesellschaft anzuerkennen und drittens
wir bei ihm bis zur Höhe genannter Summe will-
kommen seien, über sein Haus im allgemeinen
und die Flaschenbatterie im besonderen zu ge-
bieten.

Wir hätten dem schäbigen Geschäftsmacher gern
höhnisch den Achtersteven zugekehrt, aber Tim
ist ohne Konkurrenz und außerdem doch weicher
uns, nur vorübergehend durch größere Pläne ver-
kummerteter Dürst bei dieser frohen Kunde ins Un-
ermessliche.

„Proviant!“ sprachen wir und sahen uns viel-
segend an.

Ich will hier einfließen, wieso und woher die
Silberlinge kamen, um nicht in den Verdacht zu
kommen, hier eine lügenhafte Geschichte zu ver-
teilen. Aber wann Max nach der xten Flasche
nicht gleich einschlief, dann schreibt er immer
mächtig feine und verdammt sinnige Märchen
von Elfen und Zwergen und Blumenseelen, die
komischerweise hoch bezahlt werden. Meistens
schläft er übrigens gleich ein.

In Tim Krögers Ausschank erwartete uns eine
zweite Überraschung, und das war Herr Harald
Ekelund.

Harald Ekelund saß ritlings auf Tim Krögers
Stammisch zwischen leeren und halbieren Pul-
len und sang mit großem Stimmumfang ein sehr

unschönes Lied, das er aber sofort unterbrach
als er uns entdeckte.

„Da seid ihr ja, alle vier!“ pfliff er entzückt mit
seiner dünnen Stimme, die zu seinem schweren
Deckaufbau paßte, wie eine Kindertrompete zu
einem mittleren Walrob.

Dann machte er uns den überraschenden Vor-
schlag, mit ihm nach Schweden zu segeln. Er war
sehr betrunken, aber wir sahen den Wink des
Schicksals.

Max reckte sich nach echter Freibauterart hoch
auf und sagte fest: „Schweden — Afrika — Süd-
see! Oder gar nicht!“

„Hol Hehl!“ sekundierte ich.

Harald Ekelund war sofort einverstanden. Es schien,
daß wir ihn bisher blüher verkannt hatten. Wir
umarmten uns innig und schwuren, uns nie zu
verlassen, gemeinsam allen Gefahren zu trotzen
und alle Perlen, Trepang und Königsdichter brü-
derlich zu teilen. Dann ermannen wir Harald zum
Kapitän und Max und mich zu Admiralen.

Mitternacht war längst vorüber, als wir Harald
auf einmal verließen. Wir witterten Verrat, aber
Tim beruhigte uns mit der glaubwürdigen Ver-
mutung, daß der Kapitän wohl schon an Bord
gegangen sei. Darauf nahmen wir auch Abschied,
denn wir hatten es auf einmal eilig.

Tim wollte uns eine lange Rechnung aufmachen,
aber wir nahmen keine Notiz von ihm, dagegen
jeder zwei Flaschen Rum und ein Paket Tabak
und schieden mit der Behauptung, daß wir ihn
vor fünfhundert Jahren an der höchsten Rehe
aufgehängt haben würden, wogegen er jetzt mit
Maxens 50 Mark fürstlich bezahlt sei.

Harald, der Kapitän, war noch nicht an Bord. Wir
fanden ihn indessen am Gestade, wo er mit selb-
stern hüpfenden Schritten lustwandelte und be-
hauptete, eine spanische Tänzerin darzustellen.
Das Kastagnottengeklapper versuchte er mit
einem Glas und einer Rumflasche zu imitieren.
Diese nützlichen Geräte zerbrachen aber durch
Haralds unzureichende Fingerfertigkeit, worauf er
sich lang auf den Sand legte und tief einschlum-
merte. Wir versuchten, ihn mit häßlichen Redens-
arten zu wecken, dann mit der Spitze einer Ver-
einsnadel, aber erst als ich ihm die Nase zuehlte,
kam er zu sich, und wir begannen müde an Bord
zu waten.

Wir bestanden unsere Wassertaule im großen
Stil und begannen zu segeln. Das ist ganz ein-
fach. Man zieht der Reihe nach an allen herum-
liegenden Taen, bis auf einmal das Segel hoch-
geht, und der Wind tut dann das weitere. Leider
hatten wir ein Tau übersehen, mit dem unser
stolzes Schiff an Land angebunden war und wären
beinahe gekippt, wenn es nicht Max im letzten
Augenblick gelungen wäre, mit dem Gesang „Auf,
Matrosen, die Anker gelichtet!“ das Ding abzu-
schneiden. Erst viel später stellten wir fest, daß
am anderen Ende besagten Strickes nicht das
Festland, sondern der Schiffsanker sich befunden
hätte. Da wir keine Mannschaft hatten, mußten
die Admirale sich in die seemannischen Arbeiten
teilen. Auch der Kapitän war nicht mehr ge-
brauchsfähig. Ich hielt in nerviger Hand das Steuer
und Max gab andauernd Befehle an unsichere
Matrosen. Etwas Kopfzerbrechen bereitete uns
im Anfang die Richtung. Da wir nicht wußten, wo

Jugend

Von

Georg von der Weing

In dem Frühling wachsend Blätter,
Wie sie tauschen können!
In der Jugend wachsend Herzen,
Wie sie lieben können!
Wo taufst es, was wir träumen,
Aus den jungen Bäumen.

Gedner Regen und Syringen
Wehn in vollen Büschen.
Braune Wangen, tauchbängen,
Drängen sich dazwischen.
Unterm Heben, untrem Schweben
Pocht das Herz vor Leben.

In dem Duft von heut und gestern,
Wenn die Stunde dunfelt,
Da den mitgezogenen Schwestern
Scheu das Auge funfelt,
Weßen wir die Holden küssen,
Weil wir's tun und müssen.

Ein entsetzlicher Donnerschlag weckte mich auf, gleichzeitig begann unser Schiff hochst unangenehme Bewegungen zu machen und sich ganz auf eine Seite zu legen. Merkwürdigerweise kenterte es aber nicht. Die Sterne waren verschwunden und der Sturm heulte in den zwei bis sechs Tauen unserer Takelage. Ich wachte Max, der sofort zu trinken verlangte und auf meine energische Weigerung hin in der Kajüte verschwand. Glücklicherweise war ich aus härterem Holz geschnitten und begann energisch, unsere ursprüngliche Richtung, nämlich geradeaus, trotz des Unwetters weiter anzusteuern. Es ging aber nicht mehr so gut, wie im Anfang meiner seemännischen Karriere, denn nun begann mein wahrhaft gigantischer Kampf mit den toben den Elementen, von dem mich allerdings in der Hauptsache das dumpe Rocheln aus der Kajüte und mein eigener, im höchsten Grade bedauerlicher Gesundheitszustand in Erinnerung geblieben ist. Jedesmal, wenn ein Windstoß die Mastspitze fast auf das Wasser drückte, brüllte ich wütend nach Max, der aber für unseren nahen Untergang nur wenig Verständnis zeigte. Plötzlich gab es einen Stoß, der mich beinahe aus dem Boot warf, gleichzeitig machte sich unser

Segel selbständig und verschwand. Das Schauspiel hörte auf; wir waren glücklich gestrandet... Harald schlief immer noch, als Max und ich in hellem Sonnenschein zum Kriegsrat zusammentraten. Max hatte auch nur noch wenig von einem stolzen Korsaren an sich.

„Wenn dies eine Insel ist“, sagte er mit stiller Wehmut, „dann werde ich nie meine Heimat wiedersehen. Nochmal aufs Wasser? Brrrrr!“

„So!“ sagte ich höhnisch. „Und die Südssee? Die Perlen?“

Max beugte sich zum erstenmal in seinem Leben vor einem Stärkeren und blickte zu mir in Ehrfurcht auf; ich aber sonnte mich in dem Bewußtsein seemannischer Vollkommenheit.

Max hatte es nämlich in seinem leichtgetrubten
Zustande noch nicht gesehen — aber wir waren
keine zweihundert Meter von Tim Krogers Kneipe
gestrandet...

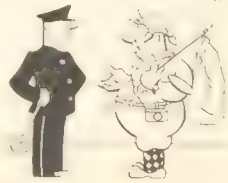
Wir haben übrigens unsere Südseereise verschoben, bis sich die Sache vom Festland aus erledigen kann, denn Seefahrt tut not...

Übertrumpft

Ein Dänischamerikaner stattete kürzlich seinen Heimat einen Besuch ab, wobei er auch die neue Torströmbrücke in Augenschein nahm. Hierbei kam er mit einem alten Fischer ins Gespräch, den er fragte, wieviele Jahre man an der Brücke gebaut habe. „Vier Jahre“, erwiderte der Alte. „In USA bauen wir so eine Brücke in vier Monaten“, prahlte der Amerikaner. „Schon möglich“, versetzte der Alte gelassen, „aber Sie wissen vielleicht nicht, daß zwei Fischer diese Brücke in ihrer Freizeit gebaut haben“.

Lieber Simplicissimus

(© Nickel



Oberbayern. Pfingsten. Herrliches Wetter. Auf dem Bahnsteig warten Menschenmassen. Der Zug fährt ein, ist im Nu besetzt, ja überfüllt — und noch immer stehen Menschenmassen, der Beförderung harrend, auf dem Bahnsteig „Wirklich ein Skandal!“ ruft eine wutende Stimme. „An einem solchen Tag ist nicht mal für genügend Wagen gesorgt!“

Der Beamte mit der roten Mütze betrachtet den
Tadler eine ganz Weile. Dann sagt er ganz ruhig:
„Wägen san g'nug da. Aber die Leut' san z'vuul!“

Hans hat zu seinem achten Geburtstag die Märchen „Tausendundeine Nacht“ geschenkt bekommen. Als er an das Märchen vom „Fliegenden Koffer“ kommt, klappert er entrüstet das Buch zu: „So ein Uffschneider. Von Bagdad nach Bengalen — jute 6000 Kilometer — will der in zwöölf Stunden jeflogen sein. Der denkt wohl, wir haben keene Ahnung, wat Fliegen heißt.“

[illegible][illegible]

An heißen Tagen
Chlorodont
- es reinigt und
erfrischt den Mund!

Gummi - 12 Stk. 100% Gummi
Lila (mit Pfefferminzöl)
B. Scheitler, 100% Gummi
Rote, 100% Gummi
Rote, 100% Gummi

Umsonst! 100% Gummi
Lila (mit Pfefferminzöl)
B. Scheitler, 100% Gummi
Rote, 100% Gummi

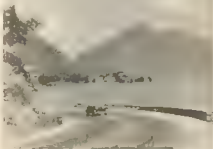
Zauber - 12 Stk. 100% Gummi
Lila (mit Pfefferminzöl)
B. Scheitler, 100% Gummi
Rote, 100% Gummi

**Was Im Simpel witzig und blitzt
Lange Im Gedächtnis sitzt,
Und war witzig probiert,
Auch Manches Angebot.**

Kommt nach Bayern —

ruft das Buch allen zu, die noch an ihren

Reiseland Südbayern



In allen Buchhandlungen zu haben!

Verlag Knorr & Schirb, München

Trialspielen lebden, und es gibt als gleich einen Vergleichswert von dem, was den Fremden zwischen Donau und Alpenwelt erwartet: Landschaftsbilder von bezaubernder Schönheit, Hüfle, Eene, Täler, Wälder, die Majestät der Berge, unwürdigen Höhen, Ausflüge in Grotto und Land, das bezaubernde Versteck, herrliche Grottenräume, herrliche Grottenräume, aber auch Ruhe und Erholung und ungeachtete Spornmöglichkeiten. . . Ein wunderschöner Kleibau, der hervorragend ausgestaltet, das neben der Schilderung von Natur und Kultur in weitem Maße auch den prächtigen Bedürfnissen des Reisenden Rechnung trägt. Die Draufbarkeit des Bundes wird noch erhöht durch Vervielfältigung der Vervielfältigung, der Berggästel und der Bergbahnen, ferner durch eine Karte der Vervielfältigung und eine große farbige Preisliste. Dazu 79 Bilder (darunter 4 Tafeln mit farbigen Grottenwiedergaben). Grottenform, 148 Seiten. Im Zusammenhang mit. RM. 3,50.

Wandlung einer Venus

(Karl Arnold)



„Brauch'n S' koa Modell Herr Kunstmaler?“ — „.....?“ — „Ja mei, d' Figur is halt mit da Zeit a bisserl ausanand' gangen, dafur hätt' i halt jetzt an guat'n Porträtausdruck.“

Wiedersehen mit dem Jugendfreund

„Wenn Du wirklich einmal nach Steinburg kommen solltest, dann weißt Du, was Deine heiligste Pflicht ist: Uns besuchen! Meine Frau und ich, wir wären Dir ewig böse, wenn Du vorbeiführst. Es kann Mitternacht sein, Du mußt uns aufwecken Wir werden Orgeln des Wiedersehens feiern!“ Also schloß mir mein Jugendfreund Paul, der in Steinburg Bezirksarzt war.

Gewöhnliche Menschen kommen nicht nach Steinburg. Ich kam hin, zwanzig Jahre nachdem ich meinen Freund nicht mehr gesehen hatte, aber schon vierzehn Tage nach seiner dringenden Einladung.

Ich kam nicht um Mitternacht, ich kam mittags um halb zwei Uhr, gegessen habend, höchstens auf eine Tasse Kaffee erpicht, ich kam im Wagen meines Veters, der in der Nähe zu tun hatte und der nicht mehr als eine halbe Stunde für die Orgeln des Wiedersehens bewilligen wollte.

Wir erfragten das Haus, eine geschmacklose, aber herzliche und von guter Praxis zeugende Villa, ich schellte, klopfenden Herzens, ob ich den Jubelstürmen der Begegnung gewachsen sein würde.

Eine Frau trat endlich aus der Tür, zweifellos die mir nur auf Grund eines Lichtbilds bekannte Gattin. Allerdings, das Bild war schon zehn Jahre alt. Sie fragte, über den Garten weg, was ich wollte. Den Herrn Doktor! Nicht daheim, kam es unwirsch zurück. Wann und wie und wo er zu treffen wäre? Heute nicht mehr. Ich gedachte, glühende Kohlen auf das Haupt dieses Weibes zu sammeln und nannte meinen Namen. Sie wird jetzt, wähnte ich, ja, was wird sie alles in ihrer Zerknirschung, in ihrem Jubel tun.

Sie sagte, alles über den Garten hin, ohne die Gittertür zu öffnen: Sol Mehr sagte sie vorerst nicht. Dann aber erklärte sie, daß sie leider schon gegessen hätten, daß sie stöbere und mich nicht ins Haus bitten könnte. Und ihr Mann sei zum Fischen. Nun, dann grüßen Sie ihn, bitte!

Ist recht! Meine Aufwartung war beendet, ohne Orgeln des Wiedersehens. Aber, dachte ich, die Frau kann sich freuen, wenn Paul heimkommt. Kaum meinen Namen gehört habend, wird er rasen, sie mit Vorwürfen überhäufen, sich in seinen Wagen werfen, den Telegraphen spielen lassen, die Gendarmen der umliegenden Bezirksamter verständigen — und am Abend werde ich im Triumph eingeholt sein und die Orgeln werden doch noch lällig.

Das Schicksal wollte uns Freunden aber noch viel wohler. Mitten auf der Strecke, bei einem male- rischen Dorf, rasen wir über eine Brücke — hehl! hehl! schreie ich und mein Vetter hau die Bremse hinein, daß es nur so schitz und knack!

An der Brücke steht nämlich, oder vielmehr halb- rechts an und unter der Brücke steht mein Freund Paul, Schulkamerad, Bankgenosse, Mitabsolvent, Regimentskamerad; was sage ich: Mitverschwore- ner, Eingeweihter, Aufgabenschieber, schwär- merischer Gefährte des Absolvat-Wahlspruchs: Licht, Liebe, Leben! Waffenbruder, Blutsbruder, Inbegriff unverwundbarer Treue, Jugend des Her- zens: Paul!

Ich stürzte aus dem Auto, ich eile auf ihn zu, die Überraschung könnte ihn töten, er könnte vor freudigem Schreck das Gleichgewicht verlieren und in den Mühltschuß fallen. Ich will rufen, aber er hat mich schon beobachtet, er winkt mit der Hand, er legt den Finger an den Mund. Ich bleibe stehen, wie erstarrt. Er blickt nicht auf. Dann sagt er, ohne Gruß, ohne irgendwelchen An- satz zu einer Orgie des Wiedersehens, nein, ver- weisend und gekränkt sagt er: „Belnah hätt' einer gebissen!“

Und ich sage: „Auf Wiedersehen!“ und „Petri Heill!“ Ich eile zurück, werle mich in den Wagen und rufe: „Los, fertig!“ Mein Vetter, schon in voller Fahrt, sagt: „Geil, er war es gar nicht!“

„Nein!“, sage ich, „er war es nicht; hat ihm eigent- lich nicht einmal ähnlich gesehnen!“ Eugen Roth

Die Postkutsche fährt wieder

(Wilhelm Schütz)



„Sehng's Schwager, des hab i mir glei denkt, daß sich dös mit den Autos net halten wird!“

Der verlorene Sohn

Von Bastian Müller

Es war während der ersten Freiwache nach der Austreise, die Elbe lag hinter der „Margarite“, die Kurs auf Schottland lief; alles war auch wieder vorbei.

Sie saßen in der dumpfen Messe und klopften von den Erlebnissen an Land. Einer fragte den anderen aus. Der alte Bootsmann fragte den jungen Martin, wie es nun zu Hause gewesen sei. Ja, das wollten sie alle wissen. Martin war der einzige von der Mannschaft, der ein „romantisches“ Leben geführt hatte; der einzige auch, der nicht Sohn eines Seemanns war. Martins Vater war aus dem Lande, irgendwo im Saureland. Er selber war ausgesirren, vor Jahren, hatte getrippelt, hatte sich, Gott wußte wie, nach drüben geschmuggelt. Er kam in Chile an Bord, als die „Margarite“ einen Mann brauchte, weil einer über Bord gegangen war bei der Reise um Kap Horn. Er hatte noch nie gefahren, arbeitete sich aber schnell ein. Als die „Margarite“ in Hamburg ankam, nach Monaten, musterte er nicht ab. Er nahm nur Urlaub, um nach fünf Jahren zum ersten mal nach Hause zu fahren. Erst glaubten sie, er käme nicht mehr an Bord; na, er war doch wieder gekommen und jetzt wollten sie wissen, was der Alte gesagt hatte.

„Mach deine Luke mal endlich auf, was hat dein Alter denn gesagt, als er seinen verlorenen Sohn in den Armen hielt?“ fragte der Bootsmann Hinrich. „Nichts“, sagte Martin.

„Ist ja kolossal viel!“ meinte Hinrich.

„Aber etwas ist schon passiert“, fragte Martin.

„Irgend etwas! — Ich meine, wenn so ein dankbarer Sohn, der einst bei Nacht und Nebel türmte, heimkommt, dann wird doch was passieren. Das ist doch nicht, als wenn einer für drei Stunden ubern Berg ging!“

„Nein, nein“, sagte Martin. „Gesagt hat er nichts. Aber etwas ist schon passiert. So 'ne komische Sache mit einem Bett. Ich weiß gar nicht, wie ich es erzählen soll.“

„Mit einem Bett?“ fragte Hinrich, und die anderen machten spitze Ohren.

„Ja, — aber das fing anders an. Nein... Na, ich hab von der ersten Nacht an. Also, ich hab dem Alten doch von Rotterdam geschrieben, daß ich dieser Tage in Hamburg wäre, und wann er dann wollte, so würde ich gerne mal nach Hause kommen. „Ne Karte, postalisch, genügte. Er schreibt nämlich nicht gern. Er ist so ein verlegelter Schweiger. Ich habe in meinem Leben keine tausend Worte mit ihm gesprochen; so strang und verschlossen war er; dabei so verbückt in eine Genussekelt; er und wir alle schliefen auf Strohsack, obwohl er doch ein selbständiger Meister ist und 'ne Stielmacherei hat. Na, die Postkarte war in Hamburg. „Warum fragst Du so. Wann Du Lust hast, komm. Dein Vater.“ Ich geh also erst nochmal in Hamburg 'ne Nacht übern. Dann, dann fahre ich heim. Ich hatte mich auf allerlei gefaßt gemacht; auf Vorwürfe, auf Aussöhnung, auf Aufforderung von jetzt ab zu Hause zu bleiben, auf alles mögliche.

Na, nichts. „Tag, Junge“, sagt der Alte. Es war Abend, als ich ankam, er saß in der Küche und trank sein Schnapschen, genau wie früher. Nur sagte er früher nie „Tag, Junge“. Das war das einzige. Meine Mutter, — na die geriet ein bißchen aus dem Häuschen. Sie briet 'ne Pfanne voll Kartoffeln mit Speck. Mein Alter fragt nur mal so nebenbei, was sie jetzt machen will. Ich sagte ihm, daß ich von jetzt ab bei der Seefahrt bleiben will, um nur Urlaub genommen habe.

„So“, hat er da gesagt. „Na, aber wir wollen morgen mal einen zusammen trinken.“ Das war alles. Ich denke, er ist nicht sehr begeistert von seinem Sohn, aber er ist auch weiter nicht nachtraglich.

„Du hörst mal“, unterbricht Hinrich, „du wolltest doch was von 'nem Bett verklaren. Wann kommt das denn?“

„Gleich“, sagte Martin. „Wir saßen am ersten Abend erst eine Stunde zusammen, da steht mein

Vater auf, sagt: „Nacht, Junge“, und geht ins Bett. Ich bleib mit der Mutter allein in der Küche. Es war wie früher.

Aber ich höre ihn nicht die knarrende Treppe raufsteigen. Und ich sehe, wie meine Mutter gauselpfeifend lauscht. Der Vater geht in die gute Stube. Meine Mutter lacht ein bißchen.

„Was ist los?“ fragte ich. „Schlafst ihr jetzt unten in der Stube?“

„Still“, sagt sie, „ich will dir gleich mal was erzählen.“

Sie wartet eine Weile, dann erzählt sie. Ich habe Augen dabei geklopft, wie ein Schöfflein. Na, meint ihr, was es für eine Bewandnis hatte mit dem Bett?“

„Du kannst einen verdammte gut hinhalten!“ sagte Hinrich. „Komm mal endlich damit über!“

„Also, als mein Brief ankam aus Rotterdam, da gerät der Alte so 'n bißchen durcheinander geraten sein. Er hat geflücht wie ein Rohrspatz und ist in seine Werkstatt gegangen und hat gesungen. Am Nachmittage ist er weggegangen, in die Wirtschaft zur „Schleierfale“ und hat sich einen angeblödt. Und da muß er telefoniert haben. In die Stadt. Jedenfalls ist nach zwei Tagen ein Mobelauto gekommen, mit einem neuen Bett. Meine Mutter hat gedacht, das sei wohl ein Irrtum, aber der Alte hat gesagt: „Es kommt in die gute Stube!“

„Was war es denn?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

Wenn er was sagt, das ist immer Befehl gewesen. Er ist da wie ein Kapitän. Meine Mutter hat auch gefragt, warum er das Bett gekauft hätte; ein Bett für hundertundeckzig Mark!

„Für den Jungen“, hat er gesagt. Ohai — Und er hat es ausprobiert wollen — und dabei ist es dann geblieben!“

„Na — und weiter?“ fragte Hinrich.

„Nichts weiter. Er hat sein Liebtog auf 'nem Strohsack gelegen; da muß es denn wie ein Paradies gewesen sein, als er in dem neuen Bett mit den klüftigen, weichen Matratzen gelegen hat. Ich hab am zweiten Tag mal heimlich versucht, wie sich auf sowas liegt. Wie auf lauter Schlagnesche. Alles gefodert und mit Roßhaar! Es muß zu viel für ihn gewesen sein. Es muß ihn weich gemacht haben; er konnte nicht mehr auf dem Strohsack schlafen. Das hat er mir verraten, als wir beide etwas angeholet spät in der Nacht von der „Schleierfale“ heimwankten. „Nimm's mir nicht übel“, hat er gesagt, „aber wo du doch nicht bleibst!“

„Junge“, lachte Hinrich, „da hat er aber mächtig viel für dich getan!“

„Laß mal, der meint gar nicht, was das bedeutet. Ein neues, welches Bett für den ausgerissenen Sohn, auch wenn er nicht darin geschlafen hat.“

„Ja, ja“, sagten die anderen.

„Und die Mutter?“ fragte Hinrich, „die hat sich einen gegnigt?“

„Hie sie, obwohl sie ja traurig war, daß ich nur für paar Tage blieb. Aber jetzt wird sie wohl auch selig schlummern; ich hab nämlich meine Heuer zusammengekratzt und ihr auch so 'n Bett bestellt. Es muß heute angekommen sein...“

„Was war es denn?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

„Ein Bett“, sagte sie. „Ein Bett, das ich nicht mehr haben wollte.“

„Ein Bett?“ fragte ich.

Ich stehle ein Auto

Von Josef Robert Harrer

Begleiterin in das Badezimmer eilte. Ich hörte sie reden. Das Wasser plätscherte, ein Stroifen eines hüllenlosen Körpers zeigte sich im Spiegel, eine Stimme sagte:

„Einen Augenblick, ich komme sofort!“

Die Türe schloß sich, das heibliche Bild im Spiegel verschwand; das Wasser plätscherte weiter. Ich hörte wieder meine kleine Dame sprechen; die andere Stimme erklang:

„Einen Augenblick noch!... So laß doch, ich bin ja sofort fertig!... Nein, so geh doch, laßte doch dem Herrn Gesellschaft! Was wird er sich nur denken?... So geh doch schon... Aber Susi, wir haben doch den Herrn nicht so lange warten lassen!“

Die Stimme war allerliebste. Ich näherte mich der Türe und lauschte. Es war eine ungewohnte Sache, hinter der Türe badete ein reizendes Mädchen, dann war eine solche Stimme hatte, der — Ich hatte ja den Rücken bereits im Spiegel gesehen. Die beiden Mädchen sprachen nun leiser. Sollte ich überraschend eintreten? Ich überlegte noch eine Minute, dann drückte ich die Klinke nieder.

Ich machte einen Schritt in das Badezimmer. Ich erstarrte. Das Wasser plätscherte in eine Wanne, in der kein Mädchen saß. Ein Grammophon spielte eine Melodie, eine kleine Klänge.

„Nur noch eine Minute, mein Herr!“ Ich bin sofort —

Ein Fußtritt brachte Schweigen. Ich wollte aus dem Zimmer eilen. Die Türe war versperrt. Ich läutete Susi. Blum kam und mich befreite, waren zehn Minuten vergangen.

Ich stürzte die Treppe hinab. Ich stürzte aus der Halle.

Mein Auto war verschwunden; genau gesagt, war es ja gar nicht mein Auto gewesen, das verschwunden war; es war das Auto, das ich selbst gestohlen hatte.

Da schlich ich mich fort. Ich hatte Minderwertigkeitsgefühl; mein erster Versuch, die Gefühle eines Diebes zu erleben, war kläglich geendet.

Nein, ich werde nie mehr versuchen, mit der Polizei in Berührung zu kommen. Das Zeug zum Verbrecher habe ich nicht; dazu bin ich zu dummi!

VERLAG UND DRUCK: RÖHR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltzsch, München. Der 51. Jahrgang erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreis: Einsemmer 4 RM.; Abonnement im Vierteljahr 8 RM. 510. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937, D. 8. K. V. 32-1935. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. Anzeigen-Schließung und Verlagsänderungen: Sandberger Str. 60, 1295, Hirschberg-Kontor AG, Berlin.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Moraw. Wien I, Strückfeld 11.

Zu neuen Ufern

(Rudolf Sieck)



Hier ist gut sein . . . gut sein . . . Aber über dem See,
fern dort drüben, hinter dem blau verhangenen Tor,
steht da nicht des Glücks bienenumsummter Klee
holder duftend vielleicht, bräunlicher noch im Flor?

Hat deine SENSE je, je sich genug getan?
Einsam schürfend wandert sie weiter von Ort zu Ort . . .
Auf denn und hinüber, viel befahrener Kahn,
daß zum flüchtigen Hier werde das lockende Dort!

Dr. Wielgaf

Störungen

(K. Haagenstaedt)



„Weißt du, Otto, wenn man verliebt ist, sollte man eigentlich zu Hause bleiben — die Natur lenkt immer wieder ab!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KHORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verregnete Sommerfrische

(F. Thöny)



„Wirklich hübsch, diese Aussicht auf den Fluß.“

„Sie, Herr Doktor, des is' fei' unsere Kurpromenade!“

Rhinologisches

Von Ratatösk

Zumeist verhält es sich beim Publio
im Hinblick auf die wertere Nase so:
sie darf das Holde, muß das Ueble riechen.
... Mir liegt es ob, mich schamvoll zu verkriechen.

„Warum, o Freund?“ — Nun, weil mein Riechorgan
hier nicht so pünktlich unterscheiden kann.
Was stinkt, was duftet, wird nur unvollkommen
von ihm zur Kenntnis und Notiz genommen.

Das ist, von Fall zu Fall und je nachdem,
ein großer Vorzug oder unbequemer ...

— „So tröste dich mit Nietzsche: deine Nase
steht jenseits jedenfalls von Gut und Böse.“

Geheime Mottenkunde

Wenn ich im Sommer verreise, bleibt die Wohnung nicht allein. Meine Motten bleiben zu Hause. Ich bin überzeugt, die Motten freuen sich jedesmal sehr auf meine Ferien. Ich störe sie zwar sonst auch nicht, aber man ist doch ganz gern mal unter sich. Der Mottenkönig sagt gewiß am Tage meiner Abreise zu seinen Untertanen: „Kinder, der Alte ist jetzt fort, nun aber an den Wintermantel. Hoffentlich hat der Kerl den alten Pullover nicht mitgenommen. Ich kann euch sagen, der ist eine Delikatesse, gerade richtig im Geschmack. Ich habe davon gekostet, neulich hat er ihn mit Tomatensuppe bekleckert, und Wollie in Tomatensode ist mein Leibgericht.“ So oder ähnlich wird der Mottenkönig wohl sprechen, wenn er es überhaupt für nötig hält, in seinen Kreisen übers Essen zu reden.

Jetzt höre ich die Naturwissenschaftler aufbrausen: der Mann versteht ja nichts von Motten. Motten fressen überhaupt nicht, die sind nur zur Fortpflanzung da, die Maden sind's, die vom Pullover naschen.

Weiß ich, weiß ich, aber ich wollte die kleinen Schmetterlinge reden lassen, bei Maden lüde ich das stilllos.

Am wenigsten lieben es die Hausfrauen, wenn sich die Motten aufnähren, denn schließlich hat man seinen Pelz zum Eigengebrauch und nicht zum Mittagessen für Artfremde. Deshalb motten sie im Sommer ein, und deshalb riechen die Herren, wenn sie in der warmen Jahreszeit sich zur Hochzeit oder zu einer anderen Feierlichkeit im Frack verkleiden, immer so stark nach Naphthalin.

Gottlob gibt's vieles, was die Motten nicht mögen, z. B. alte Zeitungen. Deshalb liegen in meinem Kleiderschrank im Sommer immer alte Zeitungen. Oder sollten die Motten gerade an ihnen Freude haben und bei der spannenden Lektüre das Fressen vergessen? Wer kennt sich bei den Motten aus? Da hab ich z. B. einen alten Smoking, den rührt keine Motte an, der bleibt ewig auf ihrer Speisekarte ungestrichen. Wenn ich Mottenmade wäre, ich hätte ihn längst gefressen. Ich weiß nämlich, daß auf der linken Brust irgendwo tief im Verborgenen Pilschibowle schlummert, die eine durchaus sympathische Dame mir einmal dahin goß. Aber vielleicht mögen Motten keine Pilschibowle, und es ist sogar möglich, daß man Pilschibowle als Mottenschutzmittel verwenden könnte. Aber auch das weiß ich nicht.

Wenn so ein kleiner Schmetterling herumfliegt, dann geraten alle weiblichen Wesen in Aufregung und schlagen nach ihm. Gelegentlich treffen sie ihn außer zerbrechlichen Gegenständen sogar. Frauen hassen die Motten wie Seelente die Heilsche. Es ist ein alter Erbhaß zwischen dem Weibe und der Motte. Ich habe mir sagen lassen, daß die Motten, die herumfliegen, ganz unschädlich sind. Es sind nämlich nur die Männchen, und auch bei den Motten sind die Männchen ganz harmlos, weil sie keine Eier legen. Ja, die Weibchen, die sind gefährlich, aber die fliegen nicht herum, die liegen ganz harmlos irgendwo im Dunkeln und vermehren sich. Wenn also die Frauen ihre männermordende Tätigkeit ausüben, so ist das nur eine symbolische Handlung.

Ich habe gelesen, daß die Motten am behaarten Kopf erkenntlich sind. Also, wenn Sie mal so einen kleinen Schmetterling mit einer Glätze herumfliegen sehen, so ist das keine Motte und Sie brauchen ihn schon aus diesem Grunde nicht zu töten. Aber natürlich, darauf schreiet wieder niemand und die Frauen erlegen Behaarte und Unbehaarte.

In Alaska soll es keine Motten geben, doch wer kann schon jedesmal, wenn er verreist, seine Kleider nach Alaska schicken, die Verbindungen dorthin sind doch recht umständlich.

Soviel also habe ich über die Motten in Erfahrung gebracht, und wenn man bedenkt, in wie engen Beziehungen wir zu diesen Haustieren leben, ist das herzlich wenig. Man möchte doch gerne statistisches Material haben. Man möchte wissen, wie lange eine Mottenlarve braucht, um eine englische Homespunjacke aufzufressen, gefüttert und ungefüttert. Man will doch was von Spitzenleistungen hören. Ich will wissen, ob Flanel für Motten leichter verdauulich ist als Fresko. Na und dann: Haben sich diese Tiere schon auf Zellulose umgestellt? Ach, es gibt noch soviel dunkle Punkte im Leben dieser treuen Haustiere.

Foltzick



Der guterzogene Hund



„Tja, Papa, sowas lässt sich telefonisch nicht erledigen.“



„Lügen sind wie Seifenblasen, der Wind trägt sie in alle Richtungen, aber sie halten nicht und platzen. Das wäre gut, wenn nicht ein ständiges Lügen auch Granaten zum Platzen bringen könnte.“



Schwermut: „Nirgends auf der Welt fühlt sich doch der Mensch so einsam, wie in einem Strandkorb, in dem man zu zweit Platz hätte!“

Sizilianisches Zwischenspiel / Von Carl Conrad

Die ganze Fahrt über war alles glatt gegangen, der neue Wagen bräute „nur so“ dahin, die Eltern waren glücklich, der Vater stolz und schwärmte für Rom, die Mutter mehr für Neapel. — Joachim, der hoffnungsvolle Sohn, dachte ansonsten an nichts als Sizilien. So mußte es denn passieren, nicht weit von Castellmare. Es war ihre merkwürdig lebhafteste Bewegung vor dem azuren Himmel, dem Fieber-Süden-Sündenhimmel, und Joachim war neunzehn Jahre, Primaner, und bis dahin immer zu Hause in Berlin gewesen. Mit kleinen Mädchen ging man brav spazieren und gelegentlich zum Tanzen, irgendwo unter Bäumen an den Seen, nachmittags. Aber das war, wie gesagt, in Berlin, und hier war Stillen, und sie stand so schlank und wunderbar gegen den Himmel, wie es das sonst nur in Träumen oder Filmen gibt. Joachim wollte gerne ein braver Junge sein, zu was sollte das „Ganze“ auch führen, in acht Tagen würde man Sizilien verlassen. Er würde es so bald nicht wiedersehen, vielleicht nie. Da er nun in Mittagsgut, zum Ersatz für heimliches Redfahren, jugendlich-begierig, sich ausbleig zu ermüden, bergauf und -nieder lief, — was konnte er anders erwarten als hinaufallen längelang mit einem schrecklichen Krachen im Schidel, als würde er aufgeknackt? Hüte sie Ziegen? Jedenfalls waren, als er wieder zu sich kam mit ihrer Hilfe, Ziegen in der Nähe, ringsherum, schwarze Bergziegen, zeitig, eine ganze Menge. Ein paar von ihnen starrten ihn an, die Hüfte verdreht. Nicht lange. Sprangen weiter. War ihnen wohl ganz unbedeutend, das nicht ganzelüber, gewiß. Carlotta hatte ausdauerndes Interesse für Joachim, augenscheinlich.

Carlotta ihren Namen sagte sie ihm eine Stunde später. O ja, so lange unterhielt sie sich. Ein Hitzschlag wohl, ein Sonnenstich, wie tot habe sie ihn gefunden, quer über den Felsblock ausgestreckt. Aber in der Nähe sei eine Quelle zwischen Gestein im Schatten, kühl, klar. Sie habe sich einen Fetzen aus ihrem Kleid gerissen, als Kompresse, hier. Sie zeigte, wo sie ihn herausgerissen; es waren überhaupt nur Fetzen, die ihre kräftigen Glieder mehr ent- als umhüllten, im heißen Winde flatternd wie Flammen. Sehr malerisch. Nun, dann sei der junge Herr zu sich gekommen, den kühlenden Verband auf der

Stirn, und sie habe sich so gefreut. Diese Bewegung, ungehemmter Ausdruck der Freude, war das erste, was er von ihr gesehen hatte, als er aus der Ohnmacht erweckte — ihre traumhaft lebendige Gestalt schwingend aufgeweckt vor dem hohen, blauglühenden Fieberhimmel, mit halb seitwärts gedrehtem Leib, als wolle sie zu tanzen beginnen, — die Tarentella wohl.

Inzwischen erzählte sie lebhaft von ihrem Leben. Armut. Weiskind. Wohnte bei einer Art Gemeindevorsteher oder Bürgemeister. Hüte die Ziegen schon viele Jahre, so lange sie denken konnte. Ob er das Meer rauschen höre? Sie schwimme so gern. Ob er Lust habe, mit ihr hinauszuschwimmen? Heute noch nicht, er fühle sich noch zu schwach, es sei doch immerhin ein heftiger Sonnenstich gewesen, eine tiefe Ohnmacht, — morgen jedoch gerne. Wann? Zur gleichen Zeit. Und am gleichen Platz. —

Während Joachim die ganze Zeit damit beschäftigt war, entschlossen zu sein, das mehr als seltsame und eigentlich ganz ungebührliche „Rendezvous“ zu ignorieren, — suchte er eifrig nach seinem kleinen Badoischen, das die Mutter natürlich aufgeräumt hatte, auf irgendeinem Balken des Hotels zum Trocknen aufgehängt. Und es, aufgerollt wie einen kleinen schwarzen Aal unter dem Arm, lief Joachim trotz stehender Sonnenhitze und über Erfahrung von gestern über Geißel und Hänge zum Ziegenwäldchen hinauf, und alle Ziegen hoben die Köpfe, nicht lange, aber Carlotta lief lachend auf ihn zu. Sie gingen ganz richtig miteinander zum Strand hinunter, als sei sie Irma Strack oder Bri Oswald (mit dem Spitznamen „spionische Brigantine“) aus Berlin gewesen, und nicht eine sizilianische Ziegenhirtin mit ein paar Augen, er wußte nicht wie, und malerischen Fetzen um den Leib und einem „Horizont“, nicht weiter als ihre Augen reichten.

Und siehe, während er sich, zum Zwecke verstoßenen Umkleidens, in einem dürtigen Gestrüch verbarg, hörte er schon ihr Lachen, Rufen, Plätschern vom Wasser her. — Unerfahrene, herrschter Freude am Element, seiner Milde, Glätte, liebkosenden Weichheit und frischen Kühle, — das zerte Joachim immer noch an seinen Kleidern herum. Aber denn endlich hinaus, schon so weit draußen war sie, es wurde

ein wildes Wetschwimmen, erschöpfend und belebend, entspannend und erregend zugleich, zuletzt ein wüstes Geheize dem Strande zu, — was hatte sie im Sinn? „Komm!“ rief sie, „so komm doch, du Lämmlein!“, und lachend, als würde sie gekitzelt, und heftig atmend von dem Gejage warf sie sich vor ihm in den Sand. Ein Leib, der noch ein Leib war, nicht nur die schematische Andeutung davon. In kühnem Schwung sich vorwölbbende Hüften, eine bei aller Jugend üppig blühende Brust. Braun, fast schwarz von Sonne, glatt und noch vom Wasser glänzend, gleich die in sich blühender Spannung hingestreckte Gestalt einer barbarischen Plastik aus blanker dunkler Bronze.

Nun zögerte Joachim. Fand den Aufschwung nicht, hatte den „Anschluß“ verpaßt wie ein Nüchtern in einer Gesellschaft von Beschwipsten, verschob zögernd auf den nächsten Tag, tröstete sich mit alten Sprüchen: was nicht ist, kann noch werden. —

Aber dann, kaum vierundzwanzig Stunden später, hatte er immer noch keine Antwort gefunden auf die Frage, weshalb eigentlich er sich so unsicher fühlte. Nun, es hätten sich allenfalls noch Erklärungen finden lassen, aber er hatte, darüber hinaus, ein ausgesprochen schlechtes Gewissen, — als ob er im Begriff sei, etwas grob Ungebührliches und völlig Unverantwortliches zu tun. Und so schlich und pürschte er sich auch heran, leise genug, um Carlotta sein Kommen überhören zu lassen. Er beobachtete die Ahnungslose durch schütteres Gebüsch; sie war dabei, sich die Nase zu — nun, wie sollte man es auf halbwegs anständige Art ausdrücken? — zu schneuzen, zu schneuzen, zu putzen — und wußte Nichts etwa unter gebildeter Zuhilfenahme eines Taschentuches, nein, auf die dankbar wildeste und unzivilisierteste Art, mit Hilfe starken Ausatmens und des Handrückens, der sich wiederum des Unverwundten durch heftig schlanken Bewegungen unwürdig entledigte.

Das war zu viel. Joachim schlich davon und begann, außer Hörweite, sogar zu laufen. Um Carlotta nie — oder am nächsten Tage um so gewisser — wiederzusehen. Wer wollte das wissen? Wer möchte, bei so jungen Menschenkindern, verantwortlich prophezeien?

Der glückhafte Selbstmörder

Von A. S. Green / Deutsch von Hans Ruoff

Mittags erhielt ich von der Filmgesellschaft „Gigant“ die Benachrichtigung, mein Angebot sei angenommen. Meine Frau schlief. Die Kinder waren bei den Nachbarleuten. Nachdenklich betrachtete ich Felicia, betäubt lauschte ich ihrem hastigen Atem — und ich mußte mir sagen, daß ich vernünftig gehandelt hätte. Einem Mann, der nicht einmal fähig ist, seiner kranken Frau die Arznel und seinen Kindern die Milch sicherzustellen, geschieht es ganz recht, wenn er sein Leben verkaufen und verlieren muß. Der Brief von der Direktion der „Gigant“ war so geschickt abgefaßt, daß nur ich allein seinen Sinn verstehen konnte. Hier ist er:

„Sehr geehrter Herr!

Die von Ihnen genannte Summe konveniert uns durchaus. Wollen Sie bitte die Güte haben, um neun Uhr abends in die Plunzstreet 217, Wohnung 73, zu kommen. Für die unabänderliche Lage, in die Sie zu geraten wünschen, und eine entsprechende Szenerie, die Ihnen wohl zuzugewandt ist, ist Vorsorge getroffen.“

Eine Unterschrift fehlte. Ich zerbrach mir eine Weile den Kopf, wie ich in besagter „unabänderlicher Lage“, das heißt mit einer Kugel im Schädel, mich vergewissern konnte, ob die „Gigant“ ihre Verpflichtung einhält, meiner Frau die geforderten zwanzigtausend Dollar auszuzahlen. Doch kam ich alsbald zu dem Ergebnis, dies alles werde sich in der Plunzstreet schon noch aufklären. Ich nahm mir also nur das eine vor, mich nicht ohne sichere Handhaben in die Eleusinischen Grotten zu begeben. Nach diesen Erwägungen legte ich die letzten in meiner Tasche trauernden Kupfermünzen auf den Tisch und schrieb folgendes Zettel:

„Liebe Felicia! Da Deine Krankheit unglücklich ist, habe ich mich entschlossen, mich nach Arbeit auf den Gemüsfeldern umzusehen. Mach Dir keine Sorgen um mich. In spätestens einer Woche werde ich zurück.“

Dan Rest des Tages verbrachte ich, bald unmerklich, bald auf eine Bank sitzend, in den Anlagen und am Hafen. Meine Aufregung war so groß, daß ich nicht einmal Hunger empfand. Ich malte mir die Verzweiflung und Trauer meiner Frau, wenn sie schließlich die Wahrheit erfahren würde. Als ich gerade meine Gedanken dem Problem des „Lebens nach dem Tode“ zuwenden wollte, setzte sich ein Mann neben mich auf die Bank. Ich erkannte in ihm sofort meinen alten Freund Boots, den ich rund fünf Jahre nicht mehr gesehen hatte.

„Du scheinst sehr zerstreut geworden zu sein, Boots“, sagte ich zu ihm. „Erkennst du mich denn nicht?“

„Ach, ja!“ rief Boots aus. „Aber was ist denn mir dir los, Ettis? Du siehst ja so blaß, so heruntergekommen aus!“

Ich erzählte ihm alles, auch das von der Abmachung mit der „Gigant“.

„Du machst dich über mich lustig!“ sagte Boots stürmisch.

„Aber nein!“ doch, ich teilte der Firma mit, daß ich mich erschließen wollte, und machte ihr das Angebot, meinen Selbstmord gegen ein Honorar von zwanzigtausend Dollar zu filmen, um dann die Aufnahme irgendwo zu verwerten. Ich habe es satt, zähneknirschend weiterzuleben.“

Boots bohrte seinen Stock mit einem halben Fuß tief in die Erde. Seine Augen nahmen einen wunden Ausdruck an.

„Du bist ein Esel!“ sagte er unwirsch. „Aber die Herren von der „Gigant“ sind zum mindesten Schuftel Wie, die Kurbel des schändlichen Kastens kaltblütig vor einem durchschossenen Kopf drehen?“ „Nein, ich werde dich nicht hingehen lassen. Gib mir die Adresse dieser Halunken. Ich selber will statt deiner hingehen — sie wissen in nicht, wie du aussiehst.“

„Nanu? Willst auch du dir das Leben nehmen?“

„Laß das meine Sache sein. Jedenfalls speisen wir morgen gemeinsam im Cerebraln auf Mittag.“

Wenn... Aber... Irgendwie... Das Geld...“

Ich erörtere, Boots pflegte stets Wort zu halten, mein Mißtrauen hatte ihn ungeheuer beleidigt. Er schmolte. Drei Minuten lang sprach er kein Wort. Dann beruhigte er sich und hielt mir die Hand hin.

„Einverstanden oder nicht?“

„Gut“, sagte ich, „wie aber willst du dich aus der Affäre ziehen?“

„Kopfhorn, Jungel Nein, Spaß beiseite Ettis, gib mir die Adresse. — Danke. Auf Wiedersehn! Mir bleiben nur noch vier Stunden Zeit. Geh nach Hause, mach dir keine Sorgen um mich und satz' ein Verzeichnis der dringlichsten Einkäufe auf.“

Wir trennten uns. Ich hatte das Gefühl, es hätte ich mein ganzes Vermögen einem Manne anvertraut, der auf einem lecken Schiff auf stürmische See hinausfährt. Wie hätte ich seinen Vorschlag nur annehmen können! Seine geheimnisvollen Berechnungen konnten doch fehlschlagen! Selbst ist der Mann — so hatte ich denken sollen.

Eine halbe Stunde darauf war ich zu Hause. Meine Frau war aufgestanden und saß weinend vor meinem Zettel. Sie konnte mir die „Arbeit auf den Gemüsfeldern“ nicht verstehen. Ich sagte, ich hätte keine Arbeit gefunden. Schließlich versöhnten wir uns und schliefen innig umschlungen ein. Mir träumte von gebratenem Fisch und Makaroni mit Pilzen. Ich erwachte von dem lauten Ausruf meiner Frau: „Oh, die herrliche Zwiebelpastete!“ Die Ärmste träumte von ähnlichem wie ich selbst.

Plötzlich klingelte es, und zwar so energisch, als stünde draußen ein Briefträger, Polizist oder Bote. Ich machte Licht und ging an die Tür. Ein Mann in langem Ledermantel trat ein und fragte meine Frau:

„Sind Sie Felicia Ettis? Hier ist ein Brief für Sie.“ Dann verneigte er sich und ging so schnell wie der hinaus, daß wir ihn nichts mehr fragen konnten. Felicia riß den Umschlag auf und mußte sich vor Erstaunen auf den Betrand setzen: In der einen Hand hielt sie ein Packchen Tausenddollarnoten, in der anderen einen Brief. Ich nahm ihn ihr aus der Hand und las:

„Sehr verehrte gnädige Frau! Ihr Herr Gemahl hat sich in Gegenwart eines alten Freundes, dessen Name für Sie belanglos ist, das Leben genommen. Tief gerührt durch Ihre unglückliche

Lage, bitte ich Sie, aus meinem Überfluß den Betrag von zwanzigtausend Dollar annehmen zu wollen. Die sterblichen Reste wurden in das St.-Nikolaus-Hospital überführt.“

Die Jähle Gewißheit, daß Boots nun tot war, traf mich wie ein Schlag. Ich konnte mir den Empfang des Geldes beim besten Willen nicht anders erklären. Dennoch erwog ich alle Möglichkeiten eines glücklichen Ausganges der Sache für Boots.

Ein erneutes Klingeln ließ mich an die Tür stürzen. Wie erwartet, war es diesmal Boots. Krampfhaft schloß ich auf, und ich sah in der Brust der Erleichte und erzählte uns sein Erlebnis: „Punkt neun Uhr stand ich in der Plunzstreet vor der Herr. Ich mußte ein freundlicher, beleibter alter Herr. Ich war in Lumpen gehüllt, meine Augen waren von Zwiebelsaft gerötet, es hätte ich den ganzen Tag geweint. Bei einer Tasse vorzüglichen Kaffees führten wir folgendes kurze Gespräch:

„Sie wollen sich also das Leben nehmen?“ — „Ich habe den sehnlichsten Wunsch danach.“ — „Das ist zwar sehr betörend, aber ich bin dafür, daß jeder Mensch seinen letzten Willen haben soll.“ — „Wären Sie einverstanden, im Kostüm eines Marquis zu sterben?“ — „Es wird wohl schöner aussehen als das meine.“ — „Dann noch etwas: Paß... und Vollbart.“ — „O nein! Das Kostüm ist mir ja gleichgültig, aber das Gesicht muß ganz unverändert bleiben.“ — „Schon gut... Ich hatte Sie nur fragen wollen.“ — „Dann, etwas Schriftliches, wenn ich bitten dürfte.“ — Sie verstiegen...

„Ich schrieb: Ich bitte, niemandem die Schuld an meinem Tode zuzuschreiben. Ettis! Ich übergab ihm den Zettel. Darauf vereinbarten wir noch, daß das Geld unverzüglich an meine Frau, das heißt an die deine, geschickt werden sollte. Der alte Herr zauderte nicht, aber dann legte er das Geld in meiner Gegenwart in einen Umschlag und schickte es durch einen Boten fort.“

Jetzt paßt auf, was weiter geschah. Mein führte mich in einen Garten, der von großem Schöne-herlichkeit überflutet war. Dort ließ man mich unter einer riesigen Sessel Platz nehmen. Vorher hatte ich mich ächzend in die getier- te Kleidung eines Marquis gezwängt. Vier Schritte von mir entfernt stand der Operateur mit seinem Apparat. Er und der Alte erschienen mir nicht sonderlich blaß, ihr Verhalten war ein offenkundig rein natürliches.

Bevor ich mich zu sterben anschickte, stülpte ich eine Perücke über, unter der ich eine mit Rot- wein gefüllte Gummiblase versteckte. Die mit Wachs verschlossene Öffnung der Blase befand sich an meiner rechten Schläfe.

„Leben Sie wohl, mein Freund“, sagte der alte Herr, „und nun los, Michael!“

Der Operateur begann sofort zu kurbeln. Ich verdrehte die Augen, setzte den Pistolenschuß in die Schläfe und feuerte eine blinde Ladung ab. Der Wein rieselte sofort heraus, ich war leicht zer- stört, griff mit den Händen in die Luft und mimte mit geschlossenen Augen alle Stadien des Todeskampfes, wie sie mir gerade einflehen.

„Näher ran!“ brüllte der Alte dem Operateur zu. „Grobtaunahme des Gesichts!“ Schließlich ließ ich den Kopf auf die Brust herabsinken und verlor gewissenhaft in Regungslosigkeit. Dann richtete ich mich plötzlich auf und gab mit dem monstru- sen beiden Männer starten mich schlotternd an.

„Gluten Sie doch nicht so!“ sagte ich. „Wenn schon Sie hier aus nächster Nähe an meinen Tod geglaubt haben, so wird das Publikum ihn erst recht gläubig finden.“ Darauf verneigte ich mich und ging fort.

„Und sie machen dir keine Vorwürfe?“ fragte ich. „Sie selber ein Zeugnis der Unmenschlichkeit ausstellen!“ — das ginge doch zu weit. Mein Ge- wissen ist rein. Ich habe einmal mit eigenen Augen gesehen, wie ein Mann sich wirklich er- schoss — das war nicht im geringsten effektiv, muß ich dir sagen. Er drückte ab und fiel einfach um. Nachmachung wirkt stets wahrheitsgetreuer als das simple Leben. Aber die Herren von der „Gigant“, lieber Freund, sind noch nicht reif ge- nug, dies zu begreifen.“

Der Volksempfänger läuft

Von Dirke Paulun

Sie hat zwecks Fühling mit der Welt den Volksempfänger angeheilt.

Er singt und jagt von früh bis spät.

Wie warm es ist, wie stark es weht.

Was einer soll, was fern und nah
gehört und grade erst gehöh
und was wohl morgen werden mag ...

Er titilliert

und jubiliert

den lieben langen Tag.

Das allermeiste hört sie nicht.

Tut — es ist schön, wenn jemand spricht,
wenn jemand singt, wenn jemand lacht,
wenn jemand nur Gefühle macht.

So löst er nun die ganze Zeit
als Tröster ihrer Einsamkeit
von Stundenshlag zu Stundenshlag ...

Er titilliert

und jubiliert

den lieben langen Tag.

359



„Merkwürdig, Olga, niemand raucht hier Pfeife und hat im Lokal den Hut auf dem Kopf! Sollte es vielleicht noch ein anderes Garmisch geben!“

Verlorene Liebesmühe

Von J. H. Rösler

Zum vierten Male las Eusebius Zwirbelpietz den Brief aufmerksam von Anfang bis zum Ende. „Mein armer Freund“, las er, „noch einmal rufe ich Sie auf, ein Mann zu sein! Das, was Ihre Frau treibt, spottet jeder Beschreibung! Nicht nur, daß sie in allen Geschäften der Nachbarschaft Schulden über Schulden macht, sie heißt auch Dinge mitgehen, die ihr nicht gehören und die sie nicht kauft. Mit einem Worte: sie maust wie ein Rabe! Wenn es aber nur dies wäre! Sie verleumdet auch jeden Menschen in der unverschämtesten Weise, am meisten Sie selbst, ihren Gatten. Sie erzählt überall, sie würde von früh bis abends geprügelt, sie bekäme nicht satt genug zu essen und mit ihrer Männlichkeit sei es auch nicht weit her. Was mich aber heute veranlaßt, zum achten Male zur Feder zu greifen, ist die neue Tatsache, daß Ihre Frau drei neue Liebhaber hat, sich täglich mit allen dreien hintereinander trifft und Sie — wie man so sagt — nach Strich und Faden betrügt. Die Spatzen pfeifen es bereits von den Dächern, nur Sie, armer Freund, scheinen von alledem nichts zu merken! Ich bedaure Sie! Sagen Sie ein Mann und handeln Sie. Ein Wohlgelesener.“

Eusebius faltete den Brief sorglich zusammen, ließ sich einen Umschlag geben und adressierte dieses Schreiben an einen gewissen Herrn Albin Meischke. Er kannte Herrn Albin Meischke nicht, hatte ihn auch noch nie gesehen, sondern die Adresse zufällig in einem Zeitungsinsert gefunden. Aber wenn sich einer zum Schreiben berufen glaubt und er hat keine Gelegenheit zum Schreiben, dann sucht er sich eine. Eusebius Zwirbelpietz schrieb anonyme Briefe, wie einer Briefmarken sammelt oder Maikäfer fröhstückt. Es war sein Sport, sein Steckpferd, das ihm nicht nur eine literarische Befriedigung gewährte, sondern darüber hinaus seiner Phantasie die Möglichkeit gab, sich in den unheimlichsten Folgeerscheinungen der Briefe zu tummeln, gleichsam Schicksal zu spielen in unbekannten Familien.

Drei Tage später lernte er Herrn Meischke kennen. Er saß im Stadtpark auf einer Bank und ließ seine Gedanken grasen, da kam plötzlich ein Herr im schwarzen Mantel und steifen Hut auf ihm zu, sagte: „Gestatten?“ und nahm mit finstern Gesicht neben ihm Platz. Dann zog er eine Brieftasche hervor, entnahm ihr einen Brief und begann ihn zu lesen. Eusebius Zwirbelpietz lief es eiskalt über den Rücken, denn er sah, daß dies sein Brief war, den er vor kurzem an Herrn Albin Meischke geschrieben. Der Fremde nahm also

diesen Brief und begann zu lesen. Wie erstarrte Eusebius Zwirbelpietz aber, als er das Gesicht des Mannes immer breiter und vergnügter werden sah, wie sich sein Bauch in heftigen Stößen hob und senkte und Meischke plötzlich in lautes und heftiges Lachen ausbrach, sich auf die Schenkel klopfte und vergnügt schrie:

„Köstlich! Köstlich! Einfach wunderbar!“ Und ehe sich Eusebius vom ersten Schreck erholen konnte und das Weiße gesucht hatte, drehte sich der Fremde zu ihm und sagte: „Wissen Sie, das ist eine großartige Sache! Das wird auch Ihnen Spaß machen! Da schreibt mir seit Wochen irgendwo so ein Trottel, daß meine Frau mich betrügt!“

„Ach: Sehr interessant!“

„Mit drei Männern gleichzeitig! Das ist famos!“

„Finden Sie“, sagte Eusebius, „wenn mir das einer schriebe, so auf die leichte Schulter würde ich es nicht nehmen. Etwas Wahres ist immer dabei. Und Sie können noch darüber lachen?“

„Freilich kann ich darüber lachen!“

„Warum? Wieso?“

Da sagte Albin Meischke vergnügt: „Weil ich gar keine Frau habe und nicht verheiratet bin.“

Am einsamen Strand

K. H. 10. 1903



„Sag mal, willst du nicht doch was anziehen?“
„Richtig, ja, die Badeschuhe!“

Der wasserscheue Held / Von Ernst Hoferichter

Wenn der Heldentenor Stephan Neuhiert sang,
dann geschah das mit solcher Uergelt, daß
die Parteinamen auf der Bühne der Puder wie
Blütenstaub vom Gesichte flog, daß die C-Trom-
peten aus Unterdrückung klegend zum Kapell-
meister hinüberliefen und sich mit den Händen
mit ausbreitenden Händen wieder für den Kam-
mersänger frei machte. Dann er zog dem Opern-
haus das Geld in die Kasse, bei seinem Auftrit-
te der Direktor eigenhändig das Schild „Aus-
verkauft“ mit Freudentränen in den Augen den
Kapellmeistern überreichte. Und dann dankte
dann konnten die schönsten Frauen der Stadt eine
Woche vorher keinen Schlaf finden. Sein Bild mit
Unterlicht erschien ihnen als Lichtkeile am
den Kopfkissen, seine Stimme klang halluzina-
risch aus dem Kleiderschrank hervor und zum Bro-
trockner. Die Sängerin Stephans Siegmund
friedte über den Kochherd hin.
Hohe und höhere Töchter, die schon die Karte für
eine Vorstellung in ihrer Grammatik aufbewahrt
hatten, verwechselten in der Literaturgeschichte
Goethe und Schiller und schrieben während des
Vorstellungsdauer die Namen der Dichter auf
Finger aus Butterbrod in der Geographiestunde,
wenn sie durch's Fenster den Pedell mit seinem
Windhut über den Schulhof gehen sahen, war es
im Augenblick so, als spaziere der schöne Siegfried
mit seinem Drachen in den Turmsaal hinunter,
um zu sehen, was zu tun ist. Und dann, wenn
dann nach Schluß der Vorführung der Frau Pe-
dell tatsächlich noch Margarine roch, kehrte diese
Erinnerung an Stephan mit dem Drachen mit zwin-
gender Deutlichkeit wieder in ihr Bewußtsein zurück.
Wer sodann endlich der Abend flammendes Er-
scheinen geworden, hatte Stephan Neuhiert mit dem
Gold in der Hand, um zu zeigen, daß er nicht
— Ja, dann schaukelte sich der ganze Zuschau-
raum wie ein Ozeandampfer auf den Wogen stür-
mischer Begeisterung. Die Nobelbeleuchtung zuckte
vor der Wucht seines Organs ängstlich zusammen
und die Dampfmaschinen hoben sich im Wind
seiner Töne auf. Und dann, wenn er singend vor-
trat — so gewollig, so überschwänglich großartig sang
es aus der Kehle des gottbegnadeten Sängers...
Und kein Mensch konnte sich eine Vorstellung von
solch einem Kehlkopf machen. So dachten einige,
seine Kehle müsse eine Sprunghochbahn sein —
so gewaltig, so schön, so wunderbar, so unver-
gleichlich sie mit dem Reichtum eines Dampfchiff-
wertsaales erster Klasse — und einige sagten
mit dem Speicherraum eines Zahnarztes, wo jeder
Plombe hundert Mark kostet...
Nach dem Schluß des ersten Aktes hatten viele
Menschen, die sich nicht an den Tonbombs unversie-
luscht auf der Zunge ließen, eine Kindergärtne-
rin bekam hysterische Anfälle, der diensttuende
Wachmeister beschloß, sich Stephan Neuhierts
Stimme als Grammophonplatte zu kaufen — und
einigen Damen älteren Jahrgangs war in der den-
kbarsten Weise das Gehirn durch den Tonbom-
gebül in den Orchesterraum gefallen, das der
Leitung gegen zehn Pfennig Trinkgeld auf
einem Taller wieder zurückerwartete...
Wenn solche Opfer und Verehrungen zuteil wer-
den, der muß — so könnte man glauben — zu
wenig sein, um einen Künstler zu begeistern...
Aber der Kammerherr Stephan Neuhiert im-
telstien Grunde der Seele der unglücklichsten
Mensch. Daß er eine göttliche Stimme hatte, das
wußte er selbst am besten. Und wenn er ein mal
vergessen hatte, was bei Heldenentönen aber
vorkam, so hörte er es durch die un-
menslichen Klänge der eigenen Stimme im
föhren können. Daß ihm nun die Menge Abend
für Abend seine hohe Künstlerschaft durch
Händepatsch aufs neue quittierte, das war
ihm schon lange selbstverständlich gewor-
den. Eine liebevollste Stimme zu haben und
hinter sich zu wissen, daß man sie nicht mehr
nicht mehr, weil er sie hatte — und es kostete.
Und Stephan Neuhiert ging wie so vielen
Menschenkinder! Was sie gar nicht können,
das möchten sie am liebsten tun, darin wol-
len sie Meister sein und gelobt werden!
Der Herr Kammerherr Stephan Neuhiert
nicht schwimmen. Je er war geradezu
wasserschreiend! Während einer Aufführung des

fliegenden Holländers" kam ihm diese Schwäche eines Abends zum erstenmal zum tragischen Bewußtsein.

Er hatte sich vorgestellt: Wenn diese Wellen und Wogen aus bemalter Leinwand mit einem Zauber zu wirklichem Wasser und Meer geworden wären, mit Salzgeruch, tausend Meter tief und 9 Grad Kälte — er wäre samt seinem hohen C ein Mann des Todes geworden. Das gab ihm zu denken und er dachte zum erstenmal tief nach, tausend Meter in die Tiefe. Bewunderung und Ehrfurcht hatte er von diesem Augenblick an für alle, denen in solchen Lebenslagen Vertrauen in dem Wasser gegeben war. „Was nützt mir meine goldene Kehle, mein buterweiches Tonensatz und meine Gabe, wenn ich nicht schwimmen kann!“, sagte er zu sich selbst, als er in seiner Garderobe war und sich seine Schminke und seine Berühmtheit aus dem Gesichte rieb. Der Theaterfisar, der ihm die Halendeckel ins Anlitz klebte, der onnte schwimmen. Stephan erinnerte sich jetzt, wie ihm einst dieser gottbegnadete Mann erzählte, daß er sogar einmal eine Kalze aus dem Bache zog, eine Kalze im Sack, und ihr so das Leben rettete.

Und so lebenswahr und nah erschien dem Heldenenor diese Begebenheit, so lebhaft versetzte er sich in die Notlage des ertrinkenden Tiers, daß er plötzlich selbst glaubte, eine Kalze im Sack zu sein, das gurgelnde Wasser in seine Ohren laufen hören, daß er sogar schwach an den Seiten und Füßen um sich stieß und um Hilfe schrie...

Der Theaterfisar, der gerade auf einem Holzkopf eine Pagenperücke auskramte, glaubte zu nächst, der Herr Kammerassier studiere eine neue Rolle ein, aber, da er sogar schwach auf der Stirne perlen sah, was sonst bei Heldenentoren nur selten vorkam, da ahnte er Gefahr und sprang auf den Künstler zu.

Der arme soglich befreit auf, als er rettende Hande nahekommen sah: „Sie Glücklicher“, sagte er erschöpft, „Sie können schwimmen, während ich ertrinke muß!“

Da meinte der Theaterfisar wieder bestimmt, daß er eine Rolle einstudiere und ging zu seinem Holzkopf mit der Pagenperücke zurück... Seitdem glaubte sich der Heldenenor immer in der Gefahr des Ertrinkens nahe. Wenn er daher in seiner Waschstube sah, dehnte er in Gedanken deren Fläche zu einem Meeresspiegel aus, auf dem ihn die Wellen hilflos hin und her warfen. Am Stadtbach wagte er nur noch während der Bachaushehr zu promenieren. Voll Nold sah er im Aquarium die Goldfischen nach und er hätte am liebsten seine Stimme gegen Kiemens vertauscht, hätte sich gen von Algen und Brotkrumen ernährt. Da im Opernhaus ihm seine treue Gemeinde zulubelte, ihn mit Beifall und Lorbeer überschüttete, dachte er insehme: „Jetzt vergolten sie mich als Tristan — Quatsch...“ Viel tausendmal lieber hörte ich sie applaudieren, würde ich von einer Badehaustiege zur anderen zu schwimmen vermögen. Das wäre Kunst...

Er besuchte nun auch alle Veranstaltungen des Schwimmvereins und wurde Ehrenmitglied. Aber überall, wo sein Name laut wurde, lobten sie seine Stimme und schrien seine Schwimmversuche gering. Er, der so durch höhere Gaben begnadet ist, habe so etwas, so eine gemeine Betätigung, nicht nötig. Einige meinten, er müsse mit seiner Seele ja schon halb im Himmel wandeln,

(1) Hagenbarth

Ihn, Erde mochte ihm schon fremd geworden sein
 Und dem göttlichen Sängerkönig. So sprachen alle
 während er in seiner Badewanne die ersten
 Schwimmversuche unternahm, die Balne nicht an-
 zuziehen vermochte und Wasser schluckte wie ein
 Filterpapier.
 Viel später, vielmehr hatte er eine solche
 Hochachtung und Wertschätzung, daß er ihm seine
 liebste Tochter zur Frau gegeben hätte. Sein un-
 entwegtes Zählen zu den Schwimmzügen, dieses
 „Eins, zwei, drei, vier“ schlich sich als wohliger
 Rhythmus in sein musikalisches Gehör hinein. Und
 so, wie ein Rhythmus sich in die Töne einfügt, so
 daten, nach diesem Takt des Schwimmlehrs, zu
 singen und mit rudernen Armen die offene See
 zu betreten.
 Nach einem Jahr heißesten Bemühens in der
 Badewanne glaubte sich der Heldentenor für ge-
 wagt, sich in die Meereshöhre zu begeben. Er band
 seinen Korkgürtel um den Brustkorb, aus dem
 schon so viele Male herrliche Tonwellen erkun-
 gen waren. So trat er Schritt für Schritt, wie Män-
 ner, die zum Geschehn schreien, an den Rand des
 Bassins, in dem gewöhnlich Kinder und Hunde
 spielten.
 Mit einer Flasche Kirschwasser am Herzen ging er
 sich Mut suchend, den Wasserbehälter auf und
 nieder. Wenn er oben war, freute er sich wieder,
 nach unten gehen zu können. Und immer fand er
 etwas, das Grund gab, den ersten Sprung in die
 Tiefe zu wagen. Und wiederzuschieben. Da schien ihm
 Wasser zu unruhig, dort schwamm eine alte Zel-
 tung, in deren Anzeigenteil er nicht hineinpringen
 wollte. Und dieser Sprung sollte sehr überlegt
 sein. Er war entscheidend für Stephan Neubühler
 spätere Zukunft. Gelang er, so war er fast ent-
 schieden, seinen ersten Saltergeigen-Schlag zu
 geben, je ihn wollte er sich im Wasser fortbil-
 den, um einmal solche Schwimmlehrer zu
 werden.
 Aber es war noch Zeit. Die Badeanstalt wurde
 um acht Uhr geschlossen, zu jenem Zeitpunkt
 wo auch die Oper anfing, in die er bei jedem
 Preisverkauf zu gehen pflegte. Und jetzt
 war es erst drei Uhr nachmittags. Die Sonne war
 glitzende Halsbänder und Ohrringe auf den Was-
 terspiegel, der frisch und grün wie eine Wald-
 meerlindenmoose ihm zu Füßen lag. Zwei Bade-
 meister traten seines Beckens, der hellen, ab-
 gelagerten, soz. als er nicht so leicht und geräusch-
 los zu betreten sei, als er es wollte. Und die
 letzten gewöhnlich Sprung seines Lebens be-
 reitete er...
 Jetzt spezialisierte er zur Abwechslung auch auf
 anderen Seiten des Wassers auf und ab. Da aber
 gab es eine Stelle, wo der Rand von Seife, Schmir-
 gel, Seife, Seife, Seife, Seife, Seife, Seife, Seife,
 den war. Und der Heldentenor schritt über die
 hinweg, froh, daß er immer noch vier Stunden
 Zeit zur Entschuldig vor sich hatte. Anhungel-
 traten seine Sohlen in diese Pollur, er glitt aus
 und flog wie ein Sack Würfelkochen in die hell-
 lichte Luft. Aus seinem Leib entwichen alle Sinne
 wie durch ein Sieb.
 Mit den Füßen nach oben und dem Kopf nach
 unten rang er nach Licht und Leben. In einem
 Augenblick waren ihm Algen, gurgelnde Grün,
 die Stimme der Souffleuse vom Opernhaus, das
 Schreien der Schwimmer, die Stimme der Kinder,
 fehlende Knopf an seinem Winterüberzieher ge-
 genwärtig... und nur die Schwimmwelle „Eins,
 zwei... drei vier“ — kam ihm nicht in den Sinn,
 der ihm zusehends schwand. Da, als die letzten
 Fetzen seines Bewußtseins in die Fluten zu
 entweichen schienen, jubelte er die Kinder der
 beiden Bademeister sich um seinen Siegfried-
 löhl schlingen und die Sonne schenken wieder.
 Im Opernhaus mußte die Vorstellung abge-
 sagt und das Eintrittsgeld rückvergütet wer-
 den. Stephan konnte einen Monat lang über-
 haupt kein Wasser mehr sehen. Schritt
 Trübsal erwarb er sich. Ihn und die Furcht...
 Und es er nach einem Jahre zum erstenmal
 wieder im „Fliegenden Holländer“ sang,
 durchwühlte ihn beim Anblick der gemalten
 Leinwandbogen ein solcher Aufruhr, daß er
 erst singen konnte mit einem Schwimmgürtel
 um seinen Hals. Und der Bademeister
 seiner Linken und Rechten...



VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Faltis, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich am Sonntag. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreis für ein einzelnes Heft 10 Pfennige. Einzelnummern für den Auslandverkauf 12 Pfennige. Abonnementpreise nach Preistabelle Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937, D. H. VI, 38: 19235. Unverlangte Ersendungen werden nur zugewiesen, wenn Porto beiliegt! Nachdruck verboten. - Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 60, Fernruf 1294. Postcheckkonto München 3970. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Moraw



„Sie langweilen sich wohl sehr hier im Gebirge, Herr Präsident?“

„Offen jestanden ooch nich mehr als an der See!“

Frau Minne

(Wilhelm Schulz)



Wenn zauberisch im Schlosse
Frau Minne singt ihr Lied,
Tief drunten aus dem Tale
Es jeden zu ihr zieht.

Wer dann im holden Reise
Bei ihr viel Mägdlein findet
Und will sich eine wählen,
Den macht Frau Minne blind.

Gar oft geschieht das Wunder,
Daß, die ans Herz er drückt,
Ihn nicht nur heut und morgen,
Ihn ewiglich beglückt.

Nur manchem ist 's zum Leide,
Dem wird in kurzer Zeit
Die Huldgestalt zum Drachen,
Der Gift und Flammen speit . . .

Doch wie es auch kann werden,
Es wird doch jeder Mann
Sich zu Frau Minne lenken,
Wenn sie ihr Lied stimmt an.

Wilhelm Schulz

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sommer-Probleme

(Klebebogenstand)



„Was wird wohl dein Bräutigam sagen, wenn er dich so sieht?“

„Schwer zu sagen, sonst ist Otto nicht für Halbheiten!“

Strandgut

(Fr. Br. 1931)



Der altbewährte Kindermund

Kinder und Narren reden die Wahrheit, behauptet ein Sprichwort dreist. Wenn ein Sprichwort so eine Behauptung aufstellt, muß schon etwas dran sein. Aber die Sprichwörter sind merkwürdig und meistens gibt es ein anderes, in dem das Gegenteil behauptet wird. Über die Wahrheit, die Kinder und Narren zu reden nicht verpflichtet sind, habe ich im Augenblick kein entsprechendes Sprichwort parat, aber es gibt ganz bestimmt eins, man müßte nur im altägyptischen Sprachschatz suchen oder in der Weisheit eines längst ausgestorbenen Indianerstammes. Das Sprichwort würde ungefähr so lauten:

Die Wahrheit redet immerdar,
Wer klug ist oder dreißig Jahr.

Es ist genau so richtig wie das von den Kindern und Narren, denn ich habe schon ziemlich narrierte Leute gekannt, die das Blaue vom Himmel herunterschwandeln, und so kindlich kann einer gar nicht sein, daß er immer nur die Wahrheit sagt. Tatsache ist, daß Kinder gelegentlich die Wahrheit sagen. Das nennt man dann „Kindermund“, und die Mamas, die Papas, die Onkels und die Tanten schreiben die Wahrheit sofort auf und schicken sie an die örtliche Humorecke, denn es ist üblich, für die Wahrheit, wenn sie aus dem lieblichen Mund der Kinder stammt, etwas zu bezahlen.

Der Kindermund beginnt immer mit den Worten: Klein-Inge, vier Jahre alt... Ich habe festgestellt, daß die meisten Kinder, aus denen der humoristische Kindermund quillt, Inge heißen. Woran das liegt, weiß ich nicht. Wenn ich aber einmal eine Tochter bekommen sollte, werde ich sie Inge nennen. Ich glaube, ich kann dann auf ein sorgenfreies Alter hoffen, denn ich werde die einflutenden Summen nicht in Inges Sprüche tun, wie die anderen Papas, Mamas, Onkels und Tanten behaupten. Ich werde sie der aufbauenden und rastlosen Wirtschaft zukommen lassen.

Allerdings ist die Produktionsfähigkeit der Inges nur kurz. Wie gesagt, mit vier Jahren tragen sie die brauchbarsten Früchte, und eine Nachernte kann noch einmal so zwischen sechs und sieben Jahren erwarten. Um diese Zeit machen die Inges nämlich ihre urkomischen Aussprüche in der Schule, Aussprüche, die die ganze Verwandtschaft von der Intelligenz der kleinen restlos überzeugen.

Ich habe mir schon gedacht, ob man nicht gleich mehrere kinderreiche Familien pachten und den anfallenden Kindermund scroungen auf dem Heim kaufen könnte. Man riskiert dabei ein blöches und es kann Milbenan geben, aber ein Geschäft gegen die guten Sitten ist es wohl nicht.

Manchmal habe ich den Verdacht, daß der Kindermund nicht naturrein ist, daß er durch Zusätze verfälscht wird. Als Zusatz eignet sich besonders das Wort „Popochen“. Durch Mischung mit diesem Wort kann jede Geschichte leicht in herzigen Kindermund umgewandelt werden, und ich bin überzeugt, daß man Goethes Faust mit einer genügenden Dosis von diesem Ingredienz leicht in eine ertragreiche Serie von Aussprüchen Klein-Inges umwandeln könnte.

Ich werde mich hüten, hier Beispiele zu geben, denn das würde einer Fälscherindustrie allzu willkommene Fingerzeige liefern. Nein, wir haben ein Recht auf die unverfälschten Aussprüche unserer Lieblinge, die keinem Wandel unterworfen sind, und die Adam und Eva schon in den „Boten aus dem Paradies“ eingesandt haben: Klein-Abel war jüngst bei seinem Großpapa zu Besuch. Da geschah es, daß Klein-Abel beim Nachmittagskaffee plötzlich „muhte“. Er ließ sein Brüderlein Cain an und rief mit seinem hellen Kindersimmen...“ Hier kann jeder gebrauchliche Kindermund eingefügt werden, wie er sich seit den Tagen des Paradieses paradiesisch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Foltrick

Oase und Wüste

Von Josef Robert Harter

Was wäre die Oase, wenn es keine Wüste gäbe! Ein Flirt ohne die Ehe ist nicht anders. Wie erst die Wüste die Flirt zu einer Lust macht, so löst die Ehe den Flirt zu einer Lust.

Aus diesem Instinkt hat Eduard eine Sommerfrische gewählt, in der ihm tatsächlich bereits nach wenigen Tagen ein netter Flirt blühte. Das blonde Fräulein spendete mit den Palmen ihres Entgegenkommens süßen Schatten und ihre Lippen glühten dem erquickenden Oasenquell. Leider haben aber Oasen nicht die Bestimmung, daß sie längere Zeit den Wanderer in sich bergen. Bald muß die Reise wieder weitergehen, bald befindet man sich wieder inmitten der weiten Wüste.

Auch Eduard mußte die holde Oase seines Flirts nach kurzem Aufenthalt verlassen, als seine Gattin in die Sommerfrische nachkam. Es reiste also sozusagen die Wüste zum Propheten.

„Es muß etwas geschehen!“ dachte Eduard und schlich eines Nachmittags, während seine Gattin im Schlummer das Backhuhn verdaute, heimlich in das Zimmer des Fräuleins. Das Oasenmädchen lag erstarrt und verlegen.

„Ich bin wie ein Löwe eingebrochen“, scherzte Eduard, der sich basist nicht mit diesem stolzen Tiere vergleichen hätte, wenn er sich in einem Spiegel hätte erblicken können. Das Fräulein aber legte bald die Hemmungen ab. Es war zutrefflich und streichelte Eduard die Wangen, wie man es einem Kamel tut. Und Eduard sah in seiner verlebten Dummheit gar nicht die listigen, sleghaften Blicke, mit denen sie über ihn hinaussah.

Alles schien in schönster Ordnung zu sein, als sich plötzlich die Tür öffnete und Eduards Gattin in ihrem weichenblauen Pyjama eintrat.

„Eduard!“, schrie die Dame, welche das Backhuhn noch nicht zur Gänze verdaut hatte, „Eduard, was suchst du bei meiner Schneiderin?“ Eduard hatte jetzt vollkommen die Eigenschaft eines Kamels: er fand kein Wort, ihm war, als habe ein Blitz in seine Oase eingeschlagen. Aber das Fräulein sagte schlicht:

„Der Herr Gemahl bespricht soeben die Überrechnungen mit mir, die er für Sie, gnädige Frau, vorhat... Ein schmackes Herbstkostüm, zwei Abendkleider, einen Mantel für den Vormittag, einen Mantel für —“

„Eduard!“ rief die Wüstenkönigin. „Eduard, du bester aller Ehemänner! Sogar dein Mittagsschlafchen opferst du für mich? Komm an meine Brust!“ Er verschwand, die Augen schließend, an dieser, während die beiden Damen mit ihren einverständlichen Blicken bewiesen, daß Oase und Wüste zusammenhalten, daß sie zusammengehören, daß sie verbunden sind, wenn es gilt, daß ein Kamel wirklich ein Kamel bleibe.

Dom „Sinn“

Von Rütätsfr

Weil ich nun halt einmal so bin,
treibt mich's, allüberall zu suchen
nach einem sogenannten „Sinn“,
wie nach Rosinen in dem Kuchen.

Ob mir's am Scharfblick oft gebricht,
wenn ich mich meditierend plage,
ob mir der „Sinn“ gefällt, ob nicht
— ist jeweils eine andre Frage.

Ich suche, weil ich muß. Ein Bann
beflügelt mich und hält mich munter.
Und wenn ich keinen finden kann,
dann leg' ich eben einen unter.

Familien-Ähnlichkeit

© Götterström



„Donnerwetter, da ist ja die Kleine!“



„Kicks!“



„Sie sind wohl wahnsinnig geworden, Herr!“



„Verzeihung, ich dachte Sie seien Ihr Fräulein Tochter!“

Nach dem englischen Königsbesuch (E. Thöny)



„Großartig war's, Gaston, und nun kannst du dir ein Bild machen, wie es erst sein wird, wenn Stalin zu uns kommt!“

Der Clown / Von Reinhard Köster

Er ist im Sirkus meist der „letzte Mann“,
der im Programm sehr selten bis gedruckt ist.
Die Menge merkt es nicht, wieviel er kann,
weil er so dumm lächelt und so tief gebuddelt ist.

Er ist der Flob, über den man lacht.
Die Streube, die er (schallt) ist Schadenfreude:
ein Mann, der alles falsch macht, was er macht,
ist für die Menschen eine Augenweide!

Und schlagen zwei sich schallend auf die Ohren,
Jerut es das Publikum, wie einfiel im alten
Rom bei dem blutigen Kampf der Gladiatoren.
(Man soll die Menschen nie für Menschen halten)

Und plötzlich hebt ein Clown aus weiter Höhe
ein kleines, zierliches Bandonion
und macht also spielerischer Virtuose
mit fomihaften Chiraffen alle kumm

Er spielt den süßen Klösch, den längst verachteten,
so meisterhaft, daß er auch die erregt,
die sich, weil er sie padt, nun selbst verachten,
jo daß er sie mit eignen Waffen schlägt. —

— „Don allen „Fahrenden“ im Grünen Wagen
sind doch die Eleanten, die oft so graufam löteten
die sich, wie sie weit, der Menge wagen,
immer die Menschen mit dem „goldenen Herzen“.

Das Telefon läutet

Von Børge Madsen

Erwin Hagen, zweiunddreißig Jahre alt und Jung-
selle, bewohnte eine kleine, moderne Woh-
nung, die er mit gutem Geschmack eingerichtet
hatte. Er war Studienassessor an einem Gymna-
sium in Gröschel und Leteln, und es war viel-
leicht dieser vertrauliche und intime Umgang mit
seinen alten Hellen, der ihn zu einem glühenden
Verfechter aller Schönheit und Harmonie werden
ließ.
Inde die Natur hatte den jungen Ästheten selbst
nicht mit einem wohlgebauten Körper und einem
reinen — beinahe zu schönen Gesicht aus-
gestattet, und weil er der Natur für den guten Ge-
schmack, den sie bei seiner Erschaffung bezeugt
hatte, dankbar war, verwendete er einen guten Teil
seiner freien Zeit für das Ankleiden. Die
narrischkeit, die er bei seinen Unterredungen mit
seiner Schneider anwandte, war dem Ernst, mit dem
ein Diplomat die Interessen seines Landes ver-
tritt, nicht unähnlich.

Erwin Hagen war somit ein zufriedener Mensch,
zufrieden mit den ihm verliehenen Geistesgaben,
mit seinem Äußeren, seiner Wohnung, seiner
Übersetzung des Sueton, dem neuen Smoking —
und doch geschah es zuweilen, daß ihn Imitten
dieser wohlgeordneten Zufriedenheit plötzlich
eine Innerliche Leere überkam.

So auch in diesem Augenblick. Und wieder ein-
mal erwog er, er nicht klüger wäre, zu heiraten.
Doch wie immer kam er zu dem Ergebnis: daß
eine Ehe im Grunde ein gefährliches und gewag-
tes Unternehmen sei; denn die meisten Frauen,
deren Bekanntschaft er gemacht hatte, erwiesen
sich als beschränkt, putzschlicht und von sich
selbst eingenommen, und es empfahl sich daher
weder, diesen Schritt zu wagen.

Da läutete mitten in seine Überlegungen hinein
das Telefon. Er erhob sich und griff nach dem
Hörer.

„Hallo!“ rief eine muntere Mädchenstimme. „Wie
gut es sich trifft, daß Sie selbst am Apparat sind!“
Sie fürchtete schon, es könnte ihre Frau sein!

„Meine Frau?“ wiederholte er verwundert. „Sie
haben gewiß eine falsche Verbindung erhalten,
meine Dame. Mit wem habe ich übrigens das Ver-
gnügen?“

„Einen Augenblick“, antwortete die Stimme. „Ich
möchte nur eine Zigarette anzünden; denn ich bin
ein wenig nervös, und eine Zigarette beruhigt.“
Für einen Augenblick verstummte die Stimme nun,
um sich gleich darauf erneut vernahmen zu lassen.

„So“, sagte sie, „jetzt bin ich imstande, ein biß-
chen mit Ihnen zu plaudern. Vorausgesetzt, Sie
haben Lust dazu!“

„Ja, wer aber in aller Welt sind Sie denn eigent-
lich?“

„Das möchten Sie wohl wissen.“
„Ich nehme an, daß Sie nicht zu meinen Bekann-
ten gehören, und ich finde es im Grunde recht
sonderbar, daß Sie mich anrufen und...“

„Verzeihung“, erklärte die Stimme, die plötzlich
ein wenig rührend klang, „geniert es Sie viel-
leicht?“

„Offengestanden, ja.“

„Warum hängen Sie dann aber den Hörer nicht
ein. Sie sind doch schließlich Herr im Hause und
können den Ruhestörer hinauswerfen.“
„Wie schweben beide, doch der Hörer wurde nicht
abgelegt. Bis ein silberklares Lachen das Schwe-
gen unterbrach.“

„Warum haben Sie nicht eingehängt?“ fragte sie.
„Weil... weil ich nicht wünsche, demonstrativ zu
werden, denn ich bin ein gebildeter Mensch“, er-
widerte er lachend.

„Großartig. Und Sie dürfen versichert sein, daß
ich gleichfalls ein manierliches und gebildetes
junges Mädchen bin. Habe die besten Schulen
besucht, spiele ausgezeichnet Tennis und bin ein
bescheidlicher Bridge-Partner.“

„Das sind in der Tat amüsante und interessante
Aufklärungen. Aber was geht es mich an. Wes-
halb haben Sie mich angerufen?“

„Sehen Sie, heute abend langweilte ich mich so
schrecklich, und da ich nichts mehr hatte, als die
Langeweile, versuchte ich zu lesen, aber ich fand
die nötige Andacht nicht...“

„Was wollten Sie lesen?“

„Knut Hamsun, Herr Lehrer!“
„Sie können sich Ihre Anzüglichkeiten ersparen.“
Immerhin konstatierte er mit Zufriedenheit, daß
das Mädchen einen guten Geschmack zu besitzen
schien.

„Worauf ich Klavierspielen wollte, aber das lang-
weilte mich ebenfalls. Meine Freundinnen rief ich
auch an, aber keine war zu Hause. Und wie ich
so das Telefonbuch durchblätterte, fiel mein Blick
auf Ihren Namen: Erwin Hagen, Studienassessor —
und, weiß Gott, er gefiel mir so gut, daß ich
dachte: diesen Mann müßtest du einmal anrufen!“

denn es würde amüsant sein, zu erfahren, was das
eigentlich für ein Kerl ist. Er dürfte sicherlich noch
nicht alt sein, denn sonst wäre er bereits Studien-
rat, nicht wahr? — würde dagegen seine Frau am
Apparat erscheinen, so wollte ich mich mit der
falschen Verbindung herausreden. Und nun freue
ich mich eigentlich, daß sie es nicht war —
warum lechen Sie? Finden Sie mich so unterhalt-
sam?“

„Wie alt sind Sie denn überhaupt?“

„Danach fragt man eine Dame nicht. Wenn Sie es
aber durchaus wissen wollen — zweiundzwanzig.
Ein reizendes Alter, nicht wahr?“

„Durchaus. Doch finden Sie nicht auch, daß unsere
Bekanntschaft ein wenig eigenartig ist?“

„Wieso? Langweilen Sie sich auch?“

„Keinestfalls. Im Gegenteil... Ja, was ich überdies
sagen wollte...“

„Was wollen Sie mir sagen? Mir doch nicht etwa
einen gemeinsamen Spaziergang vorschlagen? —
Wir denken Sie hin, mein Herr! Ich bin ein ordent-
liches junges Mädchen. Im übrigen wollen wir
jetzt Schluß machen mit unserer kleinen Unter-
haltung. Herr Hagen, es war wirklich nett von
Ihnen...“ Sie haben mich in eine ausgezeichnete
Stimmung versetzt.“

„Hören Sie mich an“, bat er, von einer sonder-
baren Angst gepackt, „Sie dürfen noch nicht ein-
-

hängen. Ich muß Sie sehen. Herrgott, ich saß hier
auf meinem Zimmer und langweilte mich schier zu
Tode. — Geben Sie mir die Chance, ich möchte
Sie so gerne persönlich kennenlernen.“

„Aber was soll Ihnen ein?“

„Wollen Sie mir nicht eine bescheidene Chance
bieten?“ wiederholte er demütig.
Ihr Lächeln gab ihm neue Hoffnung.
„Wollen Sie mir wenigstens Ihre Telefonnummer
nennen?“

„Die können Sie... nein, die können Sie auch
nicht bekommen.“

„Ja, denn müßten wir uns irgendwohin verab-
reden.“

„Wir können uns ja gar nicht.“

„Das kann sich doch ändern.“

„Vielleicht.“

„Sagen Sie mir doch endlich Ihren Namen.“

Er hörte am Telefon, wie sie nervös mit den Fin-
gern trommelte.
„Hören Sie zu“, sagte sie plötzlich. „Ich gebe
Ihnen eine Chance. Im Apollo-Theater läuft ein
Stück, das ich mir morgen abend mit meiner
Freundin ansehen will, ich werde ein dunkelgrünes
Abendkleid mit Silberstickerei an den Ärmeln
tragen.“

„Und wie sehen Sie sonst aus?“

„Das werden Sie morgen sehen. Sie werden mich
bestimmt herausfinden, denn das Apollo-Theater
ist ja sehr klein. Und nun lieben Sie wohl — und
auf ein Viellichtaufwiedersehen.“

„Hallo!“ rief Erwin Hagen vergebens ins Telefon,
die Stimme am anderen Ende blieb verschwunden.
Milde legte Frau Jutta Corstens den Hörer aus der
Hand und strich sich über die Stirn. Sie fühlte sich
ermattet.

Frau Jutta war mit dem Direktor des Apollo-Thea-
ters, Bruno Carstens, verheiratet. Doch das Pro-
gramm, dem Bruno so vieles geopfert hatte, war
von der Kritik miserabel beurteilt worden, so daß
in den ersten Vorstellungen sich kaum eine Seele
hatte blicken lassen. Da war Bruno auf diesen
„glänzenden“ Einfall gekommen. Sie lächelte bil-
der, erhob sich und ging in das andere Zimmer,
wo auf der Couch ein junges Mädchen ruhte, ihre
Schwägerin, Brunos jüngste Schwester.

„Jetzt bist du dran, Helen“, sagte Frau Jutta. „Ich
kann nicht mehr.“

„Der Vielweilte war es denn?“

„Der Sechsendeunzigste.“

„So haben wir heute die Hundert bald erreicht.
Es war übrigens ein glänzender Einfall von Bruno,
uns beide die verschiedensten Männer anrufen zu
lassen.“

Frau Jutta seufzte.

„Ja, es war eine glänzende Idee“, wiederholte sie
bitter. „Doch ich hatte es nicht länger aus. Es ist
wirklich eine zu anstrengende Rolle, die mir mein
lieber Mann zumutet: fremden Männern gegen-
über am Telefon einen Backisch vorzuspielen.“
Sie zuckte mit den Schultern.

„Ja, Helen, wenn man auf die Fünzig zugeht,
eignet man sich weniger gut dazu.“

(Aus dem Deutschen von Werner Rietig)

Ein kleiner Beamter vom Kriegsministerium

Von Adolf Linhardt

Dupont war seit zwanzig Jahren Beamter im Kriegsministerium in einer sehr bescheidenen Stellung. Er wohnte in einer ärmlichen Straße der Vorstadt La Villette. Niemand hätte er die Aufmerksamkeit des Amtsvorstehers, der ihn in den düsteren Räumen der Registratur zu seinen Untergebenen zählte, erregt, wenn sich nicht plötzlich eine allzu auffällige Veränderung vollzogen hätte:

Dupont hatte eines Tages seinen vom Zahn der Zeit arg hergenommenen, vorstülpflichen Gehrock abgelegt und erschien sauber gekleidet, mit reinem Kragen und neuer Binde im Amt. Wohlfeile Warenhausartikel allerdings, aber immerhin Neuanschaffungen, die bei ihm seit Menschenzeiten unbekannt waren. Harmlos erzählte er seinen Kollegen von einem Sonntagsausflug, den er mit seiner Frau unternommen hatte. Die Sparsamkeit von Frau Dupont war aber im Amte bekannt.

Dies alles geschah, ohne daß Dupont auch nur einen Centime Gehaltserhöhung zu erwarten, geschweige denn erhalten hatte. Für einen Beamten des Kriegsministeriums also war sein Gehalt im höchsten Grade verdächtig.

Der vorsichtige Amtsvorsteher beschloß daher, mit der Beobachtung von Duponts Privatleben einen Geheimagenten zu betrauen, und dieser entdeckte bald darauf ein kleines Kaffeehaus in der Rue de Richelieu, in dem Dupont dreimal in der Woche zur nämlichen Stunde verschwand. Das Kaffeehaus hatte einen stillen Nebenraum, in dem sich zur bewußten Zeit solchen Gäste einfanden. Dort bezog der Geheimagent seinen Lauscherposten. Er steckte die Nase tief in eine Zeitung, als Dupont eintrat, gefolgt von einem groben, breitschultrigen Mann, dem man den Ausländer auf den ersten Blick ansah.

Die beiden nahmen in einer Ecke Platz, achteten ihrer Umgebung nicht und begannen, nachdem der Fremde ein Glas Wein, Dupont einen Absynth bestellt hatte, heimlich zu debattieren. Dupont legte eine Anzahl Schriftstücke vor. Der Ausländer machte Aufzeichnungen. Dupont überlas sie und stellte Verschiedenes richtig. Schließlich zog er aus den Tiefen seiner Rocktasche einen Plan, breitete ihn auf dem Tisch aus und erklärte dem Fremden zweifellos bedeutsame Dinge. Der Geheimagent, obwohl kein Nauling in seinem Beruf, fieberte vor Aufregung hinter seiner großen Zeitung. Hier hatte man es offenkundig mit Landesverrat zu tun; die Aufgabe, den Verräter zu entlarven und den Ausländer unschädlich zu machen, erfüllte ihn mit heißer Genugtuung. Kaum vermochte er die Brandung seines Pflichtbewußtseins zu besänftigen.

Die Unterredung währte etwa eine Stunde und erreichte ihren Höhepunkt, als der Fremde seiner Brieftasche einige Scheine entnahm und sie Dupont aushändigte. Das Gesicht des kleinen Beamten strahlte vor Glück. Er empfahl sich mit vielen Verbeugungen und ging. Der entrückt nicht, dachte der Polizist. Wichtiger ist mir zunächst der Ausländer. Der Mann bezahlte indes, steckte die ihm von Dupont überlassenen Papiere sorgfältig ein und verließ das Lokal. Kaum hatte er die Straße betreten, als er verhaftet wurde. Er leistete zwar nicht den geringsten Widerstand, doch legte ihm der Polizist zur Vorsicht Handschellen an. Man kann nicht wissen... Um weiteres Aufsehen zu vermeiden, wurde er in einem herbeigerufenen Taxi der Polizeipräfektur eingeliefert.

In dem beschlagnahmten Notizbuche des verhafteten Ausländers, das von höheren Kriminalbeamten sogleich einer genauen Prüfung unterzogen wurde, fanden sich folgende interessante Feststellungen:

„Die Hauptstadt von Frankreich heißt Paris. Paris liegt an der Seine. — Haben Sie den Eiffelturm gesehen? — Ja, ich habe den Eiffelturm gesehen. — Mein Vater hat auch den Eiffelturm gesehen. — Hat Ihre Schwester den Eiffelturm gesehen? — Nein, meine Schwester hat einen Regenschirm gekauft.“

Dupont war, wie schon bemerkt, ein sehr kleiner Beamter mit karg bemessenen Gehaltsbezüge. Für ein bescheidenes Taschengeld hatte er Unterricht in der französischen Sprache erteilt.

Reise nach Kolberg

Von Max von Engelhardt

Wunderschöner Sommernachmittag im Tiergarten. Theobald saß allein auf einer Bank und hatte den obersten Knopf seines Jacketts bald völlig abgedreht.

Gestern war ein ereignisreicher Abend gewesen. Erst das Treffen mit Emmi an der Normaluhr — Kaffeetrinken bei Aschinger verlief noch leidlich, doch dann kam das Gespräch auf Sommerreisen. Und dabei wurde die Atmosphäre schwül. Emmi führte sämtliche Bräute der Verwandtschaft und Bekanntschaft auf, die alle reisen könnten — ausgenommen sie selbst, und der Abend verdüsterte sich immer mehr. Schließlich trennte man sich am Potsdamer Platz. Ein kühler Händedruck — ein vorwurfsvoll blütliches Auge — war es. Theobald brauchte Geld. Zu dieser sich stets wiederholenden Feststellung war er gleich nach dem gestrigen Krach gekommen. Zum Reisen braucht man Geld, sagte er sich. Doch als er beim Knopfrehren angelangt war, stellte er ferner fest, daß er nie Geld gehabt habe, keins habe und voraussichtlich auch niemals welches haben würde. Da gab er sich einer stichen Traurigkeit hin. Melancholisch blickte er in die Ferne. Emmis Herz schien für ihn verloren, wenn er es nicht mit großzügiger Geste, d. h. mit einer aus den Ärmeln geschüttelten kleinen Sommerreise zurückeroberte. Er war ein Mann, er mußte handeln. Und da hatte Theobald des erstemal in seinem Leben eine Idee. Den Knopf seines Anzuges hielt er in der Hand, vielleicht würde das viele Nach-

denken noch einen zweiten kosten, aber das schiedete nichts, denn die Sommerreise würde tatsächlich steigen. Er und Emmi — Emmi und er. Stettiner Bahnhof — acht Uhr morgens. — Zwei strahlende Gesichter. Ein buntes Sommerkleid und ein auf neu gebügelter Sommeranzug. Theobald saß neben Emmi und fühlte sich als weltgerister Liebesmann, er rauchte lässig eine Zigarette und wippte mit der Fußspitze auf und nieder. Hin und wieder griff seine rechte Hand in die Hosentasche und holte ein kleines Blechkästchen hervor, auf welchem „Mollison-Pillen“ stand. Als er dieses Kästchen das vierte Mal hervorholt hatte, erschienen auf Emmis Stirn die bekannten drei Zornesfalten und sie wollte unbedingt wissen, warum er dieses blödsinnige Kästchen dauernd befassen und begucken müsse. Theobald lächelte. „Das ist ein Beruhigungsmittel gegen Kopfschmerzen und Rheuma, liebste Emmi...“ Und fröhlich mit den Fingern auf dem Kasten trommelnd, ließ er selbigen wieder in der Hosentasche verschwinden. Emmi lachte und entschloß sich, wegen eines lumpigen Kästchens keinen Krach zu veranstalten. Voll Spannung und Freude ob all des Neuen landeten beide schließlich in einem Kolberger Hotel. Emmi staunte. Sie beschloß schnell, sich wie eine ganz große Dame zu benehmen. Beim Kaffeetrinken spreizte sie den kleinen Finger. Jedenfalls benehmen sie sich beide großartig.

Doch nach zwei Tagen kam Theobald atemlos zu Emmi gerannt, die Koffer hatte er bereits gepackt, und während verschwand das Brautpaar aus dem Hotel. Der Hotelierpflegschaft verbeugte sich mit einer bedauernden Geste, aber da waren die beiden auch schon vorbeigerauscht. Emmi platzte vor Neugierde. Theobald murmelte etwas von „Differenzen gehabt“, „Schweinerl“ — mistmüßiger Seftladen“ usw. Weitere Erklärungen blieben aus. Nach einer halben Stunde begrüßte Theobald mild lächelnd den Hotelier des Hotels „Zum Dornbusch“ und übergab ihm die Koffer. Wieder bekamen sie ein herrliches Zimmer. Fünf ruhige, selbige Tage verbrachten die beiden im Dornbusch, kugelten am Strand herum und ließen sich von der Sonne bräunen. Die Stimmung war ausgezeichnet und wurde wieder durch Krachs von Emmi noch durch Theobalds melancholische Züge gemildert. Aber am Sonntagabend geschah folgendes. Als Emmi das Zimmer betrat, kniete Theobald mit verstärktem Gesicht auf dem Teppich in einer Ecke und starrte unentwegt auf die Wand. Emmi eilte erschrocken hinzu und entdeckte eine ziemlich verhungerte, platte Wende, die, unentschlossen, wohnen sie sich wenden sollte, an der Wand hochkroch.

„Eine Wanze, Theo...“ Emmis Stimme zitterte vor Empörung.

„Tatsächlich Ungeziefer!“ Theobald nickte. „Pack die Koffer, Emmi!“

Schon in einer halben Stunde verließen sie das Hotel, nachdem Theobald voller Mut das Ungeziefer mit einer Nadel ausgepöpselt und dem Hotelier direkt unter die Nase gehalten hatte. Der beliebte ältere Herr fuhr erschrocken davon, wollte es erst nicht glauben, stellte jedoch, nachdem er mühevoll den Knäfer aufgesetzt hatte, endlich fest, daß es ein Tier genannter Sorte sei. Theobald weigerte sich selbstverständlich, nach nur einen Pfennig für so einen unmöglichen Aufenthalt zu zahlen, ergiff Emmi am Arm und, dunkle Drohungen murrend, verließen sie den „Dornbusch“.

Mit diplomatischer Überredungskunst brachte Theobald es soweit, daß Emmi wieder vergnügt wurde und allmählich sogar eine gewisse Neugier äußerte, wie lange sie wohl im nächsten Hotel bleiben würden. Jetzt wählten sie das Hotel „Zum frühlichen Ende“, das ziemlich außerhalb der Stadt lag. In einem kleinen, gemütlichen Raum ließen sie sich das in dem Zimmerpreis ein-

Nördliche Ebene

Von Seribert Doffen

Brachland, blaß und immer gleich in breiter

Blöße immer gleichem flachem Himmel

Glatz gegenüber, noch mit wenig Aekern,

Weiden, immer glatt und kahl und endlos

Offen, ein erstorben Meer — —

Schote ziehn und Maßen, einsam schwindend

So wie Schiffe hintern Horizont.

Plötzlich, ungeheuer und befremdend

Rah, mit schwarzen nackten Riesenfängen

Langsam lautlos eine Mühle dreht . .

© Nöcker!

Und Emmi durfte mit einem Zwanzigmarkschein und einem Zettel mit der aufschlußreichen Beschriftung „Bin Rindvieh — habe Wanzen selbst ausgesetzt — verzeih bitte, Theobald“ auf seine Rückkehr aus dem bekannten großen Gebäude am Alexanderplatz warten.



Die Frau legte den Kopf auf die Seite und sagte mit tief betrubter Zustimmung, die von stiller Beugung unter dem Schicksal zeugte:

„Tschö, nich, das sagen Sie man“

Ich sitze behaglich im Ufergras des Flusses, teils in mich, teils — mit den Beinen nämlich — im kuhlenden Wasser versunken, da kommen zwei

Da merkt's der kühne Schwimmer, taucht empört
aus dem nassen Element auf und schreißt hinüber
zum Freund: „Ja, wann du net zuschaugst, nacha-
mog i nimma — moanst, daß i umasunst desauf?!"

„Mudder“, sagte der alte Niebuhr bescheiden, aber fest: „Des sagste nu wohl so gegen mir: Kirche, und da meinste dscha wohl die höhere Gerechtigkeit mit, und das solls dscha wohl geben. Aber kuck mal, die beiden, die mir das Geld abgewonnen haben, waren 'er dscha auch nich in.“

FL-801 11

Der kitzlige Löwe

(fr. Billek)



Die Wasserprobe / Eine schwabische Eulenspiegelerei, erzählt von Georg Schwarz

Zu jener Zeit, als Pfeffer von Stetten, der schwäbische Eulenspiegel, in Walbingen bei einem Schuster in die Lehre ging, lebte dort ein Stadtschreiber, den alle Welt scheute.

Mit dem Schuster lebte er lange Zeit in Frieden. Als er ihm aber einmal ein paar neuer Schuhe in Maßarbeit gab und verlangte, daß sie so gut gemacht werden müßten, daß sie einen halben Tag lang die Wasserprobe bestünden — sonst wollte er sie dem Schuster nicht abnehmen —, riß dem Meister die Geduld und er wünschte, dem Federstecher möchte ein Streich gespielt werden, an den er sein Leben lang denken sollte!

Eines Morgens schickte der Schreiber seine Magd in die Schusterstube, um die Schuhe holen zu lassen, weil er sie bei einer Staatsvisite tragen wollte.

Pfeffer, der allein in der Werkstatt war, zeigte der Magd die schönen Schuhe, sagte aber, sie müßten zuvor der Probe unterworfen werden; darnach könne sie der Stadtschreiber haben.

Die Magd ging wieder. Hinter ihr drein schlich sich Pfeffer auf den Markt, setzte die ledernen Schiffelein kurzerhand im Brunnenrand aus, wünschte ihnen viel Glück zur Reize und lief in die Werkstatt zurück. Als die Magd nach einer Weile mit ihrer Gölle zum Schöpfen an den Brunnen kam, waren die Köhne schon in großer Not und neigten sich, nachdem sie ein paarmal untrenn Röhrenstahl im Kreise getanzet und noch die Wasserprobe von oben bestanden hatten, schwer auf die Seite und drohten unterzugehen.

Die Magd erkannte die schönen Schuhe wieder, die ihrem Herrn gehörten, fischte sie heraus und wunderte sich nur, wie sie in den Brunnen geraten waren.

Ihr Herr ahnte schon einiges mehr, war sehr erzürnt und ließ sogleich nach dem Meister fahn-

den. Der saß in seiner Weinstube, wie jeden Tag, und verwies die Magd an den Gesellen. Der Geselle war von Pfeffer bereits in das Geheimnis eingeweiht worden und erschien vor dem Stadtschreiber mit der unschuldigsten Miene.

„Wes wollt ihr, gestrenger Herr? Habt Ihr nicht selbst die Probe aufs Wasser verlangt?“ spielte er sich auf.

Der Federfuchser durchschaute den Handel und schickte einen handfesten Scharwächter nach dem Lehrbuben.

Und während der Herr nun mit Widerwillen in die nassen Staatsschuhe schlüpfen mußte, wurde Pfeffer auf Geheiß des Schreibers am Brunnen so lange unter den Strahl gehalten, bis der Schreiber, fertig geworden, geruhsam in seinem Wägelchen über den Markt gefahren kam und Pfeffern zurief: „Welch du nun, wie eine Wasserprobe tut!“

Diesen Schimpf wollte Pfeffer nicht auf sich sitzen lassen, und er besann sich auf einen besseren Streich. Es hatte sich herumgesprochen, daß der Stadtschreiber schon lange Zeit auf Freispielen ging. Die Jungfer Dorothee, die so ehrbar war wie reich, war sein Augenziel geworden, und ihr zullebte verwandte er viele Sorgfalt auf seine äußere Gestalt.

Aus diesem Grund schickte er nach einiger Zeit seine Schuhe wieder in die Werkstatt des Schusters, um sie dort verschönern zu lassen. Pfeffer, der ein gedemüligtes Wesen zur Schau trug, um seinen Meister zu täuschen, freute sich auf die Gelegenheit, dem Stadtschreiber die Holzmalzung geben zu können — und als ihm der Meister eines Abends befahl, die gebesserten Schuhe am andern Tag in die Stadtschreiberei zu tragen, war sein Plan gemacht. Noch in der Nacht machte er sich auf, schlich sich vor das Haus der Jungfer und setzte die Schuhe auf der Schwelle ihres

Haustürleins nieder, pärleinweise und so gerichtet, als seien sie von selbst herzugekommen und warteten, von der Jungfer eingelassen zu werden. Dann verbarg er sich.

Als das Sechshürlglocklein läutete, ging der Amtmann vorüber, erkannte die Schuhe des Stadtschreibers auf der Staffel und dachte im Weitergehen: „El, huldigt der Herr Amtsbruder so tüchtig dem Weine, daß er sein eigenes Haus nicht mehr liest und in der Nacht bei fremden Leuten einkehrt? Aber warum stellt der Tölpel seine Schuhe vors Haus?“

Nach ihm kamen einige Weiber, sahen die Schuhe, verhielten sich den Mund und machten böse Augen. „Schaut die Hauchlerin, die Jungfer!“ schmähten sie, „sieht sie nicht drein, als kriegte sie ein Ohnmacht, wenn sie einem Mannsbild in die Augen schaut? Und da läßt sie einen Burschen in ihre Kammer! Die Frömmleini! Ja, eine solche ist auch nicht besser als wir andern!“ und schimpfend gingen sie weiter.

Nicht lange darnach lugte die Hausmagd der Jungfer aus der Tür, sah die Schuhe, wußte gleich, wem sie gehörten, bekam einen Schrecken und nahm sie eilig weg. Pfeffer glaubte genug gesehen zu haben und wollte gehen, aber schon neigte sich im Elischritt der Stadtschreiber, als hätte er von dem Schimpf vernommen, klingelte ein paarmal, doch erst, als er wie ein Steuerprester am Klingelzuge riß, wurde ihm von der mürrischen Magd geöffnet. Drinnen im Hause ging es nun ein wenig laut her. Die Jungfer, noch in der Morgenhaube, trat an ihr Schlafkammerfenster, schloß es wütend zu, und Pfeffer glaubte hinter den Gardinen ein unsanftes Geräusch zu hören, die Stimme des Schreibers gleich einer klagenden Posaune, dazwischen die der Jungfer wie eine schrille Schelle gellend

Der Strohvitwer

(Wilhelm Schütz)



„Vierzehn Tage lang egal Spiegeleier und man merkt, daß an der Ehe doch was dran ist!“

Der Traum vom Urlaub

(Ch. Glied)



Die Unzertrennlichen / Von Bruno Manuel

Jack und Harris waren, was man ein Paar siamesische Zwillinge nennt. Siamesische Zwillinge stellen eine untöslische Einheit dar. Ist der eine an das Krankenbett gefesselt, wird sich auch der Gesunde legen müssen. Nimmt dieser aus unbegreifbarem Reinlichkeitsdrang ein Bad, wird jener ebenfalls notgedrungen sauber. Der eine kann noch so bestrebt sein, lasterhaften Umgang zu suchen. Solange der andere moralisches Rückgrat behält, verliert auch dieser nicht das Gleichgewicht.

Ihr Schicksal ruht in einer Hand. Jack hatte außer anderen lieblichen Eigenschaften eine große Freude am Autofahren. Er kaufte sich einen Wagen. Harris ging aber gern zu Fuß. Doch um des lieben Friedens willen und weil der Klügere nachgibt, ließ er sich nach anfänglichem Sträuben Überreden, Jack auf seinen Fahrten zu begleiten.

Jack war ein gefürchteter Fahrer. Straßenbahnen und Autobusse stoppten, sobald sein Wagen in Sicht kam. „Ich verstehe nicht, wie man nur so unvernünftig fahren kann“, meinte Harris kopfschüttelnd, „du wirst uns noch ins Unglück bringen mit deiner Raserei.“

„Unsinn“, erwiderte Jack siegesgewiß, „das wirst du bei mir nicht erleben. Außerdem fahre ich doch so vorsichtig.“

Eines Tages war aber das Malheur geschehen, und Jack hatte vor Gericht zu erscheinen. Ihm wurde Körperverletzung eines Fußgängers zur Last gelegt. Eine richtiggehende Missetat. Harris erwies seinem Bruder die Treue und begleitete ihn zu den Schranken des Gerichts. Aber das war vielleicht ein Fehler. Über die Brille hinweg sah der Richter neben

dem Angeklagten eine zweite Person stehen. Da er nicht wußte, was das bedeutete, verlangte er eine Erklärung.

„Angeklagter“, begann er unvermittelt, „habe Jack noch ein Wort zu sagen vermocht, „wollen Sie mir nicht erklären, was das heißen soll?“ Dann fügte er ziemlich ungehalten hinzu, daß es einem Angeklagten unmöglich erlaubt werden könne, seine Freunde mit auf die Anklagebank zu bringen.

„Wie bitte?“ fragte Jack mit Würde. „Was Sie hier vor sich sehen, ist nämlich mein gleichaltriger Bruder Harris, mit dem mich untöslische Bande verknüpfen.“

„Ihre Bande interessieren uns nicht“, versetzte der Richter, der für den überlebenden Familiensinn kein Verständnis hatte. „Wenn Ihrem Bruder durchaus daran liegt, Ihrer Aburteilung zuzusehen, dann habe ich nichts dagegen. Er soll sich aber gefälligst in den Zuschauerraum begeben. Auf der Anklagebank hat er nichts zu suchen.“

Da Harris dem Wunsche des Gerichts nicht ohne weiteres nachkommen konnte, nahm er das Wort zu einer Erklärung.

„Hoher Gerichtshof, mir scheint, hier muß ein Irrtum vorliegen.“

„Das scheint mir auch. Also gehen Sie.“

„Der Irrtum liegt aber auf Ihrer Seite. Ich muß nämlich leider bei meinem Bruder bleiben. Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.“

Diese Bemerkung brachte Harris einen Ordnungsruf wegen versuchter Gotteslästerung ein, wogegen er ganz entschieden protestierte.

Man hatte das Gefühl, als ob das Gericht kurzichtig wäre. Harris wurde deutlicher und wies mit Nachdruck auf die zusammengewachsene Stelle. Das genügte. Nun konnte sich das Gericht nicht länger der Tatsache verschließen, daß man es mit siamesischen Zwillingen zu tun habe.

Aber das Gericht hatte einen Verdacht:

„Wenn Sie mit Ihrem Bruder untöslisch verbunden sind, dann waren Sie doch auch bei der strebbernen Handlung zugegen?“

„Ja.“

„Warum haben Sie sie nicht verhindert?“

„Hoher Gerichtshof“, erwiderte Harris geizigend, „Sie dürfen von mir nichts Unmögliches verlangen. Ich verstehe nichts vom Autofahren. Ich bin bloß Passagier.“

„Sie wollen also behaupten, daß Sie am Fahrunterricht Ihres Bruders nicht teilgenommen haben?“

„Teilgenommen schon, aber geschlafen. Mein Bruder war so unvernünftig, den Kursus immer kurz vor Mitternacht abzuhalten. Das ist eine Zeit, in der ich kaum noch die Augen offen halten kann.“

Das Gericht erblickte darin erhöhte Fahrlässigkeit und einen Beweis für Harris Mitschuld. Harris konnte aber geltend machen, daß die ganze Schuld Jack trafe.

„Das geht schon daraus hervor, daß ich keinen Führerschein habe. Sie dürfen mich also bloß als Fahrgast ansehen. Und seit wann, hoher Gerichtshof, trifft Fahrgäste eine Mitschuld?“

Infolgedessen wurde nur Jack zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt.

Jack nahm die Strafe schweigend hin.

Aber Harris, der sich durch einen gewissen Weltbegriff auszeichnete, Harris fand das Urteil unzufrieden. Er protestierte sehr pathetisch: „Ich linde, man wird hier auf Schwierigkeiten stoßen. Dann nach meinem Dafürhalten kann die Strafe nicht vollzogen werden.“

„Das lassen Sie getrost unsere Sorge sein. Darüber brauchen Sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen.“ Der Gerichtshof schien über die Folgen nicht recht im klaren.

„Laß doch“, meinte Jack, „wir werden uns doch

VERLAG UND DRUCK: ENORE & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltrick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der *Simplex*-Stempel erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen die Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummern 10 Pf., 6 Monate 50 Pf., 1 Jahr 90 Pf. — Anzeigenpreise nach Preistabelle Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D.A. II, VI, 38: 1935. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 82, 1. und 2. Etage. Postfachkonto München 3970, Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschland verantwortlich: Dr. Eberhard Moraw, Wien 1, Zollzeile 11



„Ich war heute in der Pinakothek. Können Sie als alter Einwohner der Kunststadt mir vielleicht sagen, was der Unterschied ist zwischen Holbein dem Älteren und Holbein dem Jüngeren?“ — „Ja mei, dös is a ganz a diffizile Wissenschaft; dös wird halt so sel' wie der Unterschied zwischen an hellen Späten und an hellen Löwenbräu!“

wegen solcher Kleinigkeit nicht aufregen.“ Er warf seinem Bruder einen raschen, fast fliehenden Blick zu. Man darf aber Harris nicht ungebührlich nennen. Er begleitete Jack anstandshalber bis an das Gefängnistor. Als er sich dort still und heimlich drücken wollte, verlor Jack irgendwie die Fassung. „Aber Harris, willst du mich verlassen? Jetzt, wo ich dich unbedingt brauche!“ Der Wärter, der die Zelle aufschloß, lehnte im Hinblick auf die Strafvollzugsordnung ab, Harris mit einzulassen. „Das schlagen Sie sich man aus dem Kopf, junger Mann. Sie scheinen nicht zu wissen, was Einzelhaft ist.“ „Demnach kann ich also wieder gehen“, fragte

Harris und wandte sich dem Ausgang zu, „denn schließlich habe ich ja auch nichts verbrochen.“ „Halt!“ rief der Wärter und war schon im Begriff, die Alarmvorrichtung in Betrieb zu setzen. „Sie bleiben hier!“ Er meinte aber Jack, der sich Harris heimlich angeschlossen hatte. „Siehst du“, sagte Harris, „ich habe doch gleich gesagt, man stößt bei uns auf Schwierigkeiten.“ Der verblüffte Gefängniswärter sah sich in einer unmöglichen Situation. Er erstattete Bericht und fragte die vorgesetzte Behörde um Rat. Denn solch ein Fall war noch nicht dagewesen. Es dauerte eine volle Woche. Während dieser Zeit blieben beide in Haft. Jack bekam Gefängnisessen. Harris durfte sich selber beköstigen und gab seinem Bruder heimlich davon ab. Harris machte tatsächliche Rechtsansprüche geltend und

betonte mit dem erforderlichen Nachdruck: „Das wird ihnen teuer zu stehen kommen. Sie sollen sich nicht etwa einbilden, daß ich mir die Freiheitsberaubung so ohne weiteres gefallen lasse.“ „Das können Sie halten, wie Sie wollen“, erklärte der Wärter, „wir kümmern uns nur um unsere Strafgelangenheiten und keinesfalls auch um deren Geschwister.“ Jack trug Gefängniskleider. Harris seinen Zivilanzug. Weil gegen ihn nicht das mindeste vorlag, durfte er bei elektrischer Beleuchtung lesen. Gegen Jack war Dunkelarrest verfügt. Man sah aber keine Handhabe, es mit der nötigen Strenge durchzuführen. Weshalb die vorgesetzte Behörde folgerichtig beschloß, dem Fiesko ein Ende zu machen. Die Strafe galt als verbüßt.

Im dunklen Park

(K. Kirsch)



„Was werden die Leute denken, wenn sie uns hier sehn!“

„Beruhige dich, die anderen sind auch nicht zum Denken hergekommen!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Gipfelrast

(M. Dudovich)



„Daß du ausgerechnet auf jedem Gipfel sonnenbaden mußt!“

„Ganz einfach, hier sieht mich wirklich niemand, denn du siehst ja nur die Berge!“



„Wat sagen Sie, Frau Wuppke, jetzt malen sie sich schon die Strümpfe auf die Beine!“ — „Und wenn sie sich ooch det Hemd uff'n Leib pinseln, irgend wat Dreckiges wird fur 'ne ordentliche Waschfrau woll noch zu finden sein!“

Botanische Belustigungen

Bis vor kurzem waren meine botanischen Kenntnisse sehr schwach, sie erstreckten sich bei wilden Blumen eigentlich nur auf das Gänseblümchen und den Löwenzahn. Das Gänseblümchen und den Löwenzahn kannte ich schon lange. Sie blühten, wenn ich mich recht erinnere, sogar auf dem Wittenbergplatz in Berlin W... Da bin ich nämlich als unmündiger Knabe mit der Botanik zuerst zusammengestoßen. Es ist ein hartes Pflaster dort für wildwachsende Gewächse.

In meinem Botanikbuch standen viel mehr Blumen, aber auf dem Wittenbergplatz kamen sie nicht vor.

Sehen Sie, da ist zum Beispiel das Veilchen, das wohlriechende Veilchen. Es tritt häufig in Gedichten auf und ist dann sehr bescheiden und blau. Ich habe es bisher nur in der Poesie wild wachsen gesehen. Gehen Sie mal an den Waldrand im Frühling, dort parken Autos, dort frühlusticken Familien, aber Veilchen werden sich da hüten, zu blühen; wenigstens wo ich hinkam, blühte kein einziges. Ich sage Ihnen, ich halte es für einen

Schwindel, das mit dem Veilchen! Mag vielleicht früher, so vor der Eiszeit oder vor der Systemzeit vorgekommen sein. Man soll mir keine Ammenmärchen vorzählen. Veilchen kauft man bei der Blumenfrau in gebrauchsfertigen Sträußchen, die die Dame dann auf dem Tische liegen läßt, was aber auch nichts schadet, weil sie dann bereits ihren Zweck erfüllt haben, uns als durchgebildeten Kavallerier der alten Schule zu erwäsen.

Bei den Dichtern werden die Blumen meist mit Poesie vermischt, in der Botanik tragen sie solche Namen wie Hundswürger, Kälberkropf und Lösenkraut, und meistens steht davor noch der beleidigende Ausdruck „gemein“. Es könnte einen Hund jammern, wie die Botanik mit den Kindern Floras umgeht. Manche heißen sogar mit Vornamen: „übelriechend“ oder „stinkend“. Das ist nicht schön von der Volksbotanik, denn die Pflanzen tun sowas nur, damit sie nicht gefressen werden. Aber darüber ist man sich nicht ganz einig, und manche sagen, die Rose duftet nur so schön, weil sie damit Insekten herbelocken will. Rein gefallen ist die Rose mit dieser Patentlösung, denn sie lockt mit ihrem Duft den Onkel Theodor herbei, der sie abschneidet und dem das Ge-

schlechtsieben der Rose schnuppe ist, und der immer nur an sich denkt und die Rose aus diesem Grund dem schönen Fräulein Cilly schenkt, womit er vielleicht auch der Erhaltung der Art dient, aber nicht der Rosenart.

Wenn wilde Pflanzen besonders schön sind, stehen sie unter dem Schutze der Obrigkeit, und das ist gut so; denn sonst würden sie die Ausflügler abweiden.

Vor einigen Tagen sah ich so eine geschützte Pflanze am Bachufer blühen, es war die Türkenbündellilie, eine ganz entzückende Blume. Ich widerstand der Versuchung, sie zu pflücken, teils aus Furcht, bestraft zu werden, teils aus dem mir innewohnenden moralischen Bewußtsein, das da rief: „Es können sich noch so viele an ihrer Schönheit freuen“. Mir war zumute wie irgend einem Mann aus einem Volksschullesebuch. Deshalb ging ich gestern wieder zu der Türkenbündellilie, um mich an ihrer Schönheit zu freuen. Sie war nicht mehr da, der Landmann hatte sie abgemäht und seinen Ochsen zum Futter gegeben. Ich muß schon sagen, ich brauchte alle meine moralische Haltung, um mir nicht irgend etwas zu denken.

Foltzick

Die naturnahe Familie

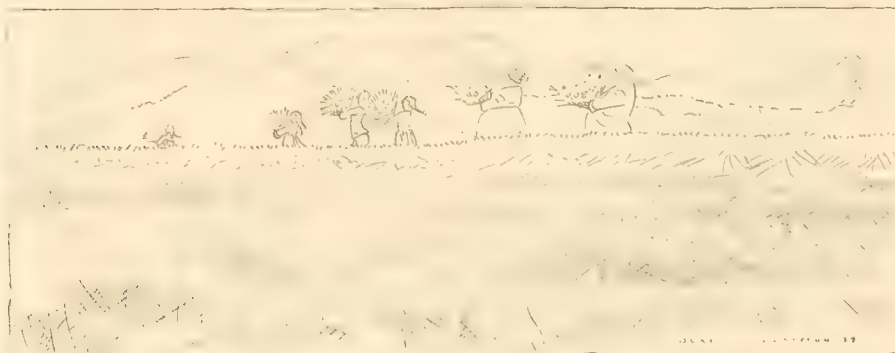
(© Gu. Branstetter)



„Es geht doch nichts über die unberührte Natur!“



„Das muß fürwahr ein böser Mensch sein, der an Blumen keine Freude hat!“

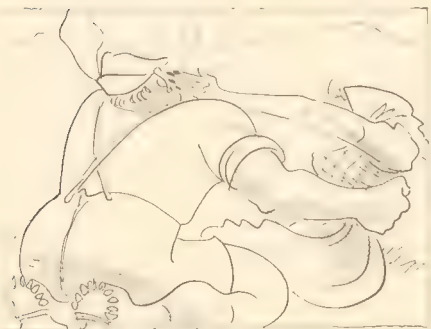




„Sag mal, Otto, pflanzt sich eigentlich der Schall im Wasser sehr schnell fort?“
„Keine Ahnung, bin über das Liebesleben der Töne nicht informiert!“

Das verführerische Kopftüchel

[Fr. Billek]



Der Froschteich

Von Georg von der Vring

Es gibt Sommerabende, an denen die Wiesen, gemähte und noch nicht gemähte, die hellen Häusergruppen hinter ihnen, die Pappeln und Walnußbäume mit ihrer grünen Dunkelheit, in einen so überflutenden und langen währenden Glanz getaucht daliegen, daß die Sterne mit ihrem Kommen zu zögern scheinen. Alles Sichtbare gewinnt eine schönere Bedeutung; selbst die Buhütten an der Bahnstrecke und die Lüftastulen der neuen Siedlungen sind in diesen Zaubern einbezogen.

An einem solchen Abend machte sich Konrad auf den Weg zum Froschteich, der eine halbe Stunde vor der Stadt in der Nähe eines Waldes zwischen Wiesen und Kornfeldern lag. Dort gab es Hasen und Feldhühner; doch Konrad dachte an diesem Abend an so vielerlei, sogar an ein Mädchen dachte er; und es war so, daß ihm die Hasen und die Feldhühner samt dem Mädchen und allem dort der Wiesen zu einem lauten und erregenden Gefühl der Erwartung zusammenfloßen.

Unterwegs traf er Erleben. Dieser forsche junge Mann strichte ebenfalls auf den Froschteich los. Als sie das Gelände erreichten, das an die Straße stößt, ließ sich die erste Froschstimme vernehmen. Eine zweite gab ihr Antwort, entweder um sie zu ermuntern oder zur Geduld zu mahnen. Noch fuhren die Redfahrer ohne Licht.

Die Kameraden lehnten am Gelände und schauten über den Teich hin. Er war mit grünem Schachtelhalm zugewachsen; an einigen Stellen gab es dunklere Zonen von Binsen; das alles zog zur Teichmitte hinüber, wo eine Insel lag, auf der sich ein paar mächtige Weidenbäume erhoben. In ihrem silbrigen Laubwerk schien der rote Abend zu schäumen.

Zu Füßen der beiden befand sich eine freie Wasserstelle. Dort trieben sich fast ein Dutzend Frösche herum. Sie mochten spüren, daß jemand am Gelände stand, denn sie benahmen sich so, als überlägen sie, ob sie nicht lieber in den Schachtelhalm zurückkehren sollten. Erleben berechnete nach dieser Wasserstelle, auf der sich ein Dutzend Frösche in einem Quadratmeter Fläche zeigten, die gesamte Bevölkerung des Teiches und schätzte sie auf einige Zehntausend. Sodann teilte er Konrad mit, daß sich hier mit seiner Freundin Gerda treffen würde. Konrad nahm es zur Kenntnis.

Da Gerda noch nicht zu erblicken war, schlenderten sie eine Strecke um den Teich, bis zu einer Bank, auf der sie sich niederließen. Sie erblickten die erste Fledermaus. Gleich darauf, wie auf ein Signal, klangen ein paar kräftige Froschstimmen von drüben aus den Binsen herüber. Auch das schien ein Vorspiel, denn es ward wieder still. Die Rote am Himmel ging in Gold über. Der Abendstern hielt sich noch zurück, die Fledermaus verschwand hinter den Kuppeln der Weidenbäume.

Plötzlich zischte Erleben durch die Zähne. Gerda war bereits gekommen! Sie saß drüben auf der Bank, die genau gegenüber am nördlichen Ufer stand; die Weidenbäume hielten ihr helles Kleid beinahe verdeckt. Weshalb aber Erleben ein zweitesmal durch die Zähne zischen mußte? Gerda war nicht allein gekommen, denn neben ihr saß ein zweites Mädchen. Es war die kleine Hallstedt. Auch Konrad stellte dies fest, und ihm rührte sich das Herz plötzlich sehr andersartig. An solchen Abenden strudelt es nur so auf die Menschheit nieder, auf alt und jung, vor allem auf jung. Eben benennen sich auch die Frösche auf das, was ihnen bevorsteht, und ihr voller Chor setzt ein. Von überall stieg, quarte und dröhnte es jetzt, die Gedanken der Jünglinge wurden von jener zweiten Bank geradezu abgelenkt.

Erleben fand sich zuerst wieder. Er äußerte die Ansicht, daß die kleine Hallstedt wegen Konrad hierhergekommen sei. Konrad bestritt es. Erleben aber, dem ein solches Arrangement recht gut in den Plan paßte, behauptete es abermals und suchte es glaubhaft zu machen. Schließlich schritt er zu Tat. Er erklärte, er werde jetzt zu den Mädchen hinübergehen, das heißt, er ginge zu Gerda und würde dem Konrad die kleine Hallstedt herüberschieben. Konrad bemerkte, es wäre ihm gleichgültig. Er blieb sitzen, und Erleben ging davon.

Als Erleben auf das Gelände zuschritt, von wo er um den Teich biegen würde, sah Konrad, daß sich Gerda von der Bank erhob und ihm entgegen ging. Marie Hallstedt blieb sitzen. Freund und Freundin trafen sich am Gelände. Sie hatten sich begrüßt, und jetzt schienen sie zu plaudern. In dem goldenen Vorhang des Westhimmels ward jetzt eine winzige Öffnung sichtbar, hinter der sich das diamantene Licht der Weltenbäume vermuten ließ: Stern Venus erglänzte. Zugleich bewegte sich die Fledermaus wie die schwarz behandschuhte Hand eines Dirigenten über den erloschenden Himmel des Froschkonzertes her und hin. Noch standen Gerda und Erleben am Gelände. Noch saß die kleine Hallstedt drüben auf der Bank. Konrad blieb, sobald er nachdachte, nicht die geringste Hoffnung für sich; dachte er aber nicht nach, so ergab sich die Entscheidung beinahe von selbst.

Inzwischen geschah dies: Auf der Straße, die am Gelände hinführte, näherte sich ein Mann. Er schien sich in ausgezeichnete Stimmung zu befinden, mochte auch so einiges getrunken haben, denn er deklamierte laut vor sich hin. Sein Gedicht bezog sich auf den Teich, dessen Laute von fern an sein Ohr gedungen waren. „Still ruht der See — die Vögelchen schlafen — ein Flüstern nur —“

Es war ein breiter und fester Mann, er schwankte wenig, sein Schritt hallte auf dem Straßenpflaster. Als er das Gelände erreichte, unterbrach er seine Deklamation; und er sagte im lauteften Befehlen zu Erleben und Gerda: „Ihr gehört in 'n Wald!“

Darauf nahm er, weiterschreitend, den Faden seines Gedichts wieder auf: „Ein Flüstern nur —“

Thermometer

Von Ratatöskt

Ein Jüngling und ein Mädchen saßen
selbender auf dem grünen Rasen
in angeregtem Minnespiel.

Die Hände waren zart verflochten.

Man sah, daß sich die beiden mochten,
weint auch kein Wort dazwischen fiel.

Die Sprache kann man leicht entbehren
und sonstwie drüber sich belehren,

ob alles wunschgemäß im Trab:

Er las an ihrer runden Wade
den Stand der innern Wärmegrade
vergüßt mit feinem Schienbein ab.

hört es kaum!“ und entfernte sich, der Stadt zu. Gerda mußte sehr lachen. Erleben aber erklärte: „Der Mann hat ja recht!“ und sie gingen über die Wiesen fort, dem Wald entgegen.

Sie sahen sich nicht einmal mehr an. Konrad stellte es fest; auch die kleine Hallstedt mochte es beobachten. So war es, und so blieb es. Der Stern Venus bekam seinen schönsten Glanz. Die Fledermaus taktierte wie beschwörend tief über den Binsen hin. Das Orchester der Frösche nahm von Minute zu Minute an Kraft zu. Noch konnte Konrad einige der Musikanten zwischen den Schachtelhalm erkennen. Die Weißkehligten waren die Männer. Trompeteten sie los so erschienen hinter ihren plumpen Köpfen zwei Schalkkugeln, die in der letzten Helle wie Seltenbissen blinkten. Sie trompeteten hoch oder tief je nach Alter, Gelegenheit und Leidenschaft. Er Konrad überlegte. Die Tatsache, daß Marie ihm noch auf der Bank saß, hätte ihm ermuntern können; und so war es auch, denn nach einiger Zeit, da der Tag nun doch im Entweichen war und die Dämmerung begann, stand er auf, um zu ihr hinüberzugehen. Sogleich bemerkte er, daß auch sie sich erhoben hatte. Doch kam sie ihm nicht entgegen, wie vorher die Gerda dem Erleben entgegengegangen war, im Gegenteil, sie schritt auf dem gegenüberliegenden Wege um den Teich herum und blieb somit im gleichen Abstand von ihm. Als Konrad bei der nördlichen Bank anlangte, unterbrach er seinen Rundmarsch. Er ließ sich nieder. Marie nahm soeben aus der südlichen Bank Platz, die Konrad verlassen hatte. Gewonnen war nichts.

Ärgerlich? Nun, gewiß war es ärgerlich. Zugleich aber war es ein Spiel, das begonnen hatte und das sich möglicherweise weiterreiben ließ. Noch konnte man durchaus nicht wissen, was dabei herauskommen würde. Nein, Konrad empfand es geradezu als ein Streichen, als ein kleines wenig Liebbahen, daß die kleine Hallstedt nicht fortgegangen war, sondern jetzt zum zweitenmal auf einer Bank saß und wartete.

Auf wen aber wartete sie? Auf ihn? Noch wagte er es nicht zu beschwören. Er ließ wohl zehn Minuten verstreichen. Das Konzert der Frösche wurde ohrenbetäubend; es war Geschliff und Gelöse in eins. Es erfüllte die Luft und die Erde, es drang in alles, was lauschte oder nicht lauschte, und verschlang jedes andere Geräusch. Die Fledermäuse zeigten sich nicht mehr. Eine schwere Dämmerung fiel auf die Wiesen, Weidenbäume und Binsenflächen nieder.

Konrad erhob sich zum zweitenmal. Noch konnte er das weiße Kleid drüben erkennen. Er ging schnell. Sofort bewegte sich auch das helle Kleid. Wiederum ging es den entgegengesetzten Weg und wiederum langte man bald bei verschiedenen Banken an. Das war zum zweitenmal ein Spiel der Wiesen. Konrad rutschte unruhig auf der Bank hin und her, riß die Schläfen mit den Fäusten und biß die Zähne zusammen. Schon war es Nacht. Das Kleid war nicht mehr zu erkennen. Auf der Straße bewegten sich die Lichter der Autos und der Redfahrer. Das Froschkonzert wuchs sich zu Trommel- und Paukenschlag aus; es war, als sei hier ein gewaltiges Werk in Betrieb genommen worden. In dieser Nacht ging es um Sein oder Nichtsein der Frösche. Vorne funkelte verzückt auch die übrigen Sterne waren längst vor getreten, um die Wölbung zu besetzen.

Da fiel es Konrad ein, daß es jetzt an der Zeit sei, zum drittenmal um den Teich zu gehen. Aber nein, sagte er sich, sie wird sich ebenfalls zum drittenmal aufmachen, und alsdann gelangen wir nochmals auf verschiedene Seiten; und plötzlich kam ihm der wunderbare Gedanke, hier auf der Bank sitzenzubleiben und zu warten, ob sie, aus

Stiffter und Jim / Von Henry Lawson

Wir wanderten zu jener Zeit durch den australischen Busch, durch Moorland, und führten ein Landstreicherleben, Bill und ich, in der Hoffnung, Arbeit auf der neuen Eisenbahnlinie zu finden. Eines Abends, nach einem langen heißen Marsch, kamen wir zu Stiffners Gasthof, mit ausgetrockneten Kehlen und nicht einem einzigen Krümeln Tabak in den Taschen. Wir mußten unter den Umständen unsere Kehlen durchspülen, so schlenkerten wir also hinein. Wir ließen es darauf ankommen und marschierten schnurstracks auf die Theke zu, warfen unsere Rucksäcke ab, bestellten vier Schnäpse und bemühten uns auszuhinken. Wir hätten wir soeben unsere Wästel auf der Bank eingestellt. Wir sahen zahlungsfähig aus, soweit Wanderbüschchen zahlungsfähig aussehen können. Wir waren schmutzig und abgemüht und zerlumpt und müde, um so mehr mußte man annehmen, daß es mit unserer Zahlungsfähigkeit wenigstens ein bettering. Stiffner bekannte Stiffner war als ein herzoglicher Busche bekannt. Er war ein brutaler, roher Patron, sechs Fuß und sechs Zoll lang, breit und stark wie ein Stier. Es war nicht ratsam, mit ihm in eine Schlägerei zu geraten. Wir wußten, daß wir keinen Pardon von ihm zu erwarten hatten, andererseits mußte er sich unternehmen, werden. So sagte ich zu Bill: „Auf irgendeine Weise müssen wir die Sache ordnen, Bill. Was denkst du darüber?“ — In der Gaststube war ein halbes Dutzend Leute und ich kannte einen oder den anderen vom Sehen. Bill meinte: „Du kennst ein paar von diesen Gimpel-Pump-einen an.“ Ich nahm also einen der Jungen beiseite und pumpte ihm um 10 Schilling an und gab sie Bill in Verwahrung. Ich dachte, sie wären bei ihm sicher aufgehoben als bei mir. Wir nahmen an diesem Abend noch für etwa neun Schilling Getränke zu uns, Bill und ich, und Stiffner sagte vorläufig nichts. Er war zu gerissen. Mit der Zeit ließ ich Bill allein zurück und kroch in die Klappe. Als ich am nächsten Morgen erwachte, soß Bill in meinem Bett mit einem blauen Auge und schätzten Pence. Er hatte einige der Seeleute beim Kartenspiel ausgeplündert.

„Was machen wir?“ fragte ich. „Stiffner kann sich selbst mit uns einen Plan überlegen. Wenn wir nicht zahlen, behält er unsere Rucksäcke zurück und schlägt uns zu Krüppeln. Er ist der richtige Mann dazu. Er liebt eine Schlägerei noch mehr, als er es haßt, gehabt zu werden.“ — „Hier gibt es nur eine Möglichkeit, Jim“, sagte Bill in jenem gleichgültig gelangweilten Ton, der mich rasend machen konnte. — „Nun, was ist das?“ — „Uns aus dem Staube zu machen.“ — Ich verlor meine Geduld. „Du weißt“, sagte ich, „daß unsere Rucksäcke in der Gaststube sind und wir nicht ohne sie uns davonmachen können!“ — „Wir können ja losen“, meinte Bill, „wer von uns dem Gastwirt gegenübertritt.“ Und er begann mir einige seiner Ratschläge zu erteilen. Aber ich ließ ihn nicht weiterreden. „Jetzt ist die Reihe an dir“, sagte ich. „Verdurfte du mit den Rucksäcken. Paß auf: ich gehe in die Gaststube und frage nach den Rucksäcken, frage sie auf die Verande hinaus und gehe zurück, um alles zu ordnen.“ Du wartest drauf, daß ich die Rucksäcke in Empfang, und legst los, was du kannst. Das ist alles, was du zu machen hast.“

Ich ging also in die Gaststube, ließ mir die Rucksäcke vom Kellner aushändigen, trug sie auf die Verande hinaus und ging wieder zurück. Stiffner erschien: „Guten Morgen“, sagte ich. — „Guten Morgen“, sagte Stiffner. „Scheint'n prächlicher Tag zu werden.“ — „Es sieht so aus. Ich nehme an, Ihr macht euch heute auf den Weg?“ — „Ja“, sagte ich. „Wir haben heute einen tüchtigen Marsch vor.“ — Ich stützte meinen Ellenbogen nachlässig auf den Ledentisch, blickte stumm die Rechnung durch, so als wäre ich außer aus und sagte: „Ich glaub, ich möchte ein Bier haben.“ — „Recht tut du. Und wo ist dein Kamerad?“ — „Auf dem Hinterhof. Er kommt gleich. Aber... er hat heute keine Lust, zu trinken.“ — Stiffner lachte sein frohes und leeres Lachen. Er dachte wohl, Bill sei nach dem gestrigen Abend nicht zu Mut. — „Zum Wohl!“ sagte ich. — „Zum Wohl!“

Die Landschaft ringsherum war herzlich öde, das nächste Gehöfz über eine Meile entfernt, und ich wollte Bill einen guten Start durch die Ebene geben, ehe das Renne-so-schnell-du-kannst be-

gann. Deshalb unterließ ich mich noch eine Weile, und während wir sprachlos überlegten, ich, — wenn ich für ein paar lumpige Schilling sterben sollte, wenn es so sein mußte, war ich ebenso bereit, es für ein Pfund zu tun, das machte schon keinen Unterschied. So sagte ich also: „Ich glaub, ich nehme noch eine Flasche Whisky mit.“ Auf den Weg. — „Recht tut du“, sagte Stiffner. — „Eine große, eine große oder eine kleine?“ — „Eine große, glaub ich. Wenn ich sie nur in einer Tasche unterbringen kann.“ — „Es wird recht knapp sein!“ sagte Stiffner und lachte. — „Ich will es versuchen“, sagte ich. „Ich warte die Whisky, daß ich sie reinlege.“ — „Gemacht.“ Die obere Innentasche der Jacke und nicht der kleinste Riß! Es war eine große Flasche und meine Taschen waren alle eng, aber ich zwängte die Flasche schließlich doch in jene Tasche hinein, auf die wir gewartet hatten.

In diesem Augenblick bemerkte ich etwas und eine Idee durchzuckte mein Gehirn, eine der besten Ideen, die ja mein Gehirn durchzuckt hätte. Ich unternahm es, nämlich bei dem nächsten an diesem Morgen auf dem rechten Fuß hinkte. „Was ist mit Ihrem Fuß los?“ fragte ich. — „Ein verfluchter Nagel in meinem Stiefel“, antwortete Stiffner. „Ich dachte, ich hätte das verdammte Ding heute morgen herausbekommen, aber anscheinend nicht.“

In der Gaststube lag ein Sack mit Schuhmacherwerkzeug. Er gehörte einem Schühler, der auf der Verande seinen Rausch ausschiff. „Gib mir mal den Stiefel“, sagte ich zu Stiffner, „und ich bring das Ding in einer Minute in Ordnung. Es ist ja mein altes Handwerk.“ — „Du bist also von Beruf aus Schuhmacher?“ fragte Stiffner. „Das hab ich nicht gesagt.“ — „Ich achte nicht auf das, wenn ich nur ein paar Schilling hätte. Dann ist die Sohle gerettet.“ Ich wühlte im Werkzeugzeug und fand einen großen, langen Nagel und schlug ihn durch die Sohle hindurch in den Stiefel. Stiffner war seinerzeit Kellner gewesen, und ich dachte, daß er für mich ein allernächster Helfer wäre, wenn die Nagel seiner Ronschnehe unwidrig stünde. „Jetzt werden Sie es bedeutend besser finden“, sagte ich, indem ich den Stiefel auf die Theke stellte, meine Hand jedoch wie abwesend auf dem Stiefel behielt. Dann gähnte ich, rechte mich und fragte nachlässig: „Ja, und wieviel beträgt die Rechnung?“ Stiffner kratzte sich am Hinterkopf und tat, als wenn er nachdachte. „Sagen wir 30 Schilling.“ Er nahm wohl auch, daß ich zwei Schilling herunterhandeln würde. „Nun“, sagte ich, „und was würden Sie tun im Fall, daß wir nicht zahlen würden?“

Er stierte mich einen Augenblick lang verständnislos an, dann griff er los Stiefel auf und schlug ein- oder zweimal, und dann wurde er plötzlich merkwürdig ruhig und lachte sein frohes Lachen. — Stiffner war einer jener Männer, die immer lachen müssen, wenn sie rasend werden, — und sagte schließlich in einem frohen ruhigen Ton: „Ich verfluchte, verdammte Kriecher! Wenn ich an den Stiefel zähl, befreite ich mich von Rucksäcke als Pfand zurück und geb euch einen Fußtritt, daß ihr einen Monat lang weder sitzen noch stehen könnt!“

„Ja früher Sie damit beginnen, um so besser“, sagte ich, schleuderte den Stiefel in eine Ecke und stürzte hinaus. Stiffner sprang mit einem Satz nach dem Stiefel, griff los Stiefel auf und kam mir nachgerannt. Er blieb stehen, um ihn überzustreichen, aber er machte nur einen Schritt, stieß ein Geheul aus, schleuderte den Stiefel fort und sprang zurück. Als ich mich wieder mal umseh, hatte er einen Pantoffel an und kam in voller Fahrt auf mich losgerannt. Ich wechselte in den nächsten fünf Minuten die Landschaft ziemlich rasch. Aber ich war bald ausgepumpt. Mein Herz begann gegen meine Schädeldedecke zu hämmern und meine Lungen waren ausgetrocknet. Als ich sah, daß Stiffner immer näher kam, blickte ich mich um, wie ich seinem Schlag entgehen könnte.

Stiffner schlug zu, aber ich sprang noch im letzten Augenblick beiseite. Sein Schlag verfehlte mich und der Pantoffel flog gegen zwanzig Fuß durch die Luft und fiel in ein Wasserloch. Stiffner war dadurch so ziemlich erledigt, denn der Boden war hier steinig und voller Stoppeln. Ich sah Bill geradeaus auf den Horizont losziehen. Ich folgte ihm, so gut ich es vermochte, denn ich sah jetzt Stiffners Kehler mit einem Spaten auf mich losgerannt kommen, ich nehme an, um unreife sterbliche Reste einzuscharren, und diese beiden hatten nicht gerade zarte Fäuste, ich meine, Stiffner und sein Gehilfe. Bill sah sich noch einmal um und verschwand bald darauf im Gehöfz. Als ich ihn endlich festgesehen, war er gänzlich fertig, aber ich griff meinen Rucksack auf und wir rannten los, denn ich sagte Bill, daß Stiffner bis zuletzt hinter uns her war, und Bill dachte, es wäre besser für uns, wenn wir sobald als möglich im Busch verlorengingen und verschwunden blieben.

Das erste, was Bill sagte, als wir später unser Lager aufschlugen, war: „Ich hab dir ja sofort gesagt, daß ich nicht mit dir gehen wollte. Ich ziehe wieder.“ Du brauchst dich nie zu fürchten, wenn du mit mir wanderst. Hör nur auf meinen Rat und überlaß die Dinge mir, und wir kommen nie in Ungelegenheiten. Und jetzt will ich dir...“

Aber ich ließ ihn nicht weiterreden.

Er machte mich nach. „Was willst du? Was, zum Teufel, hast du denn getan?“ — „Hab ich nicht unsere Rucksäcke getragen?“ sagte Bill. „Wo waren wir jetzt, wenn nicht ich...“ Aber ich setzte ihn daraufhin hart zu für seine Annahme und ich zählte ihm gründlich zurück für seine Befürwortung und nannte ihm geradeheraus einen Esel und schalt ihn und bat ihn, mir nie mehr zu sagen, daß er ein Kämpfer sei. Als ich glaubte, ihn ordentlich kleingemacht zu haben, wurde ich ruhiger und reichte ein wenig ein. Bill nahm dies alles mit wunderbarer Ruhe auf, ließ mich austoben und gab mir Zeit, wieder zu Puste zu kommen, dann lehnte er sich gegen einen der beiden rechten Seite, grub seine linke Hand tief in die linke Hosentasche und holte einen Stiefelfleimen, eine Streichholzschachtel und neun Schilling und sechs Pence hervor. „Woher hast du das?“ fragte ich sprachlos. — „Ich hatte das Geld die ganze Zeit über“, sagte Bill. „Aber ich sah im Gasthof, daß du gestohlen hast. Ich dachte, ich würde dich retten zu müssen, — man pflegt nicht alle Tage neun Schilling und sechs Pence aufzutreiben.“ Darauf wandte er sich auf die linke Seite, ließ die Hand in der anderen Tasche verschwinden und legte einen Tabakstreifen und einen halben Dollar hervor. Meine Augen wurden immer runder. „Woher hast du das?“ fragte ich fassungslos. — „Das“, sagte Bill, „war das Geld, das du mir letzte Nacht gabst. Einen halben Dollar sollte man heute nicht unnütz fortwerfen. Außerdem hatte ich die Absicht, wenn es nicht anders ging, Stiffner zu bezahlen. Ich vermutete, daß, wenn es drauf ankam, er schwieg und wartete, daß wir wären, ihn unterzulegen, und unter diesen Umständen hätten wir wenig Aussicht gehabt, am Leben zu bleiben.“ — Darauf lehnte sich Bill mit einem müden Ausdruck gegen einen Baumstamm und baggerte aus seiner obersten linken Westentasche einen Dollar heraus, der in eine Pfundnote gewickelt war. Er schwieg und wartete, daß ich sprechen würde. Aber ich konnte es nicht. Ich öffnete nur den Mund und schloß ihn wieder. „Das hab ich die letzte Nacht beim Kartenspiel gewonnen“, sagte Bill, „und ich dachte mir, daß wir es später gut brauchen könnten und behielt es.“ Ich dachte, er würde nicht so leicht aufzucken, und jedenfalls hätte ich es nötiger als Stiffner und...“ — „Wußte er, daß du das Geld hastest?“ keuchte ich. — „Ja. Das ist ja der Hauptpaß. Das war es, was ihn so wild gemacht hat. Er war die ganze Zeit über in der Gaststube, während ich spielte.“

Bill teilte seine Schätze in zwei gleiche Hälften und gab mir eine halbe Dollar und noch dazu. Aber ich wanderte nicht mehr lange mit ihm. Er war ein anständiger Junge, soweit Jungsens es sein können, und ein guter Kamerad, soweit Kameraden es sein können, aber er war zu abenteuerlustig für einen friedlichen, ruhlebenden Burshen wie mich.

(Erfreuliche Übertragung von André Fockersamer)



„In England steht in de Zeitung, dat sich da wedder 'n Seeungeheuer sehn lett.“

„Watt, un nich in Dütschland — siehste, die Berichterstattung wird schon objektiver!“

Sonne überflutet die Blütenfelder,
plätschen fließt ihr Flügelschlag
Dreumund fängt sie aus
die Blütenblätter, Pflanzenleiter.

Mißfaches Haar, klebt
totes Geas am Erdenfabel;
wie aufgesprungen klatzt sein Mund,
tau- und regelndes.

Wegwarte, himmelsiden Knäueln,
papieren leicht schwebt sie empor
und preßt den weißen Himmelsglasi
mit tredder, spitzer Stimme.

Es ist ein Klang der Bitterluft,
ein Baum der hohen Himmelsofse,
ein Wäldlingflügel des Augn,
ein heißer Blüt des Zentrums.

Der Brief / Von J. Echinger

Unering ist ein kleines Dorf. Abgelegen von der großen Welt. Auch im Sommer verirrt sich selten einer aus der großen Stadt dahin. Die Leute in Unering kommen auch fast nie aus der Ortschaft heraus. Im Sommer haben sie keine Zeit, im Winter gefällt's ihnen daheim, hinterm Ofen, besser als auf der Landstraße oder gar im Postauto, das von Markt Alch, zwei Stunden ist es bis dahin, nach der Stadt fährt.

Um so merkwürdiger war es, daß gerade heute der Gallenwirt von Unering aus der Stadt einen Brief bekam, worin ein Postrat anfragt: 1. Was ist Unering in diesem Sommer ein Bett koste? 2. Wie es mit der Verpflegung stünde? Zu 1. wäre ein Sudzimmer erwünscht, zu 2. liebe der Postrat zum Frühstück frische Butter, Eier, Marmelade und abwechselnd Tee, Kakao oder Kaffee mit Rahm. „In diesem Sommer!“ Als ob in Unering in einem andern Sommer das Bett je schon was gekostet hätte? Die Stadtleute können dumm fragen, in diesem Sommer!

Der Gallenwirt kam über das „in diesem Sommer“ nicht hinaus, obwohl seine Frau darüber zwar den Kopf schüttelte, aber sich weiter nicht aufregte. Am Abend kamen der Schulbauer, der Kalten, der Senglschuster, der alte Hofener und der Herr Lehrer beim Gallenwirt zusammen. Die Gelegenheit, daß die fünf gar beinander waren, konnte sich der Wirt nicht entgehen lassen und las den Brief vor. Der Herr Lehrer, der sich schon von dem Postrat was Besonderes erwartete, war der Anschauung, daß der Brief ganz in Ordnung wäre, und daß besagter Herr eben wissen wolle, was in diesem Sommer hier das Bett koste, weil er halt wahrscheinlich in diesem Sommer herkommen mocht! Anders meinte der Senglschuster. Der meinte, der Mann da aus der Stadt, der foppt uns bloß. Und der Schulbauer, der so lange im Krieg war, meinte, daß das, was der Mann schreibe, gleich sel, der Wirt solle bloß nicht zuviel verlangen, sonst kommt der Mann nicht her. Die zwei andern, der Kalten und der alte Hofener aber waren der Ansicht, man solle recht viel verlangen, damit der ja nicht komme, denn so gemütlich wie jetzt könnte man doch nimmer beisammen sein, so ein schöner Tarock dürfte doch nicht auseinandergerissen werden. Kommt da einmal ein Fremds dazwischen, das ja Maul nicht halten kann, und nachher gibt ihm selbst ein anderer recht, nachher kommt man auseinander, was gar it braucht!

Jetzt kam auch die Wirtin dazu. Die Wirtin vom Gallenwirt z' Unering, dies muß ihr der Neid lassen, war auch eine Wirtin für ein größeres Geschäft, denn sie ist aus einem großen Haus raus und versteht etwas von allem. Drum meinte auch der Herr Lehrer gleich: Da könnte sie einmal an einem würdigen Objekt ihre Kunst zeigen! Damit kam er aber beim Schulbauer an die falsche Adresse. Der glaubte das „Objekt“ auf sich gemünzt und fuhr den Herrn Lehrer gleich so an, daß es nicht nur dem Herrn Lehrer, sondern auch dem Kalten einen Riß gab. Als sich der Schulbauer dann auch noch ganz energisch „den Objekt“ verbat und den Herrn Lehrer einen

Siebenmalkscheiten nannte, hatte die Lage ihren Höhepunkt erreicht. Nun zeigte sich die Tüchtigkeit der Gallenwirtin von Unering. Der Schulbauer wollte schon aufstehen, und den Bierkrug ließ er gar nicht mehr aus der Hand, als die Wirtin ganz ruhig sagte, daß ja der Herr gar nicht Objekt heisse, sondern wie sie es allen fünf hier schwarz auf weiß beweisen kann, und zwar an des Herrn Postrats eigener Unterschrift, sich Georg Gangwieser schreibe...

Die Ruhe war wieder hergestellt. Man war sich einig, daß hier, jeder tat wenigstens so, als wenn er der Ansicht des andern, in diesem Falle des Herrn Lehrers und des Schulbauers, wäre. Dann wurde ausgesucht, daß man an den Herrn Postrat Georg Gangwieser einen Brief schreibe mit dem Betitelpreis für diesen Sommer. Ihn auch ergebenst darauf aufmerksam mache, daß es mit dem Essen gut stünde, denn der Wirt habe noch über eine halbe Sau in der Sur, und auch Mehl, Eier und Butter seien zur gefälligen Verwendung vorhanden. Der Herr Lehrer wollte allerdings noch hinzulegen, daß man in der den Ort streifen den Uner eine schöne Gelegenheit zum Baden habe. Aber damit kam er bei dem Senglschuster an den Unrechten. „I, wenn I mir schon den landfremden Menschen in den Dorf setzen laß“, meinte der, „so soll mir dieser sich doch it in mein Fischwasser seine Fuß reinwaschen, denn die Uner hat ich, und kein anderer nicht, vom Grafen z' Hutzpacht, sonst kann die Fisch fressen wer will, I it!“

Aber die Uneringer Wirtin wußte auch die Bescheid. Sie meinte, man solle eben in dem Brief von dem Wasser nichts abgeben. Und so wurde es gemacht. Der Herr Lehrer ließ es sich nicht nehmen und schrieb selbst den Brief. Er unterschrieb ihn auch und lobte den Wirt in jeder Beziehung. Die Wirtin klebte eigenhändig eine Briefmarke darauf und wollte ihn morgen, gleich in der Früh, die sie sowieso nach Alch müde, dort in den Briefkasten werfen. Denn hier brauchte doch nicht jeder zu wissen, daß man an den Herrn Georg Gangwieser, Hochwohlgeborren, geschrieben habe. Sollte der Herr Postrat wirklich herkommen, so würde ihn das vielleicht schlenieren. Und daß der alte Postfraz sein Maul nicht halten kann, dies weiß doch jeder!

An diesem Abend hätte allerdings der Herr Lehrer, was sonst nie vorkam, bald einen Kleinen sitzen gehabt und beim Kalten war's auch schon weit. Aber nachdem die Sache so gut ausgegangen ist, ging jeder friedlich nach Hause.

Am andern Tag saß, schon um acht Uhr, der Senglschuster von Unering beim „Kleinen Wirt“ in Alch. Und bei ihm saß der Briefträger von Alch, der dort auch den Briefkasten ausleeren muß. Der Briefträger hatte schon die dritte Maß Bier, die alle drei der Senglschuster zehlt hat und war gar nicht schlecht aufglegt: „Ja, ja, man muß halt einmal Aug zucken! Dumm istch nur, daß dies grad a Postrat sein muß, der Georg Gangwieser!“

In Alch gibt es auch einen „Großen Wirt“. Es war schon um Mittag, als der Aicher Postbot zum

„Großen Wirt“ kam. Da trifft er den Kalten und den alten Hofener, die ihn zum Naderstutzen plagten. Der Postbot denkt an die drei Maß Bier vom Senglschuster und wirklich, die zwei zahlen ihm auch eine Maß um die ander. Aber heilig hat er es ihnen versprochen müssen, und er hat's um so lieber getan, als er gehört hat, um was es auch da geht... Ich denn ganz Unering hinter dem Brief her?... Saudumm, daß der Herr Gangwieser grad a Postrat ist!

Wenn die Gallenwirtin von Unering immer nach Alch geht, so spricht sie beim „Großen Wirt“ zu. „Ja, der Kalten und der alte Hofener sind auch da! Zu dritt geht sich's doch unterhaltsamer heim!“ Warum aber die zwei alten Lumpen nicht sagen wollen, was für a Geschäft sie heute bis auf Alch trieben hat? Sie wird's schon noch rausbringen! Als der Postbot von Alch an diesem Tage den Briefkasten leerte, schaut er immer wieder die vier daraus entnommenen Briefe an... Die Adressen stimmen, alles was man braucht, steht drauf, aber keiner ist an den Postrat Georg Gangwieser adressiert. Und die drei hatten ihm doch das Bier nur deshalb zehlt, damit er den Brief verlieren soll. Dies war egal a billiger Bier, nur saudumm, daß sich das grad um ein Postrat handelt. Er könnt dann glei glauben, in Alch wär a rechte Schlemerei, wenn der Brief nicht ankam... Er schaut die Adressen nochmal an... aber an den Postrat Georg Gangwieser war halt keine dabei! In diesem Sommer hat kein Bett in Unering etwas gekostet. Ganz spät im Herbst fragt einmal der Herr Lehrer den Wirt, was denn mit dem Herrn Postrat worden ist? Es war halt doch einmal was anders gewesen! Der Wirt konnte nur sagen, daß er auf denselben Brief gar kein Antwort bekommen hat, obwohl der Herr Lehrer so schön geschrieben hat... Vom Baden hätt' man halt was schreiben sollen... aber der Senglschuster mit seine Fisch! Die Leute aus der Stadt woll'n halt baden... Der Senglschuster, der natürlich auch debelstalt, sagt gar nix, er zwinkelt bloß mit'm Aug... und der Kalten schaut in d' Luft, denn der alte Hofener war inzwischen gestorben. Nur der Schulbauer redt... „Z' teuer, z' teuer seid's gewesen...!“ Und die Wirtin war der Anschauung: Unering war halt doch zu abgelegen, nach Alch kommen d' Leute noch, aber nach Unering... Jetzt muß sie gleichwind ausgehen, denn es fiel ihr ein, daß sie einzelzelt, als sie den Brief an den Herrn Postrat am gleichen Abend noch verbrannt hat, das Wappel, das sie natürlich runterlöste, unter den großen Suppentopf, den sie nur für Hochzeitbraut, g'legt hat, und morgen ist a so a Hochzeit...

Ja, die Gallenwirtin von Unering, das muß ihr der Neid lassen, die wär auch a Wirtin für a größeres Geschäft, denn die ist aus einem großen Haus raus und versteht etwas von allem und nicht nur sie, auch der Senglschuster und der Kalten, schad, daß der alte Hofener g'storben ist, waren zufrieden, denn jeder von den dreien dachte, daß nur durch ihn der Brief nicht ankam und so die Ruhe in Unering erhalten blieb...

VERLAG UND DRUCK: KNOB & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Vorantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltzsch, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der SIMPLICIUM erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugpreis: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vorausjahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preistabelle Nr. 1, gültig ab 1. 7. 1932. O. A. II. V. 30. 1932. Unverlegte Änderungen werden nur zu dem Zweck, die Druckfertigkeit zu sichern, ohne Rücksicht auf den Inhalt, vorbehalten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1795. Postfachkonto München 3720. Erfüllungsort: Nachdruck verboten. — Für Herausgabe und Redaktion in Deutschland verantwortlich: Dr. Emerich Moraw, Wien 1, Wollzeile 11.

Stil 1900

(Erich Schilling)



„Sehn Sie die Mächens, Müller, wie vor vierzig Jahren, nu noch stramme Korsetts und unsere zweite Blütezeit kann beginnen.“

Rennbahn-Gefühle

(f. Thöny)



„Aber Papa, weshalb fluchst du denn so über das verwettete Geld?“

„Nicht deshalb, aber so 'n Vieh müßte sich schämen, daß es mein Vertrauen um 10 Em geschädigt hat!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der feinere Unterschied

J. Thon



„Jeder Franzose steht auf Seiten der Humanität!“ — „Sehr gut,
Herr General, aber hoffentlich nicht auf Seiten der ‚Humanité‘!“

Freundliche Begegnung

Von Katalösfre

Au einem Sonntag, gegen Abend,
ersah ich einen Biedermann,
als welcher, sich bekripen habend,
mäandernd durch die Gassen rann.

Sein Anblick strahlte Seelenfrieden,
und auch dem weiten Hosenpaar
war eine Fälligkeit beschieden,
die unverkennlich heiter war.

Wenn um Peripherie und Innen
solch Band der Harmonie sich flücht,
muß die Kritik ins Tüchis zerrinnen . . .
Drum nahm ich keinen Anstoß nicht.



STOSSVERKEHR

Max und ich landeten beim schönsten Sonntagswetter am Gestade eines Sees. Wir landeten mit einem Ausflugsdampfer, dessen Inhalt sich ergoß. Ein Teil des Inhalts suchte nach einer menschenleeren Badestelle am Ufer. Kann sein, daß die heute noch suchen. Der andere Teil quoll in das Strandhotel, wir quollen mit. Das Strandhotel lief bald über. Wir kletterten uns irgendwo fest und blieben infolgedessen drinn. Wodurch es geschah, daß wir plötzlich an einem kleinen Tisch saßen, ist mir unerklärlich. Es war nicht programmäßig. Auch als Max auf dem Tisch eine Speisekarte liegen sah, meinte er, heute wird's nichts. Heute bekommen wir etwas zu essen. Nun, ich gab die Hoffnung nicht auf, daß es doch noch schlief geht. Ich habe mich nämlich ungestellt, ich verlegte von einem ordentlichen Sonntagsausflug, daß ich nicht bekomme, was ich möchte.

Max sah die Speisekarte durch. Es war noch nichts gestrichen. Max schwelgte im Aussuchen, er wog die Chancen einer Rinderbrust gegen Kalbsrücken ab, er wollte sich sogar dazu versteigen, eine Abänderung der Beilagen dem Kellner vorzuschlagen und Kartoffelbrei gegen grüne Bohnen auszutauschen. Ich unterstützte ihn in diesen Planungen, denn das konnte die rechten Verwirrungen geben.

Wir unterhielten uns gut, wir hatten Zeit dazu; denn in der ersten halben Stunde störte uns kein Kellner durch Entgegennahme von Bestellungen. Um uns herum verlief alles ordnungsgemäß. An manchen Tischen rief man „zahlen“, an anderen verlangte man nach der Speisekarte, wieder an einem andern rief einer „ich werde mich beschweren“, und dort drüben sagte einer nicht leise „die Leute sollten doch an schönen Sonntagen auf Stoßverkehr vorbereitet sein“. Unter dem Bedienungspersonal schien eine schreckliche Sauche ausgebrochen zu sein, die es restlos dahingegriff hatte. Manchmal lief ein Kellner zwischen den Tischen umher und sagte, „er könne auch nicht mehr tun, als arbeiten“.

Einmal strandete ein Kellner an unserem Tisch. Er fühlte sich sichtlich wohl bei uns, da wir nicht aufgeregt waren und belohnte uns mit der Mitteilung, daß die Menschen sehr unvernünftig seien und daß wir gerade in den Mittagsverkehr geraten seien. Max bestellte Pöckelbrust mit Erbsenbrei, ich sagte dem Kellner, er solle mir irgend etwas zu essen bringen.

In den ersten Nachmittagsstunden geschah nichts. Auf einmal kam ein aussehender Hausknecht mit einem Glas Wasser und entschuldigend sich, daß es solange gedauert habe. Wir entschuldigten es gerne, zumal wir gleich darauf hörten, wie an einem entfernten Tisch ein Familienvater ziemlich blau anlief und einem Herrn in dunklem Anzug, den er für den Direktor hielt, deutlich zu erkennen gab, er habe schon vor einer halben Stunde ein Glas Wasser bestellt und es sei ein Seestuhl.

Da trank Max das Wasser mit Wohlbehagen. Später kam auch der freundliche Kellner wieder mal auf einer Lirfahrt vorbei und sagte, wir hätten die Speisekarte von gestern bekommen und es gäbe keine Pöckelbrust und was ich bestellt habe, sei gestrichen.

Einmal kam ein Mädchen vorbei, sagte schnell „Die Herren haben das zweite Menü bestellt“ und stellte eine Kirschtorte auf unseren Tisch. Wir teilten sie und waren guter Dinge. Auch wurde uns im Laufe des Nachmittags noch eine gebackene Leber serviert, und der uns unbekannte Herr, der sie brachte, erklärte: „Pflummenschen dauern heute etwas länger.“ Das nette Fräulein, das uns plötzlich Suppe einbog, sagte abschließend „sooo!“. Die anderen bestellten Speisen des Menüs würde sie auch so schnell bringen, da Pensionsgäste selbstverständlich Bevorzugung genießen.

Ich beruhigte Max, der Befürchtungen hegte, jetzt noch ein Menü zu bekommen, damit, daß, wenn einmal bei Überfüllung erst Suppe serviert wird, vollkommen Schluß ist. Ich behielt recht.

Sehen Sie, auf diese Weise gestaltete ich so ein Sonntagsgessen sehr abwechslungsreich und unterhaltend. Allerdings muß man Nerven wie Draht haben.

Foltzick

Liebe im August



„Wollen Sie mir vielleicht den Hergang des Fernsehens genau erklären?“

„Gerne: also, da is nu so'n Kästchen — und mehr weeß ich ooch nichi!“

Frieden der Natur

(M. Dudovitch)



„Was sagst du dazu, Magda, diese Ruhe — diese ewige Ruhe — —!“
„Deine Schuld: unseren Kofferempfänger wolltest du ja nicht mitnehmen!“



„Wenn plötzlich der Chef hereinkommt, was machst du dann?“

„Ich sag' ihm, Schönheit der Arbeit duldet keine Löcher im Strumpf!“

Der verlorene Tote

Von Titomanlio Manzella

„Insgesamt?“

„Eins... zwei... drei... vier... fünf...“

„Kamell ich frag' dich um die Gesamtsumme!“
„Unterbrich mich nicht! Eins, zwei, vier... wollt' sagen drei... Sonderbar! Ich begreife nicht, woher diese Verwirrung kommt.“

„Du hast zu viel getrunken.“

„Du weißt recht gut, daß ich ein Faß Wein vertragen kann, ohne meinen klaren Kopf zu verlieren. Also nochmal: eins, zwei... drei... und nach drei kommt vier... und nach vier kommt fünf... auf diese Weise gibts keinen Irrtum; und nach fünf...“

„Gib her!“ schrie Nasomanglato und riß seinem Kameraden Fugatopi das Papier aus der Hand „Laß mich zählen! Oh, da schau! Was für ein Esel Unten steht! Ja schon die Gesamtzahl! Siebzehn sind es!“

„Uh, diese Zahl bringt Unglück!“ murmelte Fugatopi.

„Du bist mein Unglück! Da haben wir ausgerechnet einen in der Blütenstraße!“ — „In der stinkenden Straße, wo sie allen Unrat der Stadt abladen!“ „Gerade deshalb hat man sie so benannt! Und Stunden braucht man, um hinzukommen! Wie heißt denn Nummer 17?“ — „Balthasar Campia.“

„Gott sei gelobt und gepriesen! 120 Lire sind es, die ich nicht mehr zu zahlen brauche! Herrgott im Himmel, ich danke dir für die große Gnade, die du mir erwiesen hast! Weißt du, Nasomanglato, wie wir es jetzt machen? Wir holen zuerst den am weitesten Entfernten und des ist Nummer 17: Balthasar Campia!“

Fugatopi war es eine unbeschreibliche Wollust, den Namen seines greusemsten Gläubigers auszusprechen. Der hatte ihm so manche Nuß zum Knacken gegeben! Teufel noch einmal!

„Balthasar Campia hat keinen Sarg“, brummelte Nasomanglato.

„Macht nichts! Auch das Weidengeflecht ist in Ordnung.“

„Du wirst doch nicht denken, daß du alle in einer Fahrt holen kannst, hoffe ich!“

„Natürlich! Keinen Augenblick Ruhe kann man haben!“ tobte Fugatopi. „Wieviele Fahrten willst du mich denn machen lassen?“

„Zwei! Zuerst die neun mit Särgen Versetzten; dann die acht mit den Weidengeflechten.“

„Diesmal hast du recht!“

„Ich hab' immer recht! Hast du die neun Särgе hergerichtet?“ — „Ja! Den geschlossenen Wagen?“

„Natürlich... geschlossen, ohne Wagenschlegel!“

„Eine Hunderbeil!“

„Beklage dich nicht!“ grinste Nasomanglato.

„nach der Epidemie geben sie dir einen Orden.“

„Diese Bende!“ heulte Fugatopi. „Nicht einmal einen Soldo Zulage haben sie mir zugestanden!“

„Ich weiß es! Wer! Ich nicht auch dabei? Und glaubt ihr — hat er gesagt — glaubt ihr vielleicht, an der Front zu sein? Er und der Bürgermeister, Halunken alle zwei, die uns verhungern lassen, während sie die ganze Stadt aussaugen!“

Fugatopi und Nasomanglato machten sich nun auf den Weg. Der Hinweg wurde rasch gemacht und die zwei Pferde trabten lustig dahin. Die

Dunkelheit brachte einen leichten Nobel, der sich auf den Boden senkte und alles schlüpfte wie Aulhaut machte.

Aber am Rückweg waren die Särge voll und die Pferde mußten sich fest ins Geschirr legen. „Wo bist du denn so schweigsam?“ fragte Nasomanglo.

„Ich weiß nicht recht... diese ganze Geschichte gefällt mir nicht mehr. Die Leute gewöhnen sich an Tod, wie sie sich an Leben gewöhnen. Je mehr sterben, desto mehr verlieren die Menschen die tragische Haltung, die ich sie in den vielen Jahren meiner Totengräberarbeit immer vor dem Tode habe annehmen sehen. Das regt mich auf... und ich habe Durst.“ „Am Marktplatz ist eine Schenke.“ „Dort trink' nur du! Du hast dich immer an Brunnen gehalten und wirst mit dem Bauch voll Wasser sterben!“ „Und du mit dem Bauch voll Wein!“

„Und wie voll! Ich hätte Lust, mir ein Faß voll mit in die Kiste zu nehmen für alle Fälle.“ „Ich trinke wenig, aber dafür gut...“ „Wo kaufst du ihn?“ fragte schnell Fugatopi, dem schon das Wasser im Munde zusammenfloss.

„Gleich hinter der Schule.“ „Dann sind wir ja! Den Karren können wir hier stehen lassen; kein Mensch raubt uns etwas.“ Im Nu waren sie in der Schenke. Einer am andern sich stützend, kehrten sie zurück.

■

„Wenn man wenigstens einen dürft!“ bemerkte Fugatopi halblaut, während sie die zweite Fahrt antraten.

„Bist du zum Singen aufgelegi?“ fragte Nasomanglo.

„Ich habe noch nie meinen Gläubigern den Tod gewünscht; aber wenn ich so denke, daß dieser arme, großmäulige Balthasar Campia mich in der Blütenstraße erwartet... daß er unter meiner Aufsicht auf Ewigkeit ruhen wird, daß ich ihm nie mehr begegnen werde, daß ich vor dem Lebenden keine Angst mehr zu haben brauche, der ich vor den Toten keine Angst kenne...“

„Dann kommen dir Tränen der Rührung!“ „Nein, aber singen möchte ich!“ Bei der Rückkehr jedoch sollte eine Überraschung die heitere Seelenruhe der beiden in ihrem Botsort zu Tüchtigen stören.

„Wieviel waren es?“ fragte Fugatopi mit zitternder Stimme, als er in der Nähe des Friedhofs die Pferde in den Stall gebracht hatte.

„Acht waren es, acht!“ sagte Nasomanglo.

„Sieben!“ „Acht! Gib mir die Liste!“ und gewaltsam riß er ihm das Blatt aus der Hand.

„Da stehen alle alle! Außerdem könnte ich dir auch die ganze Fahrt beschreiben: der erste in der Blütenstraße...“

„Balthasar Campia! Mit dem sind wir in Ordnung!“ „Der zweite mit den roten Schuhen...“

„Hier die roten Schuhe“, sagte Fugatopi und streichte ein Paar rote Pantoffeln, die aus dem mitreißenden zusammengebandenen Weidengeflecht hervorkamen.

„Hör“, unterbrach Nasomanglo, von plötzlicher Besorgnis überfallen, „Machen wir es schnell und sicher: legen wir die Toten auf die Erde, einen neben den andern und zählen wir sie so; das ist die beste Kontrolle.“

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs...“ zählten sie gleichzeitig und gleichzeitig riefen sie aus: „Es fehlt ein Toter!“

In höchster Angst zündeten sie alle Kerzen an, die sie in der Totenkammer fanden und die zwei Ciliatieren und suchten den ganzen Platz herum ab. Schweigen und leere Finsternis.

„Wer hat die Fahrt denn überhaupt?“

Niemand antwortete.

Fugatopi zitterte... er hatte noch niemals in seinem Leben gezittert! Nasomanglo fühlte sich so schlecht, als ob er Gift geschluckt hätte. Und doch war er der erste, der sich läbte.

„Die Angst läßt uns den Kopf verlieren! Tu die Fahrt, Fugatopi, und vergleiche sie mit dem Namen, den jeder anhängen hat!“

„Bermherziger Gott!“ heulte Fugatopi mit heiserer Stimme. „Er hat mir diesen Streich gespielt.“ „Wer?“

„Balthasar Campia! Er fehlt! Der erste, der im Karren rechts lag. Er ist nicht mehr da! Der, der noch warm war!“

„Noch warm... was willst du damit sagen?“ fragt Nasomanglo zähneklappernd und sich an der Wand haltend.

„Wenn er noch gelebt hätte? Was sag' ich da! Ganz gewiß hat er noch gelebt, der Lump! Und erlaubt sich diesen Scherzack mit mir! Aber warum haben die Verwandten so gehuelt? Haben sie ihn vor lauter Geheul verhindert, wirklich zu sterben? Oder haben sie gehuelt und sich nur so gestellt...! Und er... ganz leise hat er sich dann während der Fahrt aus dem Staub gemacht...“

„Auf, Fugatopi“, sagte Nasomanglo halblaut, „wir gehen den ganzen Weg zurück, nähern uns vorsichtig dem Haus des Toten, der vielleicht nicht tot war; ist dort alles still, denn ist der Tote wirklich tot und es könnte sein, daß wir in einem andern Haus den einen Toten mitgenommen und dafür einen andern dort gelassen haben, zum Beispiel Balthasar...“

„Was redest du denn daher? Bist du ganz übergeschnappt!“

Nasomanglo und Fugatopi, die ihr ganzes Leben lang miteinander gestritten hatten, machten sich nun auf den Weg durch die finstere Nacht, Arm in Arm wie ein verlobtes Paar. Einer hielt sich am andern, als ob er bei ihm Schutz und Hilfe fände.

„Mein Lieber“, sagte auf einmal Fugatopi, „vielleicht ist alles nur ein Traum?“ — „Unmöglich, daß zwei gleichzeitig genau dasselbe träumen.“

„Aber eines ist sicher: so etwas ist noch niemals vorgekommen... Du lädst acht Tote auf, kommst heim und findest nur mehr sieben...“

„Schuld hat der Assessor, der das Aufheben der Grippepidemie abwartet, bis er den Wagen-

schlag machen läßt!“ — „Ich hab' halt kein Glück“, brumpte Fugatopi bitter; „der Balthasar hat es mir mit Field gegen und morgen droht er mir mit Pländung, wenn ich ihm die 120 Lire nicht zurückzahle.“ Fugatopi stolperte in der pechschwarzen Finsternis und wäre fast lang hingeschlagen, wenn er sich nicht am Arm seines Kameraden gehalten hätte. „Donnerwetter, was ist denn das?“ Sie beugten sich nieder: ein unförmliches Ding versperrte die Straße.

Beide begriffen gleichzeitig... stillschweigend löste sich einer von dem andern. Die beiden entrang sich ein Saufzettel der Verleumdung. Nasomanglo fing plötzlich zu lachen an. „Lech' nur, wenn es dir gut tut!“ sagte Fugatopi. „Was für blöde Esel waren wir doch!“

„Du blöder als ich!“

„Wie du meinst! Ich will nicht streiten vor der Leiche des armen Balthasar. Er wird heruntergerückt sein durch das Rütteln des alten Karrens auf der schlechten Straße. Heben wir ihn recht sanft und sorgfältig auf! Er verdient es! Kann man zu ihm, so half er einem immer aus der Verlegenheit. Freilich am Anfang schickte er einen zum Teufel und sagte, er hätte keinen Sock in der Tasche; aber wenn man ihm dann von der Not und dem Elend sprach, rührte sich sein gutes Herz...“

Und beide blickten an, Nasomanglo vorne und Fugatopi hinten, und trugen guten Mutes ihren Toten davon. „Er ist gar nicht schwer“, sagte Nasomanglo, da die Straße jetzt still anlag. Und als der Weg wieder abwärts ging, meinte Fugatopi: „Er ist wirklich federleicht. 120 Lire, alle in Zwei-Centimes-Stücken wären schwerer.“ (Aus dem Italienischen von Chr. Kleinfeller)

Ich und das schöne Wetter? / Von H. W. Hart

Als ich fünfzehn Jahre jünger war und infolgedessen eine erheblich gefestigtere Weltenscheu und besaß, hätte ich die Fragezeichen einfach fortgelassen. Damals gab es wenigstens noch feststehende Begriffe. Ich entsinne mich deutlich, daß es im Winter schnelle und im Sommer sonnte, meine Kaninchen warfen Jungen, wenn man es am wenigsten von ihnen erwartete, und Tante Ursula lehnte besaß, hätte ich die Freibäder ab und zu stattdessen mit der Eisenbahn, was den natürlichen und göttlichen Gesetzen der Weltordnung besser entsprach.

Heute kann man sich darauf nicht mehr verlassen. Ich will von Tante Ursula ganz absehen, und Kaninchen erlaubt mein Hauswirt nicht, — aber ich habe auch da meine Zweifel; denn ein sehr lieber Bekannter von mir hat ein Meerschweinchen namens Susie, — und von Meerschweinchen ist keine Rede.

Genau so ist das mit dem schönen Wetter. Es stimmt da nicht. Mein Zigarettenhändler meint, daß das Volk heute nicht mehr so ist, wie es ist, ist wohl übertrieben. Der Völkerverbund hat ja nicht einmal Einfluß auf Krieg, und schönes Wetter ist viel schwieriger zu erzielen. Die Zeitungen beispielsweise machen das schöne Wetter mit Hilfe von Monsunen im Indischen Ozean und tiefgelukten Stürmen in Irland.

Was habe dann ausdrücklich danach erkundigt. Damit ich niemand zu lange auf die Folter spanne (denn die Überschrift ist ziemlich spannend), will ich es gerade heraus sagen: Ich stehe zum schönen Wetter genau so beziehungsweise zur Zivilisation und wünsche nur, daß endlich einmal jemand damit anfängt!

Was habe dann ausdrücklich danach erkundigt. Wahrscheinlich wird mich kein gezwungen sehen, darüber zu meckern (ich meine jetzt nicht über die Zivilisation, sondern über das Wetter); denn es kommt immer genau so unerwartet wie früher meine jungen Kaninchen, und die Folge davon ist, daß ich gerade an diesem Tage das Verlustkonto meiner einfachen, aber sinnlosen Haus-

haltsbuchführung zusammenrechnen oder zum Zehnerzt gehen muß.

Das schönste Wetter variiert seine Anmut, wenn man es durch Milchgläserfenster betrachtet, während man im Mund ein echtes Kälte stillierte Wette, sechs verschiedene Instrumente, einen angeknickten Beckenzahn und den Daumen des Zahnarztes festhalten muß.

Da ich mich in der medizinischen Volksbeobachtung das schöne Wetter vergesse, ist es zu mir nach Hause gegangen und hat dort seine Karten abgegeben — eine für meine Frau, in Form eines Modetokales (als ob es nicht schon Schaulenfenster genug gäbe, über denen eine Frau den Mann und die anderen unmündigen Kinder vergessen kann) und eine für mich. Sie werden denken, das ist jetzt ein Zigarettenangebot, die Einladung zu einer Zepellinfahrt oder ein steuerfreies Kleinauto? Mit nichten! Sobald es Wetter gibt, fängt unser Küchenherd aus unerfindlichen Gründen an zu kochen wie eine Zerstörerflotte.

Am nächsten schönen Tage geht meine Frau dann auf den besontenen Plätzen des Modetokales, und ich sitze mit Hustenreiz, einer alten Gasmaske und für zwanzig Pfennig Gips auf der Treppeleiste und weine leise vor mich hin. Wenn die Ofenröhre zugestopft ist, kommt der Rauch etwas stärker, und das kam ich heraus, daß ich die zweite Hälfte meiner Frau beginnt, mich kleister zu dichten, und dafür den Gips in die Pfannenküchen verfrüchte.

Am nächsten Tage ist das Wetter noch schöner. Nußgelbbräunte Menschen ziehen jubelnd ins Grüne, die Vögel singen in den Zweigen und die Veilchen blühen im Vorborgenen. Alles ihm nach. Ich weiß, daß meine Frau beginnt, mich kleister zu dichten, und dafür den Gips in die Pfannenküchen verfrüchte.

Als unsere gegenseitige Liebenswürdigkeit ins dritte Stadium gekommen ist, heißt der Ofen ebenso gradum auf, wie er anfanglich ich nehme

Lieber Simplicissimus

schweigend den Bunzlauer Witz von der Wand, auf dem eingetrannt ist: „Wie man's macht, ist's falsch!“ und ersetze ihn durch: „Hab' Sonne im Herzen!“

Wenn der Ofen nicht raucht, kann man sich das leisten. Glücklicher Friede zieht ein, und wir beschließen einstimmig, das schöne Wetter von Herzen zu genießen, was wir bald ungehindert tun dürfen, denn ich habe einen uralten Witz als Idee zu einem Volksstück untergebracht, und bei meiner Frau ist der Modetitel nicht ohne Folgen geblieben.

Wir fahren also rin in die Natur und genießen ein etwas verstaubt riechendes Ausflugslokal, das übrigebliebene Bier vom Sonntag und die harmonischen Klänge eines elektrischen Klaviers, denn draußen pladdert es, als ob es überhaupt keine indischen Monksune und lirsche tiefgelöhlte Strömungen mehr gäbe.

„Ein schönes Wetter!“ sage ich dann, und wir müssen ein Taxi nehmen, denn meine Frau will schließlich ein Kleid haben und keine zusammengefallene Sache.

Das ist die Regel. Aber diesmal werde ich mit der Regel brechen! Seit zwei Tagen scheint die Sonne, wie sich das gehört, und der Ofen hat auch schon wieder ein wenig geschmückt. Soll er Von mir aus kann er Ringe blasen und sich ein Lungenleiden zuziehen. Wir werden uns den Spirituskocher mitnehmen und am Wannsee die Wurtxaxen blühen lassen.

Und wenn der Zahn...? Hm! Dann wird er mit Verehrung gestreift und soll sich alleine wehtun. Wir machen nicht mehr mit. Wir legen uns auf den Rücken und blinzeln in die Sonne und tun sonst gar nichts, als uns freuen, daß endlich — endlich einmal schönes Wetter ist!

Eine Frau war beim Beichten und begibt sich, mit guten Vorsätzen versehen, auf den Nachhauseweg. Als sie aus dem Friedhof tritt, kommt gerade die Nachbarin daher, mit der sie in

(O. Nückel)



jahrelanger Feindschaft lebt. Beim Anblick derselben schießt der Büberin gewohnheitsgemäß wieder die alte Galle hoch, doch plötzlich besinnt sie sich auf ihre guten Vorsätze. Statt nun der Feindin wie sonst in die Haare zu fahren, begnügt sie sich damit, ihr im Vorübergehen zuzufallen.

„Wart mal, du Asst! Wenn ich erst wieder aus die heilige Gnadene Gnade raus bin, dann sollste was erleben!“

Einem großen süddeutschen Textilbetrieb, der sich letztenmal außerordentlich sah, die saisonmäßig gesteigerte Nachfrage nach einem sommerlichen Damenbekleidungsstück so schnell zu befriedigen, wie es die Kunden wünschten, ging deshalb eine Anzahl sehr beweglicher schriftlicher Klagen zu. So schrieb ein sächsischer Geschäftsmann: „Es ist traurig aber wahr, daß es gerade der ganz kleine Kaufmann ist, der stets an die letzte Brust gegangen wird und dort um sein Dasein kämpfen muß!“ Und eine tüchtige Geschäftsfrau beschwor den Produzenten: „Schicken Sie mir sofort Waren! Sie brauchen um Ihr Geld keine Angst zu haben — bei mir können Sie ruhig schlafen, wie Ihnen Ihr Vertreter, Herr Schöpple gerne bestätigen wird!“

Gestern traf ich im Forstentleder Park einen Eber an, dessen scheue Art und gedrückte Stimmung mir auffiel. Als ich kurz darauf dem Förster begegnete, teilte ich ihm meine Wahrnehmung mit und fragte, ob das Tier denn krank sei. „Na, ne“, sagte der Förster drauf, „dem fehlt nur der schamt's bloß, weil sel Frau a Wildsau ist!“

Der auffallend stille Herr wird vom Gehilfen relaxiert und die Prozedur verläuft ganz und gar nicht unblutig. Aber erst auf die übliche Frage „Stein oder Köhlnisch?“ macht das Opfer eine stumme, müde Bewegung nach ein paar Paketen hin, die weiß auf blauem Grund den Namen tragen: „Camella.“

Gegen Zahnstein-Ansatz
Chlorodont
-bewährt seit 31 Jahren!

Neue Kraft und Lebensfreude
Durch energ. Spezial-Kremore Dr. W. v. d. T. 115 v. J. 2.20. **VEHLENDT** (Männer) bewährt. **Kremore Spezial-Prax.** geg. verson. Schwache, prakt. erprobt u. h. bald Wirkung anerkennen. **Dr. W. v. d. T. 115 v. J. 2.20. F. J. SCHLEZING, VERSAND, LÖRRACH 237**
Die Lehmann's (Männer) bewährt. **Kraft (Männer) bewährt.** **Dr. W. v. d. T. 115 v. J. 2.20. F. J. SCHLEZING, VERSAND, LÖRRACH 237**

Verkaufen
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Für Männer
Neuzeitlich, helles **Satin-Tabletten**
zu haben in den Apotheken, Drogerien, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Galiensteine
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Verkaufen
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Umsonst
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Rat-Haar-Haut-Krankheiten
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Verkaufen
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Gratis
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Gratis
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Verkaufen
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Gratis
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.

Gratis
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.
Kleider, Schuhe, etc.



Ich gebe es gern zu — Ich bin anspruchsvoll...

Aber ich halte das nicht für meine schlechteste Eigenschaft. Sollen Sie mein Haus an. Ich freue mich noch heute, daß ich es damals von einem der besten Architekten und mit dem edelsten Material bauen ließ. Für dasselbe Geld hätte ich etwas Pommes haben können, aber das wäre mir solche Freude gemacht haben.

Ein anderes Beispiel: ein gelegentliches Glas Sekt. Ich trinke es nicht jeden Tag, aber wenn — dann muß es etwas Besonderes, dann muß es Henkell Trocken sein. Seit Jahr und Tag kenne ich Henkell Trocken als einen Sekt von besonderer feinem Bukett und ausgezeichneter Eleganz, als einen Sekt von Form und Charakter. Wenn ich Henkell bestelle, weiß ich, was ich bekomme.

Das ist nicht etwa Voreingenommenheit. Wenn mir jemand einen Schauwein vorsetzt, der mir besser schmeckt und besser bekommt, lasse ich mich gern bekehren. Aber bis dahin bleibt es bei Henkell.

HENKELL TROCKEN
Aus Deutschlands GROSSTER Sektfabrik
Ludwigsplatz 11, D-450
Illustration of a bottle of Henkell Trocken and a glass of sparkling wine.

Jagd in Flanderns Himmel

Von Oberst Bodenlosch

Die 16 Kampfmomente des Nichtbosen-Geheimers, nach Aufzeichnung des Geheimber-Büchters von Hermann Böring schreibt: „Das Flandern von beider Völkerhänden, gläubiger Vaterlandsliebe und bis in den Tod getreuer Kameradschaft, das einst Nichtbosen und sein unbefriedigtes Jagdgeschwader mit Feuer und Rauch in den flandrischen Himmel geschleichen — hier wird es wieder Fließ und Blut und den Feiern zum eigenen Erleben. Wer dieses Buch in eifrigster vollster folger Ergänzungen gelesen hat, glaubt an das ewige Deutschland.“ — 301 95 Büchern, Gebirge 301 3.60, Feinen 301 4.80 Durch die Buchhandlung zu beziehen

Verlag Knorr & Hirth München

Konservativ

(Karl Arnold)



„Gehn S' heuer net no in d' Sommerfrisch'n, Herr Vierlinger?“
„Na, d' Kalbshax'n außerhalb Münch'n schmeck'n ma net.“

Verführung am Tegernsee

(Wilhelm Scholz)



Ich bin einer von jenen zwei Stadtsoldaten,
die Anno siebenzehnhundertundacht
in der guten rheinischen Stadt Opladen
gewaltiam am Feldrain um Mitternacht
die Monika Riegler zu Falle gebracht.
Als Strafe dafür ist mir zugebracht,
im Zegefeuer, vom Teufel entfacht,
die Seele, die sündige, lauter zu braten,
und manden von seinen verschiedenen Graden
hab ich, mir zum Heile, schon durchgemacht.
Jetzt lieg ich als Büsser in Rottach am Strande.
Die Sonne glüht rings über Wäldern und Graten.
Der See liegt in dem gebirgigen Lande
als Ruhe, das sich der Nachmittag brät.
Die Hitze flirrt aus dem Sande.

Und, mir noch fürder die Qualen zu mehren,
mir, der, mit schweren Sünden beladen,
Läuterung aus zweihundertjähriger Schande
muß bis zum heilsamen Ende bewähren,
liegen, sich lustig im Richte zu baden,
ringsum die Mädchen im dünnen Gewande,
und wohin rings mein Auge auch späht,
überall will mich Verführung verkehren.
Stille falt' ich meine Hände.
Herr, der weiß, wie's um mich steht,
höre dies mein Stofgebet:

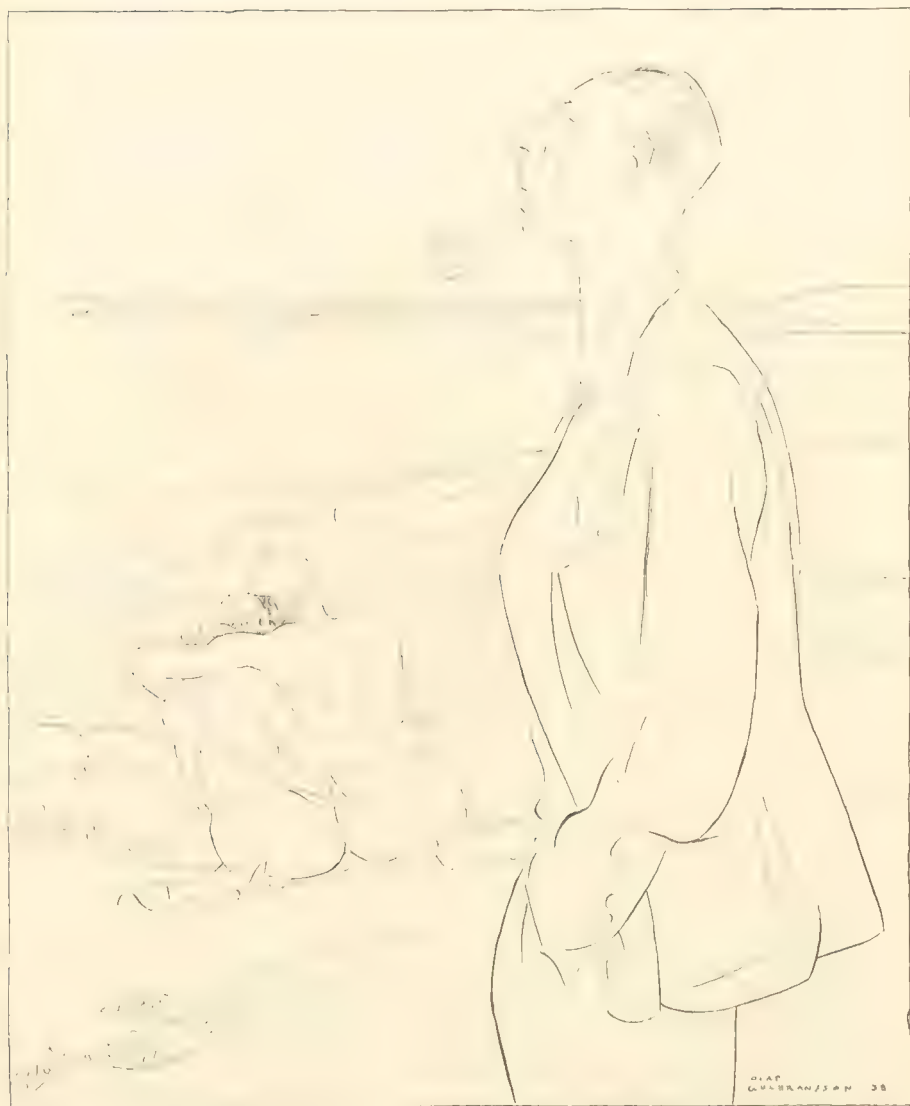
Deine Gnad und Hilf mir sende.
Stärk' mich, die Verführung wende,
daß ich auch am Tegernsee
meine Prüfungszeit besteh'! Amen!

Karl Martin Schiller

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltzschke-München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gulasch Schwarz, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeilungsengeschäfte und Postanstalten an. Abonnementpreis: 42 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5,10. Anzeigenpreise nach Preistafel Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D. M. H. VI. 38—19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlingerstr. 80, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort: München.

Außer Konkurrenz

(O. Gulbransson)



„Haben mich die jungen Leuten gar nicht bemerkt oder wirke ich nur noch als Hintergrund?!“

Der ideale Badeplatz

(K. Helligensteadt)



„Hier kann uns wirklich niemand sehen!“ — „Du bist gut, das hätt' ich zu Hause in meiner Badewanne auch haben können!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Strandfest

(K. Heiligenstadt)



„Sie können den Arm ruhig etwas tiefer legen, jedoch lediglich wegen meines Sonnenbrandes!“



„Eines mußt du mir schwören, Fritz, in dieses Zelt kommt nie mehr ein anderes Mädchen!“ — „Nein — niemals — lieber ein anderes Zelt!“

FINDELKINDER

Als ich heute morgen mir meine Schuhe anzog, sah ich mir zufällig den Schuhlöffel an. Es war ein durchaus gewöhnlicher Schuhlöffel, aus irgend einem Metall blank vernickelt, gar nichts besonderes. Aber da stand der Name einer Firma eingraviert, einer Firma aus Pasewalk, eines Schuhgeschäfts, das diese Schuhlöffel vermutlich dem Käufer eines Paares überreicht hatte.

Nun war ich nie in meinem Leben in Pasewalk gewesen und infolgedessen hatte ich mir dort auch keine Schuhe gekauft. Sehen Sie, so ein Schuhlöffel ist einfach vorhanden. Kein Mensch weiß, von wann er kommt und geht.

Beleidigen Sie mich bitte nicht, mit der Behauptung, ich hätte ihn irgendwo mitgehen heißen. Unterstehen Sie sich, ich bin kein Schuhlöffel-märdler. Der Schuhlöffel ist mir zugelaufen. Solche Dinge haben ihr Eigenleben, ihren eigenen Wandertrieb.

Sehen Sie mal bitte ihre Kleiderbügel im Kleiderschrank durch!

Na, hab ich recht, hängt da nicht einer, an dem steht geschrieben „Hotel blaue Traube?“ Fürchten Sie nicht, daß ich ein hartes Wort gebrauche, ich weiß genau, daß Sie keine Ahnung davon haben, wie er in Ihren Schrank gekommen ist. Ich schwöre Ihnen, daß ich der festen Überzeugung bin, daß

Sie niemals mit einem Kleiderbügel ihren blitzblanken Ehrenschild besudeln würden. Nein, der Kleiderbügel hat sich angelunden, ist bei der merkwürdigen Irrfahrt solcher Gegenstände ausgerechnet in Ihrem Kleiderschrank gestrandet. Vielleicht hat ihn Onkel Theodor neulich hängen lassen, aber auch Onkel Theodor hat ihn nicht aus der „Blauen Traube“ geklaut. Jetzt ist er also bei Ihnen, und ich glaube nicht, daß Sie ihn einpacken und an die „Blaue Traube“ zurückschicken werden. Sollen Sie der „Blauen Traube“ Hüter sein? Ich besitze sogar einen Bügel, auf dem steht „Excelsior Palace Bombay“. So einer bin ich, und war doch nie in Bombay. Wenn ich es nicht immer vergessen würde, würde ich den Kleiderbügel mit auf die Reise nehmen, damit ich ihn vor meiner Hotelzimmertür in Weilheim hänge, auf daß das Zimmermädchen sehe, was für ein feiner weitgereister Herr ich bin.

Aber solche Reisevorbereitungen vergesse ich immer.

Solche Dinge sind nur auf der Durchreise bei uns. Sie verschwinden eines Tages genau so, wie sie gekommen sind.

Hier ein Beispiel dafür:

Einmal fand ich in meinem Wäschschrank ein Damenhemd, sorgfältig zusammengelegt und gebügelt. Was Sie jetzt denken, ist nicht. Es war ein sehr hübsches Nachthemd aus zartem,

weißen Gewebe. Ich weiß das bestimmt, denn ich habe es mir genau angesehen, dabei entdeckte ich links oben den Namen „Ursel“ eingestickt. Sie können sich vorstellen, daß ich darauf sehr scharf nachdachte.

Ursel, Ursel — nein ausgeschlossen. Das hätte ich doch schließlich wissen müssen.

Ich schickte das Hemd an meine Wäscherin und sagte, es sei versehentlich bei mir abgeliefert worden.

Die Wäscherin ließ mir mitteilen, daß sie genau wisse, es sei mein Hemd. Bei ihr herrsche Ordnung. Dabei blieb es.

Gelegentlich stieß ich immer wieder auf Ursels Hemd und es gehörte allmählich zu den Inventaren meines Wäschschranke, ja ich hatte sogar bisweilen kleine Ungelogenheiten wegen dieses Wäschstücks.

Jahre vergingen, und da geschah es, daß ich eines Tages das Hemd brauchte, wie man halt mal so ein Hemd braucht, kann sein, daß ich es einer armen, alten Frau schenken wollte.

Aber das Hemd war verschwunden, es war weitergezogen, Ursels ruheloses Nachthemd hatte mich verlassen. Wenn Sie es zufällig unter Ihrer Wäsche als namenloses Gut finden, grüßen Sie es freundlich von mir und schenken Sie es jemand, der braucht! Ja nicht gerade eine arme alte Frau zu sein.

Foltzick

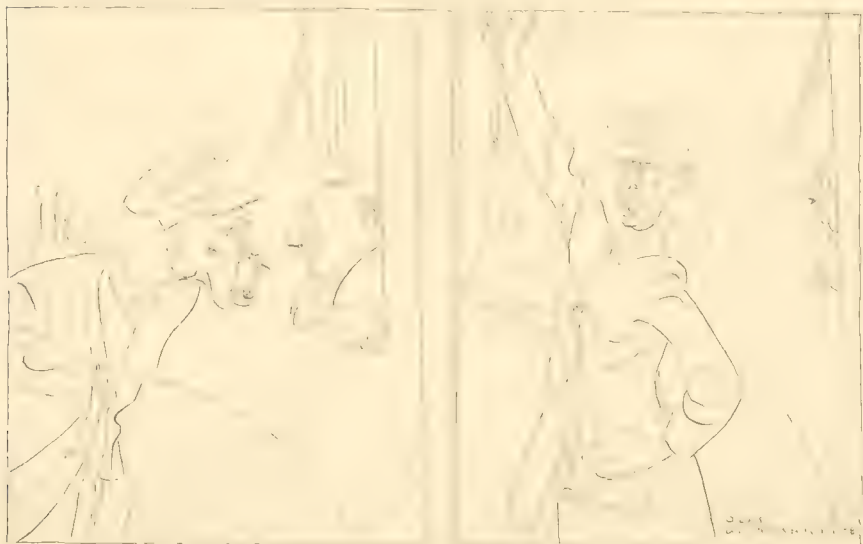
DER SOMMERFRISCHLER UND DIE LOKALBAHN

(O. Gulbranson)



"JA ZUM DONNERWETTER NOCHMAL
SOLLEN WIR DENN EWIG HIER STEHEN BLEIBEN?
FERTIG !!!!!"

"WER SAGT FERTIG?
WAS IS, FERTIG?
NIX IS FERTIG !!!"



"SAGN SIE FERTIG?
ODER SAG I FERTIG?
AN DRECK IS FERTIG !!!!!"

FERTIG !"

Der Friede am Scherenfernrohr

(Karl Arnold)



„Nanu, die tschechischen Offiziere hetzen zum Krieg! Soll wegen dieses baufälligen Staates ganz Europa zertrümmert werden?“

DAS AUTOPFERD / VON ERIK RONNERT

Ist es Ihnen nicht auch schon aufgefallen, wie merkwürdig es eigentlich ist, daß man die Stärke der Automotoren nach Pferdekraften mißt? Das arme Pferd muß sich immer verhalten lassen, um wieviel Mal das Auto mehr leistet. Diese ganze Meßmethode soll von meinem Freund Alois, dem berühmten Physiker, erfunden worden sein. Alois ist aber nicht nur ein großer Physiker, sondern ein noch größerer Kognaktrinker. Und als eines Abends so zwischen dem zehnten und dem fünfzehnten Kognak ein altmodischer Landwagen, von einem noch altmodischeren Pferd gezogen, vorbeikommt, seufzte Alois: „Ja, da fällt mir das Autopferd ein.“

„Das was?“ fragte ich erstaunt.

„Du kennst nicht die Geschichte von meiner Pferde- zucht? Nein? Also: Als ich noch mein Landgut hatte...“ — „Du hast ein Landgut gehabt?“

„Als ich noch mein Landgut hatte, hatte ich auch einen großen Pferdestall, aber ich machte mir nicht viel aus Pferden. Ich fuhr lieber im Auto übers Land. Einmal nun komme ich gegen Abend in meinem Wagen heim, da fuhr im gleichen Augenblick der Stellbursch eine Stute quer über den Hof. Ich bemerkte es zu spät, bin schon scharf und in voller Fahrt in den Hof eingefahren und kann erst in letzter Sekunde ausbiegen. Die Stute springt natürlich entsetzt zur Seite. Der Schreck sieht ihr aus den Augen, sie keucht und zittert am ganzen Körper vor Angst. Nun, ich nehme es nicht sehr wichtig, fahre den Wagen in die Garage und gehe auf mein Zimmer. Erst später erzählt mir der Bursche, daß die Stute tregend sei und daß man sie in diesem Zustand nicht erschrecken soll. Aber ich denke mir abermals nichts besonderes. Einige Zeit später kommt das Junge zur Welt, und was meinst Du? Es hat statt der Beine Räder unter dem Bauch!“

Ich schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ja, ja“, sagte er, „ich wollte es auch nicht glauben. Aber dann erzählte man mir allen möglichen Aberglauben. Hast Du schon etwas vom Versehen gehört? Also wenn eine Schwangere über irgend etwas Schreckliches oder abstoßendes Häßliches erschrickt, kommt es oft vor, daß sie sich verirrt, das heißt, das Kind ähnelt dann dem Wesen, das die Mutter erschreckt hat. Eine Mutter, die sich an einem Affen versehen hat, soll einmal ein Kind mit affenartigen Fell bekommen haben. Das gibt es, und sogar Ärzte glauben daran. Nun, offenbar hat auch mein Pferd sich versehen — es brachte ein kleines, rollendes Pferdchen zur Welt. Dort, wo ein Pferd normalerweise sein Bein sitzen hat, sah eine Knochenachse und darum war ein Rad gelegt, das mit Hilfe von Muskeln gedreht werden konnte. Das ganze Rad war mit schönem braunem Pferdefell überzogen, das liebe Tier sah durchaus keiner Mißgeburt gleich. Es wirkte sogar elegant und grazios.“

Warum auch nicht, dachte ich. Alle unsere Verkehrsmittel haben ihre Vorbilder in der Natur. Das Flugzeug die Vögel, das Schiff die Schwimmvögel, das Unterseeboot die Fische. Nur für den Wagen gibt es kein Vorbild, nirgends in der Natur kommt ein Rad vor. Endlich hat also die Natur, wenn auch auf dem Umweg über eine menschliche Erfindung nun erst eine erge Lücke ausgefüllt. Das fahrbare Pferd war geboren.

Du kannst dir denken, daß diese naturwissenschaftliche Entdeckung, die mir als Resultat des blinden Zufalls geschenkt wurde, mich Tag und Nacht beschäftigte. Ich fragte mich, ob es denn nicht möglich sei, solche Radpferde zu züchten.

Ich sagte mir, daß es natürlich am einfachsten sei, das Erschrecken, das erstmals zufällig eingetreten war, bewußt herbeizuführen. Ich ließ also nächsten wieder eine Stute im selben Zustand auf den Gutfuß fahren und fuhr dann mit meinem Wagen heftig tötend auf sie zu. Selbstverständlich geschah dem Tier nichts. Aber das Tier erschrickt in der gewünschten Weise, das Versehen war gelungen, und ein zweites Autopferd wurde geboren.

Nun begann ich meine Entdeckung planmäßig zu verwerten. Ich züchtete zunächst einmal einige solche Tiere. Natürlich waren nicht alle gleich gut gelungen, einige mußten für die Zuchtexperimente ausscheiden. Aber allmählich konnte ich meine Radpferde sogar untereinander kreuzen. Eine neue Rasse entstand.

Die Tiere fühlten sich durchaus wohl. Sie lernten, nach einiger Ungeschicklichkeit im Anfang, sich durchaus richtig fortbewegen. Sie rollten leicht über die Straßen dahin, und je reiner ich die Rasse züchtete, desto höhere Geschwindigkeiten erreichte ich. Schon damals erreichten die Tiere 50 bis 60 Stundenkilometer. Ich begann nun immer mehr zu differenzieren. Ich suchte jedes Mal sorgfältig aus, mit welchem Wagen ich meine Zuchttiere erschrecken wollte, denn ich hatte erkannt, daß es für das Ergebnis durchaus nicht gleichgültig war, ob ich mit einem Sportwagen, oder mit einem Lastwagen angestaut kam. So entstanden allmählich statt einer neuen Rasse gleich mehrere: Ich züchtete einen Rolls-Royce-Vollblüter, dann wieder einen Steyrer-Söder-Pony, und auch ein schweres Tier, ein Groß-Büssing-Pinzger gelang mir.

Als das erste meiner Tiere starb, ließ ich einen bekannten Anatomen rufen, der es sezerte. Es zeigte sich, daß die Räderbeine in ihrem Innern einen Knochenreifen enthielten, um den herum sich eine Schicht von Muskeln legte, so daß das ganze Tier weich und elastisch dahinrollen konnte. Mit anderen Worten die Transposition des Autorades ins Tietsche war vollständig gelungen. Immer neue Nuancen begann ich als Züchter zu

erreichen. Beispielsweise hatten die Tiere nach und nach ihr Wiehörn so weit verändert, daß es den Tönen einer Hupe ähnlich wurde.

Besonderen Wert legte ich auf die Erzielung hochklassiger Rennpferde. Ich wählte die jeweils besten Renner unter meinen Tieren aus und verwendete sie zur Aufzucht. Ich veranstaltete Wettrollen. Es war ein seltsamer Anblick, Pferde auf Rädern in der Farbe ihres Fells unter lauten Tuten mit 90 Kilometern über die Landstraßen rasen zu sehen. An dem Tag, an dem das erste dieser Tiere bei einem Pferderennen startete wurde, waren sämtliche Rennpreise mein.

Große Sorge bereitete mir allerdings die Ernährung. Es zeigte sich nämlich, daß die Tiere mit der üblichen Stallnahrung durchaus nicht mehr zufrieden waren. Einige besonders hochgezüchtete Exemplare verweigerten die Nahrungsaufnahme fast völlig und wurden von Tag zu Tag schwächer. Bevor ich sie verlieren gab, wollte ich sie lieber noch einmal ihrem eigenen Instinkt überlassen und trieb sie auf die Weide. Sollten sie sich selbst die Nahrung suchen, die ihnen behagte. Und was — meinst du — geschah? Sie begannen mit ihren Rädern im Boden zu scharren. Immer heftiger wurde dieses Kratzen, sie wühlten tiefe Gruben und plötzlich schoß ein schwarzer Strahl aus einer dieser Gruben: sie waren auf Erdöl gestoßen. Auf meinem Boden gab es Erdöl und die Tiere leckten gierig das köstliche Naß und wurden endlich satt. Mit dem Erdöl gab es leider bald aus. Aber von da an bekam jedes der Tiere seine tägliche Benzinration und kühlte sich wohl dabei.“

„Aber entschuldige“, unterbrach ich Alois, „was ist denn eigentlich aus deinen Tieren geworden?“ „Ja, das ist eine traurige Geschichte“, sagte er und zerrückte still eine Träne. „Eines Tages dachte ich, nun sei meine neue Pferderasse reif für die Welt. Ich wollte sie aber zunächst noch einmal erproben. Ich ließ also jedes noch einmal Benzin tanken, und dann sollten sie hinaus auf die Landstraße und zeigen was sie konnten. 23 rollende Pferde wurden an einem Tag nach allen Windrichtungen losgelassen. Ach, es war ein schrecklicher Tag! Drei von ihnen rasten am gleichen Tage bei offenen Bahndübeln mit 90 Kilometer in fahrende Züge. Fünf waren auf der verkehrten Straßenseite gefahren und dabei verunglückt. Vier waren in der Stadt verunglückt, da sie die Bedeutung der rot-grünen Verkehrsampeln selbstverständlich nicht kannten. Und so weiter. Nach und nach wurde mir klar, daß ein Auto aus zwei Dingen besteht: aus dem Motor, der die Kraft hergibt und dem Lenker, der die Polizeivorschriften kennt. Und deren hatte ich nicht gedacht. Was wußten meine Pferde von Einbahn, Verbotstafeln und Vorrangsregeln. Die armen Tiere gingen der Reihe nach zugrunde. Nach einer Woche lebte nur mehr ein einziges: es war gleich zu Beginn festgenommen worden, weil es sich an einer Stelle niedergelegt hatte, an der Parkverbot war. Das Pferd konnte kein Strafmandat bezahlen. Was sollte man anfangen? Man sperrte es ein. Aber selbstverständlich gab es keine Benzinlieferung. Das Tier sank zusammen, tutele noch ein letztes Mal, dann verschied es. Die Autoindustrie atmete auf. Und ich war ein erledigter Mann.“

Das ist die lehrreiche Geschichte vom Autopferd, wie mein Freund Alois sie erzählt hat. Sein Name bürgt für ihre Wahrheit. Wie gesagt: er ist ein großer Physiker und ein großer Kognaktrinker.

H o c h s o m m e r

Von Dr. Owiglaf

Binsicht, Weiden und Sonne . . .
Am Ufer, im Adamsdreß,
vor seiner brüchigen Tonne,
liegt Ontel Diogenes.

Die Wasser rinnen so helle,
man sieht bis auf den Grund.
Eine blaugrüne Sifelle
wuchert mit ihrem Pfund.

Er selbst hat's längst vergraben.
Wie schnell sich das vergißt!
Er will seine Ruhe haben,
die königlich-menschlich ist.

Eva hat Pflichten / Von Bernard Shaw

Im Privatkonto eines Anwalts. Ein Klient geht auf und ab. Beide sind jüngere Männer.
Besucher: Nein, Arthur: eine Trennung. Ich will sie nicht. Immer hinauschieben.

Anwalt: Höre auf mich, Horace.
Besucher: Ich will nicht auf dich hören. Ich will auf niemanden hören. Meine Frau und ich sind so weit, daß ich unsere Wege trennen.

Anwalt: Aber, mein lieber Horace, du hast nichts gegen sie anzuführen.

Anwalt: Nichts gegen sie anzuführen!
Anwalt: Ich sagst dir nicht. Du beklagst dich nicht über ihre Veranlagung; du hast nichts an ihrer Haushaltsführung auszusetzen; du beklagst dich über nichts, außer daß sie dich eifersüchtig macht. Besucher: Ich bin nicht eifersüchtig. Würde ich mich aber zu einem solchen Gefühl herabwürdigen, so hätte ich allen Grund dazu.

Anwalt: Paß auf, Horace. Wenn du Anlaß zu einer Trennung aus diesem Grunde hast, dann hast du einen Grund zur Scheidung.

Besucher: Ich bin vollkommen entschlossen, sie von mir scheiden zu lassen — vielmehr mich von ihr scheiden lassen. Aber du bleibst dauernd dabei, daß ich das nicht kann.

Anwalt: Das kannst du auch nicht. Du führst nicht schlechtes Verhalten an, sondern nur üble Nachrede. Das ist aber nicht gut genug.

Besucher: Du meinst, nicht schlecht genug. Das zeigt, wie wenig du davon weißt.

Anwalt (dem die Gabeln rät): Na dann gut, du sollst recht haben. Worüber beklagst du dich eigentlich?

Besucher: Was geht das dich an?

Anwalt: Mich? Nun hör mal, ich soll heute morgen deine Frau hier in diesem Zimmer vornehmen um ihr erklären, daß du einschläfst bist, dich von ihr zu trennen. Dankst du denn, ich könnte das tun, ohne ihr einen Grund anzugeben?

Besucher: Es macht mir nichts aus, es dir zu sagen. Kein anderer Mann hätte geduldet — Anwalt: Nein, mein Lieber, so geht das nicht. Was hast du geduldet? Du brauchst kein Zeitgefühl zu haben, wenn du mir die Sache erzählst. Dazu bin ich ja da. Du bezahlst einen Anwalt für das Vorrecht, ihm deine ganzen privates Schwierigkeiten zu erzählen. Vergiß ruhig, daß wir alle Freunde sind und erinnere dich nur daran, daß ich dein Anwalt bin. Nebenbei bemerkt, du wirst mir nicht erzählen, was mir nicht schon mindestens fünfzigmal von Ehemännern erzählt worden ist, die in diesem Stuhl saßen. Glaube nicht, du seist der einzige Mann auf der Welt, der mit seiner Frau nicht auskommt.

Besucher: Ich wette mit dir, was du willst, daß du nie vorher einen Fall wie den meinen gehört hast.

Anwalt: Darüber werde ich erst urteilen können, wenn du mir erzählst, um was es sich in deinem Fall handelt.

Besucher: Also paß auf. Hast du je von einer Frau gehört, die zu ihrem Mann gekommen ist und mit ihm gesagt hat, die Natur habe sie mit einer so ungewöhnlichen Gabe ausgestattet, den Mann zu den Küssen zu verleiten, daß sie es für eine Sünde halte, diese Gabe nicht weiter auszubilden?

Anwalt: Aber sie hat ja dich, um dir den Kopf zu verdrehen.

Besucher: Ja. Das hat sie aber bereits getan. Und nun sagst sie, ich werde nie sein werden selbsten und habe mich so sehr gebessert, daß sie es wieder tun und jemanden anderen besser wolle.

Sie behauptet, es sei wie bei einer genialen Begabung für Kindererziehung. Die Frauen, die diese Gabe besitzen, widmeten sich der Schule. Sie seien so tüchtig darin, daß sie gegen ihre eigenen Kinder verfahren seien müßten und denen anderer Leute nachharrten, sagt sie. Und genau so, behauptet sie, müsse eine Frau mit einer Begabung dafür, Männer durch Liebe zu verbessern, sie nach Dutzenden verbessern.

Was sagst du dazu?

Anwalt (ziemlich getroffen von der Idee): Es ist etwas daran, weil ich die meine selbstverständlich, es ist nicht ganz unlogisch. Es ist unschicklich, aber es steckt Sinn darin. Ich möchte wissen, was die richtige Antwort darauf ist.

Besucher: Das sagst sie eben auch.

Anwalt: O! Und was sagst du zu ihr?

Besucher: Ich habe ihr gesagt, daß die richtige

Antwort darauf ist, daß sie sich schämen sollte.

Anwalt: Nutzt das etwas?

Besucher: Das das Geringste.

Anwalt: Liebt sie dich denn nicht mehr?

Besucher: Nein. Sie sagt, sie wolle sich an mich halten, um in Übung zu bleiben; daß sie aber anfangs, meiner müde zu werden und ein neues Interesse im Leben haben müsse. Was sagst du jetzt zu deinem Schwarm?

Anwalt: Meinem Schwarm? Habe ich ein Wort zu ihr Verteidigung gesagt?

Besucher: Hast du es Wort zu meiner gesagt?

Anwalt: Aber siehst du nicht, was die Folgen sein werden, wenn ihr euch trennt? Du wirst alle Gewalt über sie verlieren. Und dann kommt es zur Scheidung.

Besucher: Ich habe zur Zeit keinerlei Gewalt

über sie. Der junge Schreiber tritt ein. Schreiber eine Dame wünscht Herrn Rechtsanwalt zu sprechen. (Mit Bewegung): Sie ist eine auffallend schöne Frau. O, Herr Rechtsanwalt, wenn sie irgendeinen Kummer hat, helfen Sie ihr doch bitte. Wenn jemand sie anschildert, glauben Sie kein Wort, das man gegen sie vorbringt. Ich verbürge mein Leben für ihre Schuldlosigkeit.

Anwalt (einfach sprachlos): Na! Wirklich, Herr Guppy! (Sich ein wenig erholsend): Wie heißt sie?

Schreiber: Ich vergaß, sie nach ihrem Namen zu fragen, Herr Rechtsanwalt.

Anwalt: Vielleicht sind Sie so freundlich und holen dieses Vergessen nach.

Schreiber: Ich weiß sie kaum zu fragen. Es scheint mir, wie eine Herkulesin. Aber ich glaube... ich hoffe... sie wird mir verzeihen (Er geht hinaus).

Besucher: Es ist meine Frau. Sie hat es jetzt an diesem jungen Wahnsinnigen versucht. (Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagensen)

Der Kampf mit den Ansichtskarten

Von Ernst Hoferichter

Die ganze Welt hatte für Herrn Frosch an bezuendlichen Naturschönheiten nur James allerliebste Fleckchen Erde aufzuweisen, das er im vergangenen Herbst in einem entlegenen Gebirgswinkel entdeckte.

Es war ein mit Almviehgeckken durchbimmeltes Tal, in dem jeder Zuhörer wie aus einem Kinderbaukasten heraus aufgestellt war. Frosch hatte diese Gegend zuerst aus der Perspektive eines Wirtshausgastens gesehen und war davon in seinem tiefsten Innern derartig ergriffen worden, daß er sie dahinein seinen Stimmfingern in stundenlangem Naturbeschreibung zu schildern begann. Überall — wo er sich eben gerade befand, in Kaffeehäusern, auf Anlagebänken und Straßenbahnplattformen — lenkte er alsbald das Gespräch auf jene paradiesische Gegend. Und — um seine Zuhörer von der Wahrheit seiner Äußerungen zu überzeugen, versprach er ihnen, sie bei seiner nächsten Wanderung durch Ansichtskarten mit dieser idyllischen Landschaft wenigstens ehnungsweise bekannt zu machen. Er versprach es fest und unwiderruflich. Und hatte sich die Verrungen von dreizehn Adressaten bis auf die Stockwerkehen genau aufgeschrieben.

Mitten im Jahre war's, als Frosch zum erstenmal wieder diesen Naturwinkel ohnegleichen mit Hut-schwenken, Jodeln und tiefem Ein- und Ausatmen begrüßte. Alles tropfte und floß ihm im sonnenhelligen Grün entgegen. Er trank dazu Bier und schaltete von dem mitgebrachten Brot kleine Brocken in den Krug. Dazwischen sang er leise Lieder vor sich hin. Hühner umgackerten ihn mit Leidenschaft.

Bis er sich plötzlich mit einem jähen Ruck der versprochenen Ansichtskarten erinnerte. An die Gortenschnecke, geliebt, stand ein Hausierer, der mit Zigarren, Zigaretten, Feuerzeug und kolonialen Ansichtskarten handelte. In einem terrassenförmig aufgetauten Holzgestell hatte er über zwanzig verschiedene Aufnahmen zur Auswahl aufgestellt. Frosch ging nun daran, sich die dreizehn benötigten Karten auszusuchen. Aber — er war von jeher nicht der Mann schneller Wahl und starrte in Entschlußfähigkeit. Nur seine Geduld und Ausdauer waren über alle Maßen groß.

Also dachte er sich zunächst einmal: „Wer die Wahl hat, hat auch die Qual“, und begann mit vergleichenden Blicken die einzelnen Karten aus- und einzustrecken.

Einmal sprach der Herr Frosch — wie ein jeder Ansichtskartenschreiber hat — die einfältige Idee: jedem einzelnen Adressaten müsse eine andere Karte geschickt werden. So nahm er immer als neue andere Karten aus dem Gestell, steckte bereits ausgesuchte wieder zurück. Und kam zu keinem Ende. Am liebsten hätte er bald jedem Einzelnen jeweils alle zwanzig auflegenden Ansichtskarten geschickt.

Schon eine Stunde lang hatte er dies währliche Aus- und Wiedereinstecken ergebnislos fortgesetzt. Es waren eben alle gleich schön und doch immer ganz anders. Und er wollte schon, matt und verärgert, alle Ansichtskartenversprechungen

ganz einfach unerfüllt aufgeben — aber da war sofort das pochende Gewissen hörbar gewesen. Eine innere Stimme sprach zu ihm: „Frosch! Ein Mann — ein Wort!“

Und so begann er wieder von neuem zu suchen, zu vergleichen, auszuschleiden, zu überlegen, zu zweifeln. War auf dieser Karte so lieblich der Kirchturn mit einem Storchennest zu sehen — so fehlte dies wieder auf Jener vollkommen, auf der dafür ein Wasserfall heraussplätschte, der wiederum auf der ersten weggelassen war. Und eine fand er, das letzte Exemplar dieser Art, über die schwebte ein blutig aufleuchtendes Abendrot hin, aber mitten im azurblauen Himmel hatte sie einen fettigen Fingerabdruck als unpassendes Wasserzeichen eingezitt. Nach zwei Stunden hielt Frosch fünfzig Ansichtskarten als unwiderruflich ausgewählt, wie ein trumstrotzender Kartenspieler in der Irack. Und bis sich ihm abends war diese Zahl schon auf neun gestiegen.

Aber mit der hereinbrechenden Dunkelheit veränderte sich auch sein Seherblick und, unsicher geworden, steckte er vier wieder in das Gestell zurück. Mit Hilfe einer elektrischen Taschenlampe suchte er weiter. Als gegen Mitternacht die Batterie ausgebrannt war, erwarb er sich von dem Hausierer sämtliche vorliegenden Streichholzschachteln und strich und leuchtete und suchte bis zum spitzendenden Morgengrauen. Und frohlockend hatte er es auf diese Weise bereits auf neun ausgewählte Karten gebracht. Aber dann ging es mit einem Male wieder bedenklich langsamer, ja sogar nochmals zurück. Es war die natürliche Erschöpfung der Reaktion ins Negative, die ihm auf solche Erfolge hin unvermeidlich erschien.

So vergingen Tage. Frosch war bereits daran — an den Ansichtskarten, an der Welt und an sich selbst — irre zu werden. Er betrachtete diese Qual als eine ihm zugefügte Mißgunst, die ihm überlegt, salz und er ging jetzt mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargenau. Nach zwei Monaten ruheloser Arbeit hatte er bereits zwölf Karten und einen ausverkauften Holzgestell mit mehr Sorgfalt und Hingabe damit zu Werke. Es fiel ihm das Zitat aus Hamlet ein, wonach es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gäbe, als sich eine Schilweisel träumen läßt. Und das stimmte für ihn haargen

worden. Die Bäume stochten vor herabhangender Frucht. Kiste anlaubten sich in entsagender Wehmüt, und Wäsen und Straßen waren davon brennend gelüpft. Und nach soviel aufopfernder Hingabe wollte er denn doch seinen Freunden die Landschaft zeigen — wie sie nun gerade wirklich aussieht. Aber — auf die vor ihm liegenden dreizehn quollvoll ausgehenden Ansichtskarten war ein fatig gründerndes Fröhling, gemalt was tun, dachte Froch und überlegte. Die Landschaft nach den Karten übereinstimmend zu gestalten, das fand er immerhin schwieriger und zeitraubender — als eine im Verfahren umgekehrte Prozedur. Er ließ sich also durch Expresspost, Radlergummi und Farben kommen und schobte auf den Ansichtskarten von den Bäumen die Blätter ab und malte dafür Apfel, Birnen und Zweigchen darauf. Mit dieser Arbeit ist es Winter geworden. Stille Flocken schwebten auf den emsigen Maler herab. Und warme, weiche Kopfkissen waren überall hin ausgelegt worden. In der Neujaarsnacht hatte er endlich auf alle Karten den Herbst mit Frucht und dürrum Leub nachgetragen. Und de er jetzt Landschaft und Bild verglich — war sein Jammer ohne Grenzen. Alles mußte abradert werden, damit eine Schneesimmung aufgesetzt werden konnte. Inzwischen aber tropfte es bereits wieder von den Bäumen herab, und von den Dächern rutschte klatschendes Eis. Tauwind wehte den Fröhling herab — als kaum von ihm der Winter fertig geklekt war. Und so ging immer ... Nur immer, er noch schneestimmung, je länger es dauerte. So verging Jahre. Bis es sich einmal zufällig traf, daß er in diesem Wettrennen mit der ihn umgebenden Natur zusammentraf. Da schrie er wie ein wassersaufender Elefant auf, wälzte sich auf den Kieseln des Wirtshauses umher und klatschte zum Ausdruck höchster Freude auf den Kastanienbäumen auf und eb dann schrieb und adressierte er ... Die dreizehn Ansichtskarten hatte er denn sofort in den Kasten geworfen. Nach drei Tagen kamen alle wieder als unbestellbar zurück, weil sämtliche Adressen in Irrenkassen gesteckt waren. Da brach er zusammen. Wirr und leer saß er mit schlotternden Knien im Wirtshausgarten. Vögel hatten in seinen Kasten gelistet, und unter dem Dichtst seiner Haare summen Wespensterner. Prozessionskäfern exerzierten an seinen herabbeugenden Beinen auf und nieder. Froch hatte nur mehr die Kraft, auf einer der Ansichtskarten die nächstliegende Kaltwasserkur-

anstalt freundlichst zu ersuchen — ihn zu dauernder Aufnahme abzuholen. Seine Bitte wurde erfüllt. Und er hörte dort die Ärzte sich gegenseitig zuflüstern, daß er ein selten schöner Fall sei. Und da war er noch stolz darauf. Aber seine geliebten Ansichtskarten hatte er

(O. Nückel)



Ein bekannter Erfinder führte eine größere Zahl von Gästen in seinen Park spazieren, wo natürlich technisch alle höchsten sinnreich eingerichtet war. Nur ein Ding verblüffte die Gäste, nämlich ein „Drehgestell“, durch das hindurchkommen äußerst schwierig war. Als alle Gäste es nach und nach mit ziemlichem Kraftaufwand passiert hatten, erlaubte sich einer von ihnen zu fragen: „Bitte, sagen Sie, Herr Professor, wo alles andere hier so vollendet eingerichtet ist, warum haben Sie da eine so schwer bewegliche Drehstuhl?“ „Tja“, erwiderte der Erfinder mit einem verschmitzten Lächeln, „jedemal, wenn sich einer hindurchzwängt, pumpt er mir 50 Liter Wasser in ein Bassin auf den Speicher.“

Bei einem Hindernisnippung hatte Baron von N. das Pech, vom Pferd zu fallen und sich ein paar Rippen zu brechen. Nachdem er in eine Privatklinik verbracht worden war, erschien dort ein paar Tage später seine Freundin und fragte, ob sie ihn nicht sprechen könne. Sie wurde von einer älteren stattlichen Dame empfangen, die

nicht vergessen. Sein Lebtan lang übermalte er sie mit Fröhling, Sommer, Herbst und Winterfarben, radierte sie wieder aus, um sie aufs neue überpinseln zu können. Ja — und wenn er inzwischen nicht gestorben ist, so malt er auch noch heute

Lieber Simplicissimus

die Freundin für die Empfangsdame der Klinik hielt, und diese erwiderte verbindlich: „Ja, eigentlich ist jetzt kein Besuchstermin mehr, aber wenn Sie eine gute Bekannte des Herrn Barons sind, dann ließe sich vielleicht ...“ „Eine gute Bekannte? Ich bin seine Schwester!“ entgegnete die Freundin verwirrt. „Sol Das ist ja sehr amüsan“, erwiderte die alte Dame. „Ich bin nämlich seine Mutter.“

Beim Sängerkrieg, das kürzlich in Stuttgart stattfand erklangen die Männerchöre natürlich nicht nur in voller Harmonie in den dazu bereitgestellten Räumlichkeiten, sondern auch in den Wirtshäusern, wo das Singen erst so recht volkstümlich wurde. Diese Volkstümlichkeit setzte sich beim Nachhausegehen selbstverständlich auf der Straße fort und, mag es nun an der sonstigen Nachtsilbe gelegen haben oder der verweltgeschrittenen Zeit, die Stimmen erklangen hier und da etwas laut und ... unharmonisch. Die Dissonanz und zu große Lautstärke fiel auch einem Schutzmänn auf, der kraft seines Amtes Ruhe gebot. Da sagte einer der zur Ordnung gerufenen Sänger: „Im Umland stoßt: Singe, wenn Gesang gegeben!“ Darauf straffte sich die Gestalt des Schutzmänn und im vollen Bewußtsein seines Berufes gab er zur Antwort: „Mir send hier net ein Umland, mir send ein Deutschland.“

Wir wohnen hoch am Berg. Wenn uns eine Depesche zugeht, ist, muß ein Bote aus dem Dorf dreißig Minuten den steilen Berg zu uns hinauf und erhält natürlich ein gutes Trinkgeld. Heute traf wieder eine Depesche ein. „Theresi“, fragte ich mein Mädchen, „haben Sie dem Bote etwas gegeben?“ Theresi schüttelte den Kopf: „Ja — er hat gefragt, ob er auf den Abort gehen dürfte — dös, hab i mir dankt, genügt aa.“

Neue Kraft und Lebensfreude
durch **Dr. F. J. Schelen** (Dr. W. Wolf, Tübingen, i. d. Z. 2. 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 2681, 2682, 2683, 2684, 2685, 2686, 2687, 2688, 2689, 2690, 2691, 2692, 2693, 2694, 2695, 2696, 2697, 2698, 2699, 2700, 2701, 2702, 2703, 2704, 2705, 2706, 2707, 2708, 2709, 2710, 2711, 2712, 2713, 2714, 2715, 2716, 2717, 2718, 2719, 2720, 2721, 2722, 2723, 2724, 2725, 2726, 2727, 2728, 2729, 2730, 2731, 2732, 2733, 2734, 2735, 2736, 2737, 2738, 2739, 2740, 2741, 2742, 2743, 2744, 2745, 2746, 2747, 2748, 2749, 2750, 2751, 2752, 2753, 2754, 2755, 2756, 2757, 2758, 2759, 2760, 2761, 2762, 2763, 2764, 2765, 2766, 2767, 2768, 2769, 2770, 2771, 2772, 2773, 2774, 2775, 2776, 2777, 2778, 2779, 2780, 2781, 2782, 2783, 2784, 2785, 2786, 2787, 2788, 2789, 2790, 2791, 2792, 2793, 2794, 2795, 2796, 2797, 2798, 2799, 2800, 2801, 2802, 2803, 2804, 2805, 2806, 2807, 2808, 2809, 2810, 2811, 2812, 2813, 2814, 2815, 2816, 2817, 2818, 2819, 2820, 2821, 2822, 2823, 2824, 2825, 2826, 2827, 2828, 2829, 2830, 2831, 2832, 2833, 2834, 2835, 2836, 2837, 2838, 2839, 2840, 2841, 2842, 2843, 2844, 2845, 2846, 2847, 2848, 2849, 2850, 2851, 2852, 2853, 2854, 2855, 2856, 2857, 2858, 2859, 2860, 2861, 2862, 2863, 2864, 2865, 2866, 2867, 2868, 2869, 2870, 2871, 2872, 2873, 2874, 2875, 2876, 2877, 2878, 2879, 2880, 2881, 2882, 2883, 2884, 2885, 2886, 2887, 2888, 2889, 2890, 2891, 2892, 2893, 2894, 2895, 2896, 2897, 2898, 2899, 2900, 2901, 2902, 2903, 2904, 2905, 2906, 2907, 2908, 2909, 2910, 2911, 2912, 2913, 2914, 2915, 2916, 2917, 2918, 2919, 2920, 2921, 2922, 2923, 2924, 2925, 2926, 2927, 2928, 2929, 2930, 2931, 2932, 2933, 2934, 2935, 2936, 2937, 2938, 2939, 2940, 2941, 2942, 2943, 2944, 2945, 2946, 2947, 2948, 2949, 2950, 2951, 2952, 2953, 2954, 2955, 2956, 2957, 2958, 2959, 2960, 2961, 2962, 2963, 2964, 2965, 2966, 2967, 2968, 2969, 2970, 2971, 2972, 2973, 2974, 2975, 2976, 2977, 2978, 2979, 2980, 2981, 2982, 2983, 2984, 2985, 2986, 2987, 2988, 2989, 2990, 2991, 2992, 2993, 2994, 2995, 2996, 2997, 2998, 2999, 3000, 3001, 3002, 3003, 3004, 3005, 3006, 3007, 3008, 3009, 3010, 3011, 3012, 3013, 3014, 3015, 3016, 3017, 3018, 3019, 3020, 3021, 3022, 3023, 3024, 3025, 3026, 3027, 3028, 3029, 3030, 3031, 3032, 3033, 3034, 3035, 3036, 3037, 3038, 3039, 3040, 3041, 3042, 3043, 3044, 3045, 3046, 3047, 3048, 3049, 3050, 3051, 3052, 3053, 3054, 3055, 3056, 3057, 3058, 3059, 3060, 3061, 3062, 3063, 3064, 3065, 3066, 3067, 3068, 3069, 3070, 3071, 3072, 3073, 3074, 3075, 3076, 3077, 3078, 3079, 3080, 3081, 3082, 3083, 3084, 3085, 3086, 3087, 3088, 3089, 3090, 3091, 3092, 3093, 3094, 3095, 3096, 3097, 3098, 3099, 3100, 3101, 3102, 3103, 3104, 3105, 3106, 3107, 3108, 3109, 3110, 3111, 3112, 3113, 3114, 3115, 3116, 3117, 3118, 3119, 3120, 3121, 3122, 3123, 3124, 3125, 3126, 3127, 3128, 3129, 3130, 3131, 3132, 3133, 3134, 3135, 3136, 3137, 3138, 3139, 3140, 3141, 3142, 3143, 3144, 3145, 3146, 3147, 3148, 3149, 3150, 3151, 3152, 3153, 3154, 3155, 3156, 3157, 3158, 3159, 3160, 3161, 3162, 3163, 3164, 3165, 3166, 3167, 3168, 3169, 3170, 3171, 3172, 3173, 3174, 3175, 3176, 3177, 3178, 3179, 3180, 3181, 3182, 3183, 3184, 3185, 3186, 3187, 3188, 3189, 3190, 3191, 3192, 3193, 3194, 3195, 3196, 3197, 3198, 3199, 3200, 3201, 3202, 3203, 3204, 3205, 3206, 3207, 3208, 3209, 3210, 3211, 3212, 3213, 3214, 3215, 3216, 3217, 3218, 3219, 3220, 3221, 3222, 3223, 3224, 3225, 3226, 3227, 3228, 3229, 3230, 3231, 3232, 3233, 3234, 3235, 3236, 3237, 3238, 3239, 3240, 3241, 3242, 3243, 3244, 3245, 3246, 3247, 3248, 3249, 3250, 3251, 3252, 3253, 3254, 3255, 3256, 3257, 3258, 3259, 3260, 3261, 3262, 3263, 3264, 3265, 3266, 3267, 3268, 3269, 3270, 3271, 3272, 3273, 3274, 3275, 3276, 3277, 3278, 3279, 3280, 3281, 3282, 3283, 3284, 3285, 3286, 3287, 3288, 3289, 3290, 3291, 3292, 3293, 3294, 3295, 3296, 3297, 3298, 3299, 3300, 3301, 3302, 3303, 3304, 3305, 3306, 3307, 3308, 3309, 3310, 3311, 3312, 3313, 3314, 3315, 3316, 3317, 3318, 3319, 3320, 3321, 3322, 3323, 3324, 3325, 3326, 3327, 3328, 3329, 3330, 3331, 3332, 3333, 3334, 3335, 3336, 3337, 3338, 3339, 3340, 3341, 3342, 3343, 3344, 3345, 3346, 3347, 3348, 3349, 3350, 3351, 3352, 3353, 3354, 3355, 3356, 3357, 3358, 3359, 3360, 3361, 3362, 3363, 3364, 3365, 3366, 3367, 3368, 3369, 3370, 3371, 3372, 3373, 3374, 3375, 3376, 3377, 3378, 3379, 3380, 3381, 3382, 3383, 3384, 3385, 3386, 3387, 3388, 3389, 3390, 3391, 3392, 3393, 3394, 3395, 3396, 3397, 3398, 3399, 3400, 3401, 3402, 3403, 3404, 3405, 3406, 3407, 3408, 3409, 3410, 3411, 3412, 3413, 3414, 3415, 3416, 3417, 3418, 3419, 3420, 3421, 3422, 3423, 3424, 3425, 3426, 3427, 3428, 3429, 3430, 3431, 3432, 3433, 3434, 3435, 3436, 3437, 3438, 3439, 3440, 3441, 3442, 3443, 3444, 3445, 3446, 3447, 3448, 3449, 3450, 3451, 3452, 3453, 3454, 3455, 3456, 3457, 3458, 3459, 3460, 3461, 3462, 3463, 3464, 3465, 3466, 3467, 3468, 3469, 3470, 3471, 3472, 3473, 3474, 3475, 3476, 3477, 3478, 3479, 3480, 3481, 3482, 3483, 3484, 3485, 3486, 3487, 3488, 3489, 3490, 3491, 3492, 3493, 3494, 3495, 3496, 3497, 3498, 3499, 3500, 3501, 3502, 3503, 3504, 3505, 3506, 3507, 3508, 3509, 3510, 3511, 3512, 3513, 3514, 3515, 3516, 3517, 3518, 3519, 3520, 3521, 3522, 3523, 3524, 3525, 3526, 3527, 3528, 3529, 3530, 3531, 3532, 3533, 3534, 3535, 3536, 3537, 3538, 3539, 3540, 3541, 3542, 3543, 3544, 3545, 3546, 3547, 3548, 3549, 3550, 3551, 3552, 3553, 3554, 3555, 3556, 3557, 3558, 3559, 3560, 3561, 3562, 3563, 3564, 3565, 3566, 3567, 3568, 3569, 3570, 3571, 3572, 3573, 3574, 3575, 3576, 3577, 3578, 3579, 3580, 3581, 3582, 3583, 3584, 3585, 3586, 3587, 3588, 3589, 3590, 3591, 3592, 3593, 3594, 3595, 3596, 3597, 3598, 3599, 3600, 3601, 3602, 3603, 3604, 3605, 3606, 3607, 3608, 3609, 3610, 3611, 3612, 3613, 3614, 3615, 3616, 3617, 3618, 3619, 3620, 3621, 3622, 3623, 3624, 3625, 3626, 3627, 3628, 3629, 3630, 3631, 3632, 3633, 3634, 3635, 3636, 3637, 3638, 3639, 3640, 3641, 3642, 3643, 3644, 3645, 3646, 3647, 3648, 3649, 3650, 3651, 3652, 3653, 3654, 3655, 36

Das Honigbrot

(Fr. Bilak)



Fischmarkt

(Wilhelm Schütz)



„Sehn'se, Frau, so 'nen Fisch, wie diesen, habe ick früher nachjeworfen bekommen!“

„Jloobe ick jerne, und wenn'se so weiter reden, kann Ihnen det heute ooch wieder jeschehen!“

CHIARASTELLAS JAGDFLIEGE

VON ACHILLE CAMPANILE

In Singapur lag ich eines Nachts in meinem Bette und schlief den Schlaf des Gerechten, als mir gegen drei Uhr früh träumte, daß ein Dynamitiero mich zu toben versuchte, indem er unter meinem Bett mehrere Bomben zur Explosion brachte. Da begann ich, recht ärgerlich — immer noch im Traum, versteht sich — mich wieder anzuziehen, vor mich hinbrummen, daß man nicht einmal in Ruhe schlafen könnte, und ob das die rechte Art und Weise wäre, um so mehr, als ich mich sehr spät hingelegt hatte und ziemlich müde war. In diesem Moment erwachte ich und hörte, daß ein meines Hotelzimmerlärms heftig geklopft wurde. Noch halb im Schlaf rief ich:

„Wer ist da? Was wollen Sie zu so später Stunde?“ „Ich bin's!“, sagte eine Stimme durch das Schlüsselloch. „Bin oben aus Amerika angekommen.“ Chiarastella!

Wie lieblich und angenehm erklang meinem Herzen die Stimme meines alten Freundes, den ich so lange nicht gesehen hatte, und von dem ich ebenso lange ohne Nachricht geliebt war. Und war weiß, welch neue Begegnungen und Abenteuer den unruhigen Mann wieder um die Welt getrieben hatten, bis er an meine Tür klopfte. „Aldant!“ sagte ich.

Es war mir, als zögerte noch mein Freund, bevor er sich anschickte, meine Frage zu beantworten. Draußen heulte der Wind in der trostlos dunklen Nacht und der Regen peltschte an die Fensterscheiben. Nach einer Pause, in der ich, beinahe wieder eingeschlafen war, sagte Chiarastella mit leiser Stimme, immer noch durch das Schlüsselloch:

„Habe ich dir je die Geschichte meiner Jagdflyge erzählt?“

„Jawohl!“, — sagte ich, „du hast sie mir oft erzählt. Du hast sie mir sogar eines Tages despektiert, erinnerst du dich?“

„Und ob!“ murmelte Chiarastella, der fernen Erinnerungen nachzuhängen schien. „Aber ich werde sie gerne noch einmal hören!“, fröstelte ich ihn. Ich richtete mich auf und setzte mich mitten im Bett hoch, warf mir eine Decke über die Schultern und horchte auf. So hörte ich, wie Chiarastella einen Stuhl herbeiholte, sich dicht neben der Tür aufsetzte. Dann hörte ich ihn sich räuspert und seine Stimme probieren. Er fragte: „Willst du mich am Klavier beglücken?“

„Hier gibt es kein Klavier!“, sagte ich, „aber wenn du willst, kann ich dich mit Pfeifen begleiten.“

„O fehn, je mit Pfeifen!“ erwiderte er voller Begeisterung, „wie er immer auf Vorschläge zu reagieren pflegte. Aber gleich fügte er hinzu:

„Ach mein, lieber nicht, mit Pfeifen gelingt es nicht so schön. Begleite mich lieber, indem du mit den Fingern schnalzt, du kannst es doch so gut.“

Es ist dies tatsächlich eine meiner besonderen Kunstfertigkeiten.

„Einverstanden!“ sagte ich. „Fertig?“ „Fertig!“ sagte Chiarastella.

Und während ich im Walzerhythmus meine Finger schnalzen ließ, begann mein Freund mit tiefer Stimme: „Die Geschichte geht auf ungefähr

acht Jahre zurück. Schon damals war ich ein leidenschaftlicher Jäger, und es verging kein Sonntag, an dem ich nicht mit voller Jagdtasche nach Hause zurückkehrte.

Eine Zeitlang besaß ich anstatt eines Jagdhundes eine Jagdflyge.

Die Jagdflygen, wie du wissen wirst, sind äußerst praktisch. Zunächst unterscheiden sie sich in nichts von den anderen Fliegen. Es sind regelrechte gemeine Fliegen. Aber sie besitzen eine Menge Vorteile gegenüber den Jagdhunden. Vor allem fressen sie weniger. Meiner Flyge, der ich den Namen Fida gab, bereitete ich jeden Abend ein winziges Suppchen, das mich fast nichts kostete. In zweiter Linie machen sie überhaupt nichts schmutzig. Fida hatte ihr Körbchen in der Küche. In der ersten Zeit hinterließ sie noch da und dort gewisse schwarze Pünktchen, aber bald hatte ich sie daran gewöhnt, ihre Pünktchen auf der Straße zu machen. Du wirst mir vielleicht Sentimentalität vorwerfen. Macht nichts. Was willst du, ich hatte meine Flyge lieb gewonnen.“

„Unverbesserlicher Träumer!“

„Arme Fida, sie war so tüchtig! Stieß dir vor, wenn sie mich Samstagabend meine Patronentasche, die Flinte, die Semikult und die hohen Stiefel zurechtstellen sah, begann sie vor Freude durch die ganze Wohnung zu springen. Aber es genügte, daß ich ihr ein knappes „Artig Fida!“ zurief, daß sie wieder brav und ruhig wurde.“

Wir brachen auf, als es noch Nacht war. Wir durchqueren die menschenleeren Straßen der schlafenden Stadt im lauten Schein eines schweigend bestirnten Himmels, während ich die „Neunte“ vor mich hinpfeif und Fida mindestens zehnmal den Weg hin und zurück machte.

Bei Morgengrauen waren wir auf freiem Felde. Da hättest du Fida sehen sollen! Wer konnte sie da noch zurückhalten! Ich sagte ihr: „Fida, such!“ und sie fuhr los und stoberte das Wild auf. Sie warf sich mutig in die Brombeersträucher, in die Hecken, ins Gestrüpp und gab sich nicht eher

zufrieden, als bis sie eine Waldschnepfe oder einen Krammstorchvogel hervorgekockt hatte, die ich dann mit meinem unfehlbaren Flintenschuß zu Strecke brachte.

Befriedigt kehrte sie auf meinem Pfiff zu mir zurück, ganz außer Atem und taugabedat. Und man mußte sehen, wie sie Hansen stellte! Ich erblickte meine Flyge von weitem, wie sie unbeweglich, star auf den sechs Beinchen in die Höhe gerückt vor einer Höhe stand. Mit schuß bereit Flinte näherte ich mich auf leisen Sohlen, mit angehaltenem Atem der Stelle. Wenige Schritte davor hielt ich. So verharrten wir einige Minuten lang in tiefem Schweigen wie Statuen, als auf einmal, einem Blitze gleich, der Hase hervor schnellte.

Pum — pum, erledigt war er.

Ach Fida! Die schönen Jagden, die wir zusammen abgehalten haben. Ich erinnere mich, daß ich's einmal schlimm kommen sah. Wir waren mitten in einen Fliegenschwarm geraten. Obwohl ich Fida sehr gut kannte, gelang es mir nicht, sie wiederzufinden. Ich mußte mich im Laufschrift entfernen und dabei „Her, Fida, Fida, her!“ rufen.“

Chiarastella schwieg eine Weile, als übermannte ihn die Süßigkeit der Erinnerungen. Dann sagte er: „Nun, bitte, sei so lieb und höre ein wenig mit deiner Begleitung auf.“

Ich ließ willig meine Finger ruhen. Im tiefen Schweigen, das der herbstliche Wind ab und zu mit einem Säusen zerriff, nahm Chiarastella seine Geschichte mit leiserer, gleichsam gesammelterer und intimerer Stimme wieder auf:

Abends kehrten wir wieder müde in meine große, melancholische und öde Wohnung zurück. Ich schüttelte mir die Kälte vom Leibe, indem ich mit den benagelten Stulpenstiefeln herumstampfte, warf den Kranz Vögel auf den Tisch, und wir setzten uns beide vor den Riesenkamin, der ein Vulkan schien. Ich, Pfeife rauchend und Punsch tinkend, Fida, schlafend mir zu Füßen.

O wunderschöne Abende, die nie wiederkehren

werden! Liebes Tier! Wenn ich abends vom Büro heimkehrte, wie ich Fida, die den Schlüssel ins Schloß hatte stecken hören, freudestrahlend entgegen, sprang an mir hoch und summelte um mich herum, daß es mir nur schwer gelang, mich von ihr zu befreien. Mit gutturer Strenge sagte ich zu ihr: „Ins Körbchen! Willst du wohl ins Körbchen? Ja Kuchel! Wer konnte sie da noch halten? Ich habe sie nie geschlagen.“

Chiarastella schwieg.

„Und wie verlorst du sie?“ fragte ich. „Ach, sprechen wir nicht davon. Auf wahrhaft tragische Weise.“

„Durch einen Jagdunfall, wie üblich Oder vielleicht bei einem Bahnübergang, wo sie nicht genug aufgepaßt hatte und unter den Zug geriet.“

„Noch schlimmer, viel schlimmer, teurer Freund. Eines unseligen Novemberabends, ich erinnere mich, als wäre es heute, fiel sie mir in die Suppe. Arme Fida, es war für mich ein großer Schmerz. Aber zum Teufel mit der Trübsal! Ich gehe mir ein Glas Gin holen.“

(Berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von A. L. Erne)

Am Rhein / Von Konrad Krause

Nußbaum-Alleen führen nun Gemäuer,
Mit dem die Wingergärten aufwärts streben
Hinan zur Burg, die wimpelgleich umschweben
Helle rote Wolken in des Abends Feuer.

Der gurgelante Gruf der jungen Sängers
Schall bergwärts vom Verdeck der breiten Schiffe
Und weckt den Widerhall der Schieferriffe —
Der Strom entfährt sie, und das Tal scheint enger.

Das Aue lockt uns heimwärts und der Schleier
Des blauen Rauchs um altersgraue Dächer.
Bereit ist alles schon zur frohen Feier.

Wo warn die Malven blühn auf den Terrassen.
Wir winken lachend mit dem blauen Becher
Das Silberlicht desmonds in stille Gassen.

VERLAG UND DRUCK: KNOOR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftfeller: Walter Foltzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preistabelle Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D.A. II. Vj. 38: 1925. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anzeigensatz für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 9720. Erfüllungsort München.



„Kreuzhimmeldonnerwetter, so träumen Sie doch endlich mal richtig von Ihrer Kindheit — ich bin Ihr Mütterchen — sitze am Bettchen, mache ‚eia — eia!‘“

Abschied von der Sommerfrische

(E. Thöny)



„Also auf Wiedersehn, Herr Mandberger! Und die würzige Landluft hier werden wir in der Stadt schwer vermissen!“ — „Siehst es, Alte, und du hast schon a Wasserklosett einbau'n woll'n!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Manöverzeit

(E. Thöny)



„Wie, lange hast denn Urlaub, Schorschel?“ — „Bis zum Wecken!“
„Na, und wer weckt uns nacha?“

Sirenen locken . . .

(Fr. Billek)



Zum Busen der Natur

Wenn man schon ins Gebirge fährt, ist es unerlässlich, daß man eines Tages auf einen Berg steigt. Dieser Ausdruck „auf einen Berg steigen“ drückt meinen ganzen Mangel an montaner Sachkenntnis aus. Man „macht“ die Kogelkarspitze. Ich habe die Kogelkarspitze nicht gemacht, ich bin mal eben auf den Ribberg gestiegen, einen mittleren Berg für den Hausgebrauch, bei dessen Erwähnung einem richtigen Bergsteiger die Schamröte ins Gesicht steigt.

Natürlich habe ich mir einen Rucksack umgehängt, damit sich die Berge nicht bei meinem Anblick beleidigt fühlen. Ich weiß, was ich meiner Umwelt schuldig bin.

Zwar hätte ich auch auf den Berg fahren können, sehr bequem sogar, mit einem Raupenauto, aber mein Freund Eberhard hatte gesagt, man müsse sich einen Gipfel erarbeiten, erkämpfen. Er hatte auch noch viel von „ewigen Bergen“ und „Gipfelraat“ und anderen Fachbegriffen der montanen Literatur gesprochen, und in seinen Worten hatte es nur so vom Gipfelsturm, überhängenden Wäldchen, weitverlassenen Höhen und unverfälschter Natur gerauscht. Mir lief ein Schauern nach dem andern über den Rücken bei den Gedanken, endlich einmal so nahe dem jungfräulichen Busen der Natur zu sein.

In den Rucksack mußte ich vornehmlich Proviant tun. Ich fragte Eberhard, warum wir denn das Essen mitnehmen, wo da oben ein ganz nettes Wirtshaus sei.

„Wir sind dann unabhängig!“, meinte Eberhard, „und dann müßt du bedenken, eine Hütte ist kein Grand-Hotel.“ Das gedachte ich einige Zeit und träumte schon von rauen Holzknechten, Jägerburschen und von der Zivilisation vollkommen unbefleckten Sonnenrinnen sowie den anderen Lieblingsgestalten gängiger Alpenromane. Wir brachen in aller Herrgottsfrühe auf. Das muß so sein, aber ich weiß nicht, warum man auf einen Berg nicht in gut ausgeschlafenen Zustand steigen darf.

In seinem Rucksack hatte Eberhard einfach alles drin und er erklärte mir, die meisten Unglücksfälle entstünden durch mangelhafte Ausrüstung.

Wir gingen einen hübschen Promenadenweg, der sich dadurch, daß er bergan führte, als schwindelerregendes Steiglein legitimierte. Hinter den Felsenackern lauerte nicht der Tod, sondern frühstückenden Bergsteiger, die damit ihrem Rucksack einen Sinn gebend wollten.

Unterwegs holte uns das Raupenauto ein. Drin saßen Leute, die wir mit keinem Blicke würdigten. Die Armen erkämpften sich eben kein Gipfelglück.

Auch sie sahen an uns vorbei, und das taten sie wohl aus Scham, weil sie sich die einsame Höhe für fünf Mark erkauten; so dachten wir.

Wir schwitzten und Eberhard nannte das „den Körper ordentlich durcharbeiten“. Ich arbeitete auch meine Jacke ordentlich durch. Wenn wir sonst spazierengingen, unterhielten wir uns immer miteinander. Heute verbot mir Eberhard das Sprechen. Beim Bergsteigen spricht man nicht, man läßt die Wunder der Bergwelt stumm und ergreifen auf sich wirken. Wir nahmen die Haltung von weatherharten Gesellen an. Gelegentlich sahen wir prüfend zum Himmel auf, denn wir wußten, daß der naturverbundene Bergfreund aus kleinen aufsteigenden Wölkchen einen Wettersturz erkennen kann. Bemerken Sie wohl: „Wettersturz“, unten im Tal regen wir Asphaltverwachsenen: es fängt an zu regnen.

Nach drei Stunden näherten wir uns der einsamen Höhe, die nicht schlecht durch ein hübsches Wirtshaus auf freundlichem Wiesenplan markiert war.

Einige hundert Ausflügler genossen mit uns die Weltabgeschiedenheit des Hochgebirges. Sie genossen es laut und durchdringend. Man konnte ihren Genuß bis tief ins Tal hinunter hören.

Eberhard nannte mir alle die Gipfel in der Runde und er war sichtlich befriedigt, daß die Natur mit der aufgestellten Panoramatafel übereinstimmte. Eberhard freute sich auch sehr darüber, daß er verschiedene Kirchtürme sah. Eberhard sieht Kirchtürme so gern von oben.

Vor dem Gasthaus standen hübsch gedeckte Tische, aber wir durften nicht an ihnen Platz nehmen, weil wir unabhängig waren und es nicht gestattet war, die mitgebrachten Speisen an den gedeckten Tischen zu verzehren. Von fern sah ich, wie die Leute aus dem Raupenauto Nebenbraten mit Röstkartoffeln verzehrten. Alles ist eben sehr fern hier oben für den weatherharten Bergsteiger. Ich habe auch die Gefahren der Berge kennengelernt, denn beim Abstieg wurde ich fast von dem Raupenauto überfahren. Man sollte am Busen der Natur Verkehrsspielen anbringen. Foltzick

Bagatellen

Von Katatöstr

Erst reißt das Korn, dann wird's zu Mehl, damit als Brot es schließlich diene.

O Menschchenkind, biß' nicht so scheel:

du mußt durch Volles Dreifachmalchine!

*

Kultur erfordert viel Geduld.

Bequemer lebst dich's mit dem Kult.

*

„Hart ist mein Lager wie ein Brett,

das mir vom Schicksal ward verliehen.

Kann ich ihn“, stöhnst du, „nicht entziehen?

Ach, wenn ich doch ein weiches hätte!“

— Versuch's einmal, das alte Bett mit frischem Kissen zu beziehen . . .

Der Vatikan löst die Rassenfrage

(Karl Arnold)



„Ohne Stammbäume liefern — nur der Glaube ist ausschlaggebend!“

Der britische und der tschechische Löwe

[Erich Schilling]



„Ich glaube, es war doch ein Fehler, so etwas groß zu ziehn!“

„Die Stilton-Bewegung“

Humoreske von Soya

Abreise aus den Bergen

(R. Kriesch)

Pærd, eine kleine, idyllische Insel, die sich lachend aus dem blauen Sund erhebt. Von der Größe einer Tönde und ohne Schiffsverbindung mit dem Festland, wurde sie damals von nur drei Menschen bewohnt.

Die Verhältnisse auf der Insel aber waren recht zufriedenstellende. Jedenfalls solange Mads Hansen dort allein mit seiner Familie — Frau und Tochter — heuste, den Acker bestellte und seine Kuh melkte. Bis eines Tages Mads Jensen, ein alter, ausgedienter Seemann, auf der Bildfläche erschien.

Auch Jensen stammte von der Insel. Obwohl er sich schon in früher Kindheit verlassen hatte, erinnerte er sich ihrer schwach und dunkel, und sie erschien ihm als das Verlockendste, was ihm in seinem ereignisreichen Leben begegnet war. Und stets war es sein Traum gewesen, auf ihr einst seinen Lebensabend zu verbringen, und gar manchmal hatte er in den glühenden Tropen den Teufel angerufen, bereit, ihm 30 Tage gegen einen einzigen kühlen Nebeltag daheim zu verkaufen.

Eines lauen Frühlingstages erschien also Mads Jensen bei Mads Hansen, um ein Stück Land, auf dem er sich ein Häuschen errichten wollte, einzuhändigen.

Hansens war über den unerwarteten Besuch im ersten Augenblick hoch erfreut. Erwarteten sie doch, daß der Fremde mit haarsträubenden Geschichten über Schiffbruch und Seeräubertum, über Trinkgelage in den Hafenkneipen und Liebesabenteuern auf Sudseeinseln ein wenig Abwechslung in die Eintönigkeit bringen würde. Auch kam Geld auf diese Weise ins Haus — gute, klingende Münze für ein Stück Land, das sonst zu bestellen, nicht lohnte. Und welche rosigen Zukunftsaussichten sich eröffneten. Die vielen Handwerker, die da kommen würden. Sie alle brauchten doch Eier, Butter und Milch. Hansen sah sich im Geiste schon als Jensens Hoflieferant und schätzte insgeheim dessen Rüstigkeit ab — mindestens 10 bis 20 Jahre würde der noch machen.

Frau Hansen und Tochter hegten ihrerseits ihre eigenen Pläne. Marie achtzehnjährig, war noch immer ohne Freier. Wie sollte sie auch auf einer Insel ohne Männer — und Frau Hansen äugte insgeheim auf Jensen und dachte bei sich: „Zwar ist er alt, doch hat er Geld und stirbt bald — das wäre nicht das Schlechteste!“ Während Marie anderer Ansicht war: „Er ist zu alt für mich, und sein Gesicht blau aufgedunsen. Aber es kommen ja die Handwerker zur Insel und dann vollleicht...“

Leider aber erfüllten sich die gehegten Erwartungen der Familie Hansen in keiner Hinsicht.

Denn Jensen erwies sich als einseitig und verschlossen, ohne jeglichen Sinn. Schiffergeschichten zu erzählen. Und mit dem Augenblick als das Haus fertig war, wechselte kein Heller mehr aus seiner Tasche in die Hansens hinüber. Er kaufte von ihm weder Eier, Milch und Butter noch Fisch, obwohl man ihn niemals eine Angel oder ein Fischnetz anühren sah. Er lebte in der Hauptsache von Speck, derbem Roggenbrot, Bier und Branntwein. Auch Kaffee trank er zuweilen — freilich auf eine ganz unchristliche Art: nämlich ohne Milch. Einmal wöchentlich pflegte das Boot des Kaufmanns bei ihm anzulegen und dann wanderten jedesmal große Pakete zu ihm ins Haus.

Auch Frau Hansen und Marie wurden arg enttäuscht — Jede auf ihre eigene Art. Hatte Jensen auch einst auf gute Seemannsweise Sinn für achtzehnjährige Mädchen gehabt, so verschloß er sich jetzt in seinem Alter dieser Form von Spaß. Und was noch bedauerlicher war: die Handwerker, die nach Pærd herüberkamen, erwiesen sich durchweg alle samt als solide Ehemänner, die jeden Feierabend wieder nach Hause ruderten, ohne einen Blick auf Marie zu tun. —

Kurze Zeit, nachdem Jensen das Haus bezogen hatte, ereignete sich eines nachts das Traurige, daß Frau Hansen den Atem aufgab. Gewiß wäre sie wohl auch ohne Jensens Anwesenheit auf der Insel gestorben, doch Hansen erblickte darin höchst unlogisch einen tieferen Zusammenhang



„Ich hatte mir hier die Männer doch erwachsener vorgestellt.“

„Ja no, dös hätten's ins halt vorher sag'n müassen!“

Der Kurzsichtige

(Kohler)



„Fräulein, der Ball ist ja hinter Ihnen!“

und nährte von Stund an einen unversöhnlichen Haß auf den alten Seebär.
Wenige Monate darauf traf Hansen ein zweiter Schicksalsschlag: bei Nacht und Nebel rückte ihm seine Tochter aus. Das Großstadtleben lockte sie. Hansen raste und verdächtigte auch hierbei Mads Jensen. Schließlich aber fand er sich in das Unabänderliche und nahm seine Nichte zu sich ins Haus. Diese nicht gerade geistesgeschwacht, befand sich allerdings auf dem besten Wege dazu; denn sonst hätte sie sich wohl kaum auf der abgelegenen Insel nur in der Gesellschaft der beiden alten, glühigen Kläuse niedergelassen.
Man pflegte keinen besonderen gesellschaftlichen Verkehr. Wenn die beiden Alten sich zu häufig einmal begegneten — was man am liebsten vermied —, so wechselten sie lediglich ein paar Worte über Wind und Wetter.

Eines Tages aber lieferte der Kaufmann Hansen ein paar große Kisten ins Haus. Was mochte darin sein? Hansen brannte es vor Neugierde auf der Seele. Waren es Äpfel, Apfelsinen, Bücher, Wein, gekochter Schinken? Vergebens zerbrach er sich den Kopf.

Und tags drauf errichtete Hansen eine hohe Stange vor dem Hause, zog von deren Spitze eine lange Schnur zum Schornstein hin und band eine lotrechte daran, die er durch ein Loch des Fensterims ins Haus führte. War er gütlich nährlich geworden, der Jensen?

Wiederum ein paar Tage später sprudelte die Erklärung aus Jensens Fenster. Zuerst war es eine Männerstimme, die da drinnen sprach, bis plötzlich ein Musikspiel einsetzte — so schön und herzerzählend, daß Hansen vor Rührung hätte aufzuleuchten mögen.
Endlich kam ihm die Erleuchtung. Ein Radio also war es mit allem Zubehör, was sich in den Kisten befand.

Ein Radio! Jeden Tag würde man damit erfahren können, was sich außerhalb Peorós da draußen

in der Welt zutrug. Schade, daß man nicht Gelegenheits gleichfalls hatte...

Noch hätten sich die aufregenden Zwischenfälle, die nun die Insel heimsuchten, vermeiden lassen, wenn Hansen seinen Nachbarn des öfteren zum Radiohören eingeladen hätte. Doch Jensen war nun einmal ein unverwundlicher Einsiedler, der mit der Menschheit fertig, seine fatholische Erdentage einzig in der Kameradschaft seines Radios zu verbringen gedachte.

Und Jensen ließ seinen Kameraden vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht aus vollem Halse und gern bei offenen Fenstern reden und singen. Unermüdlich, ob er sich unten am Strande befand oder sein Mittagsschlafchen hielt, immer ließ er den Radiopapparat bei voller Lautstärke ertönen.

Das brachte Hansen zur Verzweiflung. Wenn er wenigstens hätte verstehen können. Aber leider war die Entfernung — trotz der gewaltigen Lautstärke — eine zu große. Die Vorträge verzerrten sich zu einem einzigen Geplirr, und die Musik bekam Hansen nur im Auszug; alle Stellen planistisch verflüchteten sich, und selbst im Fortissimo gingen einzelne Instrumente unterwegs im Äther verloren.

Eines Juniabends sitzt Jensen auf der Bank vor seinem Hause und lauscht einer trauten Heimatweise. Da sieht er plötzlich Hansen auf sich zu streben, keuchend und mit rollenden Augen.

„Ich verbitte dir, noch länger diese elende Wimmerkiste auf meiner Insel spielen zu lassen“, ruft er schon von weitem.

„Deine Insel? Pah, der Teil, den ich gekauft habe, gehört mir“, antwortet Jensen ruhig. „Gar nichts hast du mir zu verbieten.“
Im ersten Augenblick ist Hansen diesem Argument gegenüber machtlos. Doch dann kommt es über seine Lippen:

„So verbitte ich dir aber, daß das Gedudel deines Grillkästgens zu mir herüberdringt!“

Jensen erhebt sich gelassen, geht ins Haus und ruft, indem er die Tür zuschlägt:

„Du bist ein Idiot, Hansen!“

Als Jensen am nächsten Tage unten am Strande weilt, sieht er plötzlich, wie Hansen sich schnell und behende in sein Haus einschleicht. Im Nu ist Jensen oben, reißt die Tür auf und kommt gerade noch zurecht, um mitzusehen, wie Hansen mit geballter Faust auf den Radiopapparat einschlägt, und hört es klirren.

Rasch entschlossen greift er nach der alten Familienbibel und schlendert sie dem vermessenen Nachbarn an den Kopf. Hansen ergreift daraufhin die Flucht, und wutentbrannt reißt Jensen die Jeggdinte von der Wand und schickt ihm ein paar Schüsse nach.

Mit einem Seufzer legt Jensen den Schießprügel aus der Hand und tritt an das Radio heran. Es bleibt stumm, so sehr er sich auch bemüht. Welch ein erschütternder Anblick, als er daraufhin das Innere des Apparates betrachtet: zwei Lampen sind zertrümmert, die Leitungsdrahte verbogen und zerissen.

Ein paar Stunden später sieht Hansen Mads Jensen mit der Flinte in der Hand auf sein Haus zu streben. Hansen selbst ist ohne Waffen. In seiner Not schließt er darum rasch die Tür und verbarrikadiert unter Beihilfe seiner Nichte die Fenster mit Tisch und Sofa und Matratzen.

Schon ist Jensen heran. Sie hören ihn keuchend um das Haus laufen, um einen Angriffspunkt ausfindig zu machen. Da zertrümmert er eine Fensterscheibe, schiebt den Gewehrlauf hindurch und feuert los. Ein Gipshund geht in Stücke, Keksstücken klirren, und eine dritte Kugel durchbohrt einen Edelhirsch bei Sonnenuntergang. Währenddessen Hansen und Nichte vor Himmelstanz im Kleiderschrank verharrten, Jensen schießt ein paar derbe Seemannsstiche aus über Hansen und sein Haus und zieht sich langsam wieder zurück.

Es wird Abend. Doch weder Hansen noch seine Nichte wagen es, sich zur Ruhe zu begeben. Die ganze Nacht spähnen sie ängstlich auf Jensens Haus hinüber.

Schon graut der Morgen, und einen Tag voller Schönheit und Friede verheißend steigt die Sonne aus dem Meere auf. Jensen ist nicht zu sehen. Gewiß schläft er jetzt. Und so wagt sich Hansen ins Freie; denn selbst in Kriegszeit muß je gearbeitet werden. Aber keine fünf Schritte ist er vom Hause fort, da kracht es wieder, und eine Kugel schlägt in die Mauer ein. Hansen flüchtet zurück in die Stube und läßt sich aufs Bett fallen. Er wird belagert, ist ein Gefangener in seinem eigenen Hause.

Tag und Stunde, als Jensen einzelnt zum ersten Male wieder den Boden Peorós betrat, vollzog sich in London ein Ereignis von historischer Bedeutung. In der Bibliothek des Obersten Stillton versammelte sich eine kleine, auslesene Gesellschaft. Oberst Stillton, in der Nachkriegszeit durch seine umfangreiche Sammlung von Mücken-schnäbeln aus Britisch-Samland hervorgetreten, wurde durch den plötzlichen Tod seiner geliebten Gattin zu gewissen religiösen Betrachtungen sonderbarerweise sehr optimistischer Art —

versetzt. Über dieses hohe religiöse Erleben das ist zu einem neuen, glücklicheren Menschen werden ließ, fühlte er sich verpflichtet, mit seinen Nächsten zu teilen. Zu diesem Zwecke hatte er zu einer kleinen Versammlung eingeladen Graf de Rochefort, Herzogin de Camenbert, Legationssekretär von Emmenhal, Generaldirektor von Edam und die allerliebste Marie Marquise de Gruyère. Es wurde ein voller Erfolg für den Obersten, und mit Begeisterung entschloß man sich, für seine neue Religion zu missionieren.

Es sei bemerkt, daß der Stilltonismus ein Konglomerat von Buddha und Konfuzius, zusätzlich ein wenig Nietzsche und sehr viel Mark Twain ist — denn namentlich letzterer gehörte jahrelang nebst der Bibel zu den Lieblingslektüren des Obersten.

Einer der Kardinalpunkte der Bewegung ist übrigens der, daß der Neugeweihte als erstes seine Sünden bekennen muß — und zwar auf die allerhumoristischste Weise, die sich nur ausdenken läßt. Die Bewegung griff rasch um sich und verbreitete sich über die ganze Welt. Wer sollte dann nicht auch in unsern spassigen Formen seine Sünden vor dem Grafen de Rochefort oder der Herzogin de Camenbert oder gar der allerliebsten Marquise de Gruyère bekennen wollen? Beide, weder Mads Hansen noch Mads Jensen!

brachten das Vorgefallene zur Anzeige. Jede der Parteien empfand ein gerütteltes Maß an Schuld. Jensen bekam sein Radio wieder in Ordnung und Hansen konnte wieder seiner Beschäftigung nachgehen. Und doch fühlte sich keiner der beiden Allen wohl zumute. Hansen bangte vor einer erneuten Kugel, und Jensen um sein Radio, so daß er sich nicht vom Hause fortbewege. —

Eines Abends sitzt Jensen vor seinem Haus und hört schlafend dem Radio zu. Ein Philosophieprofessor spricht über die sokratische Ironie. Solanwegen hätte der Mann auf Portugiesisch reden können, er würde ebensoviel begriffen haben. Endlich aber ist der Vortrag zu Ende und der Ansager kündigt eine andenhastunde Übertragung vom ersten internationalen Treffen der Stillton-Bewegung aus dem großen Saal des Kongresspaleis an. Die Stilltonianer werden Englisch reden, doch wirkt Pastor Wellenschlag als Dolmetscher mit.

Steuermann Jensen horcht plötzlich auf. Das interessiert ihn. Es ist schon lange her, daß er Englisch gesprochen hat, und es wäre amüsant, festzustellen, wieviel er davon behalten hat. Und Jensen lauscht — zuerst liegend, dann auf der Ruhebänk sitzend und schließlich rückt er auf einem Stuhl und mit dem besseren seiner halbaufgehörten Ohren ganz dicht an den Lautsprecher heran.

Jensen hat niemals Skrupel an der Richtigkeit seines Kindergebührens gehegt, andersfalls aber würde er sich allen Seelenschwächen hingeben, denen er in den verschiedensten Hefenfindungen ausgesetzt war. Die Religion des Obersten Stillton aber vermag die Saiten in Jensens tiefstem Innern zum Schwingen zu bringen. Das ist eine

Männerreligion, frei von jeder Ruhrsichtigkeit, voller Derbheit, spassig und gespickt mit herrlichen Anekdoten.

Am nächsten Vormittag wandert Jensen feierlich zu seinem Nachbarn hinüber.

Als dieser ihn kommen sieht, flüchtet er — obwohl Jensen diesmal keine Flinte bei sich hat — und verbarrikadiert erneut die Tür und Fenster.

Jensen klopft an und ruft:

„Gottes Friede sei mit dir, Hansen.“

Es dauert eine Weile, ehe es aus dem Kleiderschrank zögernd antwortet: „Was willst du, Jensen?“

„Mit dir Frieden schließen!“ erklärt Jensen und fugt hinzu: „Mach nur auf, Hansen — ich habe die Kanone zu Hause gelassen.“

Die beiden Gegner stehen einander gegenüber. Mit bewegten Worten schildert Jensen nun von seiner Begegnung mit der Stillton-Bewegung und die große innere Wandlung, die er erfahren habe. „Wir sind Feinde gewesen, Hansen, und haben einander viel Unrecht getan. Doch nun wollen wir uns die Hand reichen und gemeinsam für den Frieden auf Paarö wirken.“ —

Ewiges Sonntagsfriede hat sich über die Insel gebreitet. Die beiden ehemals so hitzigen Gegner haben sich geliebt, Freundschaft bis an ihr Lebensende zu halten. Bei jeder Stillton-Andacht sitzen sie am Radio und lauschen Sonstoberster der Apparat dunkel und stumm, — ist doch alles andere nur teuflisches Blendwerk, das zu hören, nicht guttut. Man hat jegliches Fluchen und Schimpfen abgelegt. Ja, Mads Hansen empfindet jetzt sogar das Priesteramt als etwas Sündiges. Mads Hansen wiederum hat aufgehört, mit seiner unbegabten Nichte herumzukenken. Man behan-

delt sich jetzt gegenseitig mit ausgesuchter Höflichkeit und mit einer Rücksichtnahme, die fast genierend wirkt. Es dauert jedesmal eine Zeit, ehe man ein Stück Zucker in den Kaffee tut oder man durch eine Tür geht — keiner will der erste sein.

Die Abende verbringen sie gerne gemeinsam. Viele Worte werden nicht gewechselt. Dann man darf ja weder fluchen noch schimpfen oder gar Schleiches über andere reden.

In dieser Weise vergeht ein halbes Jahr. Einnes Spätnachmittags sitzen die beiden alten Herren auf der Bank vor Jensens Haus. Glutrot geht im Westen die Sonne unter. Ein melancholischer Anblick. Da kommt es Jensen plötzlich zum Bewußtsein, daß er als Junge eigentlich immer eine gewisse Scheu ausgeprägt empfand, in den Himmel zu kommen. Wenn er nun schon einmal sterben müßte, so wollte er lieber in die Hölle fahren. Denn niemals mehr Räuber und Schutzmännchen spielen oder heimlich Zigaretten rauchen oder die Lehrer mit Papierkugeln bombardieren; statt dessen den ganzen Tag sauber gewaschen und im weißen Hemd zwischen den Wolken schweben und Psalmen singen. Uhu, uhu, uhu!

Man gähnt. Die Sonne ist am Horizont verschwunden. Man stammelt ein paar zusammenhanglose Worte über das Wetter von morgen. Man gähnt. Man seufzt. So vergeht eine Stunde. Plötzlich aber platzt Jensen heraus:

„Oh, wie schrecklich langweilig ist es doch geworden, Hansen. Sollten wir uns nicht lieber wieder einmal ein bißchen zanken?“

Und an jenem Abend noch verläßt die Stillton-Bewegung wieder die Insel Paarö.

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Kranke Nerven! Blasen- und Harnstörungen!

Leber- und Gallenstörungen! Blasen- und Harnstörungen!

Zauberöl
Dr. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.

GRATIS
Dr. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.

GRATIS
Dr. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.

GRATIS
Dr. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.

GRATIS
Dr. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.

Gratis
Dr. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.

GRATIS
Dr. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.

GRATIS
Dr. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.

GRATIS
Dr. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.

GRATIS
Dr. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H. H.

Bücher, die Sie gut unterhalten:

Jagd in Flanderns Himmel

Von Karl Bodenschatz. Die unsterblichen Taten des Jagdgeschwaders Freier von Richthofen. Eingeleitet von Hermann Göring. 35. Tausend. Mit 95 Bildern. In Leinen gebunden RM. 4.80.

Eiser unter Hunderttausend

Von Hans Hinkel. Opfer und Kampf der deutschen Nachkriegsgenerationen vom Rhinokampf bis zum Machtkampf. In Leinen gebunden RM. 3.70.

Verdun-Souville

Von Hermann Thimmernann. Ein Taschenbericht nach Aufzeichnungen eines Offiziers von Bayer. Infanterie-Leibregiment. Mit Bildern. Leinen RM. 1.90.

Auf Kundfahrt im Himalaja

Sinichu und Nange Perbat — Tat und Schicksal deutscher Bergsteiger. Mit 60 Bildern. Leinen RM. 7.50.

Land des Lichtes

Von Albert Herrlich. Deutsche Kundfahrt zum letzten kühlen Westasien, zu unbekannten Völkern im Hindu-Kush. Mit 60 Bildern. Leinen RM. 5.50.

Land voraus

Von Alfons Paquet. Das zweite Hauptbuch von dem weltweiten Mitbringen bekannter deutscher Dichter und 16 Bildern. Leinen RM. 3.70.

Blätter vom Lebensbaum

Von Helene Raft. Eine deutsche Frau beschreibt ihren Lebensweg als Materie und Dichterin. Leinen RM. 5.50.

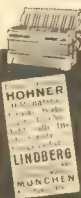
Wochenend

auf Schloß Denbeck. Von Julien Striel. Die besten Novellen eines der größten lebenden amerikanischen Humoristen. Mit Zeichnungen von Olaf Gubronsen. Leinen RM. 2.50.

Das große Los

Von Eugen Roth. Von allerlei markwürdigen Schicksalen und Seltensamen erzählt die Dichter des Buches „Ein Mensch“. Mit Bildern. Leinen RM. 2.80.

IN ALLEN BUCHHÄNDLUNGEN ERHÄLTICH
VERLAG KNORR & HIRTH MÜNCHEN



Mag sein, daß ich anspruchsvoll bin ...

und ich bin sogar bis zu einem gewissen Grade stolz darauf. Es gibt Leute, denen zwei Flaschen einer kleineren Sorte lieber sind als ein Spitzenprodukt. Und das ist auch gut so — auch die kleinen Sorten müssen getrunken werden. Aber mir ist weniger und besser nun mal lieber als viel und — Durchschnitten. Wein und Wein, das ist für mich nicht das gleiche und das kann natürlich auch nicht das gleiche sein. Und genau so ist es mit dem Sekt. Alle Tage ist kein Sonntag — aber wenn ich mir eine Flasche Sekt leiste, dann muß es etwas Besonderes, dann muß es Henckell sein.

Seit Jahr und Tag kenne ich Henckell Trocken als einen Sekt von feinem Bukett und ausgesuchter Eleganz — als einen Sekt von Format und Charakter. Wenn ich Henckell bestelle, weiß ich, was ich bekomme.

Das ist nicht etwa Voreingenommenheit. Wenn mir jemand einen Schaumwein vorgesetzt hat, den mir besser schmeckt und besser bekommt, lasse ich mich gern bekehren. Aber bis dahin bleibt es bei Henckell.

HENKELL TROCKEN

Aus Deutschlands
GRÖSSTER Sektbrennerei
Ludwigshafen, Pfalz



Anspruchslose Gäste

(A. Thalm. Schutz)



„Weeßte, Hein, meine Fremden aus Bayern haben keen Wort von mir verstanden, und ick keenes von ihnen — uff diese Weise haben wa uns ganze Abende lang unterhalten.“

DE AMERIKANERIN

VON BASTIAN MÜLLER

Und wieder sang die Nachtigall...

Es war schon spät im Jahre, der Mai ging zu Ende. Was hatte ich bloß das ganze Frühjahr über gemacht?

Ach, ich wußte es wohl. Tagüber hatte ich geschlafen und abends war ich dann bei Poppes gelandet. Wir hatten alle eine schlechte Zeit, Martin, Theo und ich. Wir mochten nichts mehr denken und tun, und abends in Poppes Schenke, sahen wir uns an und nickten und tranken schwelgend, Stunde um Stunde. Es war schon nicht mehr schön, wie heruntergekommen wir waren! Wir wußten es selber und es gab wahrhaftig Minuten, wo wir es nicht wagten, uns anzusehen. Tatsächlich, die Scham war noch nicht tot in uns. Martin aber war es, der uns immer wieder den Grund vor Augen brachte, aus dem wir alle so heruntergekommen waren. Wenn wir in solch einer Frühlingssnacht heimlichwankten, in unser Wäus und ödes Heim auf dem Hügel, dann lachte Martin so unenträglich auf, so mit der ganzen Schärfe seiner siebenundzwanzig Jahre.

„Die Frauenzimmer!“ lachte er, und wenn es ganz schlimm war, dann spuckte er es aus. Theo war unser Jüngster, er zählte eben zwanzig. Er war aber der Sohn eines Wirtes und konnte um meisten vertragen. Nur wie es eigentlich bei ihm mit den Frauen war, das wußte wir nicht recht. Wir wußten nur die eine Geschichte, unser aller Geschichte; wir wußten nur von der Amerikanerin.

Ich selber hatte sie erlebt, vielleicht hatte sie mich am ärgsten getroffen, vielleicht aber kam ich auch am besten weg, war konnte das sagen, man konnte nicht in die Herzen der Freunde sehen. Und sprechen mochte keiner davon. War auch nicht nötig, hatten wir doch alle genug vom Geschehen gesehen, um Bescheid zu wissen.

Die Jahre nach uns war geschieden und gegangen. Ich, der ich bald an die dreißig ging, zuerst, zu meiner Schande muß ich es gestehen. Wir hatten uns im Winter aufgemacht in dieses kleine Dorf am Rande der Moore und waren voll großer Pläne und selbig im Glücke der Zukunft. Ein Jahr — hatten wir uns geschieden und in einem Jahr wollten wir zurück in die Stadt und ein Werk vorzeigen, ein Werk, das uns mit einem Schlage zu gemachten Leuten machen würde. Wir wollten Ruhm und Ehre und bares Geld machen. Wir hatten die Wichtigkeit dieses Jahres während vieler Nächte besprochen und es glühte förmlich in uns, vor Ernst und ehernem Willen. Ein Jahr... Ach! Es würde nie mehr etwas werden mit diesem Jahr! Und kein Werk wurde entstehen und aus uns nie etwas werden und kein Ruhm und kein bares Geld uns winken. Die Amerikanerin hatte alles zerstört, unser ganzes Leben, unsere Zukunft, unsere Werke und unser Glück! Wir konnten nur noch trinkend den Morgen erleben und schlafend den grauen Tag verbringen. Das geringste Lied, was sie uns zugeflüstert hatte, war vielleicht noch, daß sie uns verläßt hatte, sie war, als wir drei Wochen schon in unserem alten Hause auf dem Hügel hausten, dahergereist gekommen, direkt aus dem Westen der Staaten. Und sie hatte einen lila Mantel und einen lila Hut und lila Strümpfe an. Sie war die Tochter des Vorstehers und kam zu Besuch. Der Vorsteher aber war unser Wirtsherr. Wie konnte sie da ausbleiben, daß wir zum Empfang eingeladen wurden. So eine Tochter, die Amerikanerin geworden war, mußte doch eine passende Gesellschaft haben. Und waren wir nicht die ausgewählte Gesellschaft für eine Tochter aus Amerika?

Ein Jahr — hatten wir uns geschieden und in einem Jahr wollten wir zurück in die Stadt und ein Werk vorzeigen, ein Werk, das uns mit einem Schlage zu gemachten Leuten machen würde. Wir wollten Ruhm und Ehre und bares Geld machen. Wir hatten die Wichtigkeit dieses Jahres während vieler Nächte besprochen und es glühte förmlich in uns, vor Ernst und ehernem Willen. Ein Jahr... Ach! Es würde nie mehr etwas werden mit diesem Jahr! Und kein Werk wurde entstehen und aus uns nie etwas werden und kein Ruhm und kein bares Geld uns winken. Die Amerikanerin hatte alles zerstört, unser ganzes Leben, unsere Zukunft, unsere Werke und unser Glück! Wir konnten nur noch trinkend den Morgen erleben und schlafend den grauen Tag verbringen. Das geringste Lied, was sie uns zugeflüstert hatte, war vielleicht noch, daß sie uns verläßt hatte, sie war, als wir drei Wochen schon in unserem alten Hause auf dem Hügel hausten, dahergereist gekommen, direkt aus dem Westen der Staaten. Und sie hatte einen lila Mantel und einen lila Hut und lila Strümpfe an. Sie war die Tochter des Vorstehers und kam zu Besuch. Der Vorsteher aber war unser Wirtsherr. Wie konnte sie da ausbleiben, daß wir zum Empfang eingeladen wurden. So eine Tochter, die Amerikanerin geworden war, mußte doch eine passende Gesellschaft haben. Und waren wir nicht die ausgewählte Gesellschaft für eine Tochter aus Amerika?

Ein Jahr — hatten wir uns geschieden und in einem Jahr wollten wir zurück in die Stadt und ein Werk vorzeigen, ein Werk, das uns mit einem Schlage zu gemachten Leuten machen würde. Wir wollten Ruhm und Ehre und bares Geld machen. Wir hatten die Wichtigkeit dieses Jahres während vieler Nächte besprochen und es glühte förmlich in uns, vor Ernst und ehernem Willen. Ein Jahr... Ach! Es würde nie mehr etwas werden mit diesem Jahr! Und kein Werk wurde entstehen und aus uns nie etwas werden und kein Ruhm und kein bares Geld uns winken. Die Amerikanerin hatte alles zerstört, unser ganzes Leben, unsere Zukunft, unsere Werke und unser Glück! Wir konnten nur noch trinkend den Morgen erleben und schlafend den grauen Tag verbringen. Das geringste Lied, was sie uns zugeflüstert hatte, war vielleicht noch, daß sie uns verläßt hatte, sie war, als wir drei Wochen schon in unserem alten Hause auf dem Hügel hausten, dahergereist gekommen, direkt aus dem Westen der Staaten. Und sie hatte einen lila Mantel und einen lila Hut und lila Strümpfe an. Sie war die Tochter des Vorstehers und kam zu Besuch. Der Vorsteher aber war unser Wirtsherr. Wie konnte sie da ausbleiben, daß wir zum Empfang eingeladen wurden. So eine Tochter, die Amerikanerin geworden war, mußte doch eine passende Gesellschaft haben. Und waren wir nicht die ausgewählte Gesellschaft für eine Tochter aus Amerika?

Tage die Fingernägel leicht violett und war uns himmelhoch überlegen.

Aber noch hatte sie uns nicht kennengelernt! Martin ließ neue Platten aus der Stadt kommen und wir gaben der Amerikanerin zu Ehren eine „party“. Es zeigte sich, daß wir die neuesten Riversongs besser kannten, als die Lady von druben. Theo führte beim Händler eine amerikanische Sorte Tabak ein und wir rauchten in unseren Pfeifen nur noch „Old Virginia“.

Ach ja, das Leben auf dem platten Lande, es nahm uns allen ein bißchen den Verstand. Und waren wir nicht hundertmal kraus und quer durch Amerika gereist? Hatten wir nicht mit dem klingenden Lob für die unvergänglichen Werke dieses Jahres die endliche Erfüllung all dieser Trübsalen beschlossen? Ja, wir wollten endlich in Wirklichkeit hinüber. Es war ein Fingerzeig des Schicksals, eine Ermahnung es ernst zu machen, daß wir in den ersten Wochen auf dem Lande die Amerikanerin trafen. Nach waren wir nicht recht zur Arbeit gekommen, wir kamen auch nicht recht dazu, so lange sie hier war. Aber wenn sie abgereist war, dann wollten wir beginnen, mit der ganzen Kraft; der Kraft, die von ihr ausging, und die sie wohl von Drüben mitgebracht hatte. Als sie eine Woche da war, wir schon zwei „partys“ mit ihr geleiert hatten, schworen wir uns, sie nur platonisch zu lieben. Keiner sollte den anderen betrüben, keiner sollte dieses Glück zerstören. Wir wollten Männer sein und Freundel! Ach... Nach weiteren drei Wochen reiste sie weiter in die Gegend und in die Stadt, zu ihren verheirateten Geschwistern und den Verwandten. Sie langweilte sich wohl jetzt auf dem platten Lande. Wir langweilten sie wohl, jeder einzelne von uns hatte ihr wohl nichts Besonderes mehr zu bieten. Wir waren am Ende für sie doch wohl nur schlechte Weinbeute. Vielleicht hatte sie sich auch mit ihrem alten Vater gestritten. Wir wußten es nicht, wir wußten nichts mehr. Um uns war es geschehen.

Am Abend des Tages, da sie das Dorf verlassen hatte, ging jeder von uns aus; allein und ohne Gruß. Was schen wir uns noch einen Gruß sagen, wir waren alle Feinde, am Tage ging es ja noch, da sich jeder in seiner Kammer und tat, als arbeite er. Aber am Abend konnten wir nicht mehr in unseren Kammern sitzen und Löcher in die weißen Papierbögen bohren. Am Abend war alles zu deutlich vor unseren Augen. Der eine horchte auf den anderen. Martin bog in die Rich-

tung nach Schwiebert, Theo ging nach Haar. Ich ging über den Berg nach Böttcher. Der Wirt sah mich wissend an. Das ganze Dorf wußte Bescheid. Auf dem Lande weiß jeder Bescheid um das, was bei dem anderen geschieht. Vielleicht war die Amerikanerin auch deshalb abgereist. Das Bier schmeckte bitter. Der Korn war schlecht. Dazu war es Anfang der Woche und keine Gesellschaft in den Kneipen. Und zu guter Letzt der Wirt und ich ging. Aber ich hatte keine Lust nach Hause zu gehen; die anderen waren vielleicht da, und ich mochte nicht mit ihnen unter einem Dache liegen. Außerdem hatte ich jetzt rechten Durst bekommen.

So machte ich mich auf nach Poppes. Diese Schenke lag an der Landstraße, auf der während der Nächte die Torfgespanne durch Nebel und Finsternis zu Stadt führten. Dort gab es fast die ganze Nacht etwas zu trinken. Ich trat ein und die anderen waren schon da. Sie sprachen miteinander und tranken Grog. Und ich trat hinzu und nickte, weil der Wirt doch wußte, daß wir zusammen gehörten.

„Komm“, sagte Martin, mit schon unsicherer Stimme, „komm, du Armer, du hast ja am längsten leiden müssen, du warst ja der erste, den sie nicht nahm und wieder von sich stieß...“

„Schweig! um Gottes willen still!“ sagte ich noch einigermaßen nüchtern.

„Nicht!“ sagte Martin. „Dickie, ist es nicht so, sie taugen alle nichts die Frauen?“ sagte er zum Wirt. Wieviel hatte er denn schon getrunken? „Ja“, sagte die Dickie, „allmählich Boys“, sagte er was wunder, auch er war Drüben gewesen, es gab ja kaum eine Familie im Moor, aus der nicht einer Drüben war.

„Boys“, sagte Dickie allwissend, nach Amerikaner Art, „sie hat sicher drüben nichts gehabt und wollte sich hier zeigen. Ich kenne das. Sie ist ja gar nicht über das Meer gekommen.“

„Wollen wir gar nicht wissen!“ widersprach Theo. „Sie taugen alle nichts! Stimmt’s, Dickie?“

„Ja“, sagte der er und mit uns Bruderschaft. Wir blieben bis zum Morgen und es war zu dieser Zeit noch früh im Frühjahr, vor fünf wurde es nicht hell. Wir schliefen uns den nächsten Tag nicht richtig aus, weil wir jetzt trotzdem an unsere Arbeit wollten. Aber am Abend saßen wir wieder bei Dickie und tranken und den anderen Tag auch, und so war es denn geschehen. Wir kamen nicht mehr aus diesem Luderleben heraus.

An den Tagen schien die Sonne, fiel der Aprilschnee, regnete es in Strömen. Wir sahen nicht viel davon. Das nachts war es sehr kalt, am Rande der Moore wollten die Nachfröste nicht abhören. Wenn wir jetzt morgens nach Hause schaukten, lag ein Reif auf dem spärlichen Grün. Plötzlich aber, wenn es Ende des Mai, wurde es über Nacht heiß und wir konnten unseren Durst kaum stillen. Es geschah uns zum erstenmal, daß Dickie uns gegen Morgen aus der Kneipe warf. „Ich muß Bohnen pflanzen“, sagte er. Was kümmerien uns seine Bohnen. Als wir aber über den Hügel tappen, war es so warm, daß wir uns verwundert anstehen.

„Ich leg mich hierhin und schlaf“, sagte Theo. Wir wollten ihn wieder aufheben, senken aber neben ihn und blieben liegen. „Ach ja“, seufzten wir alle mit einmahl und sahen, daß wir hinter einer Hecke lagen, in der Fliederbüsche standen, die wahrhaftig schon blühten. Da hub in der Hecke eine Nachtigall an zu schlagen.

Wie vom Blitze getroffen wurden wir wach. Und schon ging die Sonne auf und unsere Gesichter waren rot.

Und wir sahen an und sahen all unsere Pläne vor unseren Augen. „Die Amerikanerin“, sagte Theo bitter, er war ja unser Jüngster. „Laßt uns nicht mehr an sie denken“, sagte Martin und reichte uns seine Zigaretten.

Und wir lagen da und sahen die Natur erwachen und fühlten wieder Jugend in uns. Und wieder sang die Nachtigall.

Abendfahrt

Von Oskar Wöhrle

Nie noch war meines Lebens Kreis so wunderrund und groß.

Die Rette fährt, ich mache leis den dunklen Weibling los.

Das Ruder plätschert in der Flut, der Strom bringt mich in Schwung. O Rhein, wie tut dem Kaufmann gut im Blut der Dämmerung.

Der Wind ein Lied dreuerträgt. Das ist ein junger Mund, der singend Bräutigaben schlägt. Jetzt kommt die Sternensund.

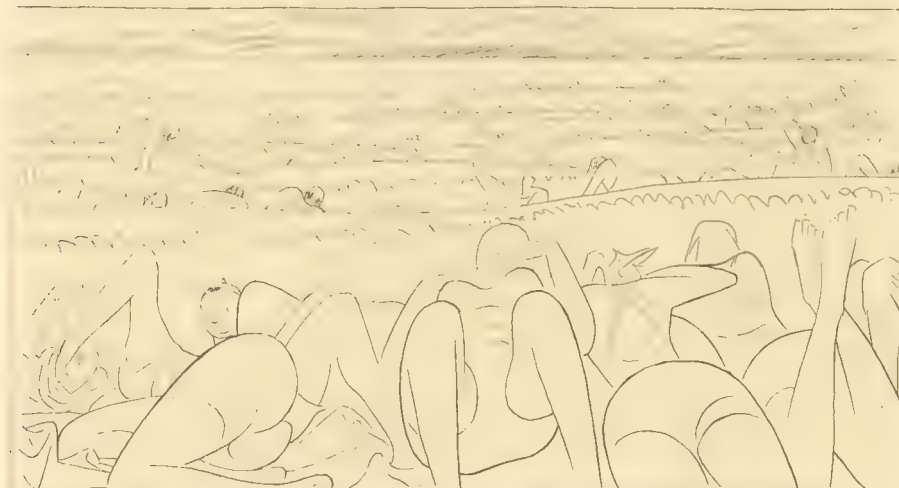
Ich frage nicht, wie spät mag sein? Im Rhein schwimmt groß der Mond. Ich treibe in sein Gold hinein. Ich weiß, die Reife lohnt!

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftföhrer: Walter Foltzsch, München. Verantwortlicher Angelegenheit: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreis: Einzelnummer 10 Pfg.; Abonnement 10 Mark im Vierteljahr RM. 3,50. Anzeigenpreis pro Zeile 10 Pfg. (Preis für 1000 Zeilen 1000 Pfg.). — Druck: Knorr & Hirth, München. — Vertrieb: Knorr & Hirth, München. — Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftföhrung und Verlag: München, Sendlingerstr. 80, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.



Als Herr Meier zum erstenmal an den einsamen Strand von Gustavsöog kam . . .



. . . und als sich die Einsamkeit herumgesprochen hatte!

Im Blickfeld

(K. Helligerstadt)



„Diese Männer — sie wissen doch nun schon, wie eine Frau aussieht!“
„Ja — ja — aber sie können's anscheinend noch immer nicht glauben!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

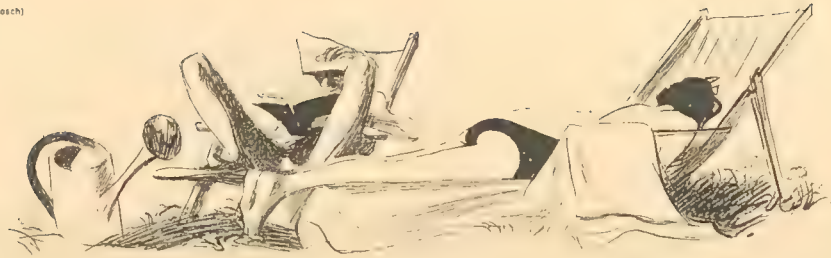
In den böhmischen Wäldern

(O. Gulbransson)



OLAF GULBRANSSON 38

„Wenn Sie wissen wollen, wie man 's nicht macht, Lord Runciman, dann denken Sie an mich, Woodrow Wilson!“



SIE SIND WIE PERLEN

Von Walter Foitzick

Meine Großmutter hielt Hosen für etwas Unpassendes und deshalb nannte sie sie Pantalons, denn zu Zeiten unserer Großmutter hatte man für alles, was man für nicht ganz passend hielt, einen französischen Ausdruck. So fehlten waren die Leute damals, und Großmama nannte das, wozu wir heute Schlüpfen sagen, Dessous, und es waren auch Spitzen daran. Eigentlich sprach Großmama überhaupt nicht darüber, und es war wohl nur der Großpapa, allerdings zu der Zeit, als er noch nicht mein Großpapa war. Doch das sind Familiengeschichten, eher der Großvater die Großmutter nahm. Wie meine Großmama die Kurze Wuchs genannt hätte, weiß ich nicht, denn sie hatte gewiß keine Gelegenheit gehabt, so ein Ding zu Gesicht zu bekommen.

Jetzt ist die Lederhose in aller Hände, hätte ich fast gesagt, aber man trägt sie ja nicht auf der Hand, sondern — Im Gebirge. Sie denken vielleicht, eine Lederhose kann man einfach in einem Geschäft kaufen, wie man sich ein Buch aus einer Buchhandlung holt. Hände weg, oder vielmehr Gößd weg, von einem unbedachten Einkauf. Der Kauf von Lederhosen erfordert Fachkenntnis. Ehe ich mir eine kaufte, habe ich auf Lederhosen studiert.

Eine Hose aus imitiertem Leder gehört überhaupt nicht hierher, und man darf in Lederhosenbesitzkreisen nicht von so etwas sprechen. „Hüben Sie sich vor Spaltleder“, so ein Man mir gesagt. Ich war erstaunt, daß man so etwas Dünnes wie Leder überhaupt spalten kann. Das grenzt doch schon an Haarspaltleder.

Das Leder hat von der Oberfläche eines jagdbaren Tieres zu stammen. Hirschleder, Eichleder, Gamsleder. Zu Krachleder muß ich bemerken, daß Krach kein Tier ist. Eine Hose aus Gamsleder wird von Kennern geradezu mit Gold aufgewogen. Da ich meine vielen Goldstücke dieser Tage alle abgegeben habe, weiß sie nichts mehr wert sind, werde ich wohl nicht in den Besitz einer Gamsledernen geraten, ich kann nicht mehr aufwiegen. Wenn man eine Lederhose kauft, ist sie weich und sauber. Dagegen muß vorgegangen werden, weil das nicht altvoll ist. Um den richtigen Stil zu erreichen, benutzt man die Hosen als Taschentuch, Handtuch und Putzlappen. Dadurch bekommt sie die Patina und den Glanz von Edelsteinen. Das wird von den Kennern sehr geschätzt. Neuerdings ist die Unsitte eingerissen, Lederhosen in Reinigungsanstalten säubern zu lassen, so entfernt sind manche Leute schon von der schlichten Sitte unserer Aktivität. Was eine gut patinierte Lederhose ist, muß ohne mechanische Hilfe aufrecht stehen können. Ich habe einen Bekannten, der hat drei Lederhosen stehen und er zeigt sie lieber als den Ahnenstuhl im Schloß seiner Väter. Solche Hosen sind wie Perlen, die, wenn sie nicht auf der Haut edler Frauen getragen werden, Glanz und Luster verlieren und erblinden. Lassen Sie Ihre Kurze Wuchs nicht erblinden!

Viele Hosen sind bestickt, in der Art von Reise-taschen der Biedermalerzeit, aber man verwendet dazu nicht Sprüche wie: „Glückliche Reise“ und

„Gedenke mein“. Nein, das ginge denn doch nicht. Man bestickt sie mit Gebüsch und Darstellungen aus dem rauen Jägerleben. Auf diese Weise kann man jede Krachlederne sofort von einer Frackhose unterscheiden, auf der solche Stickereien eigentlich niemals zu sehen sind.

Am besten ist es, wenn man seine Lederhose erbt, dann hat man für die Patinierung nicht mehr zu sorgen. Aber nicht jedem gelingt es, einen Holzknecht oder womöglich Originalwilderer in der Ahnenreihe zu haben und deshalb müssen sich viele Bankdirektoren, Opernsänger, Schriftsteller und andere Berufstätige, die der Lederhose nicht entraten wollen, das leidigen Neukauf entschließen. Sonderbarerweise gibt es noch immer niemand, der neue Lederhosen anträgt, bis sie sich end. Auf dem Gebiet wäre noch ein gutes Stück Geld zu verdienen.

Und nun zu jener Stelle der Lederhose, die meine und Ihre Großmama niemals erwähnt haben würde, obwohl sie durchaus notwendig ist. Da, wo andere Hosen schlicht zugeknöpft werden, hat die Lederhose nämlich so eine Art Zugbrücke wie Ritterburgen, oder Fallreep wie alte Segelschiffe. Warum das so ist, weiß ich nicht, aber die Wissenschaft von der Volkskunde wird das sicher aus uralten Sitten und Gebräuchen erklären können und vermutlich hängt es, wie fast alle solche geheimnisvollen Dinge, mit irgend einem Dämonenglauben zusammen.

DER FREMDLING

Von Edmund Bickel

Ein Herr mit angegrauten Schläfen saß einsam auf der sonnigen Terrasse des Alpenhotels, kein Mann, ein Herr. Abgesehen von der herrlichen Aussicht auf den See und die Berge war alles vornehm. Sogar die Küchenmädchen sagten, „Sie“ zueinander. Das heißt schon alleinhand. Aber wie vornehm erst die Gäste waren! Herzöge, Fürsten, Prinzen und noch vornehmere Leute aus England, Frankreich, vom Balkan und aus Indien weilten im Hause. Kein Wunder, daß da der Herr noch vornehmer als alle miteinander war. Gar mancher englische Lord oder Filmschauspieler wäre froh gewesen, wenn er nur halb so vornehm aus-geschaufelt hätte, von den Malerinnen und Sprach-kennissen ganz zu schweigen. Es paßte eben alles zusammen.

Dieser vornehme Herr begab sich zu dem Herrn auf der Terrasse, verbeugte sich unmerklich und erkundigte sich flüsternd nach dessen Wünschen, in englischer Sprache versteht sich. Es war sogar das vornehme Eton-Englisch. Jedes andere Idiom wäre unangebracht, je geradezu beleidigend gewesen. Herr die so aussehen, sind Engländer. Wie zu erwarten, gab der Herr wieder auf die grübende Verbeugung, noch auf die Worte irgendeine Antwort, sondern griff ins Leere, was „Karte“ bedeutet. Der Herr leuchte ihm die bereits am Tisch liegende Mappe aus schwarzem Schweinsleder, in der auf kostbarem Büttenpapier die (natürlich) ohne Preisangaben aufgeführte Liste der Frühstücksmöglichkeiten lag. In Eton-Englisch. Es war nämlich Nachmittags und der Herr mochte daher Lust nach einem Frühstück haben. Ohne lang zu suchen,ummelte der Herr etwas, was der Herr nicht verstand. Es war auf keinen Fall englisch, aber es klang vornehm.

Jetzt kam Leben in den Ober. Er sprach ja ein genau so vornehmes Französisch, um das ihn ein französischer Diplomat schon beneidet hatte. Der Herr sah ihn aufmerksam an, verstand ihn aber offensichtlich nicht. Italienisch, ein perlendes Toskanisch, war leider auch erfolglos. Der Herr plauderte versuchsweise schwedisch mit leichtem südlichen Einschlag, spanisch, portugiesisch, dann probierte er der Reihe nach russisch, bulgarisch, türkisch mit einigen Dialekten, dazwischen holländisch, malaisisch, armenisch. Es war alles umsonst. Der Herr starrte ihn erwartungsvoll wie einen Theatervorhang an und schwieg. So folgte Pizinienglisch, Taubstummensprache, Hausa, Ewe, zwei in Afrika viel gesprochene Idiome, Chipewa-Indianisch, Bengali und in der Verzweiflung sprach er hollentloslich. Mehr konnte er nicht. Nunmehr erhob der Herr seine Stimme und sagte: „Ja, sag's S' mal, Herr Ober, kenna Sie vielleicht a delitzch?“ und bestellte, wie entsetztlich, eine Portion Leberkäse und eine Halbe Bier.

Er bekam sie natürlich nicht, aber der Ober bekam einen Wutanfall und soll eine halbe Stunde lang in allen Welt Sprachen derartig geflucht haben, daß der Pikkolo etwas tat, was in seinem Alter nicht mehr hätte vorkommen dürfen. Ein Glück nur, daß der Herr das alles nicht erfuhr, als er im Dorf unten Brotzeit machte.

Rest vom Sommer

Von Karl Martin Schiller

Ist das noch diefelde
Sonne, diefe gelbe
Schelbe, diefe gelbe,
unter deren Zeichen ich ermaede!

Obnd das noch die gleiden
Zweige, die aus Streifen
Rebels durch die bleichen
Schelben heut in meine Kammer greifen!

Sonne fohlg nach innen,
dort mid zu durchbluten,
und durch mid nun rinnen
jener Däume ewige Lebensfluten.

Selber sich verzehrend,
jommerlicher Keim,
welfend mein geheimftes Wefen nähren,
fielen sie der Seele Adergrund anheim.

Reife Früchte

(Erich Schilling)



„Siehste, Else, so ist 's richtig. Äpfel stehlen wie Adam und Eva, und die Erkenntnis, wie nett so 'n Sündenfall ist, werden wir hoffentlich auch bekommen!“

Ferngespräch

(K. Holligenstedt)



„So, Fritz, und jetzt sage nur noch für eine Mark und fünfzig Pfennig ‚Mausi‘ zu mir!“



Der Gegenbeweis: „Weißt du, es gibt eben keinen Mann, der seiner Frau treu ist!“ — „Doch — doch — der meine war mir's erst kürzlich wieder.“

AUSTERN

Von Hans Karl Breslauer

„Claire, was hast du?“ — „Ach...“
 „So rede doch... Rede...“ Claire richtete sich langsam auf und sah die Freundin verstört an.
 „Wie froh bin ich, Leonie, daß du gerade heute zu mir kommst... Es war ja so schrecklich... und wenn ich daran denke —“ Claire hielt erschauernd inne, ihre Augen wurden blank und sie flüsterte verzagt: „Nix, nie, werde ich diese grauenvollen Minuten vergessen...“
 „Was denn?... Was ist dir zugestoßen, Claire?“
 „Setz dich zu mir, Leonie, ganz nahe zu mir...“
 „Kind, beruhige dich — und wenn es dich zu sehr aufregt —“
 „Nein, du sollst alles wissen...“ Claire preßte die Finger an die pochenden Schläfen und sagte leise: „Es hing alles an einem Faden!“
 „Du wirst immer rätselhafter, Claire...“
 „Hör mich an, Leonie... Als ich gestern Abend etwas verspätet nach Hause kam, machte mir

Felix wieder einmal eine Szene... Er hielt mir mein langes Ausbleiben vor, seine Anschuldigungen wurden immer heftiger, ich wehrte mich, erklärte ihm, daß er über seinen Patienten und seiner Praxis seinen Haushalt und mich vernachlässige, und es kam zu einem regelrechten Krach... Schon befürchtete ich das Allerschlimmste, da stürzte das Mädchen in den Salon und rief: Herr Doktor, soeben hat die Haushälterin Herrn Bertrams angerufen, Herr Bertram ist ohnmächtig zusammengebrochen...“
 „Karl —“ sagte Leonie bestürzt.
 „Du wirst sofort alles erfahren... Es war ja zu schrecklich... Felix war plötzlich ganz Arzt und stürzte fort... Die Stunden schlichen träge dahin und es war lange nach Mitternacht, als er endlich wieder zurückkam... Ein Glück, daß man mich sofort verständigte, sagte er, der arme Karl dürfte mit einer Dame soupiert haben, denn als ich zu ihm kam, standen im Speisezimmer noch die Reste eines Soupers auf dem Tisch und ich mußte ihn mit einer schweren Austernvergiftung ins Spital transportieren lassen...“ — „Graßlich...“

„Felix zündete sich eine Zigarette an und ging nachdenklich auf und ab... Ich hoffe, sagte er mehr zu sich selbst redend, daß die Geschichte glimpflich verläuft. Was wir tun konnten, haben wir ja getan, aber wenn ich denke, was gewesen wäre, wenn man mich erst später gerufen hätte, und daß jetzt vielleicht irgendwo eine arme Frau mit dem Tode ringt...“
 „Mit dem Tode —“, stammelte Leonie.
 „Kannst du dir meine Situation vorstellen?“
 Claire umklammerte die Hand der Freundin.
 „Kannst du dir sie vorstellen?... Noch lag mir die Aufregung des Streites in allen Gliedern — und schon fühlte ich alle Symptome der Vergiftung. Schweiß trat mir auf die Stirne, Todesangst würgte mich und mit den letzten Kräften raffte ich mich auf...“
 „Um Himmelswillen, Claire — du —“ rief Leonie.
 „Du hast Felix alles gestanden?“
 „Was hätte ich ihm gestehen sollen?“ sagte Claire verwundert. „Ich raffte mich auf und ging ins Schlafzimmer... Gestehen... Du weißt doch, daß ich keine Austern esse!“

Im Vertrauen

Im Lehmann



„Auf meine Diskretion können Sie rechnen, gnädige Frau, erst gestern hat mir ihre Freundin gesagt, was sie über Sie denkt!“

DAS VEHIKEL

Von Hans Reiser

Das Landhaus des berühmten Dichters lag sehr hübsch im Grünen, nur eine Bahnstunde von der Stadt entfernt und doch in „traumstillen Wildnis“, wie der Meister selbst es formulierte. Er war ein gesitteter, freundlicher Hausherr und sein Grog so kräftig, wie man ihn mischte, und ein sprühendes Stoff fehlte es keineswegs. Seine Gattin empfahl sich einige Zeit nach Mitternacht und überließ die langsam blau anlaufenden Männer sich selbst und ihrem ferneren Schicksal.

Da machte Dr. Streusand aus Versehen eine Entdeckung. Er tapste nach seinem Glas, tat einen Zug und — „Pfui Teufel, was ist denn das?“ schluckte und spuckte er und zog ein Gesicht, als hätte er eine Flasche Hustentropfen ausgetrunken. „Hören Sie mal, Herr Hiari!“, wandte er sich an seinen Nachbarn, „Ich hab' da ein falsches Glas erwischt — pures heißes Wasser! Das Glas des Meisters! Was sagen Sie dazu? Wir sind alle ehrlich besoffen, wie sich das für anständige Leute gehört, ich habe fast nur reinen Arrak verlitigt, und er trinkt den ganzen Abend Wasser, leeres Wasser.“

„Vielleicht mecht er eine Darmkur?“ bemerkte Hiari.

„So eine Gemeinheit! Hiari, das ist eine Gemeinheit! Ich trinke nichts mehr, aus, Schluß, ich geh' nach Hause!“

„Ah, was, mir bleibn alle da, wo wollns denn jetzt hin, mitten bei der Nacht, geh' ja kein Zug nicht mehr!“

„Mir egal, dann gehe ich zu Fuß. Und Sie kommen mit! Das gebietet die Solidarität! Das ist ein unerhörter Skandal, sowas!“

Ein Blick tiefer Verachtung traf das mit Wasser geschändete Glas und traf die mit schau verhaltenen Wut den Hausherrn, der aus dem Salon hereintrat. Auch Hiari war es, als hätte ihn eine kalte Dusche überfressen, die Stimmung war weg, das sah er ein, weg wie weggeblasen.

„Wissens was“, meinte er, „I hab ja mei Rad dabei. Wenn Sie wollen.“

„Sie sprechen schon vom Aufbruch, meine Herren!“ Der Hausherr drang lebenswürdig bierend ein, sie, doch unbedingt dazubringen, man habe Platz genug im Hause und es sei für alle Bequemlichkeit vorgesorgt. Doch Dr. Streusand schüttelte sich nicht erweichen, er dankte, er habe morgen zu tun, sie hätten zwar den letzten Zug veräumt, aber das mache gar nichts, weil Hiari ein Rad habe.

„Zu zweien mit einem Rad? Ist das nicht etwas gewagt?“

Dr. Streusand richtete sich mit Anstrengung senkrecht auf und auch Hiari warf sich in die Brust. „Mir als alle Sportsmänner, Herr Doktor, da felt si nix!“

Unhöflich kurz verabschiedeten sie sich, waren rasch dreußen, tappien in die Dunkelheit und schoben das Rad in den Lichtschein, der von den erleuchteten Fenstern auf die Straße fiel. Hiari, der Besitzer des Fahrrades, erließ es und fuhr langsam und verhältnismäßig gerade an, und Dr. Streusand gelang es nach einigen Hupfern, auf dem Aufstieg an der Hinterachse Fuß zu fassen. Um das Gewicht der beiden Körper nach der Mitte zu legen, mußte er sich stark auf Hiaris massiven Buckel lehnen. Dieser hielt dem schweren Druck nicht stand. Das Rad beschrieb gefährliche Zickzacklinien, bäumte sich plötzlich wie ein ungebärdiges Pferd hinten auf und schleuderte die beiden Männer über die Lenkstange nach vorne auf die Straße. Sie standen gleich wieder auf den Beinen. Hiari hob das Stahlorb auf und drehte die schiefe Lenkstange zurecht. Streusand versuchte ihn wegzuschleppen. „Gehen Sie weg da, Sie sind besoffen!“

„I, do hört si verschienenes auf! Ich bin so nüchtern wie a Salzhering!“

„Schön, dann steigen Sie hinten auf!“

„Bitte. Von mir aus. Wenn sich sehn, wie weils kemmt!“

Streusand schwang sich in den Sattel, hielt beläunadellos die Balance und fuhr nur zu schnell. Hiari trabte schauend hinterher und erwischte den Sattel. Durch ausdauerndes Hinten auf dem radelnden Bein gelang es ihm schließlich, auf dem Aufstieg zu stehen, er lehnte sich aber nicht auf den Fahrer und ließ ihn auch nicht los. Er war untersetzter und schwerer als Streusand, hing mit seinem ganzen Gewicht nach hinten und riß ihn mit, das Rad stieg vorne hoch und schloß die Männer mit einem entsetzlichen Krech nach rückwärts hinunter.

„Sie können ja vielleicht ganz gut mit Handwagen fahren“, sagte Hiari im Aufstehen, leicht beleidigt, „aber vom Radfahren habn Sie keine Ahnung!“

„Bäh!“ Streusand fischte seinen Hut auf. „Keine Ahnung — das wär noch schöner — wo ich Tausende von Kilometern — hal! Natürlich, wenn Sie den Bauch voll Arrak haben —“

„Ja, den habn Sie voll! Mir schneit, Sie san busse, Herr Nachbarn! Drei Speichen ab, Sekundi, a nageluns Rad!“ Er wirkte am Rad herum, aber es war weiter nichts kaputt.

„Soll ich vielleicht Wasser saufen wie der Füllfederhalter?“ schnaubte Streusand, während er

seinen Anzug abstaubte. Hiari sagte nichts mehr. Sie waren noch kaum hundert Meter weit von Hause weg. Er versuchte sich vorzustellen, wie lange sie, wenn es in dem Tempo weiterging, zu den zwanzig Kilometern bis zur Stadt brauchen würden. Am liebsten wäre er wieder umgekehrt, aber das ging nicht, es wäre eine Blamage gewesen.

„Lassen Sie doch den Karren in Ruhe, der hal Ihnen nichts getan“, höhnte Streusand. „Hat ja alles keinen Zweck, wir müssen weiterkommen!“ „Karm —“ versuchte Hiari einzuwenden, „Sie tun Ihnen ganz leicht —“

„Alles keinen Zweck, Herr Hiari. Also passen Sie auf.“

Sie besprachen jetzt sehr ernsthaft alle technischen Probleme und Erfordernisse der Radfaherkunst, Aufstieg und Abstieg, Festhalten, Gewichtsverteilung, Balance, Anfangsgeschwindigkeit, gestiegene Fahrt und so weiter, und waren sich im großen ganzen einig. Dann stieg Streusand auf und Hiari landete hinten und hielt sich recht gut. Es ging ausgezeichnet. Fünf Minuten lang. Dann erfolgte kreischend und klirrend der unausbleibliche Sturz, diesmal nach der rechten Seite; und das war ein Glück, denn links der Straße schoß die Böschung zum Kanal hinab.

„Da muß eine Furche sein!“ Der Doktor scharte mit dem Fuß auf der finsternen Straße und ließ sich die verstaubte Hand. Doch weiter war nichts passiert. Hiari suchte irgendwo seinen Hut. „Laß doch den ollen Deckel!“, schrie Streusand in die rebenscharne Finsternis hinein, „vorwärts, Mann!“ An die Gewölbe!

Er war jetzt sehr zuversichtlich, sie hatten sich ganz schon auf dem Rade gehalten, es mußte auch weiter so gehen und immer besser. Nur direkt neben dem Kanal wollten sie es nicht mehr probieren, das war doch zu riskant. Hinter der Brücke auf der freien Landstraße stiegen sie wieder auf, mit einer Vorlicht und Konsistenz auf die schwierige Werk, die dem Nächsten alle Ehre gemacht hätte. Und es gelang und gelang immer wieder, und endete immer wieder mit demselben Erfolg, mit dem mathematisch sicheren, wie ein Eisenbahnzusammenstoß schauerhaft erschütternd und kurz. Er gab keine Richtung, nach der sie trotz allem zu gehen Vorlicht! Aufpassen! Langsam! Halt! nicht fliegen. Die unheimlichen Bogen und tollkühnen Serpentin, die sie beschrieb, veranlaßten Streusand zu der Bemerkung, daß sie seinem Gefühl nach die Straße mehr als Brei und nicht als Stein zu befahren, aber er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da lag er schon wieder unten. Das eine Mal flog er nach rechts und Hiari nach links, dann Hiari nach rechts und Streusand nach links, dann beide nach rechts, dann beide nach links, dann einer nach vorne und einer nach hinten, dann beide nach hinten und wieder beide nach vorne, und so fort in allen Wiederholungen und Variationen. Die Tiernamen, die sie sich vor und nach jedem Unfall, an dem Immer der andere schuld war, zuriefen, hätten ausgereicht, um ein zoologisches Lexikon zu füllen. Bewundernswert war dabei ihre Unerschrockenheit, ihre stolische Ausdauer und die großartige Optimismus, mit dem sie den Reiterkampf mit dem Stahlorb, als wäre es ein unbezwingbares argentinisches Wildpferd, nicht aufgaben. Sie erreichten sturzlose Höchstleistungen von fast einer Viertelstunde, das feuerte sie erst recht an und beflügelte ihre Energie um so mehr. Sie fluchten und schimpften längst nicht mehr, selten nur war irgendwas aus dem Dunkel ein unterdrücktes Brummen oder Stöhnen zu hören. Sie flogen nur, sie wußten, daß es sein mußte und nun einmal dazugehörte, schweigend und ohne Verbitterung taten sie ihre Pflicht. Ohne sich um die Flugrichtung zu kümmern, ohne Jäugler und ohne jede Kontrolle flogen sie hintereinander und miteinander, übereinander und untereinander und durcheinander. Es war ihnen vollkommen egal, ob sie, objektiv betrachtet, mehr durch Fahren vorwärts kamen oder mehr durch Weggehen.

„Sie mit Ihrem komischen Hochrad!“ stöhnte Streusand. Es hatte ihn furchtbar hingehauen, er konnte sich nicht erheben, und doch spürte er keinen Schmerz. Es war ihm nur so, als wären einzelne Teile seiner Glieder irgendwo liegen geblieben und nicht mehr auffindbar. Mit staubschmutziger Hand wuschte er sich den Schweiß vom Gesicht

und massierte ein Bein, es war noch vorhanden und anscheinend sogar hell. Hiert, mehr fettgepolster, viel weicher, zerstückt sich die Knochen nicht so sehr in dumpfsteil Gleichgültigkeit, als dem Boden schlender, gerne ein Weichen wie ohnmächtig liegen. Daß die zwei Männer überhaupt noch vorhanden waren, alle beide lebend, und nicht in Form von zertrümmerten Atomen, sondern in leibhaftiger Gestalt, war eine dieser unerklärlichen Erscheinungen, die man nicht anders nennen kann als Wunder. Es ist bestimmt kein Aberglaube, daß der Betrunkene unter dem ausdrücklichen Schutz eines eigens für sie bestellten Heiligen stehen Streusend hatte etwas ausgespuckt, entweder war es ein Knochensplitter oder ein Zahn. Er unterzuchte die Stelle mit der Zunge — es war der Goldzahn vorne links, ausgebrochen der! Ein Gefühl, als hätte er das halbe Kiefer verloren. „Mein Deckel auch futsch —“ hörte Hiert. „So ne Nähmaschine, so ne idiotische Treitmühle, ich wer' verückt — eine solche Schnapsidee —“

Von dem Goldzahn sagte er nichts Hiert kroch auf allen Vieren und wollte aufstehen „Schnapsidee, hahahah!“ lachte er, furchbar lachte er auf einmal, ohne jeden Grund und völlig sinnlos. „A Schnapsidee — des stimmt, Herrgott-sakra — Mensch, laß mi aus —.“ Er lachte, lachte, hielt sich den Bauch, sank wieder um und konnte nicht aufstehen. Plötzlich wurde er ganz ruhig und ernst. „Wo ist denn eigentlich mal Rad?“

„Seien Sie froh, daß Sie den Schlitten los sind, die alle Abzählungskommode —“ „Ja, des sagt Sie scho.“ „Mein Anzug ist auch hin. Das Kunststopfen kennen Sie bezieht!“ „Und wer bezahlt mir mal Rad, a echte Brennarm-bormschin und nigelangele?“ „Meinetwegen eine echte Wurschmaschine!“ Streusend erhob sich lachend, engelte eine Taschenlampe heraus und knipste sie an. „Des Bleist kein Ja nicht weil sein.“

Schon wollten sie das Suchen aufgeben, da entdeckte Streusend das Rad, oder vielmehr was von ihm übrig geblieben war, im Straßengraben. Sie untersuchten es nicht lange, sie probierten nur, die echten Räder umzuwandeln, aber die waren so verkleimert, daß sie sich auch mit der größten Gewalt nicht bewegen ließen. Es blieb nichts anderes übrig, sie mußten das zerknickte, zerbuhrte, verbogene arme Rad tragen. Einer

legte es vorne, einer hinten. Es war schwer wie ein Klavier „Das eine kann ich Ihnen sagen“, fing Streusend wieder an, „wenn Sie jetzt nicht gleichen Schritt mit mir halten, dann nehme ich das fächerliche Drahtgestell und hau es im hohen Bogen in die Straßengraben! Warum haben Sie denn die verfluchte Karre nicht liegen lassen?“ „Ja mal“, brummelte Hiert wehleidig, „überhaupt hems ja Sie gefunden!“

„Ich verstehe nicht, wie ich mit einem so schamlosen Schauer persönlich verkehren kann“, sagte Hiert schwing auf die übertriebenen Anspielungen Streusends apathisch und schuldbeußt. Da es mit dem Schlittthalten seinen Haken hatte, trug er allein das Rad, so lange er konnte, dann nahm es ihm wieder der Doktor ab und schleppte es treu und stumm dahin. Es war ja doch immerhin ein Wertgegenstand und vielleicht doch noch zu reparieren.

Und das Rad, das stählerne Pferd, erfunden und gebaut, um den Menschen zu tragen und im Fluge fortzuruhen, ließ es sich gefallen, daß es nun statt dessen getragen wurde, und war dabei noch stolz auf seinen zusammengeknickten Wert, ja sogar schadenfroh über seine hinkenden, keuchenden und schwitzenden Träger.

Sie wußten nicht, wie lange sie so dahinhatschten, zwei Jammergestalten, grauam zugerichtet, drückig, zerkratzt und aufgeschürft mit verzerrten Knieen und zerlissenen Hoson, blutigen Händen und hohlhohlg verkarteten, verschmierten Gesichtern, hultlos und mutlos, nur der einen Aufgabe noch schweigend müde hingebogen: die Maschine zu retten — als klavische Gelenke eines Ventilais. Sie sahen nur, daß es hell und hellfiel wurde und daß der erwachende Morgen in leichte Nebel gehüllt über die Wiesen kroch, erreichten die Vorstadt und sackten unter den belustigten Blicken vereinzelter Frühaufsteher völlig in sich zusammen. Doch da war das Café Servus, das schon um sieben aufgemacht wird. Sie tappten hinein und stellten das Rad, erstot ausatmend, nieder.

„Es kimmt glai jemand!“ sagte die Putzfrau „Tolle Fahrt, tolle Fahrt —“ brummte Streusend Seine Zungenspitze steuerte in der klickenden Zahnleuchte, „Dämliches Zivilisationsprodukt! Der Raschegast der Maschine! Die bringt uns alle um!“ Hiert war eingeschlafen

Lieber Simplicissimus



(10 Jahre)

Zupp und Kurt stehen in der Gemäldegalerie gebannt vor einem Bild. Es stellt zwei nackte Nymphen auf der Flucht vor scheußlichen Faunen dar. „Feines Bild! Wie heißt es denn?“ Zupp, der sehr kurzichtig ist, verliert sich bei der Bildnummer, schlägt im Katalog nach und verkündet mit gewichtiger Stimme: „Jagdstück aus dem 18. Jahrhundert, unbekannter Meister, „Die Sauhatz!“

Der Holzmaler Sepp verfolgte die Kreszenz vom Unterbau schon längere Zeit, aber erfolglos, mit Liebesanträgen. Die Kreszenz gab ihm immer wieder zu verstehen, daß sie net so an sei. Aber der Sepp hatte Ausdauer und Mut, deshalb erschien er einmal mit einer Leiter bewaffnet vor dem Kammfenster der Angebeteten. Das ging in der Finsternis nicht ganz ohne Geräusch ab. Hiervon aus dem Schlaf geschreckt, öffnete Kreszenz des Fenster, sah Sepp und flüsterte geräzt: „Wie oft soll ich dir noch sag'n, daß i net so an bin“, und einen abschätzenden Blick auf die Leiter werfend, setzte sie arglos hinzu: „Und überhaupt ist die Leiter voll zu kurz.“

In einem Nordseebad vermiest ein alter Kapitän Zimmer. Eine frisch eingetretene Dame erkundigt sich bei ihm nach dem Wasser. „Oh“, sagt er, „das Wasser ist gut, sehr schön weich zum Waschen.“ „Nein, ich meine zum Trinken?“ „Liebe Frau, das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Ich bin erst elf Jahre hier.“

Warzen
Die wirksamste
HOHNER
10 Minuten
Gummipflaster
in 150 Ab-
stände in 10
Minuten
LINDBERG
Schmerzmittel
Schmerzmittel
Schmerzmittel

Deine Nacht von Sonntag
19. 10. 1934
Hocherwartet, nicht zu verpassen!
Sonntag 19. 10. 1934
Sonntag 19. 10. 1934
Sonntag 19. 10. 1934

**Braut-
Eheleute**
Gesundes
Liebesleben
Gesundes
Liebesleben
Gesundes
Liebesleben

Umsonst!
Empfehlen Sie
Möbel-Stoer
München

GRATIS
Neue Kraft und Lebensfreude
Ratgeber
Haar-Haut-Kranke
Gehörte

GRATIS
Gesundes
Liebesleben
Gesundes
Liebesleben
Gesundes
Liebesleben

AUXOOL
Ihr Haar
Neuartige, hochwirksame, veraltete Haarwuchs-
mittel
Haarwuchsmittel
Haarwuchsmittel
Haarwuchsmittel

DIE BARRIKADE

Von Hasse Zetterström



Es schien, als wenn sie einen Augenblick nachdachte, ernst und tief, und dann sagte sie: „Haben Sie eine Barrikade?“ „Eine Barrikade? Die Frage kommt ein bißchen überraschend, ich kann mich nicht so genau erinnern. Vielleicht steht eine irgendwo auf dem Boden.“ „Das ist kein Scherz. Jeder Mensch müßte eine Barrikade haben. Es ist traurig, wenn Sie keine haben.“ „Ich kenne viele Menschen, aber es ist mir nie aufgefallen, daß sie Barrikaden haben. Es ist mir auch nicht aufgefallen, daß sie deswegen krank geworden sind. Sie leben trotzdem.“ „Solche Menschen haben kein richtiges Leben.“ Sie erhob sich und stand vor mir in ihrer ganzen jungen Schönheit. Ich freute mich über die hübsche Linie ihrer Gestalt, und wenn sie sprach, lautete ich ebenso ihrer Stimme wie dem, was sie sagte. „Die alleinstehende Frau, die ihren stillen Kampf gegen Not und Armut kämpft, sie hat ihre Barrikade, der Mann mit dem großen Idealen zur Befreiung der Menschheit, er hat seine Barrikade; die Frau, die für andere lebt, helfend und tröstend, sie hat ihre Barrikade. Alle haben sie etwas, wofür oder wogegen sie kämpfen.“ „Und Sie?“ „Ich habe keine Barrikade. Nur ich habe keine!

„Gabe Gott, daß ich eine bekäme.“ „Sie sind noch so jung. Wenn Gott ein Leben gibt, dem gibt er auch, meistens, eine Barrikade. Früher oder später.“ „Ich sehe es — die Gesichter dieser Menschen sind nicht wie die der anderen. Sie geben etwas mehr — nicht immer Freude, aber nie Gleichgültigkeit. Wann haben Sie ihre Barrikade bekommen?“ „Die Zeit und die Stunde gehören mir. Aber Sie können sich nicht denken, wie süß er ist. Gestern wurde er zwei Monate alt —“ „Sie blieb still sitzen und dann fügte sie hinzu: „Wenn ich recht überlege, so habe ich zwei Barrikaden. Die andere ist funfundföftzig Jahre älter — kann Sie lieb?“ „Nein, aber ich kann ihnen ein großes Geheimnis von ihm verraten. Aber Sie müssen versprechen, es nicht weiter zu erzählen — er hat auch eine Barrikade.“ „Wer ist denn das?“ „Sie! es kann kein anderer sein als Sie.“ (Aus dem Schwedischen von Age Eskil Avenstrup)

Der unvergeßliche 30. August

Von Bruno Manuel



Wenn es einem Schriftsteller vergönnt ist, Lorbeeren zu ernten, dann soll man ihn nicht danken beneiden. Solche Lorbeeren können auch zum Nachteil werden. Sie bringen einem manchmal direkt Verdruß. Ich weiß das von einem bekannten Dichter, der mir die Geschichte seines ersten Autogramms erzählte.

Filmstars, große Staatsmänner und bekanntlich auch Dichter sind eine beliebte Beute der Autogrammjäger. Sie attackieren rudelweise jede Ruhmheil, die sich ihnen in den Weg stellt. Autogramme dienen aber dem Wachstum des Erfolges, weshalb es kurzichtig wäre, sich gegen sie zur Wehr zu setzen.

Zweifelslos infolge seines jüngsten Liebesromanes kam eine Dame zu einem bekannten Dichter. Es war am 30. August. Und es war eine sehr charmante Dame. Sie hielt den soeben erschienenen Liebesroman in der Hand und bat um ein Autogramm. Aber mit persönlicher Widmung.

Der Dichter sandte der Dame einen fragenden Blick und sprach: „Dann müssen Sie mir auch sagen, wie Sie heißen. Denn persönliche Widmungen müssen namhaft sein.“

„Aber sehr gern“, sagte die Dame mit feinem Lächeln. „Ich heiße Marieluise.“

Der Dichter schwieg — es sei zu seiner Ehre festgestellt — nur einen einzigen Augenblick. Dann kam ihm sofort die Erleuchtung und er schrieb: „Für Marieluise — in angenehmem Gedenken!“ Die gute Erziehung, die ihm sein Vater gegeben hatte, hinderte ihn darin, mehr zu schreiben.

Aber der Dame genügte das nicht. Sie hatte von ihrer Mutter eine ziemlich Ungelehrtheit vererbt bekommen und meinte, nachdem ihr die Widmung nicht gefiel: „Nein, so meine ich das nicht. Das ist viel zu unpersönlich.“

„Wie meinen Sie es dann?“

„Ich meine es im ganzen wärmer.“ „Wärmer?“ „Ja. Möchten Sie nicht einfach schreiben: seiner geliebten Marieluise zur Erinnerung an den unvergeßlichen 30. August.“

Worauf der Dichter zunächst ein sehr erstauntes Gesicht machte, gleich danach aber lächelte und nach dem Grundsatz „Man soll einer Frau keinen Wunsch versagen“, die erbetene Widmung wörtlich niederschrieb.

Die Dame begreift sich geruame Zeit daran. Dann dankte sie für das sinnige Autogramm und entfernte sich mit Gottes Hilfe. Der Dichter hat nichts mehr von ihr gehört.

Wenngleich die Geschichte bis hierher süß ist, so hat sie doch ein bitteres Ende. Dann ich weiß nicht, nach wieviel Monaten, läutete bei dem Dichter das Telefon. Er hatte sich auf einen Kriminalroman gestürzt und überlagte gerade, ob er den steckbrieflich verfolgten Helden auf Seite 175 der Polizei in die Arme fallen lassen oder ob er mit ihm noch einige Seiten Saft machen soll. In diese literarische Meditation platzte der Anruf. Es war ein befremdeter Anwalt, welcher vom anderen Ende der Leitung freudestrahlend fragte: „Hallo, bist du es, Paul? Dann rate mal, wenn ich jetzt zu vertreten habe.“

Der Dichter war nicht wißbegierig. Außerdem berietete ihm die Frage Kopfzerbrechen, wie er es zuwege bringt, um seinem Helden noch eine kurze Gnadenfrist zu gewähren. Deshalb antwortete er kühl: „Du mußt schon entschuldigen, aber es interessiert mich im Augenblick kaum, wen du vertrittst. Ich bin nämlich bei der Arbeit.“ „Du wirst davon Kenntnis nehmen müssen“, behauptete der Anwalt trotzdem. „Ich vertritt Herr Pritzkow, der sich scheiden läßt.“

„So, was du nicht sagst. Ich kenne aber keinen Herrn Pritzkow.“

Worauf der andere zu einem boshaften Lächeln setzte und sagte: „Alter unverbeßlicher Don Juan. Aber Marieluise? Und der 30. August?“

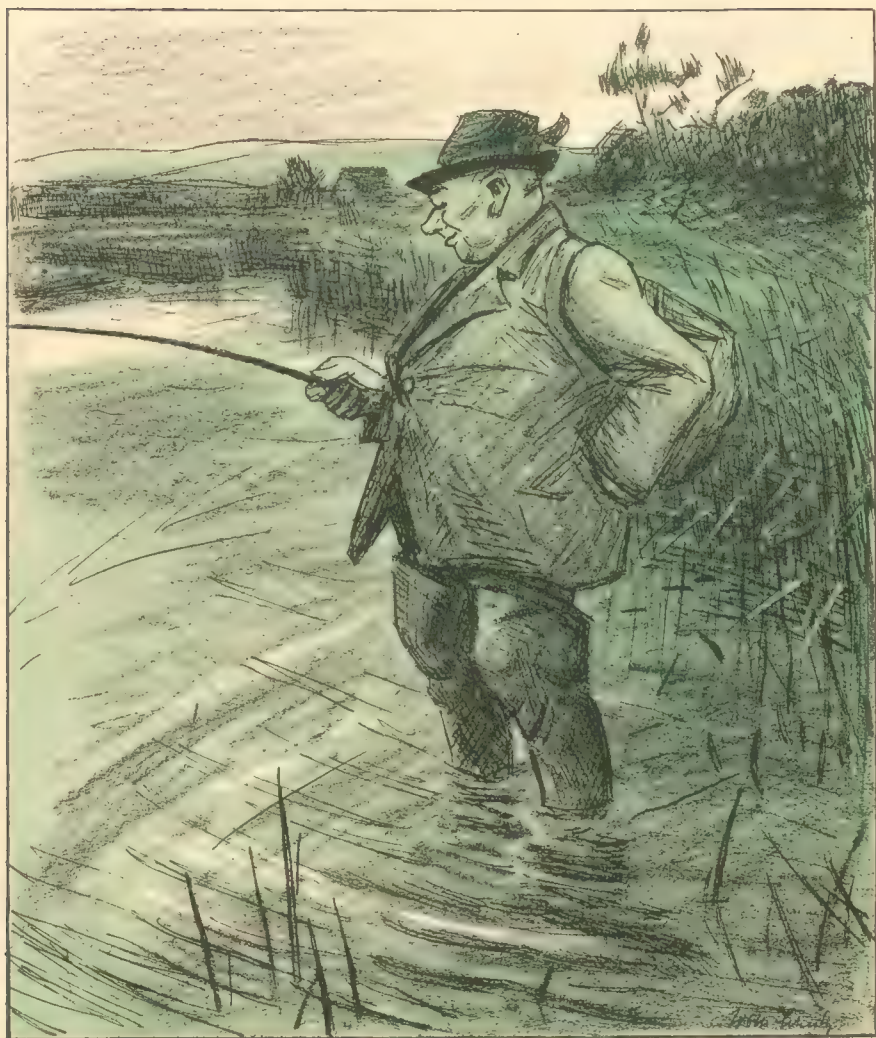
„Was für eine Marieluise? Was für ein 30. August?“ Es mag nicht leicht sein, an einem Datum, an dem man nichts verschuldet hat, einen juristischen Anhaltspunkt zu finden. Deshalb drückte sich der Anwalt präziser aus und sagte: „Aber geh. Seiner geliebten Marieluise zur Erinnerung an den unvergeßlichen 30. August.“

„Was soll ich denn am 30. August getan haben?“ „Das mußt du schließlich selber wissen“, rief nun der Anwalt höchst beiläufig. „Jedenfalls ist deine Widmung einer von den Scheidungsgründen, die Herr Pritzkow gegen seine Frau anführt. Du hast aber Schwein, daß noch mehr Beweise vorliegen. Deshalb kann ich auf dich als Zeuge verzichten. Aber laß in Zukunft deinen Gefühlen nicht so freien Lauf, verstehst du!“

Von diesem Tage an, wenn verheiratete Frauen mit dem bekannten liebevollen Augenaufschlag um eine persönliche Widmung bitten, nahm der Dichter die würdige Haltung eines Premierministers an. Und das höchste der Gefühle, die er von sich gab, gipfelte in der Behauptung: „Für Frau Sundmo mit gebührendem Respekt!“



Die vier Gangarten der Amazone



Du sagst, daß an Gemüt mir's mangle,
und bist der Meinung, wie mir scheint,
der Hecht, nach dem im Fluß ich angle,
betrachte mich als seinen Feind.

Un und für sich bin ich ihm piepe,
dem Räuber mit dem Schuppenhemd.
Er wirft im Baumkreis seiner Triebe,
und Haßgefühle sind ihm fremd.

Im Gegenteil: hol' aus den Wogen
per Keine ich den Wdschwicht,
fühlt er zu mir sich hingezogen . . .
Was deiner These widerspricht.

Rafatöstr

EIN PEINLICHES ERLEBNIS

VON A. WISBECK

Während des Sommers hatte ich Aufenthalt im Hotel „Beau Rivage“ gemessen. Eine drückende Hitze lagerte wochenlang über dem Becken des Sees, und obschon Direktor Hägeli den Gästen taglich versicherte, daß kühler Luftmassen bereits bei Basel stünden, stieg die Temperatur weiterhin an. „Schließlich können wir unser Brücke auch in einer höheren Lage spielen!“ riefte Graf Lindström und schlug Chamonix vor. Herr von Schooten und ich stimmten bei, und so beschloßen wir für den nächsten Tag unsere Abreise. Dazu kam es nun allerdings nicht, und wenn ich mich nur den folgenden Ereignissen erinnere, muß ich ein „leider“ beifügen.

Wir befanden uns gerade auf dem Wege zum Büro, um unsere Abreise bekanntzugeben, als das Fräulein Mack über die Treppe herabgeschritten kam. Wenn ich an dieser Stelle auch einfügen muß, daß die bisherige weibliche Gästefischtheils aus bejahrten, teils aus wenig ansprechenden Damen bestanden hatte, so konnte die Schönheit des Fräulein Mack doch auch ohne jeden Vergleich, gleichgültig sich selbst, bestehen. Ein „Waldenreis im Morgenwind“ nannte sie von Schooten, der bisweilen zu politischen Umschreibungen neigte. Eine nicht unbescheidliche Büste ließ mir allerdings den Vergleich als wenig glücklich erscheinen, und wenn ich dafür das Wort „Götin des Sommers“ prägte, konnte diese Bezeichnung ohne Überbretlung als weit geläufiger gelten. Ganz zu schweigen von der flachen Zuckung des Grafen, der nur mehrmals „Stammes Weib!“ vor sich hinmurmerte.

Während wir so dem Fräulein Mack nachsahen, wie sich unter ihrem hauchdünnen Sommerkleid die edlen Umriss klassisch geformter Beine abzeichneten, kamen wir wohl gleichzeitig auf den Gedanken, daß die Waterprophetin der Direktorin Hägeli immerhin einige Beachtung verdiente. Ja, von Schooten glaubte sogar, untrügliche Zeichen baldigen Witterungswechsels zu verspüren, während es dem Grafen gerade noch rechtzeilig einfel, daß die Lage von Chamonix seiner Herzlichkeit abträglich sei. Im übrigen bestünde der Zweck des Daseins schließlich nicht im Brücke, und solange es noch schöne Frauen auf der Welt gäbe, erreichte er es für angemessen, das tägliche Spiel auf die Dauer von fünf Stunden zu beschränken. So blieben wir denn im „Beau Rivage“ — leider, wie ich wiederum bemerken muß.

Noch am gleichen Abend machte ich die Bekanntschaft des schönen Fräulein Mack. Wir tanzten einige Male miteinander, und als mich von Schooten und hernach der Graf bat, ihnen meine Partnerin vorzustellen, mußte ich diesem Ersuchen wohl stattgeben. Daß ich es mit innerem Widerstreben tat, will ich unweihen eingestehen, denn die Absichten der beiden Herren erschienen mir keineswegs einwandfrei. Auch konnte es in den folgenden Tagen nur mein Mißtrauen erwecken, wenn sich der seltsame Herr von Schooten nunmehr sorgfältig pflegte, und Graf Lindström die weitere Beteiligung am Brücke mit der Begründung ablehnte, daß es sich um den kindlichen Zeitvertreib im Ruheland lebender Eunuchen handle. „Sie sind wohl in Fräulein Mack verliebt!“ forschte er mich an einem der nächsten Tage aus und sah mich dabei scharf an. Nun, man will sich als Mann nicht gerne lächerlich machen, und so murmelte ich denn etwas von „neitem Mäuschen“, deren es noch viele auf der Welt gäbe, „Ich würde es Ihnen auch dringend abraten, sich in Fräulein Mack zu verlieben“, fuhr Lindström fort, „denn Sie dürfen einem alten Kenner glauben: Die Dame ist vollkommen temperamentlos, fischblutig, ein Selbding!“ „Graf Lindström hat recht!“ bestätigte von Schooten eifrig, „Sie

würden besser daran tun, Ihre Liebe an einen Eisklumpen hinzuschmeißen, als Ihr Zeit mit dieser Wasserixe zu vergeuden!“ „Merkwürdig, das gleiche wollte ich Ihnen auch sagen“, antwortete ich den Herren mit tiefer Befriedigung, „ich habe manchmal sogar das Gefühl, als ob Fräulein Mack eine Abnormität sei.“ „Großartig beobachtet!“ stimmte mir der Graf freudig zu, während von Schooten beifällig sein Glas auf unser Wohl leerte. Ich gebe den Wortlaut dieses Gespräches mit Absicht wieder, weil es die heimtückische Verlogenheit meiner beiden Partner am schärfsten kennzeichnet.

An diesem Abend schien es mir, als ob sich Fräulein Mack beim Tanz so hingebungsvoll in meinen Arm schmeigte, daß ein Kühnes Wort gesagt werden konnte. „Ich hab' dich lieb!“ hauchte ich deshalb, zärtlich und drängend zugleich, in ein goldbraunes, nach Zedernholz duftendes Lockengewirr. Fräulein Mack schien das Wort zu überhören und sah nach der Seite. Nun, Frauen verhalten sich derartigen Überraschungen gegenüber verschiedenartig, Schweigen aber bedeutet nur in den seltensten Fällen Ablehnung, wie mich Erfahrung lehrte. Das Herz will sich sammeln, sucht nach dem einen, dem einzigen Ausdruck, der dem Erlebnis des Augenblicks entspricht. So dachte ich wenigstens und sah es deshalb auch ohne eifersüchtige Regung, daß mich der Graf und von Schooten im Tanze ablösten.

Wieder lag meine Hand auf Fräulein Mack's blütenweißer Schulter, während die Geigen der Zigeuner zu Leidenschaft und Zärtlichkeit aufriefen. Eine fröhliche, ja ausgelassene Stimmung schien meine Partnerin ergreifen zu haben. Es ist der Jubel ihres Herzens, sagte ich mir freudig, es ist der Ansturm ihrer Sinne, der die gehäuften Daten durchdringt Überwältigt vom Rausch der Stunde näherte ich meinen Mund dem kaum sichtbaren, im Lockengewirr vergrabenen Ohr und flüsterte halb und drängend: „Welche Nummer hat Ihr Zimmer?“ „Wie — wie meinen Sie?“ fragte Fräulein Mack, und daß es weitestens gesagt, dessen konnte ich mich erst später erinnern. „Du sollst mir die Nummer deines Zimmers nennen!“ wiederholte ich, diesmal mit dem beherrschenden Ton des Mannes. „Nummero einhundertsiebenundzehn“, sagt Fräulein Mack rasch und mit einer

leidenschaftslosen Nüchternheit, die mich peinlich berühren mußte, wenn ich nicht vom Glück das Augenblicke Überwältigt würde. „Ein Uhr!“ hauchte ich in den berausenden Zedernduft — „einhalb zwei!“ kommt es nach kurzer Überlegung aus lachendem Mund zurück. Schweigend besanden wir den Tanz.

Als ich an meinen Tisch zurückkehrte, finde ich den Grafen und Herrn von Schooten bei einer Flasche Champagner in aufgeräumter Stimmung. Lindström trinkt auf das Wohl aller schönen Frauen der Welt, von Schooten auf das Glück flüchtiger Liebesstunden. Besesselt von meinem Geheimnis schloß ich mich den beiden mit aufrichtiger Begelagerung an. Als wir uns voneinander verabschiedeten, um unsere Zimmer aufzusuchen, erschleicht es mir einer Herlichkeit, wie sie seit der Zeit unserer Bekanntschaft noch nie bestanden hatte.

Ich rasire mich sorgfältig, besprengte mein Haar mit Lavendelwasser und kleide mich in mein Pyjama. Das Zimmer 17 liegt weitab in einem Seitenflügel des Hotels, doch sind die Gänge menschenleer. Ich klinke behutsam auf und schleuche durch den schmal geöffneten Türspalt behende in den dunklen Raum des Zimmers. Tiefes, regelmäßiges Atmen kommt aus einer Ecke, „Ist das?“ flüstere ich und wiederhole es mehrmals mit verstärkter Stimme. Als die Atemzüge aussetzen, schalte ich das Licht ein. Das abgeschirmte Bettlammchen blinkt auf und wirft einen kreisförmigen Schein über einen grau melierten, weit über das Laken ausgebreiteten Vollbart. Es dürfte wohl kaum nötig sein, meine peinliche Überraschung zu beschreiben. Wortlos schalte ich das Licht aus und heste in mein Zimmer zurück. Hatte ich die Nummer falsch verstanden? Konnte sie nicht absensuot einhundertundsiebundsiebenundzweihundert und einhundertsechundsiebundsiebzig? Quälende Zweifel nagten an mir. Mehr aber noch bedrückte mich das Gefühl des Ehrenmannes, daß sich eine Frau in Sehnsucht vergeblich nach mir verzehre. Ich verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am Frühstückstisch mußte mir die niedergeschlagene Stimmung des Grafen und des Herrn von Schooten auffallen. Lindström sprach wieder von Chamonix, und von Schooten belächelte das baldige Ableben seiner Tante in Amsterdam. Im übrigen machte sich eine unverkennbare Erregung im Hause bemerkbar. Direktor Hägeli legte mit fliegendem Cut durch die Säle, musternde dann wieder diesen und jenen der Gäste mit scharfem Blick und versetzte dazwischen ohne ersichtlichen Grund dem Pikkolo eine Mäusche. „Was soll das bedeuten?“ frag von Schooten mit etwas unsicherer Stimme den Kellner. „Peinliche Sache!“ flüsterte dieser uns zu, „ein Dieb hat es heute Nacht dreimal versucht, sich bei Herrn Oberkonsistorialer Bluntschil auf Zimmer Nummer einhundertundsiebzehn einzuschleichen.“ Der Kellner flüsterte ab. „Was werden die anderen zwei?“ antwortete uns der Herr von Schooten. „Ich glaube, diese Frage noch weiter einschränken zu können“, sagte Lindström und maß mich dabei mit einem eisigen Blick, „wer war der dritte?“ Ein betroffenes Schweigen entstand. „Im übrigen“, fuhr der Graf fort, „liebe ich es nicht, in einem Haus zu wohnen, in dem eine Kokotte ihre unpassenden Scherze treibt. Mein Wagen wird sich in einer Stunde auf dem Weg nach Chamonix befinden.“ „Ich werde mich beeilen müssen, um noch den Anschluß nach Amsterdam zu erreichen“, meinte von Schooten und erhob sich rasch von seinem Stuhl. Wir verabschiedeten uns kühl voneinander und reisten nach verschiedenen Richtungen ab.

Betrunkn im Plogarten

Von Georg von der Vring

Blumenmilch, die ausgegoffen,
Duftet, wie sie duften soll;
Sich tiefen Trunk genossen,
Toll ins Beet ich toll und voll,
Sich lag raub und unbedrossen
Meine Melodie in Moll.

Vom verpöngten Tau begossen,
Der mich, scheint's, erndteten soll,
Nüchtern wie ein Fisch die Flossen,
Want ich weiter toll und voll,
Sich lag raub und unbedrossen
Meine Melodie in Moll.

Hinter mir war's ausgegoffen
Wie mit Strügen süß und voll,
Kommt ein Strom von vorn geflossen,
Kern ich fertig, was ich soll,
Sich lag raub und unbedrossen
Meine Melodie in Moll.

VERLAG UND DRUCK: KNOBE & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

verantwortlicher Schriftfeller: Walter Foltzky, München
Erscheinungsdatum: alle Buchhaltungen, Zeitungsberichte
Anzeigenpreise nach Preistabelle Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D. A. H. V. 38. 1925. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiläufig Nachdruck
verboten — Anschritt für Schriftfeller und

Verantwortlicher Schriftfeller: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal.
Bezugspreis: Einzelnummer 40 Pfennig, Vierteljahr 1.20, halbes Jahr 2.40, ein Jahr 4.80.
Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernr. 1296. Postcheckkonto München 3920. Erfüllungsort München.

Volksfront in Marseille

Karl Arnoldt



„Daladier spricht von nationaler Pflicht zur Arbeit — er scheint nicht zu wissen, daß uns die Internationale das Recht zum Streik gibt.“



„Siehst Du, meinen Speicher habe ich schon längst entrümpelt,
jetzt geht's an den Keller: der alte Wein muß weg!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Überzeugender Zuspruch

(K. Harigenscheidt)



„Nein, mein Lieber, ich will nicht nur ein kurzes Abenteuer erleben!“ — „Na, und wenn Sie nun morgen von 'nem Auto überfahren wurden, war's auch nicht länger!“



„Siehst du, Fritz, so könnte ich nun stundenlang mit dir fahren!“

„Ja — ja — und dazu müßte auch noch die Taxiuhr stehenbleiben!“

HERZLICHE GRÜSSE

Wenn man wo ist, wo man sonst nicht ist, so schreibt man von dort Ansichtskarten. Bei einer Ansichtskarte ist die Adresse die Hauptsache, in zweiter Linie kommt die Ansicht und erst in dritter Linie das, was man noch dazuschreibt. Ansichtskarten schreibt man vornehmlich an Leute, an die man sonst nicht schreibt, und bei denen man nicht weiß, was man an sie schreiben sollte. Aus diesem Grunde ist auf der Ansichtskarte ein Bild darauf, das möglichst viel von dem verfügbaren Raum einnimmt, um einem die Mühe zu ersparen, mehr darauf zu schreiben. Deshalb hat die Ansichtskarte große Verbreitung gefunden, sie entspricht einem dringenden Bedürfnis nach Wenig. Wenn ein Ehepaar einen Ausflug macht, schreibt die Frau die Ansichtskarten, weil sie meist eine größere Fähigkeit besitzt, mit wenigen Worten noch weniger zu sagen. Er schreibt nur darunter: „Herzliche Grüße. Hermann.“

Liegt diese Karte nach einigen Tagen bei Neumüllers auf dem Frühstückstisch, sagt Frau Neumüller: „Altenbergers haben geschrieben.“ Und wenn dann Neumüller fragt: „Was schreiben denn Altenbergers?“, dann kann Frau Neumüller mit gutem Gewissen sagen: „Eigentlich nichts.“ Damit ist die Sache erledigt, und nach einiger Zeit werden Neumüllers bei passender Gelegenheit an Altenbergers auch eine Ansichtskarte schreiben.

Auf diese Weise wird der Verkehr von Haus zu Haus gepflegt. Meist schreibt man auf so eine Karte: „Hier sind wir bei herrlichem Sonnenschein (oder bei strömendem Regen) eingetroffen und grüßen Euch herzlich.“

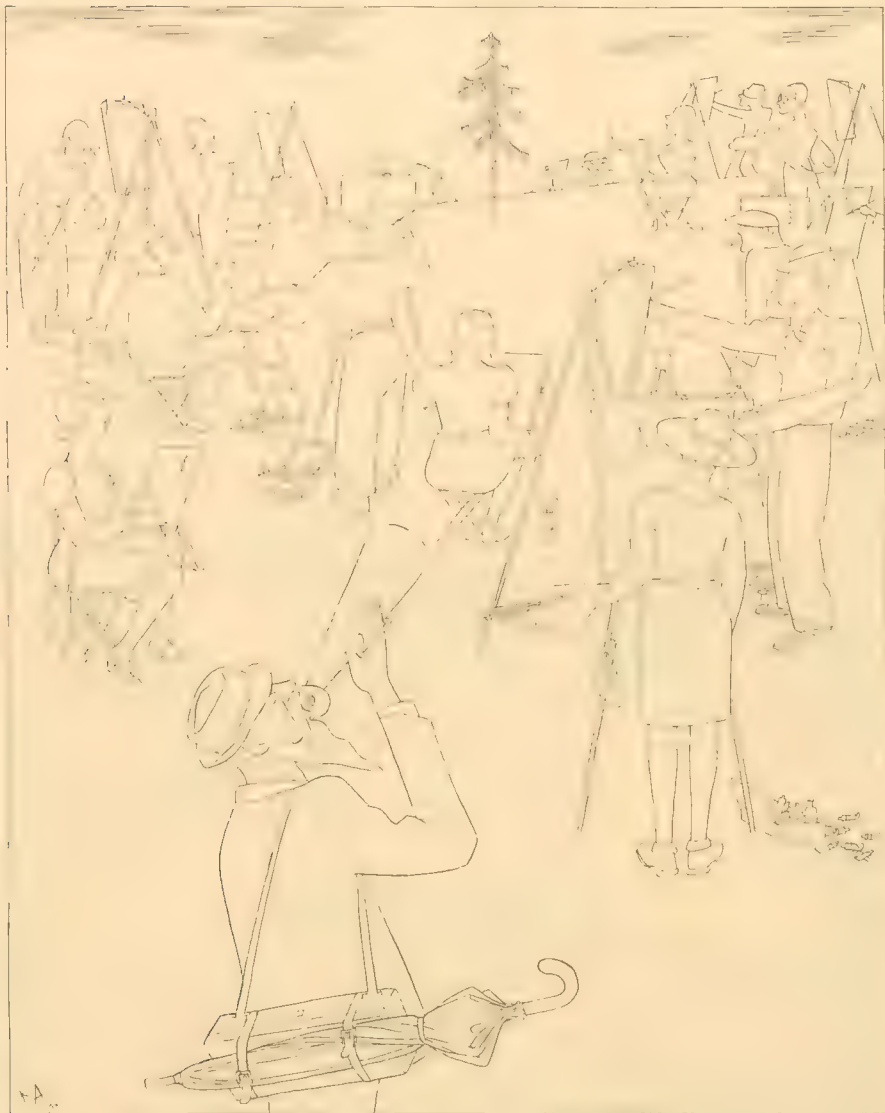
„Hier“, das ist am besten eine Ruine, ein Schloß, ein Wasserfall, ein See, in dem sich möglichst viel Gebirge spiegelt, oder sonst eine Sehnsucht viel verwandte Gefühle erzeugende Landschaft. Da haben's die Städte und Ortschaften gut, denen etwas Abbildbares zur Verfügung steht. Minderbemittelte Ortschaften müssen sich mit dem Gedankensteilen und dem Amtsgericht behelfen. In solchem Falle bekommt Tante Lotte das Amtsgericht als Gruß zugesandt. Sie findet aber nichts dabei, denn kein Mensch kommt auf die Idee, daß Ansichtskarten zum Ansehen sind. Auf vielen Ansichtskarten ist auch etwas drauf, das nennt sich „Partie aus dem Stadtpark“ und weil es ein Stadtpark ist, werden Schwäne verwendet. Oft sehen Ansichtskarten einander zum Verwechseln ähnlich. Das muß schon dem alten Merlon aufgefallen sein, der vor einigen hundert Jahren so etwas wie Ansichtskarten herstellte. Er steck nämlich die Ansichten von Städten in Kupfer und war sehr berühmt. Wenn er aber einmal nicht wußte, wie Lissabon aussah, dann setzte er einfach an dessen Stelle das Bild von Stockholm oder London, und kein Mensch nahm es ihm übel, denn Hafenstadt ist Hafenstadt.

Bei Ansichtskarten ist man heute genauer, und Neumarkt will nicht mit Neustadt verwechselt werden, obgleich da kaum Unterschiede bestehen. Was meinen Sie wohl, was einem beim Anblick historischer Bauwerke einfällt? Wie können Sie zweifeln, es fällt einem natürlich die Verwandtschaft ein, und deshalb schickt man in solchen Fällen an Vettern und Onkel Karten mit dem Kolosseum oder der Peterskirche oder den Pyramiden. Eine wirklich sehr merkwürdige Ideenverbindung, aber sie trifft allgemein zu.

Es gibt auch Ansichtskarten, die stielten Liebespaare in vielen erlaubten Positionen dar. Solche werden nicht an die Großeltern verschickt, solche senden sich vermutlich Liebende zu, welche hoffen, ihre Zuneigung eines Tages vom Blatt spielen zu können. Vorgeschrittene heften die Karten für kitschig, und doch glaube ich, daß sie naturgetreue Darstellungen eines unverbildeten Liebesfrühlings sind, in den Grenzen dessen, was jedes junge Mädchen von der Liebe wissen darf und teilweise möchte.

Es gibt auch Ansichtskarten für Kinder; auf diesen sind hauptsächlich Hühnchen abgebildet, und diese Hühnchen haben gern rosa und blaue Schleifen. Sie wissen noch gar nicht, daß der Zweck ihres Lebens ist, die Eierversorgung sicherzustellen. Die Ansichtskartenfabrikanten haben wohl einstimmig beschlossen, daß derartiges den Kindern Freude macht.

Folzick



„Achtung, Achtung! In wenigen Minuten geht die Sonne unter!
Höchste Zeit, die letzten Glanzlichter aufzusetzen!“



„Was haben wir heute neuen Greuel über Deutschland?“

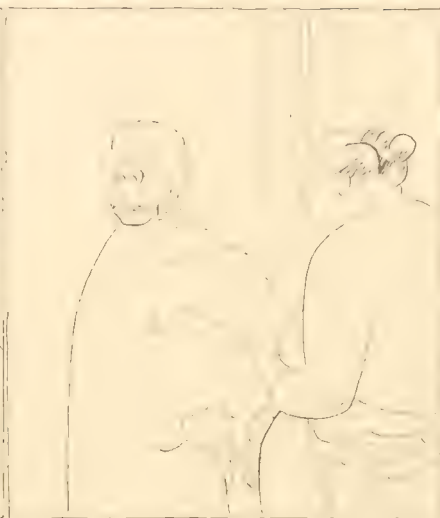
„Weiß nicht, sind sich Manuskripte aus Moskau noch nicht eingetroffen!“

Der zerstreute Internist

© Süddeutsche



„Hm, hm“



„Es fehlt Ihnen nichts!“



„Nein, es fehlt wirklich nichts!“



„Bitte, die nächste Patientin!“

DER ABSCHIED

Von Erik Ronnert

Martin und Max waren immer gute Freunde gewesen. Und sie blieben es sogar, obschon Max seinem Freund den Schmerz antat und heiratete. Martin wurde einfach in die Ehe mitberommen und es lag ihm gar nicht daran, Max den Jungvermählung zu fehlen. Er hatte seinen eigenen Platz bei Tisch, sein eigenes Eßbesteck und sein eigenes Fauteuil vor dem Kamin, ja, er hatte sogar das Recht, bei seinem Kommen an der Türglocke das Familien-signal zu ertönen.

Um Gottes willen! Jedermann, der Martin kennt, daß es zwei Dinge gibt, die er über alles liebt: Un-abhängigkeit und Likör. Diese zweite Vorliebe war die eigentliche Veranlassung dafür, daß er bei einem seiner Besuche gemeinsam mit Max den Likörschrank nach neuen Sensationen durchsuchte. Die schönsten Kognak- und Wermuth-flaschen konnten ihn heute nicht verlocken. Er kramte solange, bis er eine merkwürdig geformte grüne Flasche mit der Etikette einer obskuren Firma in Händen hielt.

„Was ist denn das?“ fragte er Max. Max kicherte. „Etwas ganz Besonderes. Eine Erfindung meiner Frau. Wir nennen ihn den Abschied.“

„Den Abschied? Wie kommt ein Likör dazu, Abschied zu heißen?“

„Ich sage dir ja: es ist etwas ganz Besonderes: ein Wassergras davon tötet einen Hund mittlerer Größe binnen zwei Stunden. Schwächliche Per-sonen fallen vom bloßen Geruch in Ohnmacht. Und wenn man beim Trinken ein paar Tropfen verschüttet, brennt das Zeug Löcher in die Tisch-platte, um ein Likör ist das!“

„Um Gottes willen! Ein solches Gefäß trinkt Clara?“ „Keine Spur, ich sage dir ja: wir nennen ihn den Abschied. Wenn irgendein besonders ekhefelter Kerl da ist, einer, den man schon auf gar keine Weise mehr los werden kann, dann bringt meine Frau einfach den Abschied und schenkt ihn. Er dauert fünf Minuten, dann ist er drau-ßen. Ich sage dir: es ist ein großartiger Likör!“

Martin lachte, meinte, das sei eine gute Idee. Er werde sich auch eine Flasche davon anschaffen. Aber jetzt liege er Kräuterschnaps vor. Martin ist ein Mann der Tat und läßt es nie bei bloßen Worten bewenden. Er trank seine Art bis zehn Gläser, Max trank mit ihm, und so wurde es bald lustig. Sie hielten eine Gitarre und sangen zweistimmig Volkslieder, der Hund jaulte die dritte Stimme mit und zwischendurch versuchten sie auf Claras herrlichen Teppichen Walzer zu tanzen.

Natürlich dauerte es nicht lange, bis der ohren-beraubende Lärm, den sie ausführten, die Haus-frau herbeilockte.

Clara war einen Blick auf die beiden, bemerkte dann die leeren Schnapsgläser und verstand so-wohl, warum es hier ging.

„Ah, ihr seid beim Trinken?“ lüchelte sie schar-mant. „Hast du unserem Gast auch schon den neuen Likör vorgesetzt?“

Und bevor Max noch ein Wort hatte sagen kön-nen, hielt sie schon die Flasche mit dem Abschied in der Hand und ging auf Martin zu. Augenblin-cklich war es totensüß im Zimmer. Martin sah Max an. Der fand die Situation äußerst ungemütlich, ver-krösch sich in seinem Fauteuil und wurde leichenblau.

„Aber Liebling“, meinte er dann, „glaubst du nicht, daß er für Martin zu stark sein wird?“

„Zu stark? Keine Spur! Er verträgt schon einen kräftigen Tropfen, nicht wahr?“ Und dabei lüchelte sie Martin auf die scharmanteste Art an.

Martin sah erst auf Max, dann auf Clara, und schließlich meinte er, gewiß, er vertrage schon einen starken Tropfen, aber ob der Likör nicht vielleicht doch zu stark sei. Davon könne nicht die Rede sein. Er solle es doch einmal versuchen. Und schon göß sie ihm ein Glas davon. Martin sah, daß es kein Likör war. Also setzte er es, wie so jedes todesmüde das grüne Gift hinunter.

Erst kühlte er ein leises Brennen im Hals, dann einen Stich im Magen. Und dann glänzten seine Augen wie frisch poliert. Das Zeug schmeckte gar nicht Übel. Gewiß war es nichts für Antialkoholiker, war auch nicht gerade ein leichter Damenlikör, aber für einen kräftigen Mann, der etwas vertragen, gar nicht schlecht.

Er schmunzelte, lobte und bat um ein zweites

Glas. Clara glaubte, nicht recht gehört zu haben. „Ein zweites Glas?“ fragte sie unsicher und sah Max an. Der kicherte vernünftig in sich hinein.

„Natürlich, gib ihm doch noch ein Glas! Wenn es ihm schmeckt!“

Unsicher schenkte Clara ein. Martin trank, und seine Begeisterung stieg. Clara war ehrlich be-sonnert um ihn. Sie wollte die Flasche schon wag-riemen, dann töten wollte sie ihn ja schließlich nicht. Aber Martin nahm nun einfach selbst das Einschenken in die Hand und wurde von Glas zu Glas vernüchter.

Nun war aber Martin keineswegs einer von den stillen Trinkern. Wenn er eine gewisse Grenze überschritten hatte, fing er entweder an, zu sin-gen oder er beleidigte alle Leute, die ihn über den Weg liefen, oder er wurde rabiat und demo-lierete die Möbel. Auf eins von den dreien konnte man immer rechnen. Nachdem er den Abschied getrunken hatte, begann er alle drei Dinge gleich-zeitig. Er sang unausgesetzt: „Ob Immer Frau und Redlichkeit!“ und fand zwischendurch Zeit, Clara gröblich zu beschimpfen.

Er meinte, er verstünde wirklich nicht, was Max an ihr finde, und die Ehe sei immer das Grab der Männlichkeit. Clara sah ein, daß es sinnlos war, Martin beruhigen zu wollen. Ihr Mann aber fragte sie wütend, ob er sich das gefallen lasse, und wenn er es sich gefallen lasse, habe er sie nie geliebt.

Einen feinen Freund habe er! Nun begann aber Martin sich nach seine Körper-kräfte zu zehlen. Um zu beweisen, daß er ganz nüchtern sei, stemmte er das Radiolischchen mit einer Hand in die Höhe. Dabei fiel der Apparat herunter, zertrümmerte das Aquarium, und sein Inhalt ergoß sich über das ganze Zimmer, wäh-rend der Hund wüthend die Goldfische verbrütete. Max erklärte, es sei schon gut, sie seien nun alle überzeugt, daß Martin nüchtern sei. Clara aber sagte, solches Unglück in der Ehe habe sie nicht

Der Landstreicher

Von Hans Wählig

Das Laub ist müd, und so Senft Deil
legt sich das Blatt flill auf die Seil.
Serr Simon und Serr Jubad,
an dürrer Staube hangt der Sohne.

Ich bin der Dettter Schneidewind,
ich bin der Strafe freies Kind,
mein Schidfall ist das Ungefähr,
und wer in aller Welt hat mehr?

Pfahlbürger trägt die Schwarte bid
genüßit im Störten Genid,
die Äpfel brät er sich an Serr,
ein kuhwarme Weib ist ihm bejert.

Ich bin der schlechte Oßl am Saun,
darf Jheu nur in sein Östlein Jöaun.
Drei Äpfel find dem Wandrer frei,
der Röter hebt den Schergenfeil.

Der Dauer Reibhals kommt gerannt,
den Jöfaren Öhjenyain zur Sand.
Ich Jing ihm ein grundbairfö Wort
und trolle mich gefüllt dann fort.

Windberäutlich grüßt der Spätberst mich,
verweht ich Straße, Steig und Schölich,
ber Sturm nimmt mit den Staub dem Süt.
er nimmt mit nicht den hellen Mut.

Und wird es noch so dämmerlich,
und friert mich noch so jämmerlich,
und trab hanumüd ich durch den Sohne:
ich bin der ber Welt — und drum: juchue!

verdient, und sie hatte es nicht länger aus. Da mit legte sie aus dem Zimmer.

Während Martin immer noch „Ob immer Frau und Redlichkeit!“ brüllte, packte sie ein Pyjama und eine Zahnbürste in ihren Koffer und überstülpte zu ihren Eltern. Schmerzlich überdeckte sie, daß der „Abschied“, den sie dem andern kredenz- hatte, nun ihr Abschied geworden war, weil sie an den Mann gekommen war, der stärker als ihre freundliche Erfindung war.

Als Martin wieder zu Besuch kam, wagte er gar nicht mehr, der zurückgekehrten Clara in die Augen zu sehen. Mit abgewandtem Gesicht reichte er ihr einen riesigen Blumenstrauß. Der Abschied wußte sich dem nicht mehr serviert, Martin trinkt ihn heimlich zu Hause.

KONKURRENZ

Von Adolf Linhardt

Der alte Xavier Peronnel und seine Frau betrie- ben seit Jahren mit viel Fleiß eine kleine Pa- pierhandlung in der Nähe der Stobtorte. Die Kunden waren treue Kunden, die gut ausbe- stellten. „Zur alten Papiermühle“, das ergrauete La- dens „Zur alten Papiermühle“. Das ergrauete Ehe- paar plante, sich in wenigen Jahren zur Wohl- verdienten Ruhe zu setzen. Da erschien eines Tages zu seinem nicht geringen Schrecken die Konkurrenz mit siegreichen Waffen auf dem Schau- platz.

Gerade gegenüber eröffnete Emil Martin, ein jün- gerer Mann und flotter Verkäufer, einen moder- nen, schön ausgestatteten Laden, auf dessen Schild die Worte prangten: „Zur neuen Papier- mühle“. Aber das war nicht alles. Martin verfiel auf eine gute Methode des Kundenlades. Er ver- lieh dem reizenden Fräulein Yvette den Posten der Verkäuferin. Und einwandfrei stand fest Yvette übte auf die Studenten eine Anziehungs- kraft aus, mit der die „alte Papiermühle“ unter gar keinen Umständen wettstreiten konnte.

Der alte Peronnel war jedoch nicht um den Kopf gefallen. Er hatte seine Beziehungen und ver- stand es, einen Weg zu fräulein Yvette zu finden. Nach einem reichlich mit Burgunder begossenen Souper überreichte er der lebenswürdigen Yvette einen Anstellungsvertrag, dessen Bedingungen zweifellos so verlockend waren, daß die schöne Verkäuferin bald darauf ihre magischen Kräfte hinter dem Ledentisch der „alten Papiermühle“ entfaltete. Die verliebten Studenten leisteten ihr Gefolgschaft. Drüber stand Martin mit finstere- Miene in seinem verödeten Laden. „Der haben wir gründlich stieben lassen“, sagte Herr Peronnel und rieb sich schmunzelnd die Hände.

Eines Morgens herrschte nicht geringe Aufregung in der kleinen Straße. Vor dem buntegemusch- ten Laden Martins verteilte ein kleiner Neger ge- druckte Karten an die neugierigen Passanten. Dar- auf aber stand wörtlich: „Herr Emil Martin, Papie- rhändler, und Frau Yvette Martin beehren sich, allen Freunden und geschätzten Kunden ihre Ver- mählung anzuzeigen.“ Und als sich bald darauf die junge Paar in seiner ganzen Pracht dem Volke zeigte, wurde es mit lautem Jubel begrüßt. Die Studenten lachten über den Streich Martins und ließen der schönen Yvette nicht weichen. Sie verstand sich nun einmal auf die neuzzeitliche Wissenschaft, die man „Kundendienst“ nennt, in ganz hervorragender Weise. Das Geschäft Martins aber nahm einen glänzenden Aufschwung.

Drüber in seinem vergessenen Laden tröstete der alte Peronnel seine verzweifelte Frau. „Nicht al- les ist alles verloren!“ Der schlaue Fuchs hatte bereits seinen Plan. Er wartete nur geduldig seine Zeit ab. Als aber eines Tages die schöne Yvette einen mitteilsvollen Blick auf den Laden der an- deren Straßenseite warf, da bemerkte sie in der Färb der „alten Papiermühle“ einen elegant ge- kleideten, sympathischen jungen Mann. Er schaute herüber, sie schaute hinüber. Und bald darauf er- fuhr man in der Nachbarschaft, daß der alte Pe- ronnel seinen Neffen als „Geschäftsführer“ auf- genommen hatte.

Allons war aber kein gewöhnlicher Verkäufer. Eigentlich verstand er vom Papierhandel so viel wie gar nichts, aber er war weit in der Welt her- umgekommen und hatte sich eine gute Bildung angeeignet. Man konnte ihn als flotten Tänzer und Gesellschafter. Er war interessant, er gefiel den

Was blieb der „neuen Papiermühle“ anderes übrig, als das Geschäft in eine günstigere Gegend zu verlegen.

Der sehr geschätzte Arzt einer kleinen Provinzstadt wurde von einem jungen Brautpaar der Stadt zur Hochzeit geladen. Nach einem sehr anstrengenden Tag fiel dem Doktor am Abend plötzlich ein, daß er ja auf die Hochzeit hätte kommen sollen. Jetzt war aber guter Rat teuer. Alle Geschenke waren geschlossen, und ohne Geschenk konnte er nicht erscheinen. Ein glücklicher rettender Gedanke. Hatte er nicht kürzlich ein Jubiläum gefeiert und dabei verschiedene Silber-sachen als Geschenk erhalten? Sicher war da etwas Brauchbares darunter. Und richtig entdeckte er auch einen hübschen Schöpflopf, den er alsogleich einpackte und eifrig in das Hochzeitshaus mitnahm. Dort wünschte er den Neugeborenen Glück und schenkte ihm den Schöpflopf. Gabe. Freudestrahland dankte das junge Paar und betrachtete, entzückt das schöne Geschenk. Plötz-

„Ja, das sag ich dem Herrn Pastor nicht. Ich weiß noch gut, wie das mit dem Hasen gegangen ist.“

Zauber app. 1
Artikel, liste grüß
WILLI erwin A. Heilig
Magdeburg a. 10 zauber

en und Strecken

TROCKEN
Aus DEUTSCHLANDS
GRÖßTER *Seckelladen*
Ladenpreis*, Fl. RM 4,50

443

Vollwertiger Ersatz

(Wilhelm Schütz)



„Glaub'n Sie vielleicht dös, was in dera englischen Zeitung steht?“

„Naa, naa, aber die Witzblätter san g'rad vergriffen!“

Die Frau des Kentauren

(fr. B. Ick)



Die Ziehleute machen Mittag

Von Reinh. Koester

Möbelpacker — In Berlin „Ziehleute“ genannt — sind überall in der Welt wie die Bären im Zoo: sie sind gutmütige und zu vielerlei Humoren aufgelegte Riesen, wenn man ihnen ihr Zuckerbrot gibt, das in ihrer Sprache Bier und Trinkgeld heißt. Gibt man es ihnen aber nicht oder nicht reichlich genug, erwacht die Urwaldnatur in ihnen, und sie können sehr böseartig werden. Besonders allein-stehende Ältere Damen, die sparsam sind und keinen Sinn für den Durst einer Bärenkehle haben, sind ihnen ein Grauel.

Da sitzen drei von ihnen um den Tisch an der Theke einer kleinen Stempel bei Bier, Korn und massigen Stullenpaketen. Ihre Mienen sind un-
wirsch.

„Wie ick bel'n vierten Jang mit Orje dat schwere Sofa hab ruffschleppt, ha 'ck mal Janz sachte anjetippt und Jofraacht, ob da woll nich een Milchluden in die Nähe is. Wieso, fraacht die olte Zicke, wat wollen denn Sie in'n Milchluden? Nu, saare ick, bel mich zu Haus jibt et sojar in'n Milchluden Flaschenbier! Vastehne? Aba die klekt mir nur dämlich an und schittelt mit'n Kopp War 't nicht so, Orje?“

„Na, jawiß doch. Awa wat dat Frolein Tochter is, die ooch schonst weit iben Schneida is, die is noch dämliche. So'n trocken Umzech ha 'ck lange nich mehr alebt, saare ick so Jesprächsweise, vastehst? Und da rient dat Luda vejneicht und saacht: Nich waah? Diesmal ham wa Jick Jehabt! Awa 't vorichte Mal, saachtte, da hat et mit Mol-

len Jossen und uns die Janzen Möbelen verun-jenert! Jotte nee, saare ick, wat Se nich saaren: mit Mollen? Wann ick dat Wort Molla höre, saare ick, krampft sich mir dat Herze zussam', saare ick, von wejen die schweren Meebel und die laustjen vier Treppen. Hoben tu Jek Ja ren, wenn ick mang dat Heben ooch mal eenen haben kenn! Ich versteh den Berliner Dialekt so schwach, saacht dat Mädchen und zeicht uff dem Büffel: Da können Sie noch die Flecken sehen, die der Rejen beim vorichten Umzech vauersacht hat! Nu wөөß ick nich: is die so doof ods stelte sich nur doof?“ „Noch drei Mollent!“ tönt es in tiefem heiseren Baß vom Munde des Obmanns der Ziehleute. „Det

ha 'ck fleisch Jepsannt. Arme Ludersch sind det. Und Ausländ ooch noch, Jloob ick. Een Blick Jenucht. Wo ick een Büffel seh von two Zentna und denn als Teppich nur een Bettvorleje, da wөөß ick Jenucht! Und denn noch two Weibs. Tja, wenn det denn een Junggeselle is, der schämt sich und Jköt wat springen! Nur welli a nich schief enjeklekt will sein. Awa da kann et dir ooch de Tomaten vahageln. Neulich war ick da bei een leibhaftigen Jrafen mit Scherbe in 't Ooge und so. Zuerst jibt a Jaden eine kleine Flasche Heilut und saacht: Liebe Leute, saacht a, Jebene mir bios uff meine antikjen Meebel abacht, und se wenn det nich missen bereuen, wenn allens Jut und heil labkommt, saacht a.“

„Und denn haste ihn den Spiegel zerdepert?“ „Von wejen! Anjefoßt ham wa 'die allen Klamotten als ob se aus Glas wärn. Nicht is passiert! Und wie ick dat letzte Sticke, een Kommode, oben bringe, Jängt det Aas an zu lamentieren und saacht, det is det wertvollste Sticke, wa schonst seine Järrliche Urjroßmutter uff Jewickelt worn is, und det Sticke is een Jeschenk Jewesen von Hujo, den Vachselmeiten, an Elvira, die Unblutje, und nu fehlt ihr det Hintabene! Otto hat Sein und Sein Jeschworn, dat det Dings hinten auf een Jiezelstein gestanden is, aba weil wa nu uff mächtigen Zasta Jnjestellt warn von wejen „nicht bereuen“, war Otto schon een blükken blau uff eigene Rechnung. Und der Jraf hat Jotobt und wir war'n neesse. So wat jibt et.“ „Haste den Mann nich Bescheid Jestoßen? Det war doch klar, dat det uffjeachte Schwindel war!“

„Hätte ick ooch, wenn Otto nich so blau war

Die Rose

Wollt' stich mir Rosenduft
in einer Schale holen.
Da hatt' ihn mir der Schuß,
der Wind, davongestohlen.

Sah sprengen üben Jaun
ihn noch mit Windesjohlen
in die Lüfte, die blau'n,
auf goldnem Sonnenjohlen.

Von des Gefellen Saft
vermischt noch fand die Rose;
von ihm entblättert, faß
entleidet bis zum Schöße.

Klaus Josef Hbl

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Föllisch, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg. Abonnement im Vertriebsjahr RM 5.10. Anzeigenpreise: nach Preiskarte Nr. 3, gültig ab 1.7.1937. D. A. II. Vj. 33. 1725. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sandingergäß 20, Fernruf 1776. Postcheckkonto München 3700. Erfüllungsort München.

Entdeckung

(Erich Schilling)



„Sieh mal, Otto, wie schlecht diese halbnackte Prima Ballerina tanzt!“

„Ach ja — ganz richtig — tanzen tut se ja ooch!“

„ewesen. Nach jetana Arbeit heb ick ooch jerne
ceenen, aba imma so mittenmang, dat is nicht dat
richtje. Trudeln wa noch eene Lare Korn aus?“
„Jemacht. Und denn noch eene Mollie. Aba denn
wird et Zeit, sonst komm' wa mit die zwote Fuhr
nicht zurecht. Punkt zwele missen wa schon in
die Wilmersdorferstraße sind!“

„Na, denn prost! Eene Lare „mit' uff' Vadacht, Herr
Budiker. Und een Knobelbecher. Wieviel Uhr hem
wa denn so?“ — „Zwo Uhr fuftzehn.“
„Jotte nee, wie doch die Zeit vajeht! Det kommt
davon, wenn die Leute een'n lassen trocken ar-
beeten. Na ja, ville is et ja nicht mehr, in eene
knappe Stunde hem wa't jeschafft.“

„Nervees kannste wern in den Beruf. Darum saare
ick: Imma mit de Ruhel Wat was dat erste, wat
de be'n Millitär hest lannen missen? Det erste
war: warten. Det hilft dir for't janze Leben, is
nich so? Und velleicht hem nu ooch die beeden
Damens inzwischen bejriffen, dat et ooch in'n
Milchladen Flaschenbier jibt!“

Old USA.

(Karl Arnold)



„Unsere Vorfahren hatten sicher eine falsche Staatsform, sonst wären sie doch von den Neuamerikanern nicht bekämpft worden.“
„Tja, richtige Demokraten waren sie nicht, zum Beispiel im Kampf an der Börse haben sie ganz versagt!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTZ KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Oktoberfest

(E. Thöny)



„Well, ich habe doch gelesen, es gäbe keinen Humor in Germany.“
„Stimmt net ganz: bei ins hab'n nur die Brathendl'n nix z' lacha!“

Das absolute Fahrzeug

Das Karussell hält sich noch immer.

Es kam die Eisenbahn, das Karussell blieb; es kam das Auto, und das Karussell starb nicht; es kam das Flugzeug, und das Karussell lebte lustig weiter. Mal wurde es von kräftigen Männeräxten gedreht, mal von einem Roß, dann von einer Dampfmaschine und später von der Elektrizität, aber immer lief es herum im Kreise.

Fragen Sie mal das Fräulein Lieschen, ob es lieber drei Minuten Autofahren mochte oder drei Minuten Karussell. Ich habe die Probe gemacht, und die bekannten neunundneunzig Prozent aller Lieschen haben begeistert und bedenkenlos nach dem Karussell gegriffen. Es waren übrigens nicht nur Lieschen, und Alter schützt vor Karussellfehren gar nicht. Ob es wohl daran liegt, daß das Karussell immer im Kreise herumfährt?

Unter den Damen bei denen ich diese Eignungsprüfung, dieses Sehnsuchtsperiment anstellte, war auch eine, die besaß ein Auto mit allerlei Zylindern nebst Zubehör, und sie wollte doch Karussell fahren, obwohl eine Stundenkilometerleistung dabei keineswegs festzustellen war.

Ob es wohl daran liegt, daß beim Karussell immerhin die Möglichkeit besteht, es könne einem gerade übel werden? Das ist ein Gefahrmoment, das auf Leute, die Gefahr lieben, gewiß einen Reiz ausüben könnte.

Und dann: Im Karussell kann der beigegebene Herr gewissermaßen beschützend seinen Arm um die Fahrerin legen, der Gute, der Starkel Tut man so etwas in der elektrischen Straßenbahn, auch wenn sie schnell um eine Kurve fährt? Nein, es ist nicht gebräuchlich. Was würde der Schaffner danken, was würden die anderen Mitfahrenden denken? In der Straßenbahn fährt man überhaupt nicht zum Vergnügen, in der Straßenbahn fährt man, um ins Geschäft zu kommen, oder ins Büro, oder in die Fabrik. Aber das Karussell fährt nirgends hin. Es ist das Fahrzeug an sich, es ist das absolute Gefährt. Manche behaupten so etwas auch vom Auto, aber mit dem Auto kommt man doch schließlich immer noch irgendwo hin. Wo ein Wille ist, da ist bekanntlich auch ein Weg, aber wo ein Ziel ist, da ist kein Karussell. Das Karussell paßt nicht ins Sprichwort.

Vielleicht hängt die Passion fürs Karussell auch damit zusammen, daß man dort nicht auf einer

ruhigen Bank sitzt, sondern, sagen wir mal, auf einem Polken, einem kleinen Elefanten, einem Schwan, einem Schmel, einem Schwein, einem Straußen oder sonst auf etwas, wo man sonst nicht sitzt. Und bei der Fahrt muß man sich festhalten. Leicht möglich, solche Unbequemlichkeiten bedingen oft den erhöhten Lebensgenuß, und wenn einer, sagen wir mal in Hollywood oder Los Angeles auf die Idee käme, das Abendessen bei Einladungen unter dem Tisch zu servieren, wer weiß, ob das nicht sehr mondän würde.

Der Drang zum Karussell ließe sich leicht auf die Straßenbahn oder Untergrundbahn übertragen, falls man sich zu einem besonderen Dienst, am fahrenden Kunden entschließen möchte. Man müßte dann an Stelle der Bänke Karussellfiguren einbauen lassen, so einen Elefanten, einen Schwan und sprengenden Rappen. Möglich, daß man auf diese Weise die Verkehrsfreudigkeit noch steigern könnte, und jede Fahrt würde zum festlichen Ereignis. Wie schön, wenn man morgens seinen Stammpolken bestiege oder sich mit der Zeitung in der Hand auf sein gewohntes Nilpferd schwänge. Ältere Schlagermelodien könnten die Fahrt stimmungsvoll umrahmen.

Folitzik

(R. Kriesch)



Beschwichtigung: „Aber Leni, Sie haben ja die Marmelade mit Salz statt mit Zucker eingekocht!“ — „O mei, gnä' Frau, bal dös Ehanere einzigen Sorgen san!“

Ein Kunstfreund in einer Kunstgalerie



13.1.19

13.2.19

13.3.19



13.5.19

Bis

18.1.19

K.A.

(Karl Arnold)

Mars und der Friede

(Erich Schilling)



„Wer will mich interviewen? Die große Weltjournalle? Bin absolut verhindert, aber ich werde Sie mit meinem Freunde Götz von Berlichingen verbinden!“

Die Welt will betrogen sein...

Von Aage v. Hoymand

In dem eleganten Restaurant des Hotels Metropol saß Herr Immerpfliff Zweifelsruh und den müßig dem Treiben auf der Straße zu. Und dennoch befand er sich in keiner beneidenswerten Lage, dieser vermeintliche Herr Kross, der am heilichsten Tage schon dem Luxus frönen konnte. Jedenfalls fühlte er sich keineswegs so behaglich, wie nach dem guten Mittagessen, den vorzüglich Wein und dem anschließend köstlich duftenden Mokka mit einem Schuß edlen Kognaks darin und dicker Zigarre eigentlich anzunehmen gewesen wäre.

Wozu wohl einzig der bedeutsame Umstand beigetragen haben mochte, daß der Fülle seines Magens eine ebensolche Leere seines Geldbeutels entsprach, daß er nicht die Rechnung, die ihm der Kellner sogleich diktiert auf einem Teller überreichen würde, bezahlen konnte. Ja, nicht einmal für das Trinkgeld langte es mehr.

Herr Zweifelsruh legte die echte Havanna beiseite, sie schmeckte ihm plötzlich bitter. Vor zwei Stunden noch hatte er nichts sehnlicher gewünscht, als hier drinnen zu sitzen, und nun wäre er hilflos, wenn er nicht wieder draußen auf der Straße wäre.

Die verteuerte Rechnung!

Ein Wunder würde geschehen müssen. Noch einmal durchsuchte er sämtliche Taschen. Doch bekanntlich ließen Wunder stets auf sich warten, und Zweifelsruh kam es langsam zum Bewußtsein, daß er sich eigentlich nicht hätte hierhin wagen dürfen.

Aber hinterher ist immer gut reden. Zweifelsruh betrachtete sich als ein Opfer der Verhältnisse, denn seine Geschäfte ließen in letzter Zeit zu wünschen übrig.

Die Geschäfte des Herrn Immerpfliff Zweifelsruh? Die waren von verschiedenster Art. Als sich neulich seiner Verbindungen alle sehr aufrichtig erwiderte, indem sie ihm mit der Polizei drohte, daß er geringen, gewisse Zweige seiner Tätigkeit aufzugeben.

Und seitdem befleißte sich Herr Zweifelsruh mit Kunst. Mit Malerei im besonderen. Namentlich mit Gemälden, die würdig waren, von berühmten Künstlern zu stammen, wobei die Meister freilich vergessen hätten, diese ihre Kunstwerke auch zu signieren. Dieser Vergesslichkeit aber, die bei bedeutenden Menschen häufig zu beobachten ist, hatte Zweifelsruh im edlen Interesse zur Kunst wiederholt abzuheilen verstanden, indem er das Versäumte eigenhändig nachholte.

Doch wie gesagt, die Zeiten waren schwierig, und Zweifelsruh versuchte sich kaum noch darauf zu besinnen, eine ordentliche Mahlzeit genossen zu haben, so daß er vor zwei Stunden der Versuchung unterlag, sich in dem Hotelrestaurant niederzulassen, einzig auf die unsichere Hoffnung hin, daß das Mittagessen ermunternd und stärkend auf Leib und Seele wirken, und seinem Gehirn im gegebenen Augenblick der rettende Einfall kommen würde.

Nach aber hatte sich der besagte Einfall nicht gemeldet, und Zweifelsruh fühlte, daß es nichts nützen würde, noch länger dazusitzen und abzuwarten. Lieber in den sauren Apfel beißen und mit dem Wirt reden. Vielleicht ließ er sich zu einem Kredit erweichen oder fühlte sich sogar geschmeichelt, daß er die Ehre gehabt, eines so berühmten Manns bei sich als Gast zu sehen.

Der Oberkellner erschien erstunlich rasch auf Zweifelsruh's Wink — und mit der Rechnung in der Hand. Zweifelsruh sah darüber hinweg und wünschte den Wirt zu sprechen.

Der Herr Wirt ist leider gerade zur Badeanstalt gegangen. Anderthalb Stunden würde es gewiß noch dauern. Anderthalb Stunden! Bedenst! Zweifelsruh war es, als ließe ihm eine kette

Dusche über den Rücken. Er bestellte ein Glas Kognak dazu.

Solch ein dicker, wohlgenährter Hotelwirt, er nahm gewiß ein Schweißbad, um sich von seinem überflüssigen Fett zu erleichtern. Solch ein Mann, der genießt das Leben, ißt und trinkt nach Herzenslust. Und Geldsorgen kennt der natürlich nicht. Kommt eine Rechnung, so ... blitze schön — er hatte ja genug Rosinen. Und sollte es wirklich einmal happen, dann konnte er ja das Hotel verkaufen. Mancher einer würde sich daran reißen. Hier hielt Zweifelsruh in seinen Betrachtungen inne. Das Hotel verkaufen!

Der rettende Einfall! Daß er ihm nicht schon längst gekommen war.

Unverzüglich begab er sich in die Fensprechelle und schlug im Branchentelefonbuch nach. „Geschäft ... Geschäftsverkäufe ...“ Wurde doch eigentlich davon leben konnten, anderer Leute Besitz zu verkaufen. „Geschäftsverkäufe, schnell und zuverlässig, ständig solide, kapitalkräftige Interessenten. Spezialität: Hotels und Restaurationen ...“ Das war der Mann, den er suchte.

Zudem wohnte er am anderen Ende der Stadt, so daß er den Wirt des Metropol's wohl kaum konnte Zweifelsruh rief an. Jawohl, man hatte einen Interessenten. Herr Immerknacker, Rentier, sehr kapitalkräftig — den würde das Hotel bestimmt interessieren, wenn der Preis wirklich ... mehrere Interessenten ... rasche Abwicklung ... am vorzuziehenden ... jawohl, er verstände. Der Makler erklärte, daß er sofort mit seinem Interessenten erscheinen würde.

Zweifelsruh kehrte an seinen Tisch zurück und studierte inzwischen die kleine Reklamebroschüre, die dort auslag und eine ausführliche Beschreibung des Hotels enthielt. 45 Zimmer mit warm und kalt Wasser und allem Komfort, eine vorzügliche Küche, div. Billards usw. „Führen Sie sich bei uns wie zu Hause ...“ hieß es am Schluß, unterzeichnet mit dem vollen Namen des Wirtes.

Eine Viertelstunde später fuhr ein Auto vor, dem zwei Herren anstiegen. Zweifelsruh ging ihnen entgegen und führte sie in das Restaurant, ließ das Kognakglas gegen drei Pokale mit dem besten Whisky austauschen und eröffnete sogleich die Verhandlungen.

Zweifelsruh erzählte — wahrheitsgemäß —, daß er nun lange genug hier gewesen sei, und daß er sich zu verändern wünsche. Er beschrieb ausführlich die vorzügliche und moderne Ausstattung des Hotels und gab so ausgiebige Erklärungen über den letzten Jahresumsatz und die alljährlichen Überschüsse ab, daß die Herren sehr interessiert wurden. Insbesondere der Interessent. Auch tünden sich jetzt zahlreiche Gäste ein; denn es war zur Mittagszeit.

Die Stare / Von Willy Reindl

Pappeln schritten weit auf herbstlich braunen Straßen, den Strom begleitend, der am Ufer rauschend schlürft. Aus Sträthen, wo sich tausend Stare niederlassen, ein pausenloser Marsch sein Tempo wirft.

Der Wind schlägt drin den Abtuhms großer Reifen so stark, daß braufend aufgerannt der Obgel Zug in ungeheuren Reifen den Horizont zerfälscht, der drehend schwankt.

Zweifelsruh erklärte den Herren nun, die Räumlichkeiten zeigen zu wollen. Er wandte sich an den Kellner und sagte, daß die Herren ein Zimmer zu sehen wünschten, und führte sie zum Portier hinaus. Es waren nicht viele Zimmer frei. Doch vermochte Zweifelsruh, der Portier zu bewegen, daß er ihnen den Pikolo mit einem großen Schlüsselbund mit auf den Weg gab, um ihnen all die freien Zimmer zu zeigen, weil — wie Zweifelsruh betonte — die Herren längere Zeit zu bleiben beabsichtigten und daher sorgfältig in ihrer Wahl seien. — Und den Herren wiederum gab er zu verstehen, daß er es nicht wünsche, wenn sein Personal von den Verkaufsverhandlungen erfahre, ehe man nicht zu einem Abschluß gekommen sei!

Die Zimmer wurden eingehend in Augenschein genommen. Alles inventar wurde betrachtet. Ja, selbst Korridore, Treppen, Badezimmer und Toiletten. Noch nie vermehrte der Pikolo Gäste kennengelernt zu haben, die mit einer solchen Gründlichkeit vorgehen. Schon begannen er ungeduldig zu werden. Zweifelsruh fuhr mit der Hand in die Tasche. „Hier mein Freund!“ — zog sie aber aus verständlichen Gründen sogleich wieder heraus und meinte: „Nachher! Zeige uns auch die Küche! Die Herren wollen sich davon überzeugen, ob das Essen auch wirklich hygienisch und einwandfrei zubereitet wird.“

Man batrat die Küche. Herr Immerknacker importierte sie offensichtlich. Alles tipp topstt, meine Herren“, erklärte Zweifelsruh. „Der großen neuen Kuppelkessel dort habe ich erst vorgestern angeschafft. Hat eine Stange Geld gekostet, aber er ist prima. Ebenso die ganzen elektrischen Anlagen.“

Pikolitz schneuerte den Koch an, weil seine Schürze angeblich schmutzig sei, und befahl ihm, eine neue umzubinden. Der Koch machte anfangs ein erstauetes Gesicht, aber als ein gemüthlicher Dickack, der er war, gehorchte er.

Man begab sich in das Restaurant zurück, wo Zweifelsruh erneut Whisky anbieten ließ. „Meine Herren“, sagte er, „Sie haben Restauration, Küche, Zimmer und die anderen Einrichtungen des Hotels gesehen. Ich bitte übrigens um Entschuldigung, Sie hier empfangen zu haben. Aber in meinem Kontor ist gerade der Fußboden gestrichen worden. Es bliebe also nur die Privatwohnung übrig. Ich zeige sie Ihnen das nächste Mal. Wenn ich Ihnen nämlich anvertrauen darf meine Frau ... darf nicht gestört werden ... freudige Begegnung! ... Sie verstehen, meine Herren. Drei Zimmer sind es. Nicht groß, aber gemüthlich, sehr ist ja nicht so wesentlich. Sie können sich jetzt immerhin ein Bild von dem Wert des Objektes machen, und Sie werden zugeben, daß der Preis, den ich Ihnen nannte, sehr mäßig ist. Wie gesagt, es sind noch andere Interessenten da. Aber mir ist an eine rasche Abwicklung sehr gelegen, und ich würde Ihnen gerne den Vorzug gewähren, wenn Sie sofort mit mir abschließen würden. Auch nehme ich an, daß Sie mir eine kleine Zahlung à conto leisten werden — lediglich um sich das Verkaufsgeheimnis zu sichern. In welcher Höhe soll Ihnen überlassen sein. 2000 hätten Sie bei sich, sagten Sie vorhin ... eigentlich nicht viel ... nun gut. Alles übrige werden wir morgen bei meinem Rechtsanwalt regeln.“ Herr Immerknacker und auch der Herr Reindl waren es für das Klügste, sich das Geschäft nicht entgehen zu lassen. Der Preis des Hotels war wirklich günstig. Ja, eigentlich war es zu preiswert, und hätten sie es nicht gerade aus dem Munde des Eigentümers selbst vernommen — sie hätten es für gewislich gehalten.

Der Kontakt war gerade unterschrieben, und Zweifelsruh hatte die Zweitausend in der Tasche verschwinden lassen, als er einen kleinen, runden Herrn bemerkte, der — rot im Gesicht wie nach einem

Dampfbad — vor dem Hotel auftauchte und es mit stolzer Besitztümer betrachtete.

Der Wirt!

Zweifelsruhm beehrte sich, seinen baldigen Gästen verständlich zu machen, daß sie sich nun lieber rasch zurückzogen, denn gleich erschiene ein Herr, der sehr ungehalten sein würde, erfuhr er von dem Verkauf des Hotels.

„Gewiß ein anderer Interessent“, vermutete der Makler.

Man verabredete, daß Herr Immernacker morgen das Hotel noch einmal gründlicher besichtigen würde, und verabschiedete sich in aller Hast. Kaum waren die beiden Herren zur Tür hinaus, als der Oberkellner an Zweifelsruhm herantrat: Der Herr Wirt sei soeben gekommen.

Zweifelsruhm hängte nicht länger mehr den Wunsch, den Wirt zu sprechen. Was sollte er ihm jetzt sagen? Aber schon stand der Wirt, sich höflich verbeugend, vor ihm.

„Herr Wirt ...“ räusperte sich Zweifelsruhm, „ich möchte Ihnen persönlich meine Anerkennung ausprechen. Ich war wirklich sehr zufrieden mit ihm.“

„Übrigens habe ich eben — Ich bin Kunsthändler — eine wichtige Konferenz mit ein paar Geschäftsfreunden hier gehabt — es waren jene Herren, denen Sie gerade an der Tür begegnet sind. Der kleine Dicke — Herr Immernacker — kommt morgen morgen gegen 11 Uhr noch einmal her. Falls ich nicht da sein sollte — man weiß ja nie, was einem dazwischenkommen kann, wollen Sie sich bitte freundlichst seiner annehmen. Er ist leider ein wenig cholerischer Temperaments. Sollte er ungeduldig werden, so lassen Sie ihm auf meine Rechnung einen Whisky servieren. Sollte das nicht helfen — dann eben noch einen. Auch laßt dieser Mann zuweilen an einer fixen Idee, zumal wenn er ein bißchen aufgeregter ist. Aber deswegen brauchen Sie keine Angst zu haben, er ist gänzlich ungefährlich. So besonderer sich das anhört, aber wenn er ein fremdes Haus betritt, namentlich ein wildfremdes, kann er manchmal plötzlich auf den Einfall kommen, daß das Haus ihm gehöre. Er hätte es gerade gekauft, pflegt er dann immer zu behaupten und ist um nichts davon abzubringen. Stellen Sie sich das vor! Neulich ging er ins Nationalmuseum. Und gerade als er des Schlafgemachs Joachims II. betrat, da kam es plötzlich wieder über ihn. Auf der Stelle ankleidete er sich und legte sich in das Himmelbett. Er fühlte sich dort so wohl und ganz wie zu Hause, daß er sofort einschlief. Unglücklicherweise aber begann er so laut zu schnarchen, daß der Museumsdiener darüber erachte und ihn hinauswarf ... Sie lächeln, das klingt komisch, was ... Wenn es nur nicht eine im Grunde so tieftraurige Geschichte mit ihm wäre.“

Doch wie gesagt ... sonst ist er durchaus ungefährlich. Man lasse sich nur nichts anmerken und gebe ihm immer recht. Dann beruhigt er sich bald — sollte er freilich nicht aufhören, Unsin zu schwätzen, so rufen Sie nur nach einem Krankenwagen. In der Heilanstalt werden sie ihm schon die Gesundheit wiedergeben.

Nun aber muß ich mich beellen. Hoffe, Sie werden die Umstände entschuldigen, die ich Ihnen berichtet habe. — Herr Ober, hatten Sie nicht vorhin eine kleine Rechnung für mich? Beinahe hätte ich es vergessen. Bitte schön, der Rest ist für Sie. Auf Wiedersehen!“

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Die Eltern

Im Amtsblatt eines Bezirksamtes war vor einiger Zeit eine Bekanntmachung mit der Überschrift: „Entführung eines Fünfgroschens“ zu lesen, in der mitgeteilt wurde, daß ein 15 Jahre altes Mädchen, schwarzer Zigeunertyp, untf. entführt worden sei. Es ließ dann wörtlich weiter: „Es ist bestimmt anzunehmen, daß sie mit ihren Eltern, bestehend aus einer Manns- und einer Frauensperson, welche auf einem Fahrradgestell einen Affenzirkus mitführen, umherzieht.“ — Man nimmt mit Befriedigung davon Kenntnis, daß auch bei umherziehenden Personen und Zigeunern die „Eltern“ aus einer Manns- und einer Frauensperson „bestehen“.

EIN STÜCK ZUCKER FÜR FIFI

Von Josef Robert Harrer

Als Charles verläßt aus dem Büro heimkam, hörte er schon vor der Wohnungstüre Fifi bellend. Verdammt! Kötter, dachte er, ich erwäge dich noch! Du bringst uns noch auseinander, du hast mir noch gefehlt!

Er öffnete die Türe und rief: „Ruhe, Fifi, Ruhe!“

Aber Fifi, das kleine entzückende Hündchen, kümmerte sich nicht um den Befehl. Was konnte ihm, dem Liebbling, dem Herzenshündchen Jennys, die Wut eines Charles anhaben! Natürlich, auf dem Tische lag wie so oft der Zettel.

„Charles, sei so lieb und warte Fifi ein wenig spazieren! Ich habe leider eine dringende Besorgung. Damit Du ruhig bist, Du Othello, so wisse, daß ich mit Janet Einkäufe bestorge. Kuß! Jenny.“

Ja, so war seine Frau. So waren alle Frauen; alle Frauen hatten ihr Hündchen, alle Männer mußten nach dem Büro diese dummen Kötter spazierenführen. Er nahm den Maulkorb und zischte: „Fifi, Raubtier, komm her, wir wollen —“

Er verstummte plötzlich. Das war ja gar nicht Fifi! Der Jennys Fifi war doch ein Weibchen; und was er da vor sich hatte, war ein Männchen, das zwar Fifi vertuefeln ähnlich sah, aber doch nicht Fifi sein konnte. Das Hündchen bellte wie verrückt; es war nicht zum Aushalten. Sollte er den Hund fortjagen? Nein, das dürfte er nicht tun. Nach einer Viertelstunde war es ihm gelungen, dem Hündchen den Maulkorb anzulegen und ihn an die Leine zu bringen. Fortwährend gubbelte er: Wie ist aus dem Weibchen ein Männchen geworden?

Kopfschüttelnd ging er mit Fifi, die nicht Fifi war, spazieren. Plötzlich war es ihm, als ob Fifi nach

einer bestimmten Richtung an der Leine ziele. Charles bog nach. Da sah ihn das Hündchen freundlich und dankbar an.

Sie kamen durch eine Parkanlage und krouzten einen großen Platz. Das Hündchen begann nervös zu schnuppern und schien nicht zu wissen, nach welcher Seite es sich wenden sollte. Dann aber zog es nach rechts und Charles folgte. Sie gelangten zu einem Haus, vor dem der Hund stehen blieb. Er sah auf die Haustüre und bellte. Gut, dachte Charles, gehen wir hinein. Freudig wedelte das Hündchen, das nicht Fifi war, mit dem Schwelle und zog Charles hastig die Treppe hinauf. Auf der dritten Etage angekommen, blieb der Hund stehen und sah bald auf Charles, bald auf die Türe. Gut, dachte Charles, lauten wir an.

Bevor er aber läutete, blickte er auf das Türschild. Er las „Fred Privau, Tennistrainer“. Weht der Wind daher, dachte Charles. Gut, lassen wir ihn wehen; die Sache wird immer interessanter. Schon schau, hier also wohnt der Herr, von dem Jenny so begeistert erzählt! Er läutete nicht, sondern bückte sich vielmehr zu dem Hündchen nieder und sagte: „Sei nicht böse, lieber Kötter, wenn ich dich jetzt ein wenig quäle!“ Er zwickte den Hund in den Schwanz; der Hund begann zu bellern, er scharrte an der Türe. Charles lachte; er half dem Hund beim Scharran an der Türe; erst als er Schritte näher rückte, eilte er rasch ins nächste Stockwerk, wo er sich verbarg und lauschte. Ein Herr öffnete und sagte erstaunt: „Bußfi, ja, Bußfi, das ist doch unmöglich! Du kannst doch nicht gleichzeitig in der Wohnung und auf dem Gange sein!“

Das Raubtier hieß also Bußfi Bußfi bellte freudig; und jetzt klang auch aus der Wohnung das Bellern eines Hündchens. Charles stutzte, in der Wohnung bellte ja die richtige Fifi.

„Komm herein, Bußfi!“ sagte der Herr. Die Türe wurde wieder geschlossen; im Stiegenhaus trat Ruhe ein. Charles schlich sich wenige Minuten später aus dem Haus und begab sich in ein nahe Kaffeehaus.

Tatsächlich, er wartete nicht vergeblich. Bald ist eine Dame aus dem Haus, die sich ängstlich nach allen Seiten umblickte. Es war Jenny; sie eilte rasch fort, ein Hündchen an der Leine. Und dieses Hündchen war Fifi.

Nun war Charles alles klar geworden; während er sich im Büro abplagte, hatte der geschätzte Tennistrainer seine Frau besucht. Es war ihnen dann doch zu gefährlich geworden, darum suchten sie die Wohnung des Trainers auf. In ihrer Verliebtheit, die immer dummer macht, hatten sie die Hunde verwechselt. Mit Bußfi war Fred zu Jenny gekommen, mit Fifi gingen sie fort. Und er, der lächerliche Ehegatte, sollte statt Fifi Bußfi spazierenführen. Aber nun hatte er genug.

Als er spät nachts heimkam, sagte er kleinlaut zu Jenny: „Ach, Liebste, was mir zugestoßen ist! Sei nicht böse! Als ich mit Fifi — Kurz, ich habe auf Fifi so wenig aufpassen, daß sie sich verlaufen hat!“

Jenny sah ihn streng an. „Das schaut dir gleich! Nur gut, daß Fifi ein so geschicktes Hündchen ist! Als ich nach den Einkäufen mit Janet heimkam, hockte die arme Fifi verlassen vor der Türe!“

Das Erstaunen, das Charles zeigte, war wunderbar gespielt. „Wirklich? Oh, die schlaue Fifi! Dafür soll sie belohnt werden!“

Er holte aus der Küche ein großes Stück Zucker und lockte Fifi. Dazwischen sagte er: „Im übrigen, Jenny, eine Neuigkeit! Denk dir, ich lasse mich von dir scheiden! ... So komm doch, Fifi!“

„Unerbitt, ich —“

„So komm doch, Fifi! Eigentlich gebührt ja das Stück Zucker dem süßen, lieben Bußfi, nicht wahr?“ Während Jenny erlebte und Charles sprachlos anstarrte, gab dieser lächelnd Fifi das Stück Zucker.

„Brave Fifi, bald wirst du viel mit Bußfi beisammen sein. Vergiß nicht, ihn von mir zu grüßen!“

(J. Hegenbarth)



„Vierzig Hektoliter dunkles Bier schenken wir an guten Tagen aus“, sagte er stolz.
„Und helles?“, fragte ich interessiert.
Er antwortete: „Bei uns gibt es nur dunkles Bier.“
Sie müssen nämlich wissen, der Gasthof liegt am Ausgang des Friedhofes — —“




AUXOL
netter
 Ihr Haar

...ge, nach besonderem Verfahren her...
 ...trionikum von universeller und ungewöhn...
 ...sensiver ...kung, RM 1,90 und RM 3,=

OLFF & SOHN · KARLSRUHE

Himmel

obers, nach Auf-
nenn Götting
erfüllung, glücken-
streuer Kometo-
bildlichen Himmel
mit Blut und den
in erblutet
an das runde
WM 3000
ung zu bestehen



Mein Kennzeichen ist mein Niering
Für 3,95 Mk. dieses Ich. Sie sind die
heute und schick. Sie heißen mich in allen
guten Fußgänger. Ich sage Ihnen den
gern, was ich kann.

Gestalten Sie, daß
Ich mich vorstellen:
Handwritten signature
Ich schreibe wie ein
wunderschöner Bleistift, aber
mit fließender Tinte
Mein Wahlprüdstein
Jederzeit - schreiben Sie
Ich kenne mich kleckern
eicht und ganz leicht
Sicherlich zu feder-
leicht über Papier wie
Manche Feder - Schreib-
geräte

W u n s c h e n

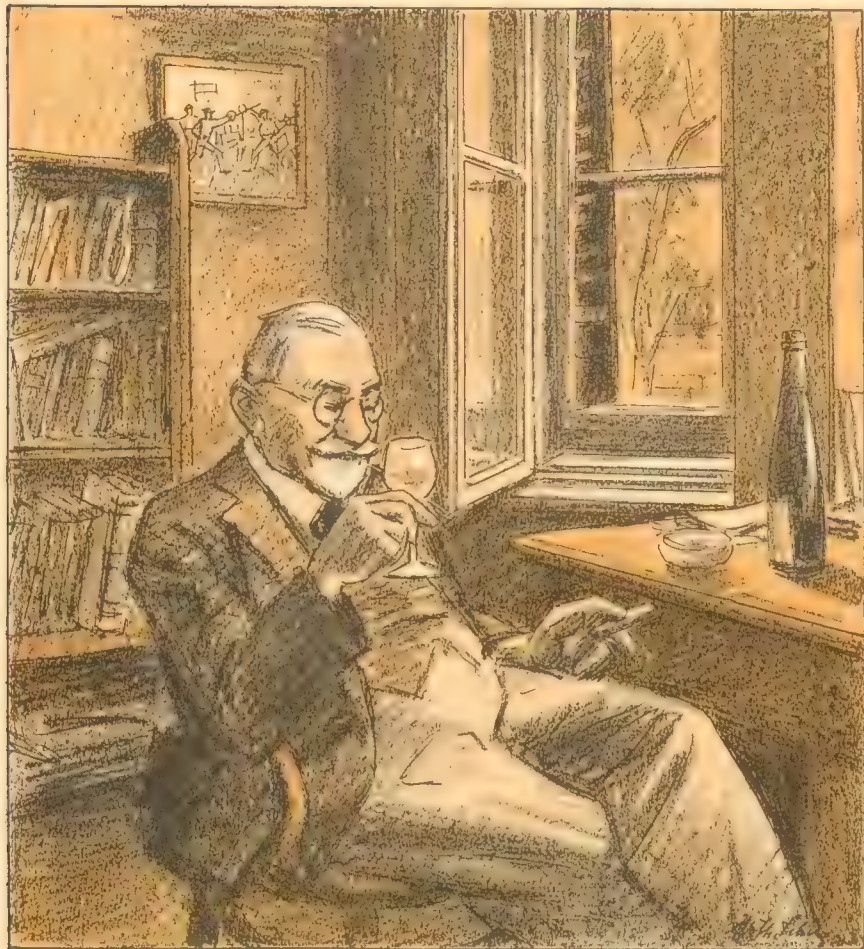
Der Schweinskopf

(© Gu.Branson)



„So serviert man einen Schweinskopf nicht. Eine Zitrone gehört ins Maul und Papierkrausen drum herum!“





Als ich noch jünger war,
trank ich nicht gern allein.
Mit einer Freundeschar
saß ich beim Abendwein.

Das war ganz hübsch soweit.
Ich war ein guter Junge
und noch nicht sehr geschäft.
Froh plapperte die Zunge.

Die andern lauschten mir
und machten ihren Schnitt.
Ich hatte das Pläster.
Sie hatten den Profit.

— Jetzt zieh' ich alter Gauch,
allein mit meinem Glase,
mir selbst zum Hausgebrauch
die Wärmer aus der Nase.

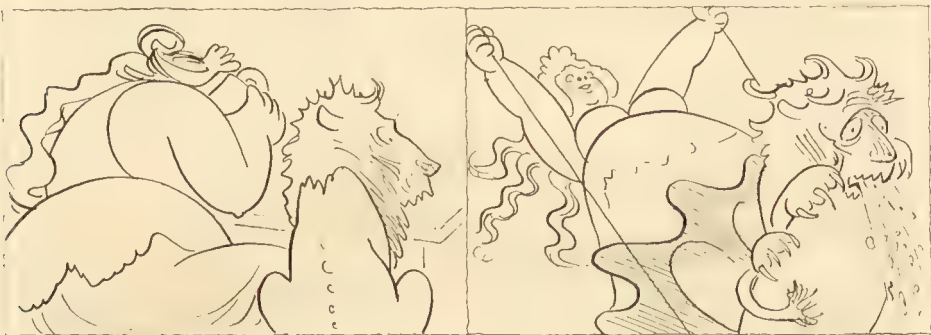
Katalöser

Die Bavaria auf dem Oktoberfest

(fr. Bites)



„Also, Leo, allaweil zuaschaun, dös mag i net . . . mir macha jetzt amal mit!“



„An Durscht hab i von dem ewigen Rumstehn . . . rührn muaß si' was!“



„Grad zünfti is'!! Ja, Leo, wie schaut denn du aus?“



„Jetzt gehn wir gleich hoam! Aber schön war's doch!“

Beglückende Antwort

Von Käte Biel

Die sechste Nacht war vorüber, und der siebte Tag sollte beginnen. Länger hatten sie noch kein Recht, ihre Köpfe nebeneinander zu legen.

Auf dem Bettend saß Gerd und fischte, milde schimpfend, mit dem großen Zeh nach seinem Pantoffel. Herta wünschte dem Dackel guten Morgen, der wunderhübsch auf das Couchkissen gestützt war, weil die sonst recht kultivierte Hotelleitung eine finstere Vorliebe für derartige künstlerischen Wirkungen hatte. Gleich bei der Ankunft hatten Gerd und Herta, nicht frei von snobistischen Regungen, das Kissen umgedreht, aber die Zimmernädchen, bis obenhin vollgestopft mit den Dikmonen der Ordnungsliebe, lieferten das, was sie für die richtige Seite hielten, unbeirrt immer wieder dem Tageslicht aus. Inzwischen hatte das Ehepaar sich an den stummen Zuschauer gewöhnt, nur abends breitete Gerd ein Tuch darüber, weil er auch keine Imaginären Zeugen liebte, wenn er Herta küßte.

Er ist so feinfühlig, dachte Herta dankbar. Er wirkt männlich und repräsentativ in jeder Lebenslage, und nichts ist an ihm, oder in seinem Wesen, das man verzeihen belächeln müßte.

Ich liebe dich, wollte sie gerade sagen, weil dies immer ein kieldesamer und gebräuchlicher Ausfluß für eine junge Frau ist, doch da erstarrte ihr das Wort im Munde —

Denn Gerd entnahm seinem Koffer, über den sie sich in sechsbürger Eile noch keine volle Herrschaft angemaßt hatte, ein anderes Hemd. Und da lag nun das Hemd, während Gerd sich zu resieren begann.

Und es lag da im hellen Sonnenschein und war eine Aussage über den Wechsel in der Herrenmode.

Das ungeschriebene Gesetz, ein Oberhemd habe eine Einheit zu sein, bestand nicht mehr. Hertas Stimme zitierte etwas. „Mode ist aber eigentlich doch immer nur, was man das Ergebnis auch sehen kann, Gerd?“ erkundigte sie sich nervös.

„Nicht immer!“ murmelte er freundlich unter vielem weißen Schaum heraus. „Um zu erfahren, daß es eine Mode auch für das Beding-Sichtbare gibt, mußst du nur die Auslage eines Damen-Wäschgeschäfts betrachten!“

„Das ist etwas ganz anderes!“ sagte Herta spontan. „Diese Dinge sollen — wenigstens gelegentlich — Schmutzwort haben! — Aber welchen Sinn hat es, etwas so Schickliches wie ein männliches Hemd rückwärts unter einem Einseitig aus anderem Stoff zu versehen?“

Er sah sie nachdenklich an. Das Hemd war geflickt, und das hatte Frau Bergmann getan, die seine Wäsche besorgte.

„Ein Hemd kann natürlich entzwei gehen!“ sagte Herta mühsam, „aber zuerst an dieser Stelle?“ —

Ich wußte, daß du eine sitzende Lebensweise hast, aber daß sich dies derartig auswirkt — das wußte ich nicht!“

„Es ist mein Beruf, meine Arbeit in dieser Haltung zu verrichten!“ gab er feierlich zu. „Und außerdem verleiht sogar Gestein! Wie kannst du von einem Wäschestück ewige Haltbarkeit verlangen?“ Herta fühlte, wie sie plötzlich reifer wurde. Jah begriff sie das Dasein. Ist schließlich ein Mann weniger männlich, weil seine Tätigkeit ihn zwingt, seine Hemden zuerst rückwärts unter zu rühnen? Er sah gerührt, wie sie mit sich kämpfte. „Ich bin weder Filmstar, noch Gesandtschaftssekretär“, sagte er großartig, „und überhaupt wirst du dich mit meinem Gehalt einrichten müssen. In einigen Jahren bist du sicher völlig in die Welt sinnvollen Hausfrauentums hineingewachsen und wirst das, was dich jetzt aus allen Wolken fallen läßt, geradezu als selbstverständliche Forderung an mich betrachten. Denn auch sparsame Oberhemdenbewirtschaftung trägt dazu bei, dir Sommerreisen, neue Kinderkleider und Pelzmäntel leichter zu ermöglichen —!“

„Nein!“ rief sie empört, „so bin ich nicht!“ „Doch!“ sagte er mitfühlend. „Das weißt du nur noch nicht!“

Sie sah ihn verzweifelt an. Er blickte weder bitter noch böse. Da führte sie resigniert das Gesicht an seinen Ausgangspunkt zurück.

„Ich bin erst eine Woche mit dir verheiratet, und das reparierte Hemd hat mich erschreckt! Diese Stelle ist also symbolisch in Bezug auf deinen Beruf!“

Jetzt hielt er das heftige Gelschter, das in ihm saß, nicht länger mehr zurück. „Keinen blassen Schimmer hast du von männlicher Wäsche, liebes Kind! — Die Menschenaffen müßten doch nur erneuert werden, und sämtliche Flickfrauen der Welt nehmen dann hinten ein Stück heraus, weil sie glauben, diese Bezirke seien der Öffentlichkeit nicht zugänglich!“

Herta lächelte befreit. „Das Leben ist wunderbar!“ Nichts an Gerd war komisch; sie konnte wieder zu ihm aufblicken. Und weil sie, wenigstens in diesem Jahr, noch nicht an Sommerreisen, Kinderkleider und Pelzmäntel zu denken brauchte, verlor ihre Seele alle Erdenscheu, schwang sich auf und ging wieder im strahlenden Sonnenschein über den Wolken spazieren. Dort, wo es keine überraschenden Geheimnisse tief verborgen in männlichen Beinkleidern gab

Rumpelstilzchen / Von Hans Karl Breslauer

Liselotte stellte die Teetasse auf des Tischeschen und sah die Freundin verschmitzt an.

„Kannst du ein Geheimnis bewahren, Mia?“ „Du solltest mich doch kennen ...“, beteuerte Mia, „ich kann schwören.“

„Dann höre ... Ich bin meinem Mann hinter die Schliche gekommen ... Er führt — wie ein ordentlicher Kaufmann — über seine Abenteuer Buch! Und heute morgen ließ er das verärrterische Notizbuch auf seinem Schreibtisch liegen. Du, das ist ein drolliges Buchlein ... Aber das Heisterste daran ist, daß er mir nach jedem Abenteuer ein Geschenk macht und es in seinem Notizbuch genau vermerkt ... Siehst du, Mia, ich habe mich schon manchmal gewundert, weshalb er zu den unmöglichen Zeiten plötzlich so freigiebig wird!“

Jetzt weiß ich es — er beruhigt damit sein Gewissen!“ Frau Liselotte lachte vernünftig und Mia sagte verwundert: „Düber kannst du lachen?“ „Schatz, Zank und Tränen wurden alles vorderhand immer besser, von einem bereuenden Mann beschenkt zu werden, als zu wissen, daß er seinen Flirt mit Geschenken überschüttet!“

„Und — was steht in dem Notizbuch?“ „Leider enthält es keine Details. Nur karge Angaben ... Einmal notiert er: Dame in Grün — Lisa Smaragdgrün gekauft ... Dann heißt es: Gold-Blonde Eile — für Lisa goldenes Handtäschchen ...“

„Das versteh ich nicht.“ „Aber Mia, was ist daran nicht zu verstehen? Er ist vorsichtig und schreibt keine Namen, sondern charakterisiert die Blumen mit zwei Worten ... So

verdenke ich zum Beispiel meinen Sealmantel einer „essigen Russin“ und den kleinen Innenleinen einer „Autofreundin!“ ... Du bemerkst, daß immer ein gewisser Zusammenhang besteht zwischen seinem jeweiligen Flirt und meinem Geschenk ... Auch nehme ich an, daß das Geschenk mit der Größe der Leidenschaft im Werte steigt ...“

„Unglaublich ...“ „Aber das Lustigste ereignete sich dieser Tage ... Vorgestern überraschte mich Heinrich mit einem Karton Seife ... Drei Stück Toiletteseife ...“

„Und —“ „Und —“, rief Frau Liselotte ausgelassen, „— und denk nur, in seinem Notizbuch steht: Rumpelstilzchen — für Lisa ein Karton Seife!“ ... Ist das nicht grotesk ... Ein Karton —“ Frau Liselotte hob lauchend den Kopf, gab der Freundin einen Wink und sagte zu dem eintretenden Gatten: „Schon zurück, Heinrich ... So früh?“

„Ja, Kind, ich beilichte mich ... Ich habe Opernkarten besorgt ...“

„Wie nett ...“, erhob sich Frau Liselotte. „Du entschuldigst, Mia, ich will nur rasch die Schmiedlerin anknüpfen, sie läßt mich wieder einmal warten!“ Liselotte verließ den Salon und Heinrich nahm neben Mia Platz

„Na“, flüsterte er ihr ins Ohr, „na, wie geht's, Rumpelstilzchen?“

Da schob Mia mit einem Ruck den Fauteuil zurück, blitzte Heinrich an und zuckte empört.

„Drei Stück Seife — Ist das deine grenzenlose Liebe?“

Das Erwachen

(K. Heil-ganthe-1)



„Wenn ich mich nur erinnern könnte, von wem ich geträumt habe, damit ich weiß, ob ich mich schämen muß!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Training

(E. Thöny)



„Weißt du, den Tod fürchten wir Sowjet-Offiziere nicht, ans Erschossenwerden hat uns Stalin gewöhnt!“



Vision beim Zahnarzt: „Also der rechte Eckzahn braucht ein wenig Luft!“

Die Insel der mannhungrigen Erbinnen

Es gibt eine Insel voll reizender Frauen, reich, schön und nicht wählerisch. Aber sie kriegen keine Männer! Sie tragen kostbare Kleidung, Goldschmuck, dessen Gewicht in die Pfunde geht, und Perlenketten, wie Tiffany in New York sie nicht kostbarer verkauft. Aber sie haben keine Männer! Sie leben in einem natürlichen Paradies, in gesundem Klima, ohne Steuern, Telefon und Autopannen. Hunger ist unbekannt. Man braucht nur zu pflücken, was man essen will. Außerdem, wie gesagt, sind sie reich.

Aber sie haben keine Männer!

Sie wären nicht einmal eifersüchtig, und keine Frau ist so überheblich, einen Mann für sich allein zu wollen. Wer will, kann sich ein oder zwei Dutzend der hübschesten Frauen aussuchen und er braucht nicht einmal für seine Familie zu arbeiten. Das tun die Frauen gerne. Das heißt, sie töten es gerne. Aber sie haben keine Männer!

Die Frauen von San Blas, auch Tigerinsel genannt, nicht weit vom Panamakanal, treiben Handel mit Kokosnüssen und werden reich dabei. Aber... Jahrhunderte lang war über die San Blas Indios fast nichts bekannt. Die Männer waren wilde, grausame Krieger und wollten mit den Weißen keine Berührung.

Henry Morgan und andere Piraten waren die Ersten, die mit den Wilden in nähere Berührung kamen. Es lohnte sich für sie, denn die San Blas-Leute gaben für Dolche und Eisen soviel Perlen und Flußgold, wie die Weißen mitnehmen wollten. Für sie hatte es nicht den geringsten Wert.

Noch heute tragen die Frauen von San Blas schwere Ketten mit spanischen Dublonen, englischen Sovereigns und Golddollars, und ihre Kleider sind so mit Gold überladen, daß sie kaum darin gehen können.

Dann kam der Panamakanal, und die Männer von San Blas verschwanden einer nach dem anderen.

Panama gefiel ihnen besser als ihre stille Insel. Nur wenige blieben. Viel zu wenige. Viele Schiffe laufen die Insel an, aber die Schiffer lassen niemand an Land. Die Frauen pflegen alle Männer zu entführen — wenn es nicht anders geht, mit Gewalt! Dabei sind die meisten ausgesprochen hübsch und selbst für amerikanische Begriffe reich! Das Klima ist herrlich, ewiger Sonnenschein und aller Zeuber der Südsee. Ein Paradies mit vielen Evas und kaum einem Adam. Die Männer von der Tigerinsel schinden sich als Halzer auf Küstendampfern. Plagen sich in den Häfen mit schwerer, schlecht bezahlter Arbeit. Und die Frauen warten vergebens auf Adams Rückkehr ins Paradies. Es ist eine verrückte Welt.

Heinz Gock

In der Fremde.

Von Ratatöskr

So schöne Wolken wie bei mir daheim gibt's nirgends mehr.
Hier ist der Himmel grau wie Gerstenscheim und inhaltsleer.

Wo ist der Zauberborgen Wunderbau mit Turm und Wall?
Wo find die Märchentiere hoch im Blau, die fragen all?

Ein lächerliches Dräcklein am Spagat —
mit Graupenflee wippt's hin und her als trübes Surrogat...
Herzjemineh!

Ein Viertelstündchen

Können Sie sich vorstellen, daß Alexander der Große Mittagsschlaf gehalten hat? Ich nicht. Mit fünfundzwanzig Jahren legt man sich nach dem Essen nicht aufs Ohr, wenn man die Absicht hat, Indien zu erobern. Eroberer dürfen so etwas überhaupt nicht tun. Ja, wenn Alexander am Vormittag im Büro gewesen wäre und zwei Stunden Mittagspause gehabt hätte, ja dann. Aber Helden machen keine Mittagspause. Sie schwingen sich nach dem Kompost sofort wieder aufs Schlachtfeld und stürmen neuen Zielen entgegen. Sie wissen nichts von: Nach dem Essen sollst du ruhn oder tausend Schritte tun.

Aus diesem Grunde sind jungverheiratete Frauen gegen den Nachmittagschlaf ihrer Helden. Er hat sowas vom sonnigen Lebensabend. Er ist ein illegitimer Schlaf. Niemals wird im Film der Held, erfüllt von zackiger Liebe, ein Nickerchen tun. Den Nachmittagschlaf verheimlicht der Herr des Hauses. „Hab mich nur ein bißchen zum Nachdenken hingesezt!“, sagt er, wenn er erwacht wird. Ja, in der Biedermeierzeit muß der Mittagsschlaf offiziell gewesen sein, den liebende Hände sickten mit Perlen auf Kissen, „Nur ein Viertelstündchen“, damit es sich auf der Wange des Geliebten abdrücke. Selbst ältere Monarchen schlafen nach Tische nicht, und in den Berichten heißt es: „Nach der Tafel zog sich seine Majestät in die Privatgemächer zurück, um zu arbeiten.“ Nur die Kammerdiener mußten von den langen Atemtügen, die diese Arbeit verursachte.

Zum Mittagsschlaf legt man sich auch nicht richtig ins Bett. Manche können nur nach Tisch schlafen, wenn sie sich in einen Sessel setzen und die Beine über die Lehne legen oder gar auf den Schreibtisch. Das soll heißen: So ein Schläfchen können Sie doch nicht ernst nehmen.

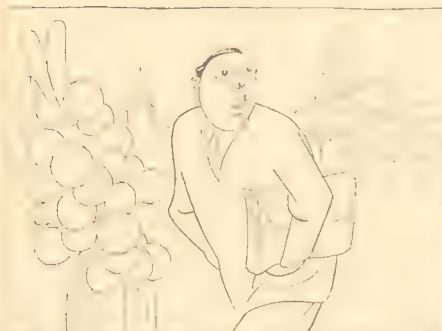
Von meinem Freunde Karl ließ es immer, er habe gesagt: Ich bin müde, ich muß ins Büro. Nur dort soll er die richtige Ruhe gefunden haben. Er hat Indien niemals erobert.

Folzitz

Auf der Suche nach der Hungersnot

Erlebnisse eines Auslandsjournalisten beim Münchner Oktoberfest

(O. Gulbransen)



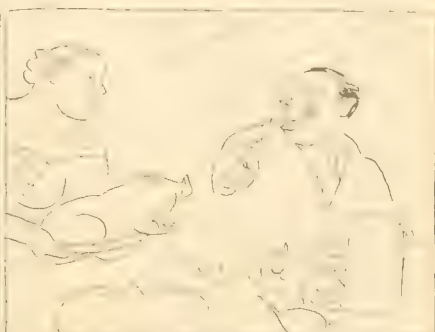
„Hier“ muß sich die Hungersnot ja zeigen!“



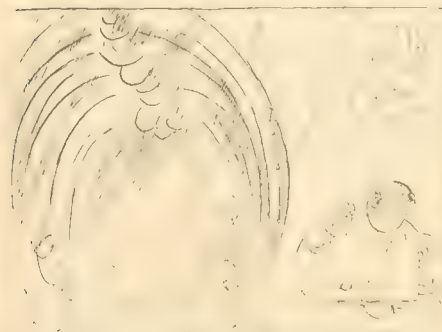
„Noch a Steckerlfisch gefällig?“



„Wie wär's mit am zweiten Brathendl?“



„A schons Spanferkerl hätt i!“



„Soll ich noch Ochse am Spieß ...?“



„O mei, der arme Mann wollt' über die Münchner Hungersnot schreiben und jetzt hat er sich überfressen!“

Vierjahresplan eines bequemen Kunstmalers

(Karl Arnold)



Erste Jahresleistung



Zweite Jahresleistung



Dritte Jahresleistung



Vierte Jahresleistung

Warnung

(Frisch Schilting)



„Was is', Freilein, darf ich Ihnen zu an' Steckerlfisch ei'laden?" — „Jawoi, aber wohna tua i fei' bei meiner Muatta!"

FEIGEN

In einem stark frequentierten, aufstrebenden Badestädtchen der Saarpfalz sah sich die rührige Stadtverwaltung veranlaßt, die außerordentlichen und günstigen klimatischen Verhältnisse des Bades dergestalt auszunützen, daß sie die Anpflanzung von Feigenbäumen in den Kuranlagen betrieb. Auch Witwe Rüb, geb. Samen, die stets und immer öffentlich und „still" lebhaftesten Anteil an den Geschicken des Badestädtchens nahm, horte die unglaubliche Kunde von dem Anbau der Fei-

genpflanzen in den Kuranlagen. Sie, die doch auch gebildet war und ihre Hochzeitsreise seinerzeit gen Italien machte, kannte das tropische Klima aus Erfahrung. Es kämpfte also Bildung und Rückständigkeit einen edlen Kampf, mit dem Ergebnis, daß Witwe Rüb in Gegenwart ihrer Enkel zur Tochter sagte: „Wenn se raff sind (die Feigen!), gehn mer nunner un gucken. Ich glaub nii dran!"

Mittlerweile gingen Stadtverwaltung und Natur, ohne Frau Rüb's Gerungsprozeß zu beachten, ihren Weg Und richtig, die ersten Feigen reiften heran.

Unglaublich! Witwe Rüb packte daher gleich am nächsten Sonntag ihre Tochter mit Enkelkindern zusammen und wallfahrte hinunter in die Kuranlagen zu den Feigenbäumen.

Versonnen und tief nachdenkend stund sie vor den wirklich vorhandenen schönen Früchten Welche Gedanken und Gefühle in Witwe Rüb vorgingen, wußte niemand, still war sie, ganz still. Da auf einmal öffnete sich der sonst so kecke Mund zur resignierten Bemerkung an die Tochter gerichtet: „Ich habe mir eigentlich die Feigenblätter größer vorgestellt!"

DER ALLES- UND BESSERWISSE

VON SOYA

Es war vor etlichen Jahren, daß ich bei einem Bekannten, der außerhalb der Stadt wohnte, das Vergnügen hatte, mit einem Exemplar der Gattung der Alles- und Besserwisser zusammenzutreffen. Besagter Herr hatte die Freundlichkeit, mich aufzufahren, in seinem Auto in die Stadt zurückzufahren.

Als Wohlerzogenheit fühlte ich mich bemüht, und sagte eine Unschuldigkeit einzufließen, und sagte ihm ein paar Schmelchaleien über seinen Wagen. Da erwies es sich sofort, daß mein Begleiter ein Experte auf dem Gebiete des Autoswesens war, und er gab dem Gespräch eine solche fachmännische Note, daß mir, der ich noch nie ein Auto besaßen, weiter nichts übrig blieb, als mich mit „Ja, ja“, und „stimmt“ dazu zu äußern. Die erste Gelegenheit nahm ich wahr, auf ein anderes Thema überzufließen, indem ich meine Bewunderung über das schöne Pferd eines vorübergehenden Reiters ausdrückte. Aber dabei geriet ich vom Regen in die Traufe. Den er entpuppte sich nunmehr als durchaus kundiger Hippologe. Vor Jahren hatte er einen eigenen Rennstall besessen und seit 20 Jahren allen großen Rennen beigewohnt. Auch über Photographie empfahl er sich nicht, mit ihm zu reden, denn er war leidenschaftlicher Amateurphotograph, nahm an allen Wettbewerben teil und war im Besitz zahlloser Auszeichnungen und Diplome.

Mein letzter Versuch war eine Bemerkung über die hohen Kollenpreise. Doch das hätte ich lieber bleiben lassen; denn auch der allerliebstenwärtigsten Miene setzte er mir auseinander, daß die Kollen billiger denn je seien, und zum Beweise nannte er mir sämtliche Kollenpreise der letzten 25 Jahre.

Da gab ich es auf. Den Rest des Weges verharrete ich schweigend. Und als ich dann ausstieg, bedankte ich mich tausendmal und langte zu Hause — gebeugt unter der Last entsetzlicher Minderwertigkeitskomplexe — an.

Inzwischen bin ich vielen dieser Alles- und Besserwisser begegnet. Jedem gleich, den ich zu meiner bewährten Taktik, indem ich mich in dessen Schweigen hülle. Nur einmal wich ich davon ab. Neulich in der Eisenbahn.

Wir waren insgesamt fünf Personen in dem Abteil. Mir gegenüber saß eine ältere Dame mit rundem, vollem Eulengesicht und wassergrässigen Augen, und ihr zur Rechten ein kleines, dürres Männlein mit hohem Stehkragen, spätem Bartwuchs und Regenschirm, während ich in der Fenster Ecke ein Mann, kräftig, bäuerlichen Aussehens niedergelesen hatte. Seines Zeichens offenbar Pächter oder Gutsverwalter. Und ihm gegenüber — in der Fenster Ecke zur Fahrtrichtung — mein Nachbar; ein nicht minder stämmiger, dicklicher Herr — anscheinend Grossist oder Handelsreisender.

Mein sprichwörtlich wie üblich über Wind und Wetter und würde sich auf diese harmlose Weise die Zeit vertrieben haben, hätte es sich nicht zu unser aller Unglück herausgestellt, daß unser Freund, der Grossist oder Handelsvertreter, der er sein mochte, zu jener Kategorie der Alles- und Besserwisser gehörte. Gerade fuhren wir an einem rotzigen Gehöft vorbei, das inmitten einer matorischen Parkanlage gelegen war. Ich erkundigte mich nach dem Namen des Besitzers. „Gut Jullinge. Kennen Sie es denn nicht?“ Und sogleich begann der Grossist, mir die Geschichte des Schlosses aufzuzählen, und wartete dabei mit einer Fülle von Angaben über Zahl der Zimmer, Höhe der Grundstücksschulden, der Wassersteuern und der Ernteerträge, Größe des Gutes usw. auf, als hätte er es auswendig gelernt.

Und während er sprach, machte die Dame wiederholt vergänglich den Versuch, auch einmal zu Worte zu kommen. Aber jedesmal übertränkte sie der Grossist in dem Schwall seiner überströmenden Sachverständlichkeit. Da gelang es ihr, endlich auszusprechen, was sie auf dem Herzen hatte. „Vor zwei Jahren“, sagte sie, „brannte die Gräfin mit einem der Eleven durch.“

Ein Räusern aus der Fenster Ecke zur Fahrtrichtung unterbrach sie. „Stimmt nicht ganz“, meinte der Grossist. „Es sind im Sommer bereits vier

Jahre her. Und außerdem war es kein Landwirtschaftsfeuer, sondern ein Chauffeur.“ Die Dame bebte vor Erregung. „Und doch war es ein Landwirtschaftsfeuer. Ich weiß es ganz genau.“ Er ließ Petorsen und stammte aus Kopenhagen.“

„Sie verzeihen, aber da bin ich besser unterrichtet.“ Es war ein Autobuschauffeur namens Pappesore auf Holstebo. Ich habe mich doch öfters mit ihm unterhalten, nachdem auch ihm die Gräfin davongelaufen war.“

Worauf sich eine erregte und haarsträubende Auseinandersetzung entspann, als hätten beide Teile — Grossist — wie Dame — die längste Zeit ihres Lebens als Kammerdiener oder Zofe bei der Gräfin Scholtenberg-Jullinge zugebracht. Am Ende aber siegte der Grossist 7:0, und die Dame mußte sich, zornigerrötend und dem Weinen nahe, als geschlagen bekennen.

Und als wir jetzt an einem kleinen unbewohnten und vernachlässigten Bauernhause vorbeisaußen, da sprang der Pächter auf und zeigte aus dem Fenster. „Da, dieses Haus! Dort trug sich zu seiner Zeit der Skullerup-Mord zu.“

„Der Skullerup-Mord?“ fragte ich und gestand meine völlige Unkenntnis ein.

Den Pächter erfreute das offensichtlich. Entsetzten Sie sich nicht mehr jener Mordtate? Ein Landstreicher brach damals bei Jens Peter Nielsen ein und brachte ihm samt Frau und Kind um.“ Und er fing an, mir die Geschichte in aller Breite zu erzählen. „Es mögen jetzt wohl drei Jahre her sein... Im August war es... so gegen Ende des Monats...“

Aber weiter kam er nicht. Hier fiel ihm der Grossist ins Wort. „Sie irren, mein Herr! Der Ermordete hieß nicht Nielsen, sondern Frederiksen, und außerdem waren es zwei Kinder, die dabei ums Leben kamen.“

Der Zweikampf, der sich nun entspann, spitzte sich noch mehr zu als der vorige, weil sich diesmal die Partner ebenbürtiger waren. Eine recht müßige Lage für uns andere. Zumal das Thema peinlich berührte, diese detaillierten Schilderungen der grausenvollen Mordtate. Ich war daher bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Da bot sich die Gelegenheit. Im Verlaufe des Streites erklärte der Pächter nämlich, daß die Mordtat dadurch aufgedeckt worden sei, daß eine Frau aus dem Nachbardorfe die Begebenheiten in derselben Nacht heargenau, wie sie sich abgespielt, gerührt habe.

Der Grossist stellte das natürlich in Abrede. „Ist

ja unmöglich! Aberglaube, weiter nichts als dumme, lächerlicher Abergwitz!“

Worauf ich einwände: „Sagen Sie das nicht. Schon Shakespeare hat gesagt, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.“

„Verzeihung, das stammt nicht von Shakespeare, sondern von Schiller“, fertigte der Grossist malten Einwand kurz ab.

Ich erwiderte: „Sofort ich mich entsinnen konnte, stammte das Zitat aus der Kirchhofzene des „Hamlet“, was sich jetzt freilich schwer bewaisen ließ, denn wir schleppt Shakespeares und Schillers gesammelte Werke mit sich auf Reisen herum.“ Ich glaube aber...“ antwortete ich.

„Schiller, Don Carlos III. Akt, 7. Szene.“ Degegen war nicht aufzukommen. Zu meiner Scham mußte ich mich gleich auf den ersten Hieb als geschlagen bekennen.

Gleich darauf erlaubte sich der Pächter noch einmal eine Bemerkung. Natürlich war alles verkehrt, was er zu sagen hatte, ja, so verkehrt, daß nicht nur wir anderen den Irrtum einsehen, sondern auch er selbst.

Der Grossist konnte sich in dem Glanze seiner Überlegenheit. Mit einem verbindlichen Lächeln und in einem ebenso liebenswürdigen Ton bemerkte er: „Wenn man nicht besser Bescheid weiß, sollte man sich lieber nicht auf eine Diskussion einlassen.“

Wir durchliefen nun ein kleines, entzückendes Provinzstädtchen. Natürlich kannte es der Grossist beim Namen und hieß Jullinge: „Ein idyllisches Städtchen, was? Schade, daß seine Einwohner so viel Steuern zahlen müssen — 17,7 Prozent.“

Da kam auf einmal Leben in den kleinen dünnen Herrn mit dem hohen Stehkragen und Regenschirm, der solange teilnahmslos dagelassen hatte. „Unerhör! einfach unerhör!“ knarrte er. „Nee, da haben wir es in Mönsen doch besser. Wir zahlen nur 4,9 Prozent.“

„5,3 Prozent. Sie verwechseln nämlich die Veranlagungsprozente mit den Steuerprozente. Die Steuerprozente sind es, die 4,9 ausmachen.“ Die Wirkung dieser Worte des Grossisten war eine furchtbare. Der kleine Dürre bebte am ganzen Körper. Alles zitterte und zuckte an ihm: Kopf, Hände, Arme, Nase, Mund und Beine. „Das ist doch gar zu toll“, schrie er. „Das ist doch...“

Inzwischen hielt der Zug bereits, und er erhob sich, holte seinen Regenschirm aus dem Gepäcknetz, drehte sich unserem Freund, dem Alles- und Besserwisser noch einmal zu und schleuderte ihm mit kleidsamer Bohämigkeit ins Gesicht: „Mein Herr, wie können Sie sich unterstehen, zu behaupten, ich verstehe nichts davon! Ich bin nämlich Vorsitzender der Steuerkommission von Mönsen.“

Damit verließ er würdevoll das Abteil. Kaum war er draußen, als uns die Reihe an der Dame war aufzustehen und mit bewegter, halberstickter Stimme stieß sie aus: „Und doch war es der landwirtschaftliche Paterson aus Kopenhagen, der mit der Gräfin durchbrannte. Ich muß es schließlich am besten wissen; denn ich war damals Wirtschaftlerin auf Gut Jullinge.“

Unter hämischen Gelächter atleg sie aus. Worauf sich als Nächster der Pächter erhob. „Nichts wissen Sie“, erklärte er in seinem bäuerlichen Dialekt. Der Ermordete hieß Nielsen, und es waren nicht zwei Kinder, sondern eines, das getötet wurde. Das weiß ich besser als Sie! denn ich gehörte damals bei der Gerichtsverhandlung zu den Geschworenen.“ Nachdem er umständlich sein Gepäck aus dem Netz heruntergeholt, trat auch er auf den Bahnsteig hinaus.

Da griff ich ebenfalls nach Hut und Mantel und meinte beiläufig: „Und doch stammt das Zitat aus dem Hamlet. III. Akt, Kirchhofzene.“

„Nein“, widersprach der Alleswisser. „Aber schon fuhr ich fort: „Es nützt Ihnen nichts. Ich muß es selbstverständlich am besten wissen.“ Und als ich die Kupaletur von außen zuwarf, rief ich ihm zu: „Jawohl, ich muß es am besten wissen; Ich bin es nämlich, der diese Worte geschrieben hat. Gestatten, mein Name ist Shakespeare.“

(Übersetzt von Werner Rietz)

Nachtmusik

Von Gottfried Kötzel

Ich liege wach, ich kann nicht schlafen,
der Regen tropft, der Regen klopft,
kein Stern vermag ihn zu verjagen,
die Silberwege sind verflopf.

Mag ich auch immer wieder horchen
nach einem himmlischen Geflücht,
ich höre nichts als nur diebeile,
die hohle, schwarze Nachtmusik.

Als sprängen lauter schwarze Ratten
vom Vollerkanne auf mein Dach
und jögen tauend neue Güte
und tauend neue Schwünge nach.

Daß doch die Sonne sie erglätze
und sie erwürgte, biege Brut,
daß doch ein früher Vogel pfliffe,
wie tüt das, daß, wie tüt das gut!

Im alten Ulm

Wilhelm Schütz



Der Korporal aus Java

VON GEORG VON DER VRING

Damals gab es Sommerabende, die kein Ende zu nehmen schienen. In den Wirtschaften sangen die Matrosen ihre schwermütigen Lieder. Von den Straßen erklang das Gelächern der Mädchen. Die Eltern vergaßen, ihre Kinder zu Bett zu bringen. Alle Ordnung war gestört.

An einem solchen Abend kam Jan Kop durch die offenstehende Haustür bis in unsere Hinterstube hereinmarschiert. Er traf auf meinen Großvater, der am Klavier lehnte und seinem kindlichen Spiel gelauscht hatte. Jan Kop salutierte, nahm die Mütze ab und begrüßte uns beide mit Handschlag. Er kam geradezu aus Java. Ich sah auf den ersten Blick, daß auf seiner Brust zwei Orden blinkten. Er war schlank und riesengroß, aber sein Kopf war schon kahl.

Dieser Jan Kop hatte vor Jahren mehrere Sommer lang beim Großvater als Geselle gearbeitet. Er war Holländer. Eines Tages nahm er seinen Abschied, um nach Holland zurückzukehren. Bald darauf kam ein Brief von ihm, er wäre Soldat geworden und ginge in die Kolonien. Er schickte uns von dort alljährlich eine Sylvesterkarte, die der Großvater jedesmal gewissenhaft beantwortete. Man sprach bei uns mit der größten Hochachtung über ihn; er war ein braver und fleißiger Geselle gewesen.

An diesem Abend also war Jan Kop gekommen, um seinen alten Brotherrn zu begrüßen. Großvater war hoch erfreut. Er nötigte ihn ins Sofa und holte Wein und zwei Gläser. Ich saß auf dem Klavierschemel, mit dem Rücken zum Instrument. „Sie sind ziemlich grau geworden, Meister“, bemerkte Jan Kop. „Du hast recht gesehen“, gab der Großvater zurück. „Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Stößen wir an. Auf das Wiedersehen!“ Sie stießen an und tranken. „Ich bin jetzt Korporal“, sagte Kop. „Bald werde ich Offizier sein. Aber — schauen Sie meinen Kopf an.“

„Ich sehe es“, nickte Großvater. „Mit deinen blonden Locken ist es vorbei.“

„Das hat die Tropenzone getan“, sagte Kop. „Ist es nicht furchtbar?“

„Es gibt schlimmere Dinge“, erklärte Großvater. „Erzähle uns etwas von Java.“

Auf der Straße erhob sich eben ein vielstimmiges Gelächter. Das waren die jungen Mädchen, die Tochter des Bäckers und des Schleusenwärters. Der Korporal, dort im Sofa, begann zu lächeln, und er sagte:

„Es ist ein Kamerad mit mir gekommen. Er ist draußen bei den Mädchen geblieben.“

Großvater trug mir auf, den Kameraden hereinzubitten. Er trat an den Kesselrand, um ein drittes Glas zu holen. Ich ließ hinein und hoffte, daß mir keine der Erzählungen von Java entgehen würde. Neben dem Hause am Zaun stand ein zweiter Holländer, klein und breit und rotgesichtig, und er trug sogar drei Orden auf der Brust. Die Mädchen hatten sich um ihn geschart und zwitscherten wie Finken. Ihm schien es die älteste Tochter vom Schleusenwärter angetan zu haben; er nahm ihr den Hausschlüssel fort und so gab es hier viel Spaß und Hin und Her.

Ich richtete ihm meinen Auftrag aus. „Ich komme!“ rief der lustige Soldat. „Ich komme schon.“

Ich öffnete ins Haus zurück, erstattete Bericht und hockte mich wieder vor das Klavier. Die Geschichte von Java waren in vollem Fluß. Da gab es zunächst den harten Dienst zu beschreiben, sodann die Plantagen, die Regenzeit, die wilden Tiere und

die fremden Völker. Ich hörte mich nicht satt.

„Als Frauen für einen Europäer taugen diese braunen Mädchen nicht“, erklärte uns Kop. „Sie sind altzu unwirtschaftlich und altzu unnatürlich.“

„Du mußt dir eine Holländerin suchen, Jan“, sagte Großvater.

Doch nein, das wollte er nicht; er schüttelte den kahlen Kopf. „Ich habe an eine Deutsche gedacht“, bemerkte er leise.

„Kennst du schon eine?“ fragte Großvater. „Das wohl, Meister. Nur muß sich noch zeigen, ob sie mich nimmt.“

Trotz meiner jungen Jahre blieb es mir nicht verborgen, daß dieser Korporal, vor dessen Brust zwei Orden, ein Kreuz und eine Medaille zitterten, sehr zugelegt war. Er stützte den Ellbogen auf die Tischdecke und verschob sie. Die Blumenmasse kam in Gefahr umzufallen. Noch schwieg er; doch schlen er sich am liebsten aussprechen zu wollen.

Großvater mochte etwas ahnen; er füllte inzwischen das dritte Glas und schickte mich zum zweitenmal hinaus, den Kameraden von Jan Kop hereinzubitten. Draußen hatte sich nicht das geringste verändert: fröhlicher Zank und lautes Gelächter wegen eines Schlüssels.

„Gleich komme ich!“ rief mir der Holländer zu und

wirbelte die Tochter des Schleusenwärters im Kreis herum.

Wieder saß ich auf dem Schemel und hörte Jan Kop sprechen. Es war jetzt von Theodora die Rede. „Gewiß“, bestätigte Großvater. „Sie ist inzwischen ein großes Mädchen geworden.“

Theodora war die junge Schwester meiner Mutter, das lebendigste Mädchen, das man sich denken konnte; das schönste der Welt, wie mir damals schien; dazu eine Musikantin, wie es keine zweite in unserer Stadt gab. An diesem Abend war Theodora beim Organisten eingeladen, wo man an einem Quartett für des Kirchenkonzerte übte.

Der frühere Geselle hatte Theodora gekannt, als sie zwölf Jahre alt gewesen war, er sagte:

„Wenn ich sie einmal sehen könnte, das wäre mir lieb.“

„Warum solltest du sie nicht sehen können?“ versetzte Großvater. „Das geht gut.“

„Ich möchte mich gern mal mit ihr aussprechen.“

„Auch das geht. Warum nicht?“

Ein unverfängliches Gespräch, ich hörte ihm aufmerksam zu. Nach und nach stieg in mir die Sorge auf, daß dieser Korporal gekommen sei, um Theodora zu heiraten und nach Java mitzunehmen. Von solchen Dingen hatte ich schon gehört. Ob Großvater meine Belüchtungen teilte, konnte ich nicht feststellen. Er schickte mich dann zum drittenmal vor die Haustür. Inzwischen aber war es dunkel geworden, und der andere Holländer hatte sich mit den Mädchen fortgemacht; ich hörte ihre Stimmen von der Schleuse herüberschallen.

Als ich noch lauschte, kam ein leichter Schritt aus der Dämmerung auf mich zu. Es war Theodora.

„Ich spiele noch“, sagte sie, „Komm.“

Ich folgte ihr ins Hinterzimmer. Sie zündete die Klavierkerzen an. Jetzt erst sah sie den langen Mann, der hinter seinem Glase aufgestanden war. Sie ging hinüber und begrüßte den Jan Kop aus Java. Sie erinnerte sich noch recht gut an ihn, denn er hatte ihr damals immer die Holzgruppen gelehrt. Man stand und tauschte Eindrücke aus. Von seinem verloranen Haupthaus war nicht die Rede. Meine Sorge um das, was nun kommen würde, blieb. Theodora trank ihm aus dem Glase des zweiten Soldaten zu.

„Spiele uns etwas vor“, sagte der Großvater dann. Theodora setzte sich ans Klavier, und ich stellte mich neben sie, um ihr die Noten umzublitzen. Nie werde ich ihr verzücktes Gesicht vergessen, als sie die große Sonate von Beethoven spielte. Daß ein Menschenangeht schön und verzückt sein kann, begriff ich an diesem Abend zum erstenmal. Ich ließ kein Auge von ihr. Heute meine ich, sie hätte ausgesehen wie eine Griechin; es war wohl die Fülle, die sie sich erhob. Uns, die Zuhörer, hatte sie vergessen. In ihren großen klaren Augen glorierte das Karzinalrot, der Mund war rot wie eine Kirsche, die Haut wie erhellendes Elfenbein; ihre Flechte löste sich vor dem Ohr und gab seine Form frei; es nahm kein Ende mit dem Töneschwall, denn die Sonate war lang. Mir war sie um keinen Takt zu lang, trotz meiner Müdigkeit.

Und damit senkte es sich wie ein Mantel über diese tolle Erinnerung. Ich weiß nicht des Ende der Sonate, und ob wir noch sprachen hernach; auch weiß ich nicht, wo der Korporal Jan Kop dann geblieben ist, der aus Java und Holland herübergekommen war, um ein kleines Mädchen kennen zu lernen, das er all die Jahre im Gedächtnis behalten hatte. Seine rührende Werbung überbrachten die Akkorde einer Musik, die nicht von dieser Welt ist

Stunde der alten Gärten ...

Von Joseph Maria Eup

Stunde der alten Gärten,
mittagsdämmerung umweht,
wo auf unversehrten
Söhnen Träumen geht.

Zierlich die Wege zerstreut
ängstlich den Springbrunnen umjagt,
der auf winziger Insel
moosig plätschert und müd.

Um die Steinbank hüßlich
buntel ein Silbererfäud,
Ziergass und Epheu rühstelt
jart eines küßenden Sauch.

Blumenjammen und Stille,
gläserunter Kugeln Glanz —
über der Rosen Fülle,
weht eines Falsters Tanz.

Stille Schönheitsleben —
flüsternder Liebes Ton —
Geliebte, Phlox und Rebellen
bussten und küßten davon.

Längst vergangener Zeiten
Zärtlichkeiten und Spruch
raunen wie glühende Seiten
aus einem alten Buch.

Tage, traumensüßigen,
lächeln wehmütig weit —
nur noch am Himmel fliegen
Wolken ihrer Zeit.

VERLAG UND DRUCK: ENNOB & HIRTH KOMMUNIKATIONSGESellschaft, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Follert, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Beilagen: nebst alle Buchbindungen, Zeitungsberichte, Anzeigenpreise. Einzelnummer 40 Pfennig. Abonnement: Vierteljahr 3 Mk., 3/4 Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1932. D.A. 11. Vj. 31. 1932. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiläufig. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlingerstr. 82, Fernruf 1294. Postcheckkonto München 5923. Erfüllungsort München

Litwinow-Finkelsteins Rückzug nach Moskau

(Karl Arnold)



„Nu wird wieder nichts aus meiner Weltrevolution, wenn unsere Pakt- und Hilfsvölker versagen.“

Das Pelzchen

(K. Heiligenstadt)



„... ich kann mir nicht denken, daß mich Hans mit dem kleinen Pelzchen den Unbilden des Herbstes preisgeben wird . . .!“

SIMPLICISSIMUS

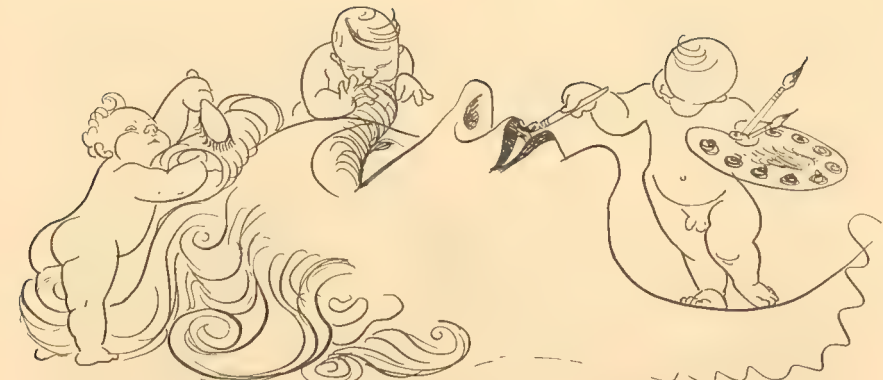
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Film - Regie

(R. Kriesch)



„Was, das soll Verführung sein. Rita? Können Sie sich denn gar nicht mehr an so was erinnern?“



Die gutgemischte Post

Ich bin sehr für den raffiniert zusammengestellten Postlelauf. Es brauchen ja nicht gerade Rechnungen dabei zu sein oder Briefe, die mit einem wehrhaften Vogel geziert sind und irgend eine dingende Aufforderung enthalten, der möglichst schnell nachzukommen ist; wobei sich allerlei Kosten ergeben.

Also dieses Gebiet der postalischen Zusendungen möchte ich diskret übergehen. Sie sind zwar allgemein verbreitet, aber dienen im allgemeinen nicht zur Erhöhung der Lebensfreude.

Deshalb sehe ich meine Post zuerst daraufhin an, ob darauf blickende Stücke vorhanden sind. Man erkennt sie sofort; ich möchte sie nicht gerade als Rosinen im Postkuchen bezeichnen. Sie enthalten nicht genug Süßigkeit.

Überhaupt pflege ich meinen Briefkasten an der Wohnungstür zuerst einmal daraufhin zu untersuchen, ob er nicht Unangenehmes enthält. Oh, bitte sehr, solche Tage gibt es durchaus!

Ich bin daran gewöhnt, daß bessere Postsendungen einige Angebote von Weinhandlungen enthalten. Warum das so ist, weiß ich nicht, aber bei mir hat sich die Überzeugung herausgebildet, daß die Weinhändler die eifrigsten Briefschreiber sind. Sie stehen in der lebhaftesten Korrespondenz mit mir. Sie teilen mir mit, daß es die höchste Zeit sei. Es handelt sich fast immer um einen kleinen Rest ganz köstlicher Jahrgänge. Die Weinhändler flüstern mir sozusagen zu, daß sie diesen köstlichen Rest speziell für mich zurückgehalten hätten und ich brauche nur zuzugreifen. Aus den Briefen entnehme ich, daß die Weinhändler es sich überhaupt nicht vorstellen können, daß es mir möglich sei, ein so günstiges Angebot zu übersehen. Natürlich eilt es ungemein, denn es handelt sich um einen winzigen kleinen Rest.

Sehen Sie, das befriedigt mich, wenn ich so am rasenden Tempo unseres Geschäftslebens teilnehmen. Wenn ich wollte, müßte ich geradezu telegraphieren: „Um Gottes willen halter Rest für mich zurück!“

Briefe von Weinhandlungen haben etwas Erregendes, und ich möchte sie nicht in meiner gutgemischten Post vermissen.

Unserliche Karten, auf denen eine vollkommen menschlichere Weinlust in perspektivischer Verzerrung abgebildet ist, deuten darauf hin, daß gute Freunde altliche Flaschen miteinander getrunken haben. Inhaltlich sind diese Karten wenig erregend, und sie gehören nicht in eine etwa später herauszugebende Briefsammlung der Schreiber.

Eine gewisse Sorte von Briefen möchte ich die Medizinischen nennen. Sie sind stets mit der Hand

geschrieben und kommen meist von weiblichen Verwandten. Sie enthalten sämtliche Krankheiten der näheren und entfernteren Familienangehörigen in chronologischer Reihenfolge und berichten von deren augenblicklichem Stand. Niemand wird es unterlassen, die Heilmittel, die man angewandt hat, aufzuführen, und wie sie gewirkt haben. Hier liegt für pharmazeutische Fabriken noch viel ungenutztes Material und derartige Briefe müßten eine wahre Fundgrube für ihre Werbeleiter sein. Ich habe mir vorgenommen, die gesammelten Briefe dieser Art später einmal nach Krankheiten und Medikamenten zu ordnen. Auch Sie werden in Ihren Briefen oft Stellen finden, die ungefähr so lauten: „Tante Emma wird noch immer sehr von ihrem Asthma geplagt, sie nimmt aber jetzt täglich Kephaloglobin und sagt, es bekomme ihr ausgezeichnet“. Solche Mitteilungen heben

doch sehr den Familieninn und kletten die inhaber gleichen Blutes eng zusammen.

Auch auf diese Briefe möchte ich nicht verzichten. Sie sind als Beigabe zu aufregenden Schreiben ganz vorzüglich. Das Geheimnis liegt in der Mischung.

Für viele Leute kommt, wenn sie die ganze Briefpost vor sich haben, ein pikantes Rätselraten. Sie hüten sich davor, die Briefe sofort zu öffnen und versuchen aus der Anschrift den Absender festzustellen. Die Schrift deutet auf Tante Lisa, während die Anordnung der Briefmarken auf Onkel Eduard schließen läßt, der Poststempel aber verriet Henrichen. Für solche Leute ist die Vorfreude die größte. Schrecklich aber die Enttäuschung, wenn sich der vermeintliche Brief einer nahe stehenden Hilde als Rechnung eines entfernten Schneiders entpuppt.

Foltzick

WANDLUNG / VON HANS KARL BRESLAUER

Den ganzen langen, nicht endenwollenden Nachmittag hat Otto vergebens gewartet.

Und sie ist nicht gekommen.

Jedes Geräusch auf der Treppe, jedes Klingeln an der Flurbrücke eine neue Enttäuschung. Peinigend langsam zerstört die Uhr die sechste Stunde. Otto hält die Qual des Wartens nicht länger aus und klingelt Marianne an.

„Marianne, seit Stunden erwarte ich dich... Warum bist du nicht gekommen?“

„Es war mir unmöglich!“

„Weshalb, Schatz?“

„Das kann ich am Telefon nicht erklären!“

„Dann komm ich zu dir!“

„Ausgeschlossen...“

„Aber...“

„Bitte, ich muß das besser wissen. Wenn du willst, können wir uns irgendwo treffen!“

„Vielleicht im Café Anglais?“ schlug er vor.

„Nein...“

„Dann mach du einen Vorschlag, Marianne...“

„Ecke Ring- und Kärntnerstraße...“

„An einer Straßenecke?“

„Jawohl... Halt, Otto, damit kein Mißverständnis entsteht... Erwarte mich vor der Oper... In einer halben Stunde bin ich dort... Auf Wiedersehen!“

Um halb sieben Uhr steht Otto vor der Oper, hält ungeduldig Ausschau und eilt der schlanken, blonden Frau entgegen, die langsam des Weges kommt.

„Liebste...“

„Pst... Nicht so laut! Du vergißt, daß wir auf der Straße sind!“ — „Schatz...“

„Otto, laß diese Intimitäten, die jeder Vorüberkommende hören kann!“

„Du bist so verändert, Marianne...“

„Ich habe dir ernste Dinge mitzuteilen... Heute wurde meine Ehe geschieden!“

„Ge...“ bleibt Otto erstarrt stehen, „tatsächlich geschieden... Das ist ja wunderbar... Dann haben diese Heimlichkeiten endlich ein Ende...“

Und das hast du mir all die Zeit her verschwiegen, hast mir gar nichts davon gesagt, daß du „Ich verstehe deine Freude nicht. Ich finde sie ganz unangebracht...“

„Marianne, soll ich mich nicht freuen? Darüber soll ich mich nicht freuen?... Kind, ich würde dich am liebsten umarmen und wie toll küssen...“

„Mäßige dich, Otto... Diese Dummheiten müssen ein Ende haben...“

„Ein Ende?“

„Jawohl... Du mußt vernünftig werden! Du darfst mich nicht kompromittieren...“

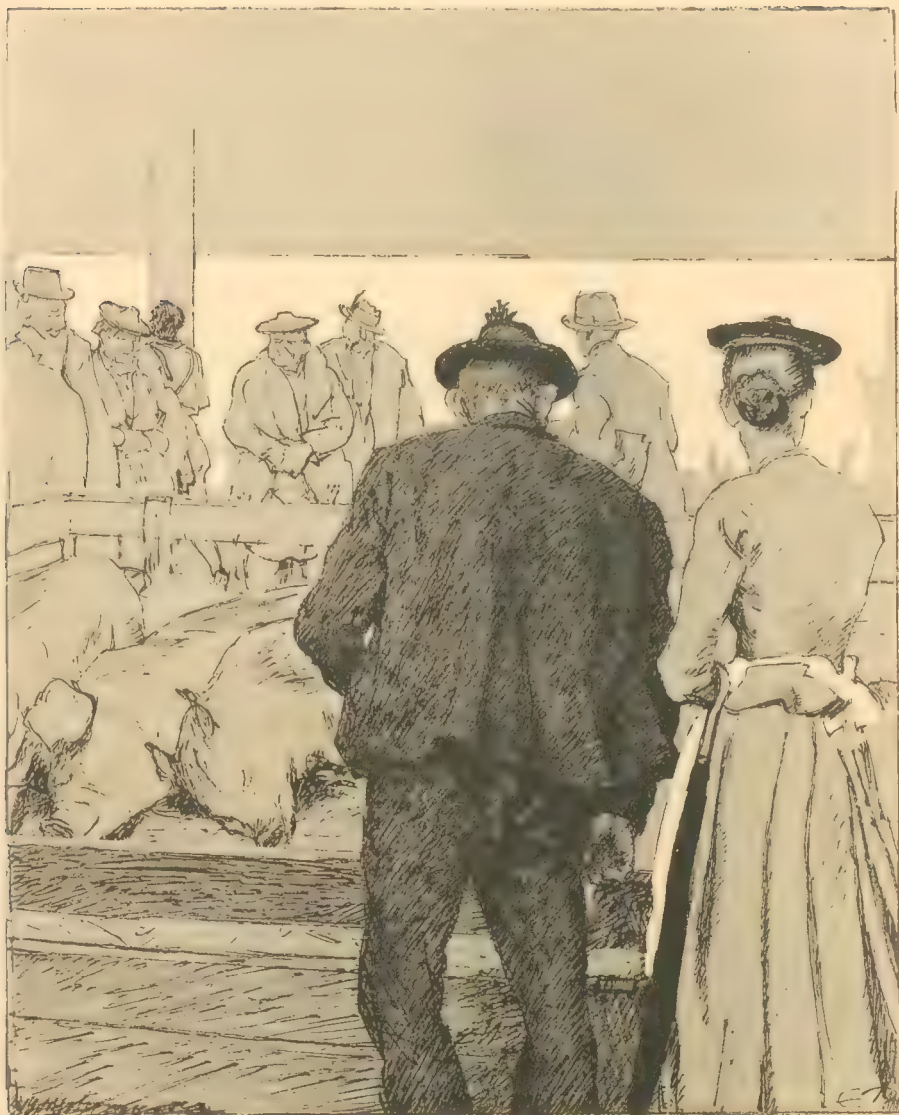
„Marianne...“

„Ich werde dich natürlich nicht mehr besuchen...“

„Dann werde ich zu dir kommen... Jetzt, wo du geschieden bist...“

Da hebt Frau Marianne den Kopf und ihr Blick ist voll unabhörbarer Würde.

„Du vergißt, daß sich seit heute so manches geändert hat... Jetzt ist es nicht mehr so wie es früher war... Eine geschiedene Frau hat Rücksichten zu nehmen auf ihren Ruf!“



„Sag' amoi, Vata, vaschtenga denn so Stadtleut' aa was von ara Sau?“
„Freili, mehra wia mir, aber g'selcht muaß halt vorher sei'!“

Die Erfahrene

(K. Hellgensteed)



„Siehst du, das hätte ich mir von Max nie und nimmer gedacht!“

„Ja, ja, so sind alle Männer — ich kenne sie schon seit zweieinhalb Wochen!“

Die Entschuldigung



„O h a “



Herr, können Sie sich nicht wenigstens entschuldigen?"

„Was wollen S' denn? Ich hab' ja oha g'sagt!"

D I E P A L M E

Von Paul Talkebarth

Es ist eine verflucht schwierige Geschichte mit Geburtstagsgeschenken. Wir zerbrachen uns den Kopf, was wir unserem Freunde Emil zum Geburtstag schenken sollten. Natürlich mußte es etwas ganz Besonderes sein, etwas, woran wir auch selbst unseren Spaß haben würden. Ich ging mit meinem Freunde Hermann Kunstfeger, lebhaft über dieses Thema disputierend, die Augustenstraße hinunter. Dabei blieben wir eine Neiseelung vor einem der vielen Trüffeldielen stehen und glotzten mit weit aufgerissenen Augen in die Schaufenster hinein, ob uns dort nicht etwas Passendes in die Augen springen würde. Wir sahen da auch allerlei nette Sachen, z. B. eine bronzierte Gipsbüste vom alten Kaiser oder eine prächtige Statue des Apollon von Belvedere aus gleichem Material, aber in Marmorimitation, vom Hauch der Zeit lieblich angegilbt.

„Schon recht geeignet!“ meinte ich. Aber Hermann schüttelte den Kopf und setzte all meinen Vorwürfe immer nur ein: „Nicht originell genug!“

„Dann bestimme du gefälligst allein!“ sagte ich verzögert.

Plötzlich blieb Hermann vor einem Blumenladen stehen und schaute mit verzückter Miene hinein. „Um Gottes willen!“ rief ich, „du willst ihm doch etwas Blumen schenken wollen?“ Das wäre allerdings eine gar zu originelle Idee!

Ohne ein Wort zu entgegnen, hatte Hermann schon den Laden betreten.

„Was kostet die Palme da?“ fragte er die Laden-
fräulein.

„Acht Mark sechzig!“ — „Das ist überaus preiswert, ich nehme sie!“ Schlenk sie sie heute abend um 9 Uhr in die Pschorrbrüder-Allee in der Neuhäuser Straße. Wir sitzen bei der Kassiererin Fini Wurzelbauer. — „Wir zahlen und gehen.“ „Wahrhaftig, ein äußerst originelles Geschenk!“ bemerkte ich spöttisch.

„Wart's ab!“ entgegnete er kurz.

Vierzehn Mann hoch saßen wir um den runden Tisch, das Geburtstagskind, unser Freund Emil, auf buntem geschmücktem Stuhl in unserer Mitte. Sein Gesicht strahlte in voller Glückseligkeit über all die vielen Zeremonien, die wir bereits mit ihm angestellt hatten.

„Unser kleines Festtagsgebäude, lieber Emil“, sagte Hermann Kunstfeger, sich vor ihm vorbeugend, „muß jeden Augenblick in Szene treten Gedulde dich noch ein Weilchen!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da sah man, wie sich durch die Drehtür des Lokals ein grünes Buschwerk hindurchzuarbelten versuchte. Bald stellte es sich heraus, daß dieses Buschwerk aus langen schmalen Blättern bestand, unter denen man ein Paar schleiße Beinechen erblickte, die bei jedem Schritt unter der gewaltigen Last einknickten. Dann wanderte eine prächtig wadelnde Palme durchs Lokal mit lauten Oh's und Ah's von allen Gästen begrüßt. Selbst der Direktor staunte und fragte das kleine, unter den Blätterwäldchen verborgene Fräulein nach ihren Absichten. Dann wies er auf unsern Tisch. Emil bekam große, weit aufgerissene Augen, als die zierliche Personchen schwer atmend das riesige Palmegebäude vor ihm auf den Tisch pflanzte. Hermann erhob sich und sprach:

„Mein lieber Emil, du bist es wert, unter Palmen zu wandeln. Hier hast du den Grundstock zu einem Palmenwäldchen. Schmücke dein Trauerheim! Bald wird sie die Zimmerdecke erreicht haben und Kolibris und Papageien werden sich auf ihren Blättern schaukeln. Nimm es hin, dies Sinnbild wahrhafter Treue!“

Emil standen die Tränen in den Augen. Er dankte mit vor Rührung gebrochener Stimme und drückte jedem einzelnen die Hand. Dann dröhten klappernd die Biergläser zusammen. Die Palme stand mitten auf dem Tisch und trank mit, indem sie ihre Blattspitzen in die Gläser funkte. Gerade als es so recht gemütlich zu werden versprach, erhob sich Hermann Kunstfeger und sprach:

„Warum füllen wir uns den Leib mit dieser schänd-

den Flussigkeit? Unseres Geburtstagskindes allein würdig ist der topasene Tropfen edlen Rheinweins! Drum auf in das Weinkelokal! Zum feuer-spielenden Tatzelmurm!“

Alle erhoben sich, Emil nur zögernd und mit tiefen Bedauern im Blick. Niemand wollte es bemerken. Auch sein Wunsch, wenigstens ein näher liegendes Lokal oder einen Wagen zu wählen, fand taube Ohren. Resigniert griff Emil nach seiner Palme und trug sie wie einen Zügel in den Armen. Er kam an die Spitze des Tisches, den wir nun formierten. Dann zogen wir im Gänsesmarsch, vierzehn Mann hoch, durch das langgestreckte Lokal. Lebhaft zuzufuhr die Gäste begleiteten wir. Wir erreichten glücklich die Straße. Auch hier erregten wir großes Aufsehen, das sich beim Eingang ins Weinkelokal noch steigerte. Auch hier thronte die Palme auf unserem Tisch. Unter den steuenden Blicken der Weingäste wuchs Emil Stolz ins Unermeßliche. Aber, ach, kaum hatten wir uns an die neue Umgebung gewöhnt, da rief Hermann Kunstfeger: „Der Wein taugt hier nichts, wir gehen ins Weinhaus! Zum gespenklichten Ochsenfrosch!“ Auf Emils Zügen malte sich jetzt wahres Entsetzen. Aber alle erhoben sich so-
gleich, vernünft lachend, und wieder ging's im Gänsesmarsch, Palme voran, in den „Ochsenfrosch“. Und auf die gleiche Weise ging es von Lokal zu Lokal. Je später es wurde, um so jubelnder wurde die Palme, überall, wo sie erschien, begrüßt. Emil, gänzlich ermattet, hielt nur die allgemeine Begeisterung noch aufrecht. Bei niemand fand er Verständnis für seinen Zustand. Auch die Palme zeigte schon deutliche Spuren der ausgetandenen Strapazen. Das schöne rote Seidenpapier, das sich stillvoll um den einfachen roten Tontopf geschmiegt hatte, hing in Fetzen herunter. Einige Blätter zeigten deutliche Blößen. — „Ja, ja“, meinte eine Kellnerin, „der Herr mit der Palme wird morgen das Tagesgespräch sein!“ Und der Herr mit der Palme, todmüde, wie er war, lachte glücklich und stolz und gab sich wieder eine weltmännische Haltung. Niemals war es dem wackernen Palmenträger auf-

gefallen, daß sich keiner seiner Freunde erhoben hatte, auch einmal das gewichtige Geburtstagsgeschenk zu tragen, daß alle immer laut gelacht hatten, wenn von neuem zum Abmarsch befohlen wurde. Emil war viel zu harmlos, als daß er hinter all diesem Gekriben eine kochende Schmelze gewittert hätte. Die herrliche Palme war ihm einzig ein Beweis treuer Freundschaft, ihm gehörte sie, er allein durfte sie tragen.

Aber jetzt konnte er nicht mehr. Als nach Besuch des weiß Gott wievieltens Lokals der Tag horauf-
zuflammen begann, weigerte sich der sonst so aufopferungsvolle energisch, noch weiter mitzumachen. So brachten wir ihn mit allerlei hilflos-
schafflichen Ermahnungen zur Tramhahn-Halte-
stelle. Es war für uns alle ein beispielloses Ver-
gnügen, ihn mit der Palme im Arm auf der Plat-
form Posto fassen zu sehen und die unumwunden-
en Äußerungen der frühen Tramhahnbenutzer
mitzuhören. Sie fühlten sich alle unliebbar be-
müht. Ein Dialektforscher hätte hier teils Beute
machen können. An Emil prallten alle noch so
aggressiven Bemerkungen wirkungslos ab, er war
völlig sprachlos.

Trotzdem er beim Aussteigen noch einige derbe
Puffe in den Rücken bekommen hatte und dabei
mit seiner Palme in die gefährlichsten Schwan-
kungen geraten war, langten er und seine bota-
nische Begleiterin noch ziemlich wohlbehalten vor
seinem Domicil in der Ickstattstraße an. Stehend
unter vegetabilischem und alkoholischem Druck
klomm Emil die Treppe empor und hatte fast
schon das dritte Stockwerk erreicht, als er, um
ein blühendes Antlitz zu schöpfen, auf dem vorletz-
ten Treppenaussatz stehen blieb. Dort stand das
Fenster nach dem Hof zu offen. Die aufgehende
Sonne vergoldete bereits den Giebel des Rück-
gebüdes. Emil baugte sich, die Palme auf Fen-
sterbrett setzend, und tief die kostliche Morgen-
luft einausogend, hinaus. Da erblickte er des Haus-
meisters Tochterlein, wie es sonnigglücklich geputzt,
eiferrig nach dem Hof zu offen. Die Augen ver-
größerten sich. Schnell griff er nach seiner Palme,
hielt sie weit über die Fensterbrüstung hinaus
und rief mit zärtlicher Stimme:

„O sieh da, das reizende Fräulein Bettyl! — Guten
Morgen! Einen recht schönen guten Morgen!
Wünschen Sie mal ein blühendes ungestraft unter
Palmen zu wandeln, Fräulein Bettyl?“

„Wie meinen Sie, Herr Emil?“ Sie schaute lächelnd
in die Höhe.

„Ob Sie einmal ungestraft unter Palmen wandeln
wollen?“

„O die wunderschöne Palme!“ rief entzückt das
hübsche Kind da unten.

„Emil!“ tönte plötzlich eine scharfe weibliche
Stimme hinter seinem Rücken. Am Treppenaussatz
über ihm hatte sich knarrend eine Etagentür ge-
öffnet.

Emil erbeute bis in den Grund seiner Seele. Als
ob ein Schnappell neben ihm geplätscht wäre,
durchzuckte ihn ein maßloser Schrecken.

„Emil, was machst du da?“ rief die durchdrin-
gende Stimme von neuem.

Emil zitterte am ganzen Körper. Seine Hände ver-
mochten das schwere Topf nicht mehr zu halten,
und klammernkladdernd stürzte in die Tiefe und schlug mit Donnergetöse
auf den Fliesen des Hofes auf.

Futsch war es, das bisher durch alle Fährnisse so
glücklich hindurchgebugelte Geburtstagsgeschenk.
die herrlich wadelnde Palme, ungestraft unter
Palmen zu wandeln, Fräulein Bettyl!

Aus dem Hof hörte man ein entsetztes Aufkei-
schen aus jugendlicher Kahle. Und gleichzeitg
erlöste der entrüstete Ruf von Emils sonst so
überaus geliebten Annie:

„Willst du wohl gleich herinkommen, du Schau-
sel!“

Einem begossenen Pudel zum Verwechseln äh-
nlich, schlich der Bedauernswerte in seine Be-
hausung.

So fiel der Vorhang über einer einzigartigen
Tragkomödie. Und was sich dann hinter diesem
Vorhang noch alles abgespielt haben mag, man
ahnt es.

Ultima ratio

Von Ratastöhr

Ein älterer Herr bekümmert sprach:

„Et ei, mir scheint, ich laffe nach.“

Auf den verschiedensten Gebieten

entgehen Mängel oder Tiefen.

Gedächtnis, Schlaf und „beßer' Krafft“

wird fort und fort dahingerafft,

und immer öder wird die Zone

der fegenspendenden Hormone,

als ob's nun bald zu Ende wär' . . .

Das ist ja doch kein Leben mehr!“

Gottlob, in unfremd Zeitungspalten

sind Winke diesbetreffs enthalten.

Für alles gib't ein Präparat,

was einer nicht mehr intus hat.

So klopft der Greis denn mit Gemüßen

aus den ihm selbst verfallenen Drüsen

das jeweils neu entdeckte Koch

und biß't sich ein, hei lebe noch.



Es gibt zwei Arten
von MÄNNERN
ZU WELCHER GRUPPE GEHÖREN SIE?

MÄNNER! Wir haben einen weiteren großen Schritt vorwärts gemacht in der Technik der Rasiercreme-Herstellung.

Wie so oft: es war das Ei des Kolumbus! Seit langem ist es der Wissenschaft bekannt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Hauttypen gibt: den Typ der fettigen Haut mit normaler oder übernormaler Funktion der Hauttalgdrüsen und den Typ der trockenen Haut mit unternormaler Funktion dieser Drüsen. Diese beiden grundsätzlich verschiedenen Hauttypen bedingen den Gebrauch einer in ihrer Zusammensetzung grundsätzlich verschiedenen Rasiercreme.

MÄNNER DER (GRUPPE A), also Männer mit normaler oder überfettiger Haut, benötigen eine seifenhaltige Rasiercreme.

Denn der auf Haut und Haar lagernde Fettfilm muß durch die Seifenwirkung gelöst werden, bevor der Rasierschaum das Barthaar selbst erweichen und schnittreif machen kann. Für sie ist unsere hervorragende, hautschonende Kaloderma-Rasiercreme wie geschaffen — das Beste, was unsere langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete herstellen kann. Tausende von Männern bestätigen es uns: sie löst die auf Haut und Haar lagernde Fettschicht, erweicht das Barthaar in wenigen Sekunden, richtet es auf, so daß die Klinge an der Wurzel „faßt“ und legt sich als feine Gleichschicht zwischen Messer und Haut. Sie ist mild und hautpflegend und hinterläßt auch bei der empfindlichsten Haut kein Brennen und Spannen. Das Beste, schnellste und schonendste Rasiermittel, das wir für diese Hautgruppe herstellen können.

MÄNNER DER (GRUPPE B) dagegen brauchen eine Rasiercreme, die das Haar erweicht, aber zu gleicher Zeit das natürliche Hautfett schont und die Tätigkeit der Hauttalgdrüsen unterstützt.

Denn Gruppe B braucht die fettlösende Wirkung einer stark seifenhaltigen Rasiercreme nicht. Im Gegenteil, eine solche Rasiercreme macht ihre Haut immer noch spröder und trockener. Männer der Gruppe B:

Ihnen bringen wir jetzt ein besseres, leichteres und schonenderes Rasieren mit unserer speziell für Ihre Hautgruppe geschaffenen Kaloderma-Eurasit. Ohne Rasierpinsel, rasch und sanfter, 1. ne Rasiercreme, die Ihr Barthaar in wenigen Sekunden erweicht, ohne Ihrer Haut Fett zu entziehen. Eine Rasiercreme, die die Tätigkeit der Fettdrüsen unterstützt und die Ihre Haut pflegt, wie eine Gesichtsercreme.

Je nachdem, zu welcher Hautgruppe Sie gehören, werden Sie sich entweder mit Kaloderma-Rasiercreme oder mit Kaloderma-Eurasit unvergleichlich besser, schneller und leichter rasieren. Es ist daher von größter Wichtigkeit für Sie, zu wissen, welcher Hautgruppe Sie angehören.

FÜR FETTIGE HAUT
**KALODERMA
RASIERCREME**
TUBEN RM - 45 U. 1.-

FÜR TROCKENE HAUT
**KALODERMA
EURASIT**
TUBEN RM - 45 U. 1.-



Aber nicht immer sieht man es der Haut ohne weiteres an, zu welcher Gruppe sie gehört. Erst der vergleichende Gebrauch unserer beiden spezifischen Rasiercremes wird Ihnen zeigen, welche von beiden für Sie die geeignete ist. Wir machen Ihnen deshalb ein besonderes Angebot. Schneiden Sie untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn ausgefüllt an unsere Adresse ein. Sie erhalten dann ein Probekästchen mit je einer kleinen Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit Spezial-Rasiercreme. Tun Sie es noch heute. Jeder Tag, den Sie versäumen, wird Ihnen leid tun. Normalpackungen Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

GUTSCHEIN

Senden Sie mir gratis eine Probe-Packung, enthaltend je eine Probe-Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit, und ausführliches Prospekt mit Gebrauchsanweisung. 12 Pf. für Versandporto lege ich in Briefmarken bei.

N A M E

A N S C H R I F T

Bitte ausserordentlich und einwenden an: F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Abt. 4/15
Dieser Gutschein behält Gültigkeit in ganz Deutschland bis zum 1. April 1929.

F. WOLFF & SOHN-KARLSRUHE

Ausländische Diplomaten

(Erich Schilling)



„Was spricht man in den Wandelgängen des Parlaments?“ — „Der Minister sagt, er habe soeben erfahren, daß die Verhältnisse nicht mehr so ganz wie 1918 lägen!“

Lieber Simplicissimus

Nach einer Auslandsfahrt befand sich ein englischer Kreuzer in der Nähe der heimatischen Küste. Der zweite Schiffsoffizier stand auf der Kommandobrücke und hatte gerade die vormittägliche Positionsbestimmung des Schiffes vorgenommen. Er war kein besonderer Rechner, vor dem Herrn, und als er dem Kapitän seine Berechnung eblieferte, blickte der höchst ernst drein und sagte: „Nehmen Sie Ihre Mütze ab! Sie stehen auf geheiligtem Boden! Nach Ihrer Berechnung befinden wir uns im Augenblick in der Westminsterkathedrale zu London.“

Kurzlich wurde in einer norwegischen Kleinstadt ein junger Bursche festgenommen, weil er einem Bauern ein Schwein gestohlen hatte. Da Diebstähle dieser Art sich in letzter Zeit stark gehäuft hatten, wurde der Sünder, um ein Beispiel zu statuieren, zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt. Dem ob der Härte der Strafe heftig Erschrockenen erklärte der Richter nach der Verkündung des Urteils: „Wenn wir diesmal eine so strenge Strafe aussprechen müßten, geschah es, weil die Schweinediebstähle in letzter Zeit so erschreckend um sich gegriffen haben. Schieben wir da nicht endlich energisch einen Riegel vor, ist ja bald keiner von uns mehr sicher!“

Herr und Frau Müller, jung verheiratet, sitzen gemütlich zusammen am Kaffeetisch. Herr Müller blättert in der Morgenzeitung. „Ein sonderbarer Vaterschaftsprozess ist das doch“, sagt er zu seiner Frau, „der hier erzählt wird. Die Klägerin schiebt die ganze Schuld auf eine Landpartie, die sie gemeinsam unternahmen. Der Beklagte streitet alles ab. Als Beweis, daß er gar nicht als Vater des betreffenden Kindes in Betracht kommen könne, führt er an, daß die Gegend, in die er damals den Ausflug unternommen hätte, ganz verschneit gewesen wäre.“ „Merkwürdig!“ sagt Frau Müller. „Wie kann denn da Schnee hinkommen!“



„Merkwürdig: alle Männer sagen, ich mache sie verrückt,
aber so verrückt, mich zu heiraten, ist eben doch keiner!“

VON ELL WENDT

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltzsch, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der *Simplicissimus* erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverläge und Poststellen entgegen. Bezugspreise: Einzelnummern 1 Pf.; Abonnement (im Vierteljahr RM. 3,50; Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 10. — Druck: Universitäts- und Landesbibliothek Bonn. — Foto-Verfahren: Photo-Verfahren. — Vertrieb: A. A. Schilling, Dr. Schilling und Verlag, München. — Redaktion: 1786, Postfach 1020, München 10. — Erlaubnis zum Abdruck: 1786, München.

Die Tatsache, daß wir die Karte gefunden haben, ist uns zu Boden schmettern", behauptete Robert triumphierend.

Wenn gingen wir aus und blieben bis zum Abend. Wir wollten ihnen Zeit lassen, sich zu sammeln und Entschlüsse zu fassen. Is war nach Hause kamen, traten Lundbergs uns ngegen. Wir waren bitter enttäuscht. Hatten Ir erwartet, daß sie sich wie Diebe bei Nacht nd Nobel fortstahlen würden? Unsere Spannunguchs ins Unerträgliche. Wie würde Herr Lunderg sich aus der Affäre ziehen?

Ich sah dergleichen geschah, Lundbergs hatten ren Tag gut ausgenützt, sie waren in der Pinaothak gewesen und natürlich im Hofbrauhaus. om Abendessen war vom Wetter die Rede. Herr ndberg sagte beifällig, seine Schwester habe hm geschrieben, daß auch in Bielefeld schönes Wetter sei.

Was? Roberts Augen wurden rund wie die eines - erprens, er sah vollkommen idiotisch aus.

Meine Schwester", wiederholte Herr Lundberg achend, "sie hütet das Haus während unserer Abwesenheit."

Unmöglich, den Sturm in unserem Innern zu schil-tern!

Wir hatten unsere Gäste mit schändlichem Ver-achsel beäugelt. Das Wort Konkubinat war ge-fallen!

Wenn Lundbergs abhiel, wie ich mit glühender Beredsamkeit das Kompott zum dritten Male an- bot, obwohl so gut wie nichts davon übrig ge- blieben war. Robert verschwand plötzlich und reichte mit einer Flasche Sekt zurück. Wir über-

bieten uns in Liebenswürdigkeit. Im Verlauf des Abends luden wir Lundbergs ein, eine weitere Woche bei uns zu bleiben, zwei, drei Wochen, so lange es ihnen gefalle.

Es erschien uns unter diesen Umständen als un- verdienten Glück, daß sie trotzdem noch drei Tage abblieben.

Robert verlieh seiner Reue letzten Ausdruck, in- dem er Greta Lundberg zum Abschied einen gro- ßen Strauß roter Rosen schenkte. Herr Lundberg verdauerte sich zusehends, seine letzten Worte an Robert waren kühl und gemessen.

Wir hörten nichts mehr von Lundbergs. Ungefähr ein halbes Jahr später lernten wir auf einer Gesellschaft einen netten jungen Mann ken- nen. Er war Student an der Technischen Hoch- schule und stammte aus Bielefeld.

"Bielefeld?" liefen wir erregt, "da kennen Sie vielleicht Lundberg?"

Der nette junge Mann lachte. "Aber natürlich! Da- telte Lundberg ist mein Patenonkel. Sieht ihn blö- chen wie ein Ziegenbock aus, was?"

"Ein reizender Mensch!" versicherten wir enthusia- stisch, "Wie heißt es ihm?"

Danke, es gehe ihm ausgezeichnet.

"Und seiner Frau?"

"Oh, was die gute Tante Anna betrifft", begann der junge Mann —

Unsere Haltung war bewundernswert.

Erst auf dem Heimweg machte Robert seine Herzen Luft. Seine impetumvollen Ausführun- gen gipfelten in der Behauptung, er habe es immer gewußt.

"Und die roten Rosen?" fragte ich gespannt.

Hierauf blieb mit Robert die Antwort schuldig.

Lieber Simplicissimus



(O. Nuckel)

Herr und Frau Meyer hatten sich als Wegzehrung für die Reise von München nach Berlin aus einem Delikatessengeschäft ein paar gefüllte Tauben mit- genommen. Herr Meyer verzehrte bald hinter In- golstadt aus dem für ihn zuständigen Exemplar sehr brav zuerst, vom Kopf beginnend, die Fül- lung. Daß sie nicht, wie er bestimmt gedach- hatte, aus Fleisch, sondern zumelst aus Semmel bestand, erwähnte er nicht; und die Tauben waren ausdrücklich auf seinen Wunsch beschaff- Nun kam er an den Lohn seines so rationellen Essens: an die Taube selbst!

Plötzlich stieß Herr Meyer einen lästerlichen Fluch aus.

"Was ist denn los?", fragte Frau Meyer erschrocken.

"Himmelddonnerwetter!", wiederholte Herr Meyer, "jetzt hat das verdammte Bist hinten nach noch eine Semmel gefressen!"

Offen dem Lüftelzug
opferne einige Minuten der regelmäßigen Haut- pflege. Wie die Lungen nachts offene Fenster ver- langen, so will die Haut Atmung durch geöffnete Poren. Darum reinige allabendlich die Haut mit

Simi Special MIT KAMFER UND HANNAHOL
das milde Gesicht's-Haupflegemittel

Raf-Haar-Haut-Haare
wird in unermesslicher Größe
verkauft in unermesslicher Größe

Selbst am Gedächtnis merkt man's ...

Tilus-Perlen

Freier, wüstenstiller, Asthane
Berlin NW 7 im Lauenburger 19.
Senden Sie mir eine Probe sowie
wissenschaftliche Abhandl. 40 Pf. in
Briefmarken über ich bei

Dr. E. H. Herr
Ort
Stade

Bräut- und Eheleute

Umsonst

Billige aber gute Uhren

GRATIS

FRITZ HEINEDT
Braunschweig

Ich freue mich geradezu, wenn man mich anspruchsvoll nennt ...

HENKELL TROCKEN

Ohne deutsches
Größtes Sortiment
Lieferanten, V. E. RM 4.50

Ich freue mich geradezu, wenn man mich anspruchsvoll nennt ...

Weniger und gut war mir noch immer lieber als viel und Durchschnitt. Vielleicht liegt so etwas in der Veran- lung — im Blut. In m-ner kleinen Sammlung sind ein Paar Wandleuchter, die mein Großvater vor Jahr- zehnten aus Irland mitbrachte. Er war kein reicher Mann und hinterließ auch keine große Sammlung, sondern nur wenige Stücke — aber Stücke, die dem Enkel heute noch eine typische Freude sind.

Und so geht es mir mit allen Dingen. Ich leiste mir ja auch nicht jeden Tag ein Glas Sekt. Aber wenn — dann muß es etwas Besonderes, dann muß es Henkell sein.

Seit Jahr und Tag kenne ich Henkell Trocken als einen Sekt von Format und Charakter, der besonders in mei- nem Gedächtnis entspricht. Wenn ich Henkell bestelle, weiß ich, was ich bekomme.

Das ist nicht etwa Vorurteilseigenschaft. Wenn mir jemand einen Schaumwein vorsetzt, der mir besser schmeckt und besser bekommt, lasse ich mich gern bekehren. Aber bis dahin bleibt es bei Henkell.

HENKELL TROCKEN

Ohne deutsches
Größtes Sortiment
Lieferanten, V. E. RM 4.50

Auf ein verschollenes Segelschulschiff

(Wilhelm Schulz)



Ein gutes Schiff unter Segeln stand,
Admiral Karpfanger war es genannt,
fuhrte auf Weizenfahrt heim gen Kap Horn,
viel junge Leute adhtern und dorn.
Viel junge Leute, sein Müd und Jan Stur,
vom Bejten, was je über Salzwaßer fuhr.
Kapitän bis Moses, Bad, Sütte und Sud
hette alles das Serz auf dem richtigen Fleck.
Stramm bi de Wind,
riet, Jungo, riet!
Wenn wir zu Hauße sind,
— bei Muttern auf Sofa und Jo —
singen wir ein Lied
von dem ollen dollen Admiral,
und Jobenn wolln wir nochmal!

Zu Hauße! In der Rikken Wundergewirr,
zwischen Blöden und Rahen und Winschgejchirr,
im Plankegeßzj unterm Segelgezell,
da ist dein Zuhaus, und die See deine Welt,
mein Jung, und dein Atem der Wind.
Weht im Wind nicht ein dunkles Gedenken geschwind
an Straßen und Gärten und Mädchen! . . . Ein Pfiff:
Mot! Jast de Kops! . . . Und dein Serz das Schiff
Sand über Sand,
riet, Jungo, riet!
Sind wir an Land,
— nu sag einer bloß noch Reeperbahn —
setzen wir ihn in Sprit,
den ollen dollen Admiral,
und er kann uns mal . . .

Unenblisch schön sind die Nächte im Palsat.
Doch der Teufel ist los auf dem viersigigen Grab.
O Seefahrt, o Windjammer, Mühlal und Lust!
Rauh wurden die Häufte und breit die Brust.
Doch die Klauten dörrten die Seele trumm.
Und der Nebel flect diß um die fünfzig herum,
die Segel verschwammen wie schwarzer Spul.
Da . . . weiß und hell wächst es auf vorm Zug:
Eisberg voraus!
Riet, Jungo, riet!
Sind wir zu Haus,
— Deuschland, liebes Vaterland —
singen wir bei Gott ein Lied
von dem . . . und es war einmal.
Schlaf gut, Admiral!

Sans Leip

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Genfer Herbstmelancholie

(Karl Arnold)



„Nun fallen alle Blätter!“



Der starke Mann und seine kleine Freundin

„Geld oder das Leben!“

Von Erik Bertelsen

Die Berühmtheit hat ihre Schattenseiten. Das mußte auch Webster erfahren. Sobald er sich durch seine Buchbesprechungen einen Namen geschaffen hatte, begannen die Autoren ihn aufzusuchen, damit er sich anerkennend über ihre Werke ausspräche. Wenn er auch einigermassen wußte, wer etwas konnte und wer nicht — man konnte nie genau voraussehen, wessen Bücher Erfolg brachten.

Eines Vormittags war Webster zu Hause und freute sich auf ein paar geruhige Arbeitsstunden. Er saß kaum am Schreibtisch, da klingelte es. Er tat als höre er nichts. Aber das Klingeln hörte nicht auf, daß er schon um des lieben Friedens willen öffnete.

Es war der Geldbriefträger, der mit einer Anweisung über zwanzig Kronen kam. Aus der Kuckuckstasche des Abschnitters stand: „Vielen Dank für das Darlehen, ihr ergebener Peter Holm.“ Es gab also noch Schriftsteller, die ihre Schulden zurückbezahlen! Webster war ganz gerührt. Und als er sich wieder an seinen Schreibtisch setzte, war er bedeutend zufriedener mit seinen Zeitgenossen als vorher.

Gleich darauf wurde er abermals durch die Flurglocke gestört. Er ging sofort hin aus und öffnete. Diesmal war es ein junger Mann. Er stellte sich ungemein steif, als wollte er eine gewisse Nervosität verbergen, vor. „Mein Name ist Mikael Jansen.“

„Ach Sie sind es!“ rief Webster. „Der Verfasser des Buches „Geld oder das Leben!“ Bitte kommen Sie herein. Ich freue mich, Sie kennenzulernen.“

Noch als Jansen saß, begann er, sein Anliegen vorzutragen. „Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mein Buch noch vor Weihnachten besprechen würden.“

„Gerne, Herr Jansen. Aber Sie wissen ja — die große Flut der Bücher — die in den letzten zwei Monaten erschienen sind — Ihr Buch kam ja erst vor wenigen Tagen heraus.“

„Das stimmt. Aber ich bin Debutant und ich meine es wäre darum von größter Wichtigkeit für mich, wenn Ihre Besprechung rechtzeitig käme. Andere Kritiker werden sich ohne Zweifel davon beeinflussen lassen.“

„Glauben Sie?“ Webster lächelte geschmeichelt. „Wie Sie sehen, liegt Ihr Buch auf meinem Schreibtisch. Ich habe es schon bis zum vierten Kapitel gelesen. Und werde heute damit fertig. Entschuldigen Sie einen Augenblick — es klingelt.“

Draußen stand ein Bote. Er bekam 10 Die Trinkgeld. Dann eilte Webster wieder zurück in das Zimmer. „Ja, lieber Herr Jansen, Sie sind begabt, das will ich Ihnen gerne sagen, um Ihnen Mut zu machen. Ich werde Ihr Buch sofort zu Ende lesen.“

Der Autor ging. Webster griff nach seinem Füllhalter. Die Wahrheit zu sagen, war der Roman etwas langweilig. Der Beginn glückte vielen anderen, und er wußte schon jetzt, wie weitergehen würde. Er konnte also ruhig, ohne weiterzulesen, etwas darüber schreiben. Und warum nicht gleich? Er schrieb also, daß das Buch am Anfang die übliche Unsicherheit aufwies und die Komposition nicht ganz einwandfrei wäre, aber daß es unläugbar viele Stellen darin gäbe, die den geborenen Schriftsteller verrieten. Man erwarte von dem Autor noch vieles. Er sei eine kommende große Begabung. Als die Besprechung fertig war, steckte Webster sie in einen Briefumschlag. Er hatte die Absicht, sofort damit zum Briefkasten zu gehen. Und dann wollte er in einem Restaurant frühstücken, das konnte er sich ja nun leisten, da die zwanzig Kronen eingegangen waren.

Aber — wo war das Geld? Hatte er die zwei Scheine nicht auf den Schreibtisch gelegt? In seiner Geldbörse befanden sich nur ein paar kleine Münzen, auch auf der Erde lagen die Scheine nicht.

Nachdem er eine Weile überall gesucht hatte, war es ihm klar, daß Jansen die Scheine an sich genommen haben mußte, denn als er gekommen war, hatten sie offen auf dem Schreibtisch gelegen.

Der junge Autor war also recht unzuverlässig — oder sehr arm. Vielleicht war es am besten, ein paar Tage abzuwarten, ob das Geld nicht wieder zurückkäme.

Aber auf das Frühstück wollte Webster trotzdem nicht verzichten. Er nahm „Geld oder das Leben!“ und einige andere Bücher unter den Arm und ging damit zu einem Antiquar, der ihm für alle Bände insgesamt 10 Kronen gab. Am nächsten Morgen stand die Besprechung in der Zeitung. Und am Abend kamen ein paar Dankesworte von Jansen. Aber über das Geld schrieb er nichts. Nach verschiedenen Erkundigungen, die Webster eingezogen hatte, zu urteilen, war Jansen durchaus nicht arm; er hatte eine gut bezahlte Stellung. Das machte die Sache schon ernster. Trotzdem zogerte Webster damit, der Polizei Mitteilung zu machen.

Tags darauf trafen die beiden Herren sich auf der Straße. Webster blieb stehen und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Jansen, daß ich Sie aufhalte. Gestern, als Sie oben bei mir waren, lagen zwanzig Kronen auf meinem Schreibtisch. Als Sie gegangen waren, war das Geld fort.“

„Ach ich erinnere mich“, antwortete Jansen etwas verlegen. „Es ist eine Schande, daß ich es Ihnen zu sagen vergaß. Aber ich war ziemlich zerstreut.“ „Das dachte ich mir schon“, sagte Webster. „Ich konnte gar nicht glauben, daß Sie sich bereichern wollten.“

Jansens Erstaunen schien nicht ganz echt zu sein.

„Mich bereichern?“ sagte er fast entrüstet. „Wie kommen Sie auf den Gedanken?! Als es klingelte und Sie hinausgingen, fiel das Geld vom Schreibtisch hinunter. Ich nahm die Scheine und legte sie in mein Buch, gleich hinter dem vierten Kapitel, da Sie ja bis dahin gelesen hatten.“ Webster machte Kehrt und ging, ohne sich zu verabschieden. Er ging zu dem Antiquar und fragte nach dem Buch „Geld oder das Leben!“

„Das ist verkauft!“, sagte der Antiquar. „Ihre Besprechung hat bewirkt, daß nach dem Buch schon Nachfrage herrscht.“ Auch diesmal vergaß Webster zu grüßen.

(Übersetzt von Karin Reitz-Grundmann)

29. September 1938

(Erich Schilling)



Der Höllegeistertanz
zerstob und ward zunichte.

Des Friedens Morgenglanz
diktirt die Weltgeschichte.

Die Entdeckung der Tschecho-Slowakei

© Gulbransson



„Aha, das war also der Staat, bei dessen Schöpfung ich seinerzeit nicht zugelassen wurde!“

DURCHS TELEFON

VON CARL CONRAD

Robert und Elena saßen, wie verabredet, in der Halle des Weingarten-Hotels und warteten auf den Unbekannten. Alle Tische in der Halle waren leer, sie saßen einige Tische voneinander entfernt und warteten. Robert hatte dieses seltsame Rendezvous gewünscht, ja, gefordert — aus Eifersucht, wie Elena überzeugt war. Merkwürdig genug, daß er überhaupt zu so primitiven Dingen wie Eifersucht Zeit hatte. Für irgend etwas anderes, zum Beispiel für wirkliche Gespräche mit ihr, hatte er keine Zeit, nie, schon mindestens ein halbes Jahr nicht mehr. Sie fühlte sich vereinsamt und fürchtete, da nichts sie anzuregen und zu reizen sich Mühe gab, vorzeitig ab zu werden. Es fehlte der Partner für die mannigfachen Spiele ihrer Phantasie.

Als sie aber Robert erzählte, daß ein Unbekannter sie täglich anrufe, zu gleicher Stunde des Nachmittags, um mit ihr zu plaudern, war er plump und verständnislos genug, von „Unverschämtheit“ und „Detektiv auf den Lämmel hetzen“ zu sprechen, obwohl der Fremde niemals die geringste Andeutung gewagt hatte, daß er Elena zu sprechen wünsche.

Hätte sie es gewünscht? Nach anfänglichem Widerstreben waren ihr allerdings die täglichen Anrufe zu einer Gewohnheit geworden, die sie entbehren ihr schmerzlich gewesen wären. Nun — der unbekannte Telefonpartner mußte ein Mensch von hoher Bildung und einer geistigen Erfahrung sein, die man nicht allein durch Fleiß und Reisen erwirbt; die rätselhafte Macht der Persönlichkeit stand dahinter, — Elena vermutete einen Künstler in ihm, so mannigfaltig war seine Art, sich auszudrücken, sein auch im Ernst noch gegenwärtiger Humor, der unerschöpfliche Glanz seiner phantastischen Einfälle. Und schon, was das Schlimmste ist für eine Frau, und oft sogar der Anfang eines Endes, — schon hatte Elena begonnen, zu vergleichen. Mit Robert würde sie niemals sich auf eine solche Weise unterhalten können; bald erschien er ihr trocken gelehrtenhaft, phantastisch, schwarzfälig und langweilig. Er lebte nur noch für seine mathematischen Berechnungen; darüber vergaß er, daß an seiner Seite ein lebendes Wesen existierte, eine der Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit bedürftige junge Frau.

Seltsam genug, daß die Anrufe stets in den besten Stunden am Spätnachmittag erfolgten, die Robert regelmäßig in der Bibliothek zu verbringen pflegte. Natürlich hatte Elena in den ersten Tagen den Hörer jedesmal allgütig und entrüstet auf die Gabel zurückgelegt; immerhin mußte sie zum Apparat gehen, es konnte ja auch irgend eine Freundin oder gar Robert selbst sie zu sprechen wünschen. Schließlich mußte sie es doch als ihre Pflicht empfinden, den unbekannten Unverschämten dahingehend zu belehren, daß ein junger Mann von Bildung und Erziehung eine verheiratete Frau nicht auf solche Weise belästigt. Das war, sie fand es selbst, dumme genug ausgedrückt, denn es gab ihm Anlaß und Gelegenheit zu fragen, wenn nicht auf eine solche, auf welche Weise sonst „ein junger Mann von Bildung und Erziehung“ eine verheiratete Frau belästigen dürfe? Und überdies, — wenn in den gegenwärtigen Zeitaltern alle Belästigungen, denen die bemitleidenswerte Damenwelt ausgesetzt sei, nur in telefonischen Gesprächen bestünden, könne man wohl zufrieden sein. Das vermochte auch Elena allerdings nicht zu leugnen. Und hatte sie die täglichen Anrufe zuerst ganz

unbedingt als lästig empfunden und gehofft, des Fremden Eifer werde allmählich von selbst sich abkühlen und nachlassen, so erweckte gerade die Ausdauer, ja Treue seiner Bemühungen auf die natürlichste Weise eine gewisse Neugier und Begierde, zu erfahren, wer der Fremde sei, wie er aussehe und sich im persönlichen Umgang gebe. Wenn es schließlich dazu kam, daß sie auf seine Anrufe geradezu wartete, konnte sie es vor sich selbst mit der Langeweile entschuldigen, in der sie ihr Leben zu verbringen gezwungen war. Und daß, wenn man auf etwas wartet, eine gewisse Unruhe sich einzustellen pflegt, die Gedanken sich mit dem Erwarteten beschäftigen, sich gleichsam mehr und mehr auf einen Punkt konzentrieren, konnte ebenso wenig wundernehmen wie der Umstand, daß sie, nach erfolgtem Anruf, in ihrer Phantasie die Gespräche mit dem liebenswürdigen Partner wiederholte und fortsetzte.

Im Grunde quälte und beunruhigte sie die geheime Sehnsucht, ihn zu sehen, ihm nahe zu sein ohne das fatale Medium des Drahtes, sein Wesen unmittelbar auf sich wirken zu lassen und als Robert, dem sie von ihren täglichen Unterhaltungen erzählte, und der, da der Fremde aus stets wechselnden öffentlichen Fernsprechanrufen, vergeblich einen Privatdetektiv bemüht zu haben behauptete, nun riet, zum Schein auf ein Rendezvous einzugehen, damit man „den Burschen“ endlich „fassen“ könne, — da empfand Elena diesen Vorschlag als roh und jeden feineren Verständnisses bar; nur Robert konnte ihr zumuten, etwas so Eigenartiges, Zartes und Geistesvolles auf so plumpe Weise zu beenden. Und wofür übrigen den Unbekannten „fassen“? War er ein Verbrecher? Hatte er Strafe verdient, weil er ein wenig vom Heuche einer anderen, höheren, Geist und Kunst gewunderten Welt in ihr Leben brachte? Allein es gab eine Szene, Robert schien wirklich zu leiden, und da er einen Kompromiß vorschlug, gab Elena schließlich nach, wie stets, wenn er

ernstlich auf irgend etwas bestand. Sie sollte den Unbekannten in der Halle des Weingarten-Hotels treffen und ihm nahelegen, künftig seine Anrufe zu unterlassen. Robert wollte in der Nähe sitzen und sich den „Flegel“ ansehen. Sollt' allenfalls die Belästigungen immer noch kein Ende nehmen, würde man bei einem späteren Rendezvous zu drastischeren Mitteln greifen und notfalls die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen.

Elena hatte keine Bedenken, sie konnte ihren bewunderten Gesprächspartner sehen, sogar auf Roberts ausdrücklichen Wunsch, und sie konnte den Fremden vor einem weiteren Rendezvous warnen, ja, vielleicht eines vereinbaren, bei dem Robert nicht zugegen sein würde. Das bedachte sie, nach Art der Frauen, keineswegs in klarer Absicht, stand ihr aber doch, ein gewirr von Stimmung, Gefühl und Hoffnung, wie eine in Nebel gehüllte ferne Landschaft vor Augen. — So saß sie also, vor Erwartung bebend, einige Tische von Robert entfernt in der leeren, dunklen Halle des Hotels, als, mit dem Glockenschlag der vereinbarten Stunde, ein hochaufgeschossener junger Mann mit unordentlichem Haar und nachlässig über die Schulter geworfenem Mantel eintrat und zögernd um sich sah. Verlegenheit und Erötten hinter einer Miene von grotesker Hochmutigkeit verbergend, stolzierte er auf Robert zu, Elena im Vorbeigehen nur mit einer Art höhnischen Blick bedenkend. Robert erhob sich, reichte ihm lächelnd die Hand, der junge Mann zog mit betont blasierter Bewegung einen Paken beschriebener Blätter hervor und legte sie mit einem kurzen „da“ vor Robert nieder, der zu Elena herübersah und winkte. Elena, die von alledem nicht das mindeste begriff, trat an den Tisch. Robert stellte vor: „Das ist meine Frau“, sagte er, „die Sie mit ihren telefonischen Plaudereien aus meinem Manuskript so sehr vernügt haben.“

„Jetzt dürfte ich vielleicht vor allem um das Honorar bitten“, war die Antwort. — „Du mußt wissen, Elena“, erklärte Robert, „Herr Dallberg ist Schauspieler, zur Zeit leider ohne Engagement, und er war so freundlich, dir die von mir verfaßten Texte am Telefon vorzulesen.“ „Gewiß“, sagte Herr Dallberg, einige Geldscheine in Empfang nehmend, mit lächerlichem Stolz. „Ihre Texte habe ich Ihnen ja bereits dorthin gelegt. Ihre Frau Gemahlin wird bestätigen können, daß ich mich bemüht habe, sie so deutlich und eindringlich wie nur möglich vorzulesen, mit allem Anschein des Improvisierten, Jawohl.“ Worauf er, erhobenen Hauptes, davonschritt. Robert reichte ihr lächelnd die Manuskripte; hier hatte er, in seiner charakteristischen Schrift, alles entworfen und niedergeschrieben, was dieser Dallberg ihr dann am Telefon mit geübtem Organ vorgelesen, — ja, Robert hatte, ihre möglichen Antworten und Einwände voraussehend, bereits die entsprechenden Gegenantworten aufgeschrieben, damit der junge Schauspieler sich ihrer im gegebenen Falle bedienen konnte. Von nun an sah sie Robert, wie sie sagte, mit „neuen Augen“, was wohl immer ein hoffnungsvolles Zeichen ist und jedenfalls ein neuer Anfang, ein Beginn, der zu allem Guten führen kann. Sie bestätigten es sich auf die Weise, der, obwohl sie sich durchaus nicht an Verstand und Vernunft wendet, doch von jeher in gewissen Fällen die stärkste Überzeugungskraft innezuwonen scheint.

Spät abends am Fenster

Von Dr. Omiglag

Ein leichtes Wölflin floh in Hast.

Der hohe Himmel ist erbläst.

Nichts rührt sich mehr.

Noch blüht kein Stern von ferne her

— als ob die Welt gestorben wär'.

Und ist er tot, der Raum so weit,

dann ist wohl auch die Mahime Zeit,

die Alte, endlich eingeknickt?

— O Seligkeit!

Da, zuckend, durch die Dämmerung bricht
aus Menschenland ein erstes Licht . . .

Die Wanduhr tickt . . .

Also noch nicht — noch immer nicht?



„Grauenvoll, so einem Biest von Tiger plötzlich zu begegnen!“
 „Noch gar nichts — begegne einmal plötzlich meinem Chef!“

Die Umstellung

Mein Freund Hermann hat eine Weltenschauung, die hat er sich selbst hergestellt. Es ist demnach eine Hausmacher-Weltenschauung. Hausgemachte Leberwürste und Hausgerüchertes und helmege-
 strickte Pullover und selbstgebackener Zwetschgucken können bisweilen ganz vorzüglich sein. Auch in Hermanns Weltenschauung sind ganz ausgezeichnete Sachen drin, ganz erstaunliche Dinge. Da hat er z. B. den Satz aufgestellt, daß seinerzeitig mit den materiellen Gütern das Geistige mitgeschauung wurde, also alles Glück, alles Unglück, alle Politik, aller Frieden, alle Wildheit, und zwar von jedem eine ganz bestimmte Portion, in die man sich nun teilen müsse. Was der eine gerade hat, kann der andere nicht besitzen.

Bei einem Persertappich und einer Schreibmaschine leuchtet der Satz sofort ein, denn der Persertappich und die Schreibmaschine, die mein Freund Hermann hat, gehört natürlich nicht mir. Er sagt aber auch, wenn soundsovielle Leute das Glück, das zur Verfügung steht, verbrauchen, dann bleibe für manche nur wenig übrig, und wenn Max ein ganz unerhörtes Glück bei Frauen hat, muß sich Paul mit einem Rest begnügen, weil halt nicht mehr geschaffen wurde.

Sehen Sie, so eine Weltenschauung ist des. Kürzlich überraschte er mich mit dem lapidaren Ausspruch: Je zahlreicher die Tiere, desto wilder die Menschen.

Ich war erstaunt, denn ich hatte das Zahnwerden der Tiere noch nicht bemerkt.

Da kam ich aber bei Hermann schlecht an. „Wie“,

rief er, „du hast noch nicht gemerkt, daß die Tiere zahmer werden?“ Ich sagte ihm, daß ich mich im Drange der Geschäfte noch nicht eingehend mit der Sinnlosigkeit von Tigern, Löwen und weißen Nashörnern beschäftigen konnte.

„Bleiben wir doch bei dem Nächstliegenden“, sagte Hermann, „dank doch an die Rehe. Die Rehe werden von Tag zu Tag zahmer. Früher, da war so ein Reh ein scheues flüchtiges Tier, das ängstlich vom Waldrand äugte. Aber heute, da können es diese Tiere kaum erwarten, bis sie sich in Rehmstöcke nützlich machen. Wenn du mit der Eisenbahn fährst, stehen sie dicht am Zug und achten kaum der Wunder der Technik. Höchstens hebt so ein Bock den Kopf, als wollte er sagen: 'Nanu, der FD-Zug, da muß es ja schon elf Uhr dreißig sein'. Aber nicht nur die Rehe sind zahmer geworden, die Menschentiere haben ihre Wildheit dermaßen abgelegt, daß sie in unseren Breiten geradezu ausgestorben sind. Und an die Eichhörnchen hast du wohl noch gar nicht gedacht. Kaum retten kann man sich jetzt vor diesen possierlichen Tieren. Sie haben vollkommen vergessen, daß es von ihnen heißt: Mühsam sucht sich das Eichhörnchen seine Nahrung“. Sie suchen gar nicht mehr mühsam, sie lauern am Wegrand auf Spaziergänger, springen sie an und fordern das Lebensminimum. Begreifst du jetzt, daß die ehemals wilden Tiere alle zur Verfügung stehende Zahnmittel für sich aufbrauchen, geradezu Raubbau mit dem Zahnmittel treiben?“
 Das begreifst ich zwar nicht so schnell, aber mit den Rehen und den Eichhörnchen hatte Hermann recht. Nun, den Menschen bleibe ja auch die auswärtige Politik.

Foltzick

Der Lauf des Hasen

Von Ernst Handschuch

Dicht über dem morschen Zaun eines Hausgärtchens schnitt ein Dahlienstrauch köstlich lachsbunte Kreise in den blaßgrauen Himmel, und doch schienen, als gähnten die fülligen Blumen in dem bleichen Morgenlicht nur sich selbst. Über eine gemähte Wiese mit spärlichen Herbstzeifolien strömten die Menschen, und noch niemals waren die nackten, rotblauen Blütenstengel vom Leben aus geschlossener denn jetzt.

Auf den Tribünen flatterten Fahnen, und in lichter aber eindringlicher Reihe bezogen sie von dort aus ihre Posten um das rechteckige Paradefeld. Noch sah man außer Absperermannschaften, einzelnen Offizieren und Soldaten, sowie den Geschützen einer Salubatterie nichts. Eine östlich vom Aufmarschgelände gelegene Mulde mußte die große Erwartung des Morgens, um derentwillen sich die Menschen so zahlreich eingestellt hatten, bergen.

Der hohe General und sein Stab waren mit einem Male da, und die kameleonten Streifen an ihrer Hosen leuchteten zugleich erregend und beruhigend. Auf den Emporen erhob sich Händeklatschen, das sich nach links, rechts und vorne brandend fortpflanzte, und erst nach einer geräumten Weile vernahm man die Klänge einer Musikkapelle. In die aufbraunenden Lieder fuhr, der pflichtgemäß dämpften Schüsse der Salubatterie, und unter dem Beifall der Menge begann Regiment auf Regiment vorbeizuziehen. Verhalten hob sich das schlichte Grau der ausgerichteten Kolonnen vom dem Gelb der Stoppeläcker ab, über dem nur die Instrumente der Musiker noch goldener blinkten.

Die Fuchsschwänze der Schellenbäume wählten strahlend. Die Stäbe der Tamboumajore durchschnitten die Luft und verzauberten mit ihren Bewegungen den Trift Tausender von Seinen. Wirbelnd schlugen die Kesselpauker die weißen Felle. Schwarze, braune und weiße Pferde trabten, daß der Staub aufstieg. Räder rollten, Wagen und Protzen wippten, und die Geschützrohre senkten und hobten sich in erstem Takt.

Es war ein prächtiges Geschehen, sich das im frühen Morgen machtvoll und schier unaussprechlich vollzog. Vergessen waren die langen Stunden der Anfahrts und die feuchtkühlen des Herbstes. Die Weite der nahezu baumlosen Hochebene verlor sich, und als die Sonne den grauen Hof in sich versenkten, hüllte ein himmelstiller kühler Durchbruch, empfanden es nur wenige. Die Wurst- und Brezelverkäufer, die Kellnerinnen und Poskantenhändler priesen vergebens ihre Waren an. Lediglich Fempläser und Feldstühlen wurden noch von den später gekommenen Gästen begehrt.

Eben zog wieder ein Infanterieregiment in breiten Fronten vorbei, und ein zweites tauchte aus der Mulde auf, bereit sich zu gleichem Tun anzuschließen, als von der selbträvis abgetriebenen Kapelle ein Reiterzug aufgestiegen, ein Hasenrasender Lauf über die Parade und Jagd. Rostrot und in tausend Angsten stürzte er dahin verzweifelt nach einem Ausweg durch die Menschenreihen suchend, die ihn zum einen gleich einer Mauer umgaben, zum anderen aber wie eine Walze auf ihn zukamen.

Oh, hätte der Armee doch je in seinem Dasein ein treibendes Jagen mitgemacht! Dann kein halbes der Schrei ertönte, keine hölzerne Klapper klirrte und auch nicht ein Schuß fiel.

Dafür indes erhob sich alsbald ein ungeheureres

Verdammendes Gelächter. Vom westlichen Flügel des Feldes ging es aus, erliefte im Nu die Tribünen und wurde in seiner mächtigen Heiterkeit von dem flüchtenden Hasen wie ein deckender Vorhang mitschliffend.

Der hohe General und sein Stab, die vorbeiziehenden Truppen, die Kapelle und ihr schmietendes Spiel, das demarschierende Regiment, sie alle waren plötzlich vergessen. Allein dem gemängsten Hasen, nur ihm und seiner wahnhaften Not noch gehörte das Feld. Die Freude, die sein verzweifelter Gepöppel, mit dem er auf so baldiges geistiges Weite die Parade abnahm, in den Herzen der Zuschauer ausgelöst und zwar in verborgenen Winkel, darin das ewige und stets ein wenig grausame Kind rührte, hatte das überwältigende und feierliche Geschehen jählings verschluckt.

Die Diva und der Dichter / Von Josef Robert Harrer

1. Episode

Im Lande der unbeschränkten Möglichkeit und der unmöglichen Beschränkung — man denke erstens an das traumhafte Aufblühen der Technik und zweitens an das geistige Niveau der Schnelllebensdiktatoren — im Lande Amerika also heute, besser gesagt lebt ein Dichter, dessen Popularität mit der Ummenge seiner ungedruckten Werke nicht im geringsten Schritt halten konnte.

Mit den unzähligen Absagebriefen, die er im Laufe der Jahre von den Verlegern und Zeitungen erhalten hatte, hätte er ein gut fundiertes Atteapapiergeschäft errichten können. Doch das tat er nicht; denn er war kein Geschäftsmann. Sondern er dachte: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich als wespeicher Amerikaner bis ins zehnte Glied nicht beim Film mein Glück versuchen könnte!“ Gedacht, getan... In wenigen Tagen hatte er zahlreiche Filmerzschiffen durchgeschickt, so daß er über die Namen der bedeutendsten Filmkünstler, natürlich auch der süßen Weiblichkeit unter ihnen, über die Filmgesellschaften und geführichte Regisseure orientiert war. Von vielen hatte er sich sogar die Privatadresse notiert.

Was nun? — Er grubelte. Da kam ihm der Gott der Götter, der Zufall, zu Hilfe. Der Dichter ging eines Abends durch eine sehr beliebte Straße, den Abend ging nach ihm eine Stockung; er konnte nicht sitzen.

„Bei den Bartstoppen des Präsidenten, was ist los?“ Die Menschen stauten sich vor einem Kino; blendende Lichtreklame und riesige Plakate hielten alle in Bann; auch ihn natürlich, den Dichter.

Und er las: „Mae de Gotty in Ihrem Großfilm: Die Verführer! — So lernte der Dichter Mae de Gotty auf der Leinwand kennen.

Die Bilder rollten an ihm vorüber, seine Phantasie glühte. Er wußte, daß diese Frau seine Zukunft war.

Und es war die erste Episode in seinem Leben war, trotz der vielen Werke, die er schon geschrieben hatte, konnte er die folgende Nacht nicht schlafen. Nein, er wachte bis zum Morgen, der ihm die zweite Episode brachte.

2. Episode

Da er im 37. Stockwerke eines Wolkenkratzer wohnte, sah er weit über die Stadt. Die Morgenröte überzog sie mit dem süßen Lichte der Erwartung. Der Dichter sprang aus dem Bett und war mit drei Schritten bei seiner Schreibmaschine, Marke Smith & Bros., für die er noch fünf Monatsraten schuldig war. Das aber bekümmerte ihn in der erwartungsvollen Morgenstunde nicht; Im Gegenteil, er tippte mit klopfendem Herzen ein wunderschönes Gedicht an Mae de Gotty, ein Gedicht von vier Strophen zu je drei Zeilen. Und es begann:

„Die Göttinnen der alten Griechen schritten lachend...“

Ja, er hatte die Verse in der schlaflosen Nacht erdacht.

Er sah auf die Uhr; es war Zeit. Schon blickte die Sonne in sein Zimmer. Der Dichter dachte das Gedicht zu sich und sah in dem Adressenverzeichnis nach; richtig, er hatte sich auch ihre Adresse notiert.

Schnell ins Kaffeehaus, Frühstück ganz nach europäischer Weise ohne Bier und ohne Soda mit Himbeeren; einen Blick in die Zeitungen, zahlen, zahlen...

Und nun zu ihr! Er griff in die Tasche. Das Gedicht, das noch dort! Ach, Gott sei Dank! Und nun Mail!

Eine halbe Stunde später führte ihn der Lift hinauf; hinauf zu ihr und in den 21. Himmel; denn dort wohnte sie.

Ein tiefer Atemzug, er läutete, ein Kammerkätzchen, schnipslich, klein, kniefell, gelientes Mündchen, öffnete.

„Sie wünschen?“, klar, Fräulein Mae schlief noch... Sie wollen warten? Bitte, es werden schon zwanzig Herren, einige seit gestern abends...“ Der Dichter zögerte... Sollte er auch?... Da tönte eine silberhelle Stimme, das Kätzchen lief davon und ließ ihn stehen.

Er war allein. Wenn er nur gewußt hätte, wo das Wartezimmer war! Aber alle Türen waren ein-

ander gleich wie die Bucheinbande einer Klassiker Ausgabe.

Und weil es eben bestimmt war, daß der Dichter die zweite Episode erleben sollte, öffnete er wahllos eine Tür und — stand im Badezimmer der Diva. Diese stieg oben in die Marmorwanne und zeigte ihm die reizende Rückenansicht eines schmalen, blassen Körpers.

„Aphrodite!“ rief er und stand vor der

3. Episode

Diese aber war von sehr kurzer Dauer. Die Diva stieß einen leisen Schrei aus; zwei Kammerkätzchen, stark wie Löwen, warfen ein Tuch über seinen Kopf. Er hatte gerade noch Zeit, der schönen Künstlerin sein Gedicht in der zur Abwehr ausgestreckten Hände zu drücken, dann stand er auch schon vor der Türe der Wohnung. Diese war mit Krachen hinter ihm zugeworfen worden; noch hörte er das Kichern der Mädchen. In seinem Herzen aber wußte er, daß er alles verloren hatte.

Und sein Schmerz war groß; denn das Bild der schönen Frau vor sich, wie sie ins Bad gestiegen war, dieses Bild vor sich, das konnte er nie mehr Vergessen finden!

Und er ärgerte sich, daß er auf das Manuskript des Gedichtes seinen Namen und seine Adresse vermerkt hatte; denn nun konnte seine Blamage allgemein bekannt werden und die Enttäuschung, die er auf den Film gesetzt hatte, schwamm in die unendliche Unerlöschlichkeit.

Der Dichter war tröstlos. Und er dachte nicht mehr daran, daß es für ihn etwas geben werde, das man bezeichnen könnte als

4. Episode

Eine Woche verging. Der trauende Dichter füllte die trostlose Zeit damit aus, daß er ein Filmstück schrieb, in dem Mae eine wunderbare Doppelrolle zu spielen hatte.

Ach, wozu schrieb er es? Nach sieben Tagen kam ein Eilbrief. Der Dichter startete auf den Umschlag. Da stand: „Dem Poeten N. N.“... Das war er, natürlich! Er öffnete und las: „Verzeiht! Dichter! Sie haben mir mit dem kleinen Gedicht große Freude gemacht. Ich danke Ihnen. Ich erhielt in der letzten Woche 200 Gedichte. Ihres ist erstens das kürzeste; und zweitens war die Art, wie Sie es überreichte, so original, daß ich Sie näher kennenlernen möchte. Kommen Sie heute abends um sechs Uhr in das Atelier der Dec-Lawin! Ja, noch etwas! Wenn Sie zufällig — aber ich hoffe es bestimmt — ein Filmsubjekt besitzen, das mir Gelegenheit zu einer guten Doppelrolle gibt, nehmen Sie es mit Herzlichkeit Mae de Gotty.“

Zuerst kam über den jungen Dichter so etwas wie Euphorie, obwohl er ein Amerikaner war. Dann tat er einen Freudensprung...

Sie selbst hatte ihm geschrieben, in reizender, persönlicher Schreibmaschinenschrift... Rasch fertigte er von dem Entwurfe des Filmsubjekts eine tadellose Reinschrift an; er verwendete dazu sein bestes Papier, mit dem er sonst

...

...

...

...

...

...

...

...

...

nur die Geburtstagswünsche an die Schriftleiter und Verleger zu erledigen pflegte.

Nebenbei schrieb er ein sehr hübsches Gedicht für sie, für Mae. Dann überzählte er seine Barschaft. Ja, es ging noch!

Und da es bereits halb sechs Uhr geworden war, nahm er sich ein Auto.

„Führen Sie mich schnell und wohlhabend zum Atelier der Dec-Lawin!“

Als er ankam, flogen oben drei Manuskriptschreiber im Bogen aus dem Tor der „Dec-Lawin“. Nein, dachte er, ich nehme es als kein böses Vorzeichen. Und lächelnd, auch ein wenig verlegen, betrat er das große Gebäude.

„Da sind Sie ja“, rief die silberhelle Stimme. Der Dichter wandte sich um; da stand sie und sah ihn mit glücklichen Augen an. Saine Belangenheit schwand, er labte ihre Hand und drückte sie fest.

„Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich damals —“

„Sie haben sich ja selbst entschuldigt!“

„Ist wirklich?“

„Sie riefen, als Sie mich ins Bad steigen sehen: Aphrodite!“

Wie war dem Dichter? Er fühlte sich wie in der Vorhalle des Paradieses. Schon wollte er diesen Innigen Gedanken der Diva mitteilen, da trat ein Regisseur hinzu und rief:

„Das Manuskript! Wo ist es?“

Hastig griff der Dichter in die Tasche und reichte ihm das Gedicht, das für Mae bestimmt war. Der Regisseur warf einen Blick darauf, lachte und sagte: „Diesen Witz müssen Sie schon der Dame selbst geben!“

Die Diva lächelte, der Dichter lächelte, der Regisseur ärgerte das endlich gefundene Manuskript „Die Diva und der Dichter“ — Eine Filmmovelle in fünf Episoden.

„Kommen Sie“, sagte die Diva, „wir wollen das Urteil des Regisseurs abwarten.“

Und sie setzten sich in die breiten Klubsessel, die Diva plauderte, der Dichter wagte nicht zu hoffen, da stürzte der Regisseur aus seinem Zimmer und verhalf dem Dichter zur

5. Episode

„Ihr Subjekt ist angenommen... Es muß natürlich umgesehen werden, doch davon verheißt Sie nichts... Hier der Scheck auf 1000 Dollar, hier das Anstellungsdokument bei unserem Unternehmen!“

Er drückte dem Dichter die Papiere in die Hand, nickte der Diva zu und verschwand.

„Nun, fragte Mae de Gotty, „sind Sie zufrieden?“

„Nicht ganz“, erwiderte er, „etwas fehlt noch.“

„Und das wäre?“

„Sie selbst, schöne Mae!“

„Sie haben vom Film schnell gelernt, sehr schnell. Sie haben auch in der Liebe ein wahnsinniges Tempo.“

„Ich bin ein Amerikaner.“

„Ich bin eine Amerikanerin.“

„Ich bin bei der Dec-Lawin fix angestellt, meine schöne Mae!“

„Ich such einen Herr... Da mir mein Dateikum im Laufe der letzten Woche das Beste über Sie sagen konnte, brauche ich Ihre wegen keine Sorge haben.“

Und die fünfte Episode war zu Ende; es begann —

Doch das gehört eigentlich einem anderen Leser, die haben gekommen sind und vor Führung über die glücklichen Zufälle bedauern, daß sie nicht selbst Filmdichter geworden sind!

Damit sie aber nicht allzu sehr Sehnsucht haben, Ähnliches zu erleben, sei ihnen verraten, daß die ganze Geschichte von der Diva und dem Dichter erstunken und erlogen ist! Und warum ich sie dann erzählt habe?

Der Grund ist sehr einfach!

Warum soll man nicht auch einmal mitten aus unserer Zeit heraus ein Märchen schreiben? Früher einmal erzählten die Märchen von Gänsejungen, die die Königstochter zur Frau bekamen und dann lange und glücklich regierten. „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“

Lesen Sie mich also mein modernes Märchen von der Diva und dem Dichter annehmend abschließen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute miteinander, nebeneinander, gegeneinander...“

Bei solchem Wetter

Von Dirk Paulus

Bei solchem Wetter, wenn dir wie gelbe Schmetterlinge flüchtige Blätter um die Ohren flattern

und dir die Blüten umflutet — nur damit die Eichen,

da sie dir auf Kopf und Schultern knattern, dich noch mehr erfreuen —

Wenn es trommelt und fullert und prasselt und knallt auf dem glöttigengehenden schwärzen Asphalt —

Wenn sich, im Winde rüttelnd, lange Äste gewaltig drohend nach dir strecken ...

Dann trifft dich in deiner stätigen Weite eine Ahnung, ein Hauch, eine Spur von Natur, und in deinen armenigen Pfaffertab

ohnaubt der ewige Atem der Wälder herab.

Nacht in alten Städten

(Wilhelm Schulz)



Mild segnet Vater Mond mit seiner blassen
reißenden Hand die ihm ergebne Pracht
ragender Dome und verwunschener Gassen
O alter Städte zauberische Nacht!

Steil stehn die Giebel, grau, wie stumme Wächter,
den Traum zu hüten, wortelos und schlicht,
aus Tagen unvergessener Geschlechter,
von denen nun des Brunnens Predigt spricht

Zus zitternd hingehaltenen Laternen
entwirrt sich noch ihr letzter stolzer Stuß,
längst fiel von müden Etern schon der jernen
erprobten Wappen bilderreicher Schmutz

Und greife Türme raunen in die Runde,
einstige Mahner, fanden sie ihr Ziel,
doch höhnt der Mond voll Spott die späte Stunde
und treibt mit einer Sonnenuhr sein Spiel.

Da wird die Stadt lebendige Legende,
mit Kriegervolk, Kaufherren, Kaiser und Kornett,
und Meisterlang bringt durch die Winkelwände
und Dohgeklamm und Mozarts Menuett.

O wunderlicher Spul verwunschener Gassen,
vom Mond des deutschen Märchens kühn erdacht,
um jäh im fahlen Morgen zu verblasen,
o alter Städte zauberische Nacht!

Rudolf Siebetin



„Weißt du es denn ganz sicher, daß dir Fredy immer treu ist?“

„Doch, doch, am Dienstag und Freitag ganz bestimmt!“

Die Schlacht bei Sedan

Von H. Willumsen

Ein Herr kam mit eiligen Schritten aus einem Restaurant, blieb am Fußgängersteig stehen, sah sich um und lief ein paar Schritte nach links, ein paar Schritte nach rechts, während ein Ausdruck des Staunens, gemischt mit Schrecken und Ärger, sein Gesicht sonderbar belebte. Dann griff er sich an die Stirn, sein ganzes Verhalten drückte Verwirrung aus. Als er bemerkte, daß er Aufsehen erregte, nahm er sich zusammen. Hastig drehte er sich um und fragte eine vorübergehende Dame: „Die Schlacht bei Sedan — wann war sie?“ So etwas pflegt man eine fremde Dame ja nun nicht ohne Vorbereitung zu fragen, und sie reagierte auch umgehend richtig darauf und begann, auf aufdringliche Männer im allgemeinen und im besonderen zu schelten.

„Bitte“, sagte der Herr und wandte sich einem jungen Herrn mit Brille zu, „Bitte — sagen Sie mir doch — Sie müssen es doch aus der Schule wissen — wann war die Schlacht bei Sedan?“ Der Angesprochene starrte ihn an, wandte sich stumm ab und machte: „Bss-s“. Einige lachten, andere meinten: „Warum nimmt die Polizei sich nicht des armen Mannes an? Rufen Sie doch — aber passen Sie auf, daß er nicht davonkült, er könnte ein Unglück anrichten!“ Der Herr schüttelte mit dem Kopf und wollte sich entfernen, aber zwei beherzte Männer ergriffen ihn mit starken Armen und hielten ihn fest, bis das Überfallkommando da war. Als man ihn trotz seines Protestes in den Wagen heben wollte, riß der vermeintliche Verrückte sich los und sagte stöhnend: „Ach — wissen Sie es auch nicht? Die Schlacht bei Sedan — in welchem Jahr? Die Jahreszahl — denken Sie doch einmal nach!“

Der gefragte Beamte, ein gutmütig aussehender, noch junger Mann, dachte etwas nach und antwortete dann: „1870 — die war es doch?“

„Tausend Dank — einen Augenblick — ich erkläre ihnen gleich...“ Damit lief der Herr zum gegenüberliegenden Telephonkiosk und kam nach einer Weile wie ein anderer Mensch zurück.

„Ja, entschuldigen Sie“, sagte er zu dem Führer des Überfallkommandos, „aber ich habe soeben die Nummer meines Wagens der Polizei telephoniert. Mein Auto ist mir gestohlen worden, während ich Mittag aß, ich hatte ihn hierher gestellt, ein kleiner Zweisitzer ist es, ein grüner Sportwagen. Aber ich kann Zahlen so schwer behalten. Alle Nummern, Daten und so weiter vergesse ich. Und da habe ich zur Selbsthilfe gegriffen, ich habe herausgefunden, daß die Jahreszahl der Schlacht bei Sedan — die Nummer meines Wagens ist!“

(Übersetzt von Karl Reitz-Grundmann)

VERLAG UND DRUCK: KNOOR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltz, München. Verantwortlicher Angelegenheitsleiter: Gustav Scherer, München. — Der *Simplex* erscheint wöchentlich einmal. Abbestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg., Abonnement (im Vierteljahr) RM 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D.A. II, VJ 32 1935. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlingerstr. 50, Fernruf 1796. Postcheckkonto München 3920. Erfüllungsort München.

Enttäuschte

(Karl Arnold)



Schuhkönig Bata

„Schade, Kriegslieferungen an Rußland
wären ein schönes Geschäft gewesen!“



Alte Schule

„Unerhört, wie die Staatsmänner heute konferieren — das ist
schon ein grober Anschlag auf die altbewährte Geheimdiplomatie!“



Finkelstein bei Väterchen

„Bist du da, alter Stümper! Nichts ist's mit einem zweiten
Spanien — nicht einmal den Frieden konntest du verhindern!“



Benesch

„Zwanzig Jahre hatte ich mit Lügen und Terror Er-
folg — nun soll auf einmal meine Methode falsch sein!“

Sorgen der Komintern

(E. Thöny)



„Verdammt, jetzt ist der Friede ausgebrochen und wir müssen wieder von vorne anfangen!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & NIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Rückwirkend

(K. Holligenleedl)



„Nun mußt du mir aber auch schwören, daß du neben mir keine andere lieben wirst!“

„Ja, ja, so seid ihr Frauen: nachträglich kommen die schweren Bedingungen!“



Enttäuschung: „No, Miezlerl, is der Herr, dens'd auf der Wies'n kenna g'lernt hast, net a weng zuadringli?“ — „Im Gegenteil, jetz' hab' i scho' 's viert'mal umasonst bad't!“

DIE PANNE

Sie werden sofort merken, daß ich nicht Besitzer eines Autos bin, denn dann könnte ich niemals das Folgende geschrieben haben. Aber ich fahre natürlich Auto, ich fahre sehr gerne mit den Autos meiner Freunde. Ich wünsche allen meinen Freunden einen Wagen, erstens weil ich die Herzenswünsche meiner Freunde gerne erfüllt sehen möchte, und zweitens wäre es das Bequemste für mich.

Ich bin ein ausgezeichnete Mitfahrer. Ich kümmerge mich nicht um Tempo, um Schaltungen, zucke nicht mit der Wimper, wenn ein Umweg von drei bis dreißig Kilometer gemacht wird, habe niemals die Kühlerhaube auf, widerspreche keinem Menschen, wenn er behauptet, daß der Motor trotz langjähriger Inanspruchnahme noch immer ganz vorzüglich läuft.

Ich bin das ideale eines Mitfahrers und gebe bei Pannen nicht den kleinsten Ratschlag zu ihrer Behebung, sondern trete beiseite und besehe mir die Landschaft. Deshalb habe ich Pannen ganz gerne, man kann aussteigen, sich ein bißchen die Füße vertreten und sich dem Genuß der Gegend hingeben. Doch man mache das vorsichtig, damit es nicht aufreizend auf den Herrn wirkt, der sich vor seiner Maschine im Staub wälzt.

Es ist überhaupt empfehlenswert, sich in solchen

Fällen nicht allzusehr in Greifweite zu befinden, sonst kann es vorkommen, daß man in das nächste Dorf geschickt wird.

Falls es nicht regnet, sind solche Fußmärsche mir als Abwechslung gar nicht so unangenehm. Meistens aber regnet es.

Eine Panne zeigt sich schon lange vorher dedurch an, daß etwas klopft. Wer klopft? Etwas klopft! Hören Sie es nicht? Ich höre es auch nicht, aber ich sage immer, daß ich es höre. Der Fahrer verliert während der nächsten Zeit jedes Interesse an den Schönheiten der Natur. Er ist ganz Ohr und gar nicht Auge.

Ach, was sind das für herrliche Minuten! Der Fahrer hadert mit sich und seinem Vergaser, er fährt womöglich ganz langsam.

Aber wie selten klopft schon so ein guter Motor. Ich habe deshalb zur Selbsthilfe gegriffen. Bei längeren Reisen führe ich stets eine größere Blechbüchse, halbefüllt mit Kastanien, bei mir. Die Kastanien verursachen in der Blechbüchse ein sehr hübsches und rollendes Geräusch, das keinem Automobilisten entgeht. Das Mittel ist vollkommen ungefährlich und verursacht nicht die geringsten Kosten. Spätestens wird in der nächsten Ortschaft gehalten, und während der Fahrer vergeblich seinen Wagen untersucht, kann man einen kleinen Imbiß einnehmen. Das Kastanienklopfwerk muß natürlich regulierbar sein. Foltsick

Vorsicht! / Von Kalatöstr

Das Hirn, das Ich, hält sich verkrochen im Ätrium der Schädelknochen, ein Kästel, fällig und gefüllt, von Haut und Mus-feln schlau umhüllt, die, wenn sie nimmst sich bewegen, drauf aus find, uns hereinzulegen.

Weshalb der Menschenkenner spricht:
O Freund, trau keiner Minut nicht!
Laß dich vor allem nicht durch Lächeln
etwa vom Glaubenswahn befehlen,
als ob's der andre freundlich meine.
Sei auf der Hut, mißtrau dem Scheine
und sei gefaßt auf Trug und Schlich.
Denn jedermann denkt bloß an sich.

„Was?“ ruft du. „Jedermann? — Iwo!
Ich selbst zum Beispiel bin nicht so.“

— Da bist' ich herzlich, zu vergehen.

... Kannst du mir hundert Taler leihen?

Es lebe der Fortschritt

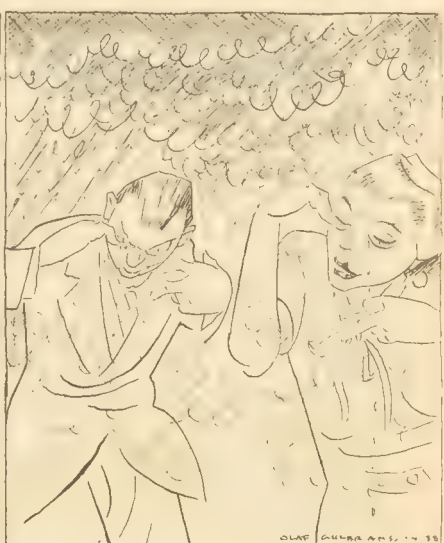
10. Gable



„Willkommen an meinem neuen Kamin!“



„Das Anfeuern will nämlich gelernt sein!“



„O du — o du — wie traulich — — —, aber wahrhaft glücklich macht eben doch nur eine Zentralheizung!“

Mitgefühl

(E. Thöny)



„Weißt du, Papi, wenn du auch den Brunfthirsch wieder fehlst — es muß ihn allmählich doch furchtbar nervös machen, beim Flirten immer erschreckt zu werden!“

Bescheidenheit

[Erich Schilling]



„Mich sehen und gleich verlangen — Sie sind genau, wie alle anderen
Männer!“ — „Nun ja, ich hasse es eben, nach Originalität zu haschen!“

Nun muß es sein

Nun muß es sein. Ein Schüßern gebe durchs Schiff.
Lach die das fremde Glitzern von der Wange!
Sirenenron. Das ist des Lebens Pfiff.
Wer fluchte je beim Sonnenuntergange.

Es gebe vorbei. Auch Schlimmes gebe vorbei.
Als Schönstes bleibe, was wehmurglanzumspinnen.

Drück diesen Strauß ans Herz, die bunteste
Aus Schutt erblühen kleinen Sonnen.

Und sei bedanke für Rausch und Rausch und Not.
Es wiegt die Zeit nur nach den schwarzen Stunden.
Und wieder ist das Leben fürstlich rot
Vom Blute unserer Wunden.

Wilhelm Meyer

Leiden eines Untermieters / von Fritz Knöllner

Als ich den Mietsabschluß mit Kreszent Wimmerl, Postkretzarswitzer, tätigte, hatte ich eine Porträtierte von Wirlinnen hinter mir, die war dazwischen gewitzt und mit der nötigen Hornhaut versehen. Ich brachte alle Wünsche vor, aber auch mich und zur Vorlage noch ein paar dazu. Ich schilderte meine Laster im grellsten Lichte und erfand hoch eiltzuzieh; zur Vorsorge. Sie genehmigte alles.

Vier Monate ging die Sache auch ganz gut. Plötzlich eines Nachts, da ich nach Hause kam, ein Brief von ihr. Ohne Anrede ruft in die Mitte: „Um jede Auseinandersetzung zu vermeiden, mache Sie schriftlich aufmerksam, daß jede Ruhestörung zu belassen ist.“ Dann beschuldigte sie mich, ich hätte die Nacht zuvor „das Schalllose nur angelehnt statt eingehakt und immerzu in die Nacht flattern“ lassen. Anschließend ein Haß mit dem pädagogischen Meerohr: „Sie verlangen Ruhe und kennen selbst keine Rücksicht“, und im selben Atem die Sanktionen: „Zudem gebe Ihnen bekannt, daß ich weder Kochen noch Besorgungen mehr für Sie übernehmen“, und zu guter Letzt die Hauptgipfel: „Sie amnestieren für Gefälligkeiten nur Undank!“

Mir war wie einem, der in einen Apfel beißt und einen Wurm darin findet. Klar wurde mir: Den nächtlichen Lärm hatte sie erfunden, um die Koch- und Einkaufsperlen verkünden zu können, und je mehr ich die Verleumdung durchdachte, desto deutlicher enthüllte sich mir der letzte Grund: Tage zuvor hatte es zwischen ihr und dem Sohn einen Krach gesetzt. Zum Richter aufgeworfen, erklärte ich mich für neutral, und dafür, daß ich nicht ihre Partei ergreifen, stülpte sie jetzt den Kübel ihres Grolles über mein nichtsnutzendes Haupt.

Vor diesem rachsüchtigen Wesen konnte mich nur eines retten: ausbleiben. Ich kündigte mit dem Wunsche, meinem Nachfolger möchte es gelingen, das Mietsverhältnis angemeßen zu gestalten. Die Widrigkeit war ersichtlich. Sie kochte wieder für mich, machte wieder Einkäufe für mich, und das, ohne ein Wort zu verlieren. Ich schwankte bereits — plötzlich ein Wisch von ihr: „Kündigungssatz ist einzuhalten!“ Mein Auszugsgesuch stand jetzt unverkennlich fest.

Plötzlich verließ ich in stummer Eintracht. Am dritten griff der Himmel an; er sendete einen Wolkenbruch. Beim ersten Tropfen schloß ich alle Türen. Gleich darauf flüchtete die Wimmerl, ich möchte die Fenster schließen. „Bereits geschlossen“, flüchtete ich zurück und zog mich um. Plötzlich, die Landschaft draußen gleich einem Aquarium, ein Schuß Wasser aus dem Fenstersims auf den Boden herab! Ich lief die Wimmerl herbei. Emsig aufwischend, erklärte sie, die Fenster seien oben undicht; die Hausbesitzerin lesse sich gar nichts richten.

Nachts, als ich heimkam, ein dicker Brief von der Kreszent. Trotz Alarm hätte ich das „Rolle“ nicht geschlossen; das sei „Bohheit, Trägheit“ von mir. „Jetzt sehen Sie sich die Mauer am Fenster an, die Auslagen dafür haben Sie zu bezahlen.“ In der Tat, die goldenen Schablonenblumen hatten gelitten, doch wie ich sie beschuldigte, so ließ sie sich „vorsichtigerweise“ „das Schalllose“ zu meinen schenken, war nie die Rede gewesen.

Dann brach, ein zweiter Platzregen, die Wut über meine Kündigung hemied: „Die vier Monate waren Sie mir nur Schaden, durch Ihr Rauchen haben Sie die Vorhänge um ein Pfund daran angeschwärtzt, daß ich Sie, wenn Sie nicht öfters das Fenster öffnen, verantwortlich mache.“ Das weitere steigerte sie sich wie eine Wespe, die gegen ein Fenster sturzt, während nebenan ein anderer weit offen steht, in Windstöße hinein. „26. August, als ich vor die Zimmer wiederholt stürzte, habe ich zwei Damen aus meinem Bekanntenkreis zu mir bestellt, Möbels, Bild, Uhr, Bett usw. genau durchgesehen und die kleinen Fehler notiert. Falls Sie mir Schaden an irgend einem Stück verursachen, zeugen gegen Sie.“ Und dann: „Ich will Sie, wie ich die Bude als rauchenden Trümmerhaufen hinter mir lasse, und droht mir der „Aufschießer“, 50–60 Pfennig für die Stunde.“ „Nicht daß Sie glauben, Sie können so einen Schandstall hinterlassen wie bei Frau B.“ Aha, es zog beträchtliche Kreise. Sie war bei meiner ehemaligen Witlin gewesen, bei der ich

vier Jahre gehaust hatte. Natürlich, bewohnt man so lange ein Zimmer, hinterläßt man etlichen Plunder, einen Schandstall, wie die Wimmerl vornehm bemerkte. Und dann wurde die Witwe markig: „Von einem gebildeten Mann hätte ich mehr erwartet, nicht früher als üblich zu ziehen, und dann, um dem Geschnatter ein Ende zu machen, gab ich ihr eins auf den Schnabel, indem ich bemerkte, ihr zänkisches Gebahren störe mich bei der Arbeit; sollte es andauern, würde ich die Schädigung gerichtlich feststellen lassen, und dann, um völlig Ruhe zu haben, ließ ich ihr durch meinen Anwalt raten, weitere Schutzelagen zu unterdrücken, widrigenfalls ich das Mietsverhältnis außerordentlich kündigen und sie für den Schaden haltbar machen müsse.“

Eitliche Tage betroffenen Schweigen. Schon glaubte ich an die Wirkmacht des anwaltschaftlichen Mittels, da schickte mir mein Advokat die Abschrift eines Briefes, der barsch begann: „Verleihe mir von Herrn K., daß ich Schikane gegen ihn ausübe“, und dann erging sie sich in byzantinischen Phrasen ihres Zimmers, aber aber es ein zufälliges „Plas voll auf“, ob der „verpöhlten Luft“ habe sie mir gekündigt, worauf ich das Nachts Lärm geschlagen!

In ihrem Köpfchen hatte sich alles verdreht. Grund und Folge waren in einer Darmverschlingung verendet. Jetzt gab es nur noch Tohuwahu! Hierauf entwarf sie das rührende Selbstbildnis einer „grundelichen, gedegenen Frau“, die sanft und zurückgezogen schier 13 Jahre in einem Haus wohnte, und in rauchem Widerspruch hierzu fällt ihr wieder der gestrige Altermier aus, der das Schalllose „versteht“, „ist das nicht Bohheit dieses Mannes, im Zimmer sein und nicht schließen? Bitte, überzeugen sich Herr Justizrat selbst!“ Und dann wird sie zu einem dudenden Lamm und blökt: „Wenn ich neben so einem Mieter länger leben müßte, würde ich krank vor Aufregung“, aber das Lamm wies zwei Zeugen beim Auszug vorführen und dafür sorgen, daß ich für alle „Verunstaltung“ aufkomme. Und dann wieder verhaucht der Klang ihrer Stimme zart leidend. Sie sehe mich nur vormitig; „da nimmt er“, geckert sie alibyllisch, „selben Tee in meinem Tee. Wir sprechen kein Wort miteinander, wie sollte ich ihn da schikanieren?“ Und endlich meint sie in häuslich besorgtem Ton, vielleicht würde ich doch mal dahinterkommen, wie ungesund das Rauchen sei, und im selben Atem verbellt sie sich ganz attem fernere Belästigungen, dann: „Selbstüberzeugung und Zeugenbeweise ist das Beste, Herr Justizrat!“

Hierauf zog ich den nächsten Tag aus, fest entschlossen, sollte sie das Wiederabwachen der goldenen Mauerblümchen auf meine Kosten besorgen, die Spesen des außerordentlich gekündigten Mietsverhältnisses auf ihre schmalen Witwenschulden zu laden.

Die Packer waren beim Auszug dieselben wie die beim Einzug. Einer von ihnen, einer mit einem rechten Buckel, grinst und meinte, ohne mich zu beachten, was er sagte: „Hält ich Ihnen gleich sagen können, daß es mit dem nicht lang gut tut. Das ist was verrotten hat!“

„Wie der Teufel nicht einmal mag!“

Volkes Stimme, Gottes Stimme!

Flugpostbriefe

von Josef Robert Harrer

Es war zum zehntenmal im Laufe von drei Wochen, daß Pierre an den Postschalter trat; wieder nahm er seinen Brief und schickte den Brief entgegen und fragte: „Wie gewöhnlich: Luftpost, eingeschrieben! Nicht wahr?“

„Sie wundern sich wohl, daß ich so oft Luftpostbriefe an meinen Freund Guy Robert in Lyon schicke! Das ist Ihnen bestimmt aufgefallen.“ „Nicht“, sagte die Beamte. „Wenn man an die gleiche Adresse jeden zweiten, dritten Tag eingeschriebene Luftpostbriefe aufgibt und wenn man noch dazu die Briefe so auffallend überfrankiert, muß das sogar einer Postbeamten auffallen, der täglich tausende Briefe durch die Hände gehen. Ihr Brief von heute zum Beispiel: Wozu kleben Sie eine Marke zu 50 Franken auf? Es genügt doch eine zu sechs Franken!“

„Vielleicht will ich die Post leben lassen? Oder vielleicht hätte ich eben keine andere Marke zur Hand?“ meinte Pierre gehässig.

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Mir kann es recht sein! Jedenfalls sind Sie ein Verschwendler! Ich bedaure schon heute die Frau, die einmal mit Ihnen verheiratet ist!“

„So Wirklich?... Wie heißen Sie, liebes Fräulein?“ „Fräulein Simonet“, sagte die Beamte. „Ich heiße ein. Nein, Pierre sah gar nicht so aus, daß man ihn sofort abwenden müßte. Sie lachte.“

„Nun? Bitte, wie heißen Sie? Meinen Namen habe ich Ihnen schon längst verraten. Auf jedem Luftpostbrief steht doch meine Absenderadresse! So oft haben Sie schon meinen Namen eingetragen. Und ich schmeichle mir, daß Sie es gerne tun.“ Oder nicht?“

Die Leute hinter Pierre räusperten sich und machten Bemerkungen.

„Fräulein, man wird schon ungeduldig! Nun, wie heißt Sie denn?“ Simonet sagte sehr leise: „Dann auf Wiedersehen, liebes Fräulein Simonet! Ich wollte eigentlich noch — Aber morgen komme ich ja wieder!“

Tatsächlich erschien er am nächsten Tag und gab wieder einen ganz besonderen überfrankierten Luftpostbrief an seinen Freund in Lyon auf.

„Wie wäre es, Fräulein Simonet, wenn Sie mir die Freude machten und heute nach Dienstschluß mit mir in ein Kino gingen? Ja?“

„Das schaut Ihnen gleich!“ erwiderte Simonet lachend. „Es genügt Ihnen nicht, Ihr Geld der Post in den Rücken zu werfen. Heute haben Sie

vielleicht einen Grund, den ich nicht verstehe.“ „Das ist nicht Bohheit dieses Mannes, im Zimmer sein und nicht schließen? Bitte, überzeugen sich Herr Justizrat selbst!“ Und dann wird sie zu einem dudenden Lamm und blökt: „Wenn ich neben so einem Mieter länger leben müßte, würde ich krank vor Aufregung“, aber das Lamm wies zwei Zeugen beim Auszug vorführen und dafür sorgen, daß ich für alle „Verunstaltung“ aufkomme. Und dann wieder verhaucht der Klang ihrer Stimme zart leidend. Sie sehe mich nur vormitig; „da nimmt er“, geckert sie alibyllisch, „selben Tee in meinem Tee. Wir sprechen kein Wort miteinander, wie sollte ich ihn da schikanieren?“ Und endlich meint sie in häuslich besorgtem Ton, vielleicht würde ich doch mal dahinterkommen, wie ungesund das Rauchen sei, und im selben Atem verbellt sie sich ganz attem fernere Belästigungen, dann: „Selbstüberzeugung und Zeugenbeweise ist das Beste, Herr Justizrat!“

Hierauf zog ich den nächsten Tag aus, fest entschlossen, sollte sie das Wiederabwachen der goldenen Mauerblümchen auf meine Kosten besorgen, die Spesen des außerordentlich gekündigten Mietsverhältnisses auf ihre schmalen Witwenschulden zu laden.

Die Packer waren beim Auszug dieselben wie die beim Einzug. Einer von ihnen, einer mit einem rechten Buckel, grinst und meinte, ohne mich zu beachten, was er sagte: „Hält ich Ihnen gleich sagen können, daß es mit dem nicht lang gut tut. Das ist was verrotten hat!“

„Wie der Teufel nicht einmal mag!“

Volkes Stimme, Gottes Stimme!

wieder um 75 Franken Luftpostmarken zu viel aufgeklebt... Nun wollen Sie auch noch für ein fremdes Mädchen bezahlen!“ „Ein fremdes Mädchen?“ O Simonet, Sie sind für mich kein fremdes Mädchen mehr!“ „Nein, nein! Sie sehen zwar nicht wie ein Hochstapler aus, aber ich habe meine Gründe!“ „Dann werde ich die Luftpostbriefe nicht mehr bei Ihnen aufgeben, Fräulein Simonet.“ „Das wird mich schrecklich hart treffen!“ lächelte Simonet.

Tatsächlich erschien Pierre eine Woche lang nicht mehr am Schalter Simonet. Er gab die Briefe bei einem anderen Postamt auf, wo ein bittiger Beamter brumme: „Überfrankiert!“ Pierre murmelte immer: „Kaufen Sie sich dafür ein Glas Wein!“

Als die Woche um war, hielt es Pierre nicht mehr aus. Er mußte wieder Simonet sehen; er fühlte, daß er in das Mädchen verliebt war. Eben als er einen Herkulskampf mit seinem Stolz führte, der ihm verbo, wieder den Schalter Simonet aufsuchen, erhielt er einen Brief. Eine Demanndschiff! Pierre ließ den Umschlag auf und las:

„Lieber Herr Pierre, ich habe Ihnen ein Unrecht angetan. Ich verdächtige Sie nämlich, daß Sie die Verunstaltung sehen. Ich fragte bei Ihrem Luftpostfreund an, ob er mir wisse, warum Sie Ihr Geld für die maßlose Überfrankierung der an ihn gerichteten Briefe vergeuden. Ihr Freund schrieb mir, daß Sie das nur in seinem Auftrage täten, er selbst habe Ihnen die Luftpostmarken geschickt und Sie dabei die Marken ohne Rücksicht auf die Höhe des vorgeschriebenen Portos zu verwenden.“

Pierre, warum segten Sie mir nicht gleich, daß Ihr Freund in Lyon ein so leidenschaftlicher Markenmann ist? ... Sie dürfen die Briefe wieder an meinem Schalter aufgeben.“

„Ja, daß ich mir veresselt im Rechnungsbuch haben einen wunderbaren Film, den ich mir unter Umständen recht gern ansehen würde.“

„Es grüßt Sie Ihre Simonet!“

Da stieß Pierre einen Freudenruf aus und frankierte einen Luftpostbrief für seinen Lyon-Freund und ließ ihn mit dem Titel: „Fräulein Simonet“.

„Uneigennützig Förderer der Luftpost“ gebühre hätte. Aber da solche Titel nicht verlieren werden, belohnte ihn das gerechte Schicksal mit einem Lächeln Simonets, das so wertvoll war, daß auch die teuerste Briefmarke der Welt nicht ausgereicht hätte, es zu „frankieren“.



*Es gibt zwei Arten von
MÄNNERN
es gibt zwei Arten von
RASIERCREMES.*

ZU WELCHER HAUTGRUPPE GEHÖREN SIE?

Seit langem ist es der Wissenschaft bekannt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Hauttypen gibt: den Typ der fettigen Haut mit normaler oder übernormaler Funktion der Hauttalgdrüsen und den Typ der trockenen Haut mit unternormaler Funktion dieser Drüsen. Diese beiden grundsätzlich verschiedenen Hauttypen bedingen den Gebrauch einer in ihrer Zusammensetzung grundsätzlich verschiedenen Rasiercreme.

MÄNNER DER (GRUPPE A), also Männer mit normaler oder überfettiger Haut, benötigen eine seifenhaltige Rasiercreme.

Denn der auf Haut und Haar lagernde Fettfilm muß durch die Seifenwirkung gelöst werden, bevor der Rasierschaum das Barthaar selbst erweichen und schnittreif machen kann. Für sie ist unsere hervorragende, hautschonende Kaloderma-Rasiercreme wie geschaffen — das Beste, was unsere langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete herstellen kann. Tausende von Männern bestätigen es uns: sie löst die auf Haut und Haar lagernde Fettschicht, erweicht das Barthaar in wenigen Sekunden, richtet es auf, so daß die Klinge an der Wurzel „faßt“ und legt sich als feine Gleichschicht zwischen Messer und Haut. Sie ist mild und hautpflegend und hinterläßt auch bei der empfindlichsten Haut kein Brennen und Spannen. Das beste, schnellste und schonendste Rasiermittel, das wir für diese Hautgruppe herstellen können.



MÄNNER DER (GRUPPE B) dagegen brauchen eine Rasiercreme, die das Haar erweicht, aber zu gleicher Zeit das natürliche Hautfett schon und die Tätigkeit der Hauttalgdrüsen unterstützt.

Denn Gruppe B braucht die fettlösende Wirkung einer stark seifenhaltigen Rasiercreme nicht. Im Gegenteil, eine solche Rasiercreme macht ihre Haut immer noch spröder und trockener. Männer der Gruppe B: Ihnen bringen wir jetzt ein besseres, leichteres und schonenderes Rasieren mit unserem speziell für Ihre Hautgruppe geschaffenen Kaloderma-Eurasit. Ohne Rasierpinsel, rasch und sauber. Eine Rasiercreme,



die Ihr Barthaar in wenigen Sekunden erweicht, ohne Ihrer Haut Fett zu entziehen. Eine Rasiercreme, die die Tätigkeit der Fettdrüsen unterstützt und die Ihre Haut pflegt, wie eine Gesichtsercreme.

Je nachdem, zu welcher Hautgruppe Sie gehören, werden Sie sich entweder mit Kaloderma-Rasiercreme oder mit Kaloderma-Eurasit unvergleichlich besser, schneller und leichter rasieren. Es ist daher von größter Wichtigkeit für Sie, zu wissen, welcher Hautgruppe Sie angehören.

**FÜR FETTIGE HAUT
KALODERMA
RASIERCREME
TUBEN RM - 45 U. 1.-**

**FÜR TROCKENE HAUT
KALODERMA
EURASIT
TUBEN RM - 45 U. 1.-**



Aber nicht immer sieht man es der Haut ohne weiteres an, zu welcher Gruppe sie gehört. Erst der vergleichende Gebrauch unserer beiden spezifischen Rasiercremes wird Ihnen zeigen, welche von beiden für Sie die geeignete ist. Wir machen Ihnen deshalb ein besonderes Angebot. Schneiden Sie untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn ausgefüllt an unsere Adresse ein. Sie erhalten dann ein Probekästchen mit je einer kleinen Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit Spezial-Rasiercreme. Tun Sie es noch heute. Jeder Tag, den Sie versäumen, wird Ihnen leid tun. Normalpackungen Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

GUTSCHEIN



Senden Sie mir gratis eine Probe-Packung, enthaltend je eine Probe-Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit, und ausführlichen Prospekt mit Gebrauchsanweisung. 12 Pf. für Versandposten lege ich in Briefmarken bei.

NAMEN:

ANSCHRIFT:

Bitte ausschneiden und einlesen an: F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Akt. 5/15
Dieser Gutschein behält Gültigkeit innerhalb Deutschlands bis zum 1. April 1939.

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

DAS HEXENFEST

VON F. W. THOMAS

lassen Sie mich eine einfache, schlichte Geschichte erzählen, die Geschichte von der Prellerei von Robin Hoog, Taxifahrer mit eigenem Wagen, wie sie mir erzählt wurde, als ich in dem kleinen Aufenthaltsraum von den grünen Taxichauffeuren saß, nahe bei dem Standplatz in der Cromwellstraße.

Der elegante Harry war der Erzähler, ein Studierter, so sagte wenigstens Alfred, aber heruntergekommen und gezwungen, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Alfred ist der Herr, der das Geranium im Hinterkutschhaus gießt und die harten Eier kocht.

„Das Geschäft ging den ganzen Tag hundsgemein schlecht“, sagte Harry, „und der arme alte Robin Hoog war mit seinem Kasten ratlos und runtergefahren, das ganze tote Benzin verpuffte er und erweiterte seine Ortskenntnis von London.“

Als er die Vauxhall-Brückenstraße voll trauriger Gedanken über den Thesen-Tunnel und die sportliche Lebensweise des modernen Londoners entlangfuhr, wurde er angehalten.

Es war eine nette alte Dame, wohlhabend aussehend, mit Perlen und Pelzen und Schleiern behängt. Sobald Rob sie sah, wußte er, daß er an einer guten Sache war. Ihre Kleider waren teuer, aber sie rochen ein bißchen nach Kampfer. Sie trug eine Katze unter ihrem Arm, einen dicken schwarzen Miezekater, und irgendwie gab sie ihnen die Idee ein, daß sie eben nach London gekommen sei, so wie sie um ihre verheirateten Tochter ein bißchen Sauerholz und etwas Geld zu bringen. Nun, diese Sorte von allem Fleisch ist gut fürs Geschäft, und Rob rechnete sich aus, daß er einiges von seinem verlorenen Benzin zurückbekommen würde... Eins von deinen besten Hergotekoten, bitte, Alfred.

„Kirchenstraße in Bethnal Green“, sagte die alte Lady, springt ins Taxi wie ein Plemplatz und schmeißt die Tür zu. Der alte Rob schaltet seinen Taximeter auf 8 Pence und haut ab.

Nun, wenn man von Piccolo nach Bethnal Green fährt, sollte man sich nicht nach Bloomsbury beäugeln. Der alte Rob tat es. Er fährt querfeldein zum Britischen Museum und hinein in einen dieser kleinen dunklen Plätze. Und dann läßt er seinen Kasten ein bißchen laufen, rund herum und rund herum um den neuen alten Platz, und wieder rund herum und wieder herum, bis die Runde, bis er 7 Schilling und 6 auf dem Taximeter hatte. Es war so finster wie in einer Kuh, und so konnte die alte Tante kaum dazwischenfunken. Bei der 24. Runde dachte Rob, sie möchte vielleicht eine kleine Abwechslung haben, und so schwirte er los und tat einen anderen dunklen Platz auf, und rund herum und rund herum fahren sie wieder weiter. Da waren 10 Schilling auf der Scheibe, als Rob sich plötzlich umsieht und merkt, wie die alte Gans ihren Kopf aus dem Fenster rasteckt.

„Robin Hoog“, sagt sie, „dieses Karussellspiel macht mich schwindlig. Laß diese da die letzte Runde sein, Robin.“ Und sie stieg wieder zurück und kichert wie eine verstorbene Türangel.

Der arme alte Rob bekam über und über eine Gänsehaut. Er dreht mit seiner Kiste bei und haut ab nach Bethnal Green, als wenn der alte Pferdefuß hinter ihm her wäre. Er konnte die alte Fracht hinter ihm wie eine Hand gackern hören, und als er an die Shoreditch-Kirche kam, taten ihm die Zähne weh, so klapperten sie aufeinander.

„Wa—was für—für eine—Nnnnnummer, Euer Gnaden?“ sagt Rob, als sie in die Kirchenstraße einbogen. „Zweihundertdreizehn“, sagt das alte Mädchen, und Robin fährt die Straße entlang und sucht nach der Nummer.

Aber bald nach Nummer hundert hörte der Weg auf und Rob stieg ab, um nachzusetzen... Noch ein hartes Ei, Alfred, alter Junge.

„Bethnal Green?“ quakte das alte Mädchen. „Ich habe in Bethnal Green gesagt, Islington war die Adresse. Kirchenstraße Islington, und fahr“ aber sofort los, Robin Hoog, und kein Karussell mehr!

„Zu diesem Zeitpunkt war sein Platz mehr auf Rob für weitere Gänsehaut, noch hätte er noch welche

ausgetrieben. Er öffnete die Tür und steckte seinen Kopf in den Wagen. „Da gibst“ zwanzig verschiedene Kirchenstraßen in London“, sagte er. „Muß ich alle von Ihnen probieren.“

„Das ist es, Robin Hoog“, erwiderte die alte Dame, „wie ich eher desto besser!“ „Bist“ ward“ ich sein, wenn ich das tu“, sagte Rob. „Sie steigen aus und suchen sich ein anderes Taxi, und ich bekomme 17 Schilling und 6!“

Das alte Mädchen beugte sich nach vorn ins Licht, hob ihren Schleier auf. Eines ihrer Augen war rot, und das andere grün, wie Eisenbahnsignale, und sie hatte einen halben Penny zwischen ihrer Nase und ihrem Kinn festhalten können.

„Robin Hoog“, antwortete sie, „du hast versucht, mich heute nacht zu beschwindeln. Du wirst jetzt tun, wozu du verpflichtet bist. Sonst —“ und sie knirschte mit ihren Zähnen. Sie hatte nur zwei, aber die beiden standen einander gegenüber und waren zum Knirschen recht gut zu brauchen. Aber schlimmer als die alte Dame war ihr Miezekater. Er hockte auf dem Sitz und bubbelte wie ein Teekessel, und als Rob seinen Kopf durch die Tür steckte, winkte ihm der Kater und sagte: „Schau, daß du in Schwung kommst, Robin!“

Also der alte Rob fuhr los. Er fuhr und fuhr, bis er nicht mehr wußte, wo er war, und während er fuhr, versuchte er, sich an ein oder zwei Gebete zu erinnern. Aber alles was ihm einfiel war: „Nun ist der Tag vergangen und die Nacht bricht an“, was bißlich schien, wenn man daran dachte, daß es zwei Uhr morgens war.

Schließlich kamen sie in eine lange breite Straße mit großen dunklen Häusern auf jeder Seite wie Felsen. Nur ein Haus am hintersten Ende war ganz hell beleuchtet, und dort ließ ihn die alte Frau halten.

„Ich bin in ein oder zwei Stunden zurück“, sagte das alte Mädchen, „darum fahr“ nicht weg, Robin Hoog, oder es passiert dir etwas Schlimmes. Mumps, vielleicht, oder Windpocken.“ Und sie stieg aus, die breite Eingangsreihe hinauf, der Kater grinst über ihre Schulter.

Da kam auch eine Menge von anderen Leuten an, kleine zerlumpte alte Männer und knötlige alte Weiber und kleine grüne Tiere, alle schleichend voll

Teichschlamm. Da waren kleine Katze mit Anzügen wie Flammen und Kobolde mit Ziegenbeinen und Hunde mit Augen, die in allen Farben schimmerten wie die Flaschen in einem Apothekenfenster. Da waren grüne Katzen, denen Funken aus ihren Schwänzen sprangen, und jede von ihnen schielte. Da waren Wasserkricken und Landkriecher, ganz knorrige Zwerge mit Glotzaugen, die Schwellen über ihre Arme gelegt trugen, und Trolle mit fußlangen Fingernägeln und wild zerzauftem Haar... Eben noch eins von deinen wunderschönen Hergotekoten, Alfred, bitte!

Man hörte einen fürchterlichen Gesang dazu, wie Rhabarber und Essig und Duddelschke durcheinander. Der alte Rob überlegte sich, was für eine Art von Nachtklub das wohl wäre, als er einen Schutzmann die Straße herunterkommen sah. Da fühlte er sich sicherer, obwohl er Schutzleute nicht ein bißchen mochte.

„Können Sie mir sagen, wo der Drinleben wohnt?“ fragte Robin ihn. „Niemand“, sagte der Bobby, und knallte seine Handschuhe zusammen. „Steht seit drei oder vier Jahren leer.“

„Aber schauen Sie doch!“ erwiderte Rob. „Schauen Sie doch die Lichter und den Tanz an! Hören Sie auf die Musik, und sehen Sie doch, wie die Leute reindrängen. Teufel, und was noch!“

„Lichter? Tanz?“ sagt der Bobby. „Leutet Sie, steigen Sie aus der Kiste aus und sagen Sie einm...“ Gerade da ging die Tür von dem Haus wieder auf, und es kam ein großes weißes Pferd im Abendanzug heraus, rauchte eine Zigarre und blies den Dampf durch seine Nasenlöcher. Das gab dem alten Rob den Rest. Er knallte den Gang hinein und brauste mit guten 80 Kilometern ab. Fuhr wie ein Irrer und wußte nicht wohin, und warste so lange, bis ihm das Benzin ausging. Es waren 3 Pfund, 7 Schilling und 4 Pence auf seinem Wecker, als er irgendwo in Blackheath aufhörte... Das war ein fabelhaftes Ei, das letzte, Alfred, gib mir noch eins. Magst du?...

Wo ist er jetzt? „Wer, Robin Hoog?“ im Bett, mit Mumps natürlich. Zeigt, was passiert, wenn alle Damen anschwändeln... Salz, Alfred, bitte!“ (Aus dem Englischen von Edmund Bickel)

ZARTGEFÜHL / VON KARL HANS BRESLAUER

„Ist das dein letztes Wort, Marliese?“

„Hier hast du die Briefe zurück!“

Sie nahm ein Päckchen Briefe vom Schreibtisch, legte sie vor Heinrich hin und trat ans offene Fenster.

Heinrichs Blick glitt über die Silhouette der schönen Frau, die schweigend auf die Straße hinaus blickte.

„Unschlüssig wog er die Briefe in der Hand, ließ sie in die Tasche gleiten und verließ mit einem stummen Gruß den von der leuchtenden Herbstsonne erfüllten Raum...“

Langsam ging Heinrich durch die Straßen. Auf der Terrasse eines kleinen Kaffeehauses nahm er Platz, bestellte sich gleichgültig irgendein Getränk und dachte an das verlorene Glück.

Ein Traum war es, der am Meer begonnen hatte, durch herbstliche Wälder führte und nun jäh dahinschmolz.

Heinrich blätterte in den Briefen, versagte das laut pulsierende Leben tief in ihm, und so vertieft, daß er erschrocken aufsprang, als eine Stimme an sein Ohr schlug.

„Na, Henry“, stand Georg vor ihm, „bist du ein Kleinbürger geworden?... Hier in dieser verlassenen Gegend sitzt du...“

„Ich fühlte das Abwachen von einer Illusion!“ lächelte Heinrich, die Briefe, wie auf böser Tat erlappend, rasch verstockend.

„Illusionen verschönern das Leben! Man sollte sie festhalten!“

„Nicht immer... Ich komme von Marliese!“

„Ach so...“, sagte Georg. „Dann... Also zu Ende der große Brief eines Sommers.“

„Für mich war es kein Brief!“

„Es lirt der Mensch, so lang er liebt!“ verlor Georg. „Und wer hatte den Mut, Schluß zu sagen?... Du oder Marliese?“

„Marliese...“, sagte Georg. „Ich will meine Briefe zurück...“

„Nur die Briefe?... Das ist wenig!“

„Briefe können oft sehr viel sein, Georg!“

„Heinrich, du wirst sentimental!“

„Nein“, lachte Heinrich, „Briefe sind Bekenntnisse, und wenn man sie nach längerer Zeit wieder liest, kann man unter Umständen sogar Freude darüber empfinden, daß es so gekommen ist und nicht anders!“

„Freude?“ Georg sah den Freund zweifelnd an. „Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß du dich freust...“

„Doch, Georg, denn Marliese hat mich vor einer Dummheit bewahrt!“

„Dummheit?“

„Ich wollte sie heiraten!“ „Und?“

„Sie hat mir die Augen geöffnet. Sie war so zartfühlend, mir den Abschied leichter zu machen.“

„Das verstehst ich nicht!“ sagte Georg kopfschüttelnd.

„Sehr einfach!“ Heinrich zog die Briefe aus der Tasche. „Unter meinen Briefen, die mir Marliese zurückgab, war auch einer, den du ihr erst vor wenigen Tagen geschrieben hast!“

Sudetenland

(Wilhelm Schulz)



Es blieb gerreu und ungebrochen
Sudetenland und ließ nicht nach,
Die machtvoll ward das Wort gesprochen,
Das es erlöste von der Schmach.

Nun ruhet es in Frieden wieder,
Mit Flur und Wald, mit Berg und Tal, —
Glückselig blickt darauf hernieder
Der alte Schurkeißt „Rübezahl“!

Wilhelm Schulz

Bier und Zwetschgendatschi

Eine Münchner Familientragödie

(Fr. Bilek)



VERLAG UND DRUCK: ENNER & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Faltick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schaefer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 42 Pfg. Abonnement im Vierteljahr RM 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1933. O. A. II. Nr. 38. 19.455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beifügt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1294. Postcheckkonto München 3720. Erfüllungsort München.



„Konnte nicht mehr zurückgehalten werden, dieser europäische Friedensengel.“ — „Aber auf alle Fälle sollten wir mit den Sowjets ein Luftschutzbündnis gegen diese Fliegergefahr abschließen!“

SIMPLICISSIMUS

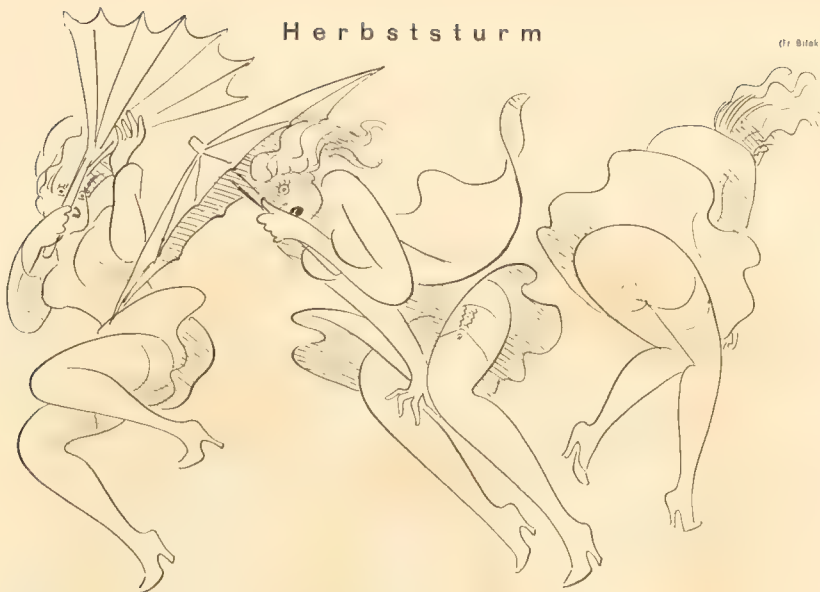
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Moskauer Elegie

(E. Thöny)



Stalin: „Du meinst also, Genosse Finkelstein, daß ich mit diesem demokratischen Hut den Westmächten wieder sympathischer wäre?“



Neues über Onkel Felix

Von Felix Riemkästen

Ich hatte das Pech, Onkel Felix mitten auf der Straße in die Arme zu laufen. Es war ziemlich belebt auf der Straße, aber immerhin nicht so belebt, als daß die Leute im Vorübergehen nicht ganz gut Zeit gehabt hätten, mich und Onkel Felix zu beobachten. Ich selber hatte ihn gar nicht bemerkt; das war der Anfang von meinem Pech, denn hätte ich ihn gesehen, bevor er mich gesehen hatte, so hätte er mich nachher gewiß nicht zu sehen bekommen. Ich wäre in die Straßenbahn gesprungen, obgleich das gegen Onkel Felix ein zweifelhaftes Mittel ist, denn diese Sorte Mensch wie er, die begreift das nicht und springt nach, und alsdann bist du der Gefangene mitten in der Straßenbahn und mußt anhören, was er dir zu erzählen hat.

Jeder andere Mensch würde es merken, daß er gelegentlich nicht erwünscht ist, aber Onkel Felix kann nicht einmal ahnen, daß so etwas möglich ist. Er denkt, wenn er es gut meint, meinen auch alle anderen es gut; wenn er in freudiger Stimmung ist, lauern auch alle anderen gerade eben auf eine große Lachgelegenheit; und wenn er sich gerade mal grämt und sich am Boden küßt, dann setzt er voraus, daß auch du heute über die Welt elend denkst und dich von Herzen sehnst, mit ihm zusammen in der Plütze der Trübsal den Grundbrei aufzurühren. Alles, was just bei ihm sich begibt, setzt er auch bei dir voraus. Damals, als er die Sache mit dem Leistenbruch hatte, fragte er den alten Steuerrat Hümkens ganz zufräulich, ob er, Hümkens, auch immer diese scheußlichen Beschwerden mit dem Bruchband habe.

Aber es gibt solche. Ich meine damit nicht Bruchbänder, denn die gibt es natürlich, auch wenn Hümkens nie eins getragen hat und sich erst erkundigen mußte, was das für ein Ding sei. Nein, sondern ich meine: solche wie meinen Onkel Felix, solche gibt es, Massenheft. Sie sind ein bißchen dumm, ohne daß es sie beruflich hindert, und außerdem sind sie gute Menschen, liebe

Menschen, nette Menschen, und vor allen Dingen sind sie mittelarm.

Ich also, Ich gehe die Straße entlang, und die Sonne scheint, und die Autos luten, und die Kinder spielen, und ich sehe mich vor, daß ich keine umtrete, und allderdwils bin ich stark in Gedanken, denn ich rechne gerade mein Einkommen durch und bin dann immer stets stark in Gedanken, und plötzlich geschieht mir ein Dampfhammer-Hebel auf die Schulter, daß ich hinzucke und nur so erbleiche, und der, der das gemacht hat, steht fröhlich da und strahlt auf allen seinen Backen und erwartet, daß ich mich über diese Überraschung gar noch furchtbar freue, denn das hält

er für urchollig: plötzlich kriegst du eins auf die Schulter gebremst, und wer ist es? Da ist es Onkel Felix!

Ich hätte ihm freilich gleich eins hauen sollen. Ich habe ihm leider nur mündlich verhauen. „Idiot“, habe ich gesagt, „Blödsinniger Trottel!“ Und so, solche schwächlichen Predigten wie diese: „Den Tod kann man davon haben. Solche Witze unterlaß lieber! Bedenke, wenn ich nun ein Leidtragender oder ein Halbkranke gewesen wäre!“ Darauf wurde er dann etwas klein und würgte ein bißchen umher und entschuldigte sich und sagte, er sähe es ein. Und da wieder, da tat er mir leid, und dann wieder, da gingen wir dann ein Stückchen, und dabei erzählte er mir... Er erzählt mir immer etwas, und meistens dasselbe. Es ist immer wieder der klägliche Kram von seiner Behörde, der mich ganz und gar nicht interessiert. Aber ihn interessiert es, und mir erläutert er nun, was für eine elende Bude das sei, und kein Mensch dort hat Mut, keiner wagt etwas, nur so wurstein, das ist alles.

„Und warum tun sie das? Warum sind sie so?“ brüllt er in seinem Eifer und brüllt auf offener Straße mich an, so daß die Leute sich umgucken. „Weil sie ganz einfach den Mut nicht haben, weil sie feige sind“, schreit er. „Feigel!“

Und nun halten die Leute alle mich für feige. Es scheint auch zu stimmen, denn wenn ich nicht so feige wäre und kein so schlechtes Gewissen hätte, so ließe ich mir das nicht verhalten und steckte es so still nicht ein, sondern ich hätte dem Burschen eins.

Und so war es. Das heißt, es war nicht so, denn den Mut hatte ich tatsächlich nicht. Ich sagte nur: „Schrei! nicht so laut! Die Leute hören schon zu!“ Aber das verstand er falsch. Und wenn alle Leute das hörten, sagte er, darum bliebe es trotzdem wahr.

„Es liegt an nichts als an der Feigheit. Sie haben einfach den Mut nicht. Folge sind sie.“

Und damit sprang er davon, denn toeben kam seine Bahn. Und nur ich bißli stehend, der Feigling, und eine ganze Menge Leute standen auch noch, um mich anzusehen.

Bärenraupe im Oktober

Von Katalöskr

Blindlings rennt sie durch das Gras, ohne warnend erst zu hupen.

Denn die Welt wird fahl und naß, und sie muß sich doch verpuppen.

Aber dann schläft sie salviert
Mond um Mond in ihrem Kogel,
bis im Lenz sie echappiert
als patenter Butternvogel.

— Warum schlafst denn ich nicht still
winterlang an einem Bandel
und beginne im April
einen neuen Lebenswandel?

Grüßgottler

(Karl Arnold)



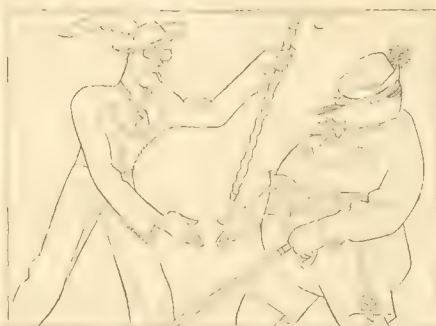
„Gruaß Good, Hochwurden!“ — „S Good, Muatter!“



„Ja, Gruaß di Good, Franzl!“



Scheen Gries God, Frau Bunzl - wir wohn doch in Blaun uff een'r Edasche, so drifft mer sich!“ — „Nu äbn, Gries God, die Welt is kleen!“



„Jruß Jott, Kubalke — ooch noch mittemang die Berje?!“



„Grüß Ihnen Gott!“ — „Ihne auch!“



„Nicht zu glauben, was da unten so alles in meinem Namen grüßt!“

Cooper, Eden, Churchill

(Erich Schilling)



Ihre geistige Ballonsperre wird die Friedensstauben nicht hindern können!



„Sagen Sie, Herr Direktor, bin ich für die Modeschau nicht zu stark dekolletiert?“
 „Im Gegenteil: Die Mode für die Frauen, und die Schau für die Männer!“

Jugend ohne Tugend

Von Heinz Steguweit

An einem rechtschaffenen Herbstsonntag, die Nebel stiegen und die Blätter sanken — so, wie es Caspar David Friedrich gemalt hätte —, war eine Fuhr voll Gäste ins Dorf gekommen. Ein Kremser alten Musters, stammend aus jener Zeit, da am Behaglichen niemand Ärgernis nahm; noch gab es Bretterbänke, ein Gendarm ohne Bauch war machlos, er entbehrte der Autorität, und Pastören wurde das Radfahren, das schändliche, kanonischermaßen verboten.

Dem Kremser entstiegen Figuren mancherlei Art, wie Reisegesellschaften, zumal solche auf Landpartien von Anno Glühstrümpfen allweil und heuer noch ein lustig Gemisch von Leuten abzudecken und ins Dorfwirtshaus zu spülen pflegen. Den Namen des Weilers oder Nastes zu wissen tut weniger not, es geschah nur, daß der Notar bereits den Sitz neben dem Kutscher verlassen hatte, um der Lehrerin, die vom schmalen Tritt-

blech abzugleiten drohte, behilflich zu sein. Es folgten beim Aus- wie Absteigen der Apotheker, der Pfarrer, endlich der praktische Arzt, um einige nur, die Wesentlichen des Historchens, vorzustellen und zu bezeichnen.

Man hatte, die Pause des Anhaltens zu nützen, einen Trunk genommen, sich, wie man sagt, die Füße vertreten, vielleicht auch eine Tabakrolle geschmaucht; die Güle im Geschirr des Kremser bekamen vom Kutscher den Haborsack, auch einen Eimer Wasser, von den Damen aber Zuckerkümpfen und einen Klaps. — Alsdann wurden die Leute aufgeschreckt: Ein Knabe, zehn Jahre alt, bewunderte am Dorfrand den Giebel eines Häusleins, das in buntbemalter Heiterkeit stand, originell und nie erlebt: Solch ein Zaubering gab's nicht dahel, wozu mochte der ringsum verschlossene Holztempel dienen, was verbarg er, welches Heiligtum wurde von seiner Enge bewacht —?

Also hatte der Knabe gerufen, um Belehrung bitend, und die Leute, die erwachsenen wie studierten, traten näher, Apotheker und Pfarrer, Leh-

rerin und Notar, auch der praktische Doktor, der, die Hände tief hosenähnlich bohrend, am geringsten elte von allen.

Man maß, man bewunderte das quadratische Häuslein, etwas geräumiger schien es als eines Schrebergärtners Zuflucht, feiner auch als eine Bude; und die Malereien am Giebel, meist Blumen, Ranken und flammende Herzen, muteten lebkuchentfreudig an, Dargestellt etwa: Wer knusperst an meinem Häuschen?

Poldi, der Knabe, jense Knospe von zehn Jahren, betastete das Domizil wie ein Mysterium; fensterlos stand der Bretterschuppen am Wege, nicht Regenhitze noch Warteseil, weder Brunnenstube oder Wallfahrtskapelle, obgleich an der Stirn des bauernbunten Giebels sechs Worte laokoonhaft von Schnörkeln umkrochen wurden: „Gott mit uns, Ich mit euch!“

Der Knabe Poldi, selber Feiertagst des Kremser, also Mitglied der sonniglichen Partie, beteuerte wiederum, solch ein Bilderhaus gäbe es nirgendwo sonst. Die andern schworen desgleichen, jeder dünkte sich ein Odipus angesichts der Sphinx;

DER UNGLÜCKSRABE

VON HELMUT KINDLER

man kopfschüttelte reihum, zuerst die Lehrerin, alsdann der Notar, auch der Arzt und sein Apotheker, insbesondere der Herr Pfarrer: Gott mit uns, ich für euch —? Die Zeit drängte, Poldi, die Knospe von zehn Jahren, begehrte das, was von erwachsenen, gar studierten Menschen zu fordern war, nämlich Belehrung und Aufschluß über ein sorgfältig verhältendes Geheimnis.

Die Lehrerin wehrte ab: „Man lasse mich aus dem Spiel. Heute ist schulfrei!“ Der Notar teilte die Meinung, hob die Schultern: „Was kann in der Bude sein? Unwichtiges und Irrelevantes. Solange ich keine schriftlichen Unterlagen habe, hüte ich mich, eine Erklärung abzugeben.“ „Man könnte eine Lösung probieren“, riet der Apotheker und wagte einen schnuppernden Blick durchs Schlüsselloch: „Man sieht freilich nichts. Allein es reicht — zwar in geringer Dosierung — nach Guttapercha, Öl und Firnis...“

Der Herr Pfarrer, ein Rüsspau zumute fördernd, schloß die Hände: „Warum ziehen Sie alles ins Profane? Meine Verehrten, sehen Sie nicht, daß das Kind in Enttäuschungen bangt und vom Geheimnis auch Geheimnisreiches erwartet! — Tröste dich, mein Knabe. Wer fromm und gut ist, der wird mencherlei Süßigkeit finden in dem bunten Haus, sei's Pfeffernüsse oder Prophetenkuchen. Wer aber voller Sünden bibel, den erwarten Ruten und harte Steine!“

Ein Schweigen sank in den Kreis. Poldi wurde bleiß. Fünftzig Schritt waltete lockerte der Kutscher den Habersack am Hals seiner Pferde, und die Spielzeuge, die greulichen, sammelten sich gem. „Sapperlot, wir wollen etwas wasgen“, lachte der praktische Arzt; er rückte einen Schlüssel, mit dem er dahelch schon viele Kammern geöffnet, auch ein pfiffiges Patent, ein gescheiter Passepartout... Langsam gaben die hölzernen Flügel des Pförtchens nach. Man streckte den Hals. Jeder spähte. Alle sahen dies: Eine fehrbare, gut gebaute, sorgsam lackierte Feuerspritze mit aufgewinkeltem Gummischlauch!

„Dachte ich's doch längst!“, hüpfte die Lehrerin. „Zwar haben wir jetzt Gießel“, meinte der Notar, „allein die gewissame Öffnung mittels eines Universalschlüssels bedeutet eine strafbare Handlung. Ich will sie nicht gesehen haben.“ „Hauptache, meine Ansicht stimmt einigermäßen“, triumphierte der Apotheker.

„Es ist eine Unart der Realisten, den Menschen ihre Illusionen zu nehmen“, knurrte der Pfarrer. „Ich bitte Sie, Herr Doktor: Warum brachen Sie mit rohem Ungestüm die Pförten auf, die für den Knaben der Inbegriff des absonderlich Unbekannten waren?“

Der Arzt, der biedere wie ratlose, ließ die Hand väterlich über die Schopf des Jungen gleiten: „Zümt du mir, Poldi?“

Der Pfarrer drängte abermals: „Sicherlich, er soll zürnen, er muß sich auflehnen. Der Knabe ist fromm und gut. Ohne ihren Überlebens würde er immer noch mit sehender Scheu mencherlei Süßigkeit vermuten in dem bunten Haus, sei's Pfeffernüsse oder Prophetenkuchen!“

Bald trabte der Krenser aus dem Nord. Die Dämmerung sank brüchlich, wie das allewel geschiet zu herbstlicher Stunde. Poldi saß neben dem praktischen Arzt und studierte glühenden Kopfes den Mechanismus des Schlüssels, der ein pfiffiges Patent war und ein gescheiter Passepartout... „Morgen schicke ich dir Pfeffernüsse und Prophetenkuchen“, tröstete der Pfarrer. „Dann kau mir auch noch solch einen Schlüssel“, bat der abenteuerliche Poldi, jene Knospe von zehn Jahren.

Man soll immer hübsch Maß halten, in Unglück, in Mitleid und in Verbitzung. Die folgende Nacht schickte ist dafür eine sehr lehrreiche Geschichte. So unglückswürdig sie klingt, — sie ist von zwölf Männern als wahr bezeugt, von denen keiner Widerspruch vertragen kann, ohne nervös mit der Pistole zu spielen.

Es war im Anfang des Jahrhunderts in einer Goldgräberstadt Australiens. In einem kleinen Hotel wohnten dort die genannten zwölf mit ihrem Kameraden Charles, ein rechter Gegensatz zu ihnen, denn er war fromm, ehrlich, sanftmütig und weicherzig, was man alles von den andern nicht behaupten konnte, ohne zum Lügner werden.

Eines Tages tauchte ein neuer Einwanderer auf, Jack mit Namen. Er bezog das Zimmer, das über dem Charles lag. „Ich will hier mein Glück suchen“, erklärte er, „weil ich bisher immer ein Unglücksrabe gewesen bin!“ Diese Worte hatten jeden nachdenklich gemacht, der ein weniger kindliches Herz hatte als Charles. Dieser aber blieb arglos, machte sein Abendbrot zurecht und schloß Jack in sein Gebet ein, als ihn ein durchdringendes Geschrei hochschreckte. Es kam aus dem Zimmer Jacks. Mit wenigen Schritten stürzte Charles die Treppe hinauf. „Ich habe mein Abendbrot machen wollen“, jamerte Jack, „und dabei habe ich meine Hand verbrannt!“ Charles nahm den Verunglückten mit nach unten. Er puderte die Hand sachgemäß, legte sie in Verband und wünschte dem andern eine gute Nacht. Kaum aber war Jack zur Tür hinaus, und kaum wollte Charles sein Gebet fortsetzen, als ihn ein durchdringender Schrei aufschreckte. Jack war die Treppe, die er eben mühsam emporgestiegen war, wieder hinuntergefallen. Nicht, daß ihm dabei Ernstliches geschehen war, — nur das linke Knie war erg mitgenommen und zwei Rippen angebrochen.

Charles, der nicht tug in die Nacht, brach sich noch das Kniestück fertig, sein linkes Ohr zwischen Pfosten und Tür zu legen im Augenblick, als der Nachwind die Tür zuschlug. Dieses Ohr hat man übrigens nie wiedergefunden, — die zwölf andern verburgen es.

„Charles“, sprachen sie am nächsten Morgen ernst, „wenn du klug bist, kümmerst dich nicht um Jack. Dieser Mann übertreibt sein Pech, und er wird dich nervös machen damit.“ Jack lächelte ruhig. „Ich mögt denken, was ihr immer wollt“, erwiderte er, „aber ich meine...“ Was er wirklich meinte, hat man nie erfahren, denn an diesem Punkt des Satzes schillte aus dem oberen Zimmer ein Schmerzensschrei, herdurchdringender als irgendeiner der bisher gelieferten, und Jack verbrachte den Vormittag damit, die fünf Zehne aus dem Bett gefallenen Unglücksräben zu bandagieren, ihn zwei Zähne aus der Speiseröhre zu angeln, wo sie gar nichts zu suchen hatten, und gegen Abend zur Hauptstadt zu reiten, denn Jack hatte sich in eine Nagelkiste gesetzt, und die mußte eben ein tüchtiger Feldscher herant. Es war an diesem Tage gerade eine Kiste mit Nägeln eingetroffen, mit negelneuen Nägeln, weil die alten schon verbogen und verrostet waren. — Mühte sich Jack durchaus in die alten Nägel setzen?

In der Nacht begann er zu fiebern. Unruhig wühlten seine Hände an dem Lager hin und her,

bis zwei Fingernägel zwischen Drahtfugen gerieten und sich rastlos von Jack trennten. War ein Wunder, daß er vor Schmerz um sich schielte so geschwind und gewaltig, daß seine Beine u. Arme nur noch einen einzigen Knospen bildeten und nur dadurch wieder auseinander zu pusten waren, daß der linke Arm an zwei Stellen gebrochen und dadurch geschmeidiger geworden war? Man gab ihm Medizin, die er zusammen in dem Löffel verschluckte. —

Gegen Mittag brachte ihm Charles Essen. „Ich will dich nicht aufhalten“, flüsterte Jack in schwacher Stimme, griff nach dem Teller, das Fleisch und dem Messer und hatte mit seiner zitternden Hand sich im Umsahen einen Quadratmeter Haut kreuz und quer zerschnitten. Weil die Tag heiß war, griff er durstig nach dem erstbesten Behälter. Ohne daß sein Instinkt ihn warnte, trank er zwei Liter Essig, die der Arzt zur Wundbehandlung benutzte hatte.

Nun ist es eine erwiesene Tatsache, daß ein Mensch viel körperlichen Schmerz erdulden kann, solange er in der Seele unversehrt ist. Leider trug gerade an diesem Abend die Post ein. Charles fand Jack in Tränen aufgelöst. „Was ist?“ fragte er, und etwas Barmherzig und Unwisslich lag bereit in seiner Stimme. „Alle meine Freunde sind dahim von einer Feuersbrunst dahingerafft worden“, klagte Jack, „meine Braut ist darüber vor Schmerz umgekommen. Bitte, telegraphiere sofort an meinen Bruder! Er ist mein einziger lebender Anverwandter, er soll mir Einzelheiten schildern damit ich daran wenigstens Trost habe!“ Charles ritt zur späten Nacht zur Hauptstadt und gab die Telegramm auf. Er kam gerade rechtzeitig zurück, um Jack aus einer heißen Quelle zu ziehen. In die er, fiebernd herumwandelnd, hineingefallen war. Charles legte sich nieder. Er dachte dabei, daß er sei einigen Tagen nichts gegessen, kein Gold gegeben und nicht gebetet habe, und seine Seele umdüsterte sich. Schmerz und Zorn verteilte den Schummer, und als er endlich in Schlaf fiel, wurde er aufgetrüttelt. „Geschwind, geschwind“, rief jemand, „Jack hat eben die telegraphische Antwort erhalten, daß sein Bruder umgekommen ist. Vor Schmerz darüber ist er vom Stuhl gefallen und hat sein Skelett an weiteren achtundzwanzig Stellen zerbrochen.“

Da stand Charles wortlos auf. Er nahm seine Pistole, lud sie sorgfältig und ging in Jacks Zimmer. Er fand den Unglücklichen nicht gleich, denn der Kleiderschrank war umgefallen. Die Polster hatte nicht bald gelitten, dann zufällig lag Jack dort, wo der Kleiderschrank hingefallen war. Charles richtete ihn auf, setzte ihn auf den Stuhl, trug drei Schritte zurück und zielte sorgfältig. Die Kugel schallte an einer Pennyknüttel ab, die Jack in der Westentasche hatte, schlug schräg durch den Raum zurück und tötete Charles auf der Stelle. Alle waren zu seiner Beerdigung, auch Jack, der dabei in das Grab fiel und erst durch einen Flaschenzug wieder an Tageslicht zu ziehen war.

Diese Geschichte soll belehren, daß immer Maß zu halten sei, in Unglück, in Mitleid und in Verbitzung. Wenn dies oder Jones daran dem Leser mißfällt, so möge er bedenken, daß die nackte Wahrheit nicht nach Beifall fragen darf.

Mit Früchten spielende Frau / Von Georg von der Veing

Äpfel blank wie Glas,
Braun in dem Glas;
Pflaumen blau wie Licht,
In den Weifen dich.

Glänzt ein Augenfarn
Braun wie Gelfarn,
Naden Hände brill,
Kaub wie Quittenfell,

Fühl' ich Wang und Bart
Von Kastanienart;
Und schon greife es mich!
Und schon halt' ich dich!

Äpfel gleich ein Paar,
Bier ist selber dar;
Pflaumen, gleich ein Stück,
Beiß ich mir zurück.

Früchte, überviel,
Nungen dich ins Spiel.
Viele nur im Scherz;
Eine ist mein Herz.

Haben Männer Temperament ?



DER CHOLERIKER



DER MELANCHOLIKER



DER PHLEGMATIKER



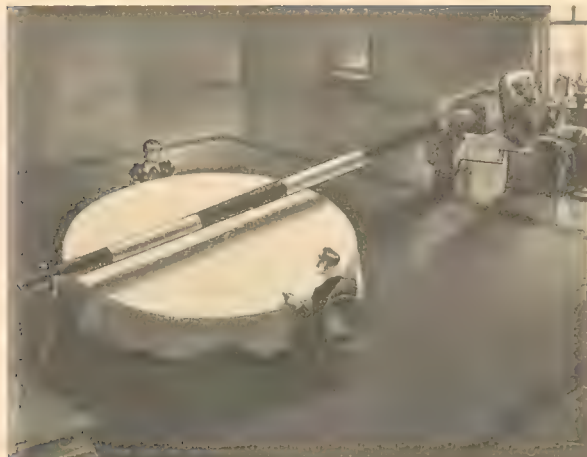
DER SANGUINIKER

Temperament? Das ist auf den ersten Blick schwer festzustellen. Aber, wenn „er“ es eilig hat und sich morgens beim Rasieren schneidet, dann ist es da, das Temperament, in seiner ganzen „herrlichen“ Naturgewalt. — Die oben dargestellten vier Charaktergrundtypen sind aufschlußreich für die Selbsterkenntnis und bestätigen die alte Weisheit: Kleine Ursachen — große Wirkung. Und nun versuchen Sie einmal die Eukutol-Rasiercreme oder -Stange mit blutstillender Wirkung. Das Rasieren geht noch einmal so leicht: das liegt an der neuartigen, barterweichenden Zusammensetzung. Der Kragen bleibt tadellos: das liegt an der blutstillenden Wirkung. Sie fühlen sich frisch und gepflegt: das liegt an der Hautentspannung und der besonders feinen Parfümierung.

EUKUTOL-RASIERCREME RM 1.10. EUKUTOL-RASIERSTANGE RM —55.

Senden Sie 12 Pfennig in Briefmarken zur Erstattung der Porto- und Verpackungsspesen an die Chemische Fabrik Promonta G.m.b.H., Werk Kosmetik, Hamburg 26, und Sie erhalten eine Probetube Eukutol-Rasiercreme, ausreichend für siebenmaliges Rasieren.

Name.
Stadt:
Straße: Nr.
Bitte deut ich schreiben!



JERRY UND DER WOLF

VON F. W. THOMAS

„Wenn nicht sehr bald etwas geschieht“, sagte Witherspoon, „weiß der Himmel, was dann geschieht. Jetzt ist der letzte Termin für die Steuererklärung, und am nächsten Montag ist Quartalschluß, und Ostern kommt gleich darauf, und was sonst noch alles.“

Aber mein lieber Witherspoon“, sagte ich, „du sollst versuchen, die lichte Seite der Dinge zu betrachten. Beunruhige dich nie über Beunruhigung, bis dich die Beunruhigung beunruhigt. Danke daran, daß das eine Schraube ohne Ende ist und es genügt, wenn das Übel eines Tages hereinbricht, und es ist immer gerade dann am dunkelsten, ehe der Tag beginnt!“ dazu noch einige weitere weise Redensarten, die mir im Augenblick entfallen sind.

„Überdies, wenn die Dinge schwarz aussehen und aussichtslos, sollten wir uns ein Herz fassen und die Zeit bei den Hörnern nehmen und den Stier beim Schopf und unsern besten Fuß ins Rad der Zeit stemmen und —“

Mensch, hör auf!“ sagte Witherspoon.

„— und nimm dir ein Beispiel an der Geschichte von Jerry Patch“, fing ich an.

„Aber ich glaube, ich hab’ dir die Geschichte von Jerry Patch noch nicht erzählt, oder habe ich?“
„O ja!“, sagte Witherspoon, „ja, alter Schwede, du hast wirklich. Großes Ehrenwort! Ich bin sicher, du hast. Irgend etwas wegen dieses Jerry Patch, was es nicht so etwas? Aber mir wäre es lieber, du würdest dich nicht um meine Sorgen kümmern, Klich.“

Nicht im geringsten!“ sagte ich. „Nicht im geringsten, mein lieber Witherspoon. Das ist ein Vergnügen. Es ist wirklich eines!“

Also ich habe dir vorher erzählt, dieser Jerry Patch war eine vergnügte, frohgaststimmte Seele, die immer die glänzende Seite der Dinge betrachtete, die finster sie auch sein mochten; und obwohl er ein labelfabes Pech hatte, schien niemals irgend etwas seinen frohen Sinn zu dämpfen oder eine Kerze aus dem Gleichgewicht zu bringen. Als Pechvogel war er einmal durchschlagenden Erfolg gesegnet; denn ganz gleich, was er in die Hand nahm, war es sicher, daß es ihm aus

den Fingern glitt und er mit einem lauten Bums auf den Rücken fiel.

Dennoch kam er Irgendwie immer lächelnd hoch. Unter den Keulenschlägen des Schicksals bekam er manchmal Puff, aber sein Nacken blieb ungeschädigt, als er alles versucht hatte, was er wußte, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, entschloß er sich, das Arbeiten bleiben zu lassen und zu heiraten. ...

Zu der Zeit, in der unsere Geschichte beginnt, lebte er in Guzzler’s Green in einem hübschen kleinen Landhaus mit Jasmin an der Tür, einem Loch im Dach und einem Schild am Fenster, auf dem zu lesen stand „Hier wird Wäsche gemangelt“. Eine Zeitlang ging alles gut und Jerry wurde dick und blühend. Seine Frau wurde nicht besonders dick, weil sie das Mangeln besorgte; und während sie sich ihrer Pflicht widmete und ein sorgames Auge auf die Hemdenknöpfe richtete, baute sie schrittweise ein florierendes Geschäft auf. Sie war weit und breit als die beste Manglerin in der Gegend bekannt.

Aber es ging zu gut, als daß es so bleiben konnte, und es deutete nicht lange, da begann das Mangelgeschäft an Schwung zu verlieren. Etwas mit der Frankensabwertung, der Unfähigkeit der Tory-Regierung, den Unruhen in China, dem Bankrott in der Wallstreet und der Wiederaufichtung des Goldstandards. Die feinen und die feil gewordenen Leute waren gezwungen, ihre Ausgaben herunterszusetzen und selbst zu mangeln.

Dennoch verzweifelte Jerry nicht. Sein unbezwingbarer Geist kam lächelnd aus dem Meer von Sorgen hoch, sein frohes Herz in ihm sang trotz der schwarzen Wolken, die sich über sein Haus senkten.

Am Schluß wird alles wieder gut werden“, sagte er, mit unsterblicher Hoffnung für die Zukunft erfüllt, mit einem Lied auf seinen Lippen wanderte er zum „Blinzlenden Bettler“, um nach der Uhr zu sehen. „Wenn auch der Wolf umgeht, wir werden es schon schaffen, daß wir ihn Irgendwie von unserer Tür fernhalten!“ lachte er.

Spät in dieser Nacht, weißt du Witherspoon, daß

Jerry um seinen niedrigen Herd, während seine Frau versuchte, einen ihrer roten Flanelhülfenröcke in eine Hose für die Kinder zu verwandeln. Plötzlich hörten sie kratz, kratz, kratz an der Tür. „Wer ist das?“ fragte Jerry, und als Antwort kam ein tiefes, grollendes Brummen.

„Ich bin!“ sagte eine heisere Stimme.

Die Tür einen kleinen Spalt öffnend, sah Jerry zwei grüne Augen, die auf ihn starrten und eine lange rote Zunge, dampfend wie ein Waschtrog.

„Ja, das habe ich mir gedacht“, sagte Jerry und wandte sich an seine Frau, „es ist der Wolf. Ich hab’ ihn seit langer Zeit erwartet.“

„Ich weiß, ihr habt“, erwiderte der Wolf, „und ich wollte, ihr würdet euch tummeln und etwas dagegen tun. Das Geschäft ist heutzutage einfach scheußlich, und die Zeiten sind fürchterlich schwer. Alles, was ich tun kann, ist, mich daran zu halten. In dieser Straße sind nicht weniger als siebzehn Türen, hinter denen die Leute versuchen, mich fernzuhalten, und mit so viel Kunden hab’ ich mir regelrecht die Füße wundgelaufen. Darum würdest du besser tun, dein Zeug in Schwung zu bringen, mein Junge, und versuchen, eine Arbeit zu finden, damit du mich von deiner Tür fernhältst. Sonst wird dich das Kopf und Kragen kosten!“

„Recht hat er!“ sagte Jerry mit einem sorgenfreien Lachen. „Ich will mal sehen, was ich tun kann.“

Schloß die Tür zu, riegelte ab und machte die Kette vor.

In der nächsten Nacht, weißt du, Witherspoon, kam der Wolf auf seiner Runde wieder und kam schließlich zu Jerry’s Haus ... kratz, kratz, kratz! Jerry sprang leise auf, ging durch die rückwärtige Tür hinaus, kramte in seinem Werkzeugkasten und fand sein Hackbeil. Er spuckte in die Hände, schlich sich nach der vorderen Tür, fernhielt dem Wolf so mächtig eins hinter das Ohr, daß der taugliche Vierfüßler niemals wieder knurrte. Jerry zog den Körper nach hinten in die Küche und untersuchte ihn gründlich. Und was glaubst du, was er fand, Witherspoon? Du würdest das nie erraten. Der Wolf, dieser dunkle Schatten, der über Jerry’s armen Leben geschwebt hatte, war nichts mehr und nichts weniger als ein Schaf im Wollfelleid. Was uns eben zeigt, daß, wenn wir unsere Scheid zusammennehmen, um den Sorgen zu begegnen, die uns umgeben, —

„Jetzt hör aber auf!“ sagte Witherspoon.

„Während der nächsten drei Wochen“, fuhr ich fort, „wachte Jerry’s halbverhungerte Familie regelrecht in Schaffelschiff. Sie hatten Hammelrücken und Hammelkotelett, Hammel im Topf, Hammelkarree mit Petersilie, Hammelschlegel, Hammelende, Hammel mit Curry, dito gekocht, geklebten Hammelherz, Hammelmeinen mit Schinken. Die Knochen reichten ihnen für weitere vierzehn Tage zu Irish stew.“

Und Frau Patch nahm das Fell und drehte die Seilen nach der Mitte, nähte dort einen Zwickel und hier eine Falte und machte sich den feinsten Pelzmantel, den man jemals in Guzzler’s Green gesehen hatte.

Ein schöner Mantel war es, Witherspoon, und Abend für Abend punkte sie damit zur Bewunderung und zum Erstaunen der Leute am Ort. Gewöhnlich war sie mit dem Mantel zufrieden, aber, wie Jerry sagte, hat wenig Sinn, im Finstern einen Pelzmantel zu tragen.

Und was war das Ergebnis von all dem, mein lieber Witherspoon? Natürlich fingen die Leute an zu sprechen.

„Stellen Sie sich vor, sie kann sich Pelzmäntel leisten! Was muß sie für eine hervorragende Manglerin sein. Ich kann mir nicht vorstellen, wie sie es macht. Und echter Kaninchenseel, mein Lieber! Ja, wissen Sie, die besten Leute kommen zu ihr und sie sagen, daß es so schrecklich wenig verlangt.“

So kam es, daß das Mangelgeschäft stückchenweise wieder in Schwung kam. Die Leute kamen zum Haus von Frau Patch mit ihren Körben und Bündeln haufenweise und der Wohlstand der Familie blühte wie ein Pferd auf grüner Weide, dank Jerry’s unbesiegblichem Geist und dem guten rechten Arm seiner Frau.

Und die Moral dieser rührsamten Geschichte ist, daß der Berg von heute der Maulwurfshügel von morgen ist, daß jeder Wolf an der Tür einen Silberstreifen hat, und wenn wir uns nur ein Herz nehmen, mein lieber Witherspoon. —

„Entschuldige“, sagte Witherspoon, „hast du mit mir gesprochen?“

(Aus dem Englischen von Edmund Bickel)



„Immer wollen die Männer wetten, daß ich ein Knabe
sei — welchen von ihnen lasse ich nun verlieren?“

Der neue Traubensaft

[©. Gutbranson]



„Der Mensch bedarf keines berauschenden Reizmittels!“



„Auch alkoholfreier Traubensaft vermag sein Lebensgefühl zu steigern!“



„Die Heiterkeit unseres Herrn Daxinger beweist es schlagkräftig!“



„Entschuldigen's nur, meine Herrn, i hab' ja an den Tisch an' Schoppen richtigen Wein bracht!“

VERLAG UND DRUCK: KNOBE & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Endnummer 43 Pfg. Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Prospekt Nr. 1, gültig ab 1. 7. 1937. D. A. 111/38 19455. Unverlangte Entsendungen werden nur zugewandt, wenn Porto beilgt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 85, Fernruf 1276. Postcheckkonto München 3720. Erfüllungsort: München.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Ich saß mit meinem Jüngsten allein im Zimmer. Über meine Arbeit hinweg bemerkte ich, wie er sich im stillen längere Zeit beobachtete. Plötzlich sagte er zu mir: „Mueder, du wärsch no ä ganz Jettli, wenn de nit so verrumpelt wärsch!“

Ich war jüngst bei einem Kammermusikabend
das Violinkonzert von Brahms war verklungen
Andächtige Stille. Da höre ich hinter mir eine
griffene Frauenstimme
Unglaublich, Oswin, was für Töne so ein ein-
tacher Darm hervorbringen kann!"

Wann das Hendl vom Spieß wirklich pfundig schmecken soll, muß man es mit der Gottesgabel

verzehen, also mit den fünf Fingern. In Oberbayern kennt man die gute Sitte und schiebt verächtlich Messer und Gabel weit hinter den Maßkrug. Unser Hamburger Besuch war darüber höchlich entsetzt

„Aber lieber Herr!“, sagte die Hamburger Dame kopfschüttelnd, „bei uns in Hamburg nimmt man in die linke Hand die Gabel und in die rechte Hand das Messer —“

„Ja freilich!“, brummte ich, „und womit nimmt man denn das Hendl?“

Herr Trieglaff nimmt ein Dampfbad mit Massage und wird gehörig durchgeknetet. Schließlich verabreicht ihm der Masseur zwei schallende Schläge auf die Stelle, wo der Rücken seinen anständigen Namen verliert.

„Na, hören Sie mal“, sagt empört der also behandelte Herr Trieglaff, „gehört denn das auch zur Behandlung?“

„Eigentlich nicht“, lautet die Erwiderung, „aber der Klingelkontakt ist nicht in Ordnung und das ist nun für die Aufsicht im Wartezimmer das Zeichen, daß der nächste dran ist.“

Obergerichtsvollzieher Munske pfändet eine Kopie des Gemäldes: „Leda mit dem Schwan.“ Er hat nun eine kurze Beschreibung des Pfandobjektes der veröffentlichten Zeitung abzugeben, die er so gefaßt hat:



AUXOL

Haar

Neuartiges nach besonderem Verfahren hergestelltes Haaronikum von ... seiler und ungewöhnlich intensiver Wirkung. RM 1.90 und RM 3.-

F. WOLFF & SOHN - KARLSRUHE

[illegible]

an den Ufer des Rols
den wir damals in
Amsterdam und sp
ist in Paris mit
solcher Gefestigung
hinein. Werst Du

[illegible]

ner unter
derttausend

on Hans Hinkel

einer aus den ersten Kolonnen der
deutschen Freiheitsbewegung — beruht in
im Selbstverleumdung. Als einer unter den
Nationalsozialisten schließt er Opfer
deutschem Nachkriegsgeneration, geiz-
Erfahrung den Weg vom unbekannten
den bis in den neuen Mitarbeiter-
führer. An die 20 Jahre Zeitschriften
diesem Selbstverleumdung des Autors
den Rhein, Kampf gegen den Verstand
und außen, der opfervolle Kampf zur
die Jahre der Zeitschriften und des
das findet hier in ebenso schärfster
Willingen seinen Niederlegung. Das Ein-
antworten auf einem maßgebenden
der Kulturpolitik des neuen Deutsch-
hier das Ende des Kampferlebnisses
263. Seiten. Gebunden 20. —, 3.—,
3.70. In allen Buchhandlungen!

horr & Hirth München



Kein Nest ist so klein,
keine Gasse so still,

wo nicht jeder dabei sein
und opfern will!

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KHORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die drei großen Demokratien

Karl Arnold



„Vielleicht müssen wir uns doch einmal daran gewöhnen, daß andere
Staaten ihre Inneneinrichtung nach eigenen Plänen gestalten.“

Uns ist in alten Mären ...

Von Fritz A. Mende

Wie wir bei den Schriftstellern vergangener Jahrhunderte lesen können, gab es einst eine Zeit, in der nur dreierlei Menschen lebten, nämlich erstens einmal junge und schöne Ehefrauen, zweitens alte Ehemänner und drittens junge Männer. Zu jener Zeit, in der diese Menschen einträchtig lebten, war die Mode noch eine ganz andere als heute. Die jungen Männer und Liebhaber trugen Degen, die schönen Ehefrauen trugen richtige Hüften und waren auch sonst nicht mager, und wann eine wirklich mager wurde, so hatte sie Liebeskummer und war keineswegs stolz darauf. Bei den alten Ehemännern von damals war es üblich — und dies zeigt wie verschollen jene Zeiten sind — ein Geweih zu tragen, und es ist uns bei den erwähnten Schriftstellern nirgends von einem ungehörten Ehemann berichtet, so daß wir mit Fug annehmen dürfen, das Geweih sei ein Zeichen des Ehestandes gewesen wie heute der Ring oder die Familienzulage.

Da diese Ehemänner zumelst in Geschäften unterwegs waren, was bei den damaligen Reiseverhältnissen eine zeitraubende und auch gefährliche Angelegenheit war, so daß mancher Mann erst nach Jahren, mancher sogar überhaupt nicht mehr wiederkehrte, hatten die jungen schönen Ehefrauen viel freie und einsame Zeit und weinten häufig, da ihnen die Tränen lieblich zu Gesichte standen, bis schließlich einer der Degen tragenden Jungen Männer sich der Verlassenen er-

barmte. Die Frauen aber, die, wie wir wissen, die Magerkeit nicht schätzten, vergnügten sich nun nicht etwa an Sittenlosigkeit, sondern damit der Liebeskummer über den fernem Gatten nicht das weiße Fleisch der Hüften schmelzen lasse.

Kam nun gar die Nachricht, daß der Gemahl in fernem Ländern mit der Kutsche zusammengebrochen, daß er Schilbruch erlitten habe oder sonst gestorben sei, dann weinte die Frau und Wiwe wohl bitterlich, da dies ihr gut zu Gesichte stand, und trug sich lange schwarz, da dies vortheilhaft vom Schwanenweiß ihres Fleisches abstrach. Um wieviel mehr aber bedurfte sie in diesem Kummer eines holdgesichtigen Jünglings, wär sie doch sonst bis aufs Skelett abgemagert, was sie abscheulicher Mäkel galt.

Manchmal aber geschah es auch, daß der verleihte Gemahl unplotzlich und unangekündigt vor der Tür seines Hauses erschien, in dem eben sein Weib seufzend dabel war, den heftigen Liebeskummer über den ferne oder tot Geglaubten zu bekämpfen, wobei ihr denn ein Degen tragender Junger Mann mittheilich behilflich war. Selten nur gelang es dann dem Tröster, durch des Hauses hintere Pforte zu entweichen. Meist mußte er es sich gefallen lassen, seinen überraschten Leib in eine Truhe, einen Schrank, einen Waschkübel zu pferchen, wo er mitanhören durfte, wie der Gatte die Gattin begrüßte und ihr Schmelzhaftes darüber sagte, daß sie ihr volles Gewicht und Aussehen so lieblich überwintert habe. Schief dann der Gemahl erglos ein und ohne daß ein Niesen oder Husten aus Schrank oder Truhe hörbar gewesen, dann entließ wohl die

Frau den Tröster aus seinem Gefängnis, nicht ohne ihn an der Haustür noch einmal dankbar umfassen zu haben, worauf sie zärtlich hinging, dem Ehemann das Geweih zu streicheln.

Erzähle aber der Gatte zu lange von den Begegnissen seiner Reise, dann konnte es wohl geschehen, daß ein Husten oder Niesen von der Wand her erklang. Darauf fragte der Gatte freundlich, ob dort jemand wäre und gab sich zufrieden, wenn er keine Antwort bekam, denn er war ja alt, schwach an Kräften und liebte das Gold, doch nicht die Beweise.

Marchenhaft dünkt es uns, derlei Dinge genau und geduckt zu lesen. Wie plastisch wird doch, was einmal Gegenwert war, und wie haben sich doch die Zeiten und Moden selbter gewandelt! Die jungen kräftigen Männer bedürfen des Degens nicht mehr, denn nirgendwo ist Liebeskummer zu bekämpfen. Die jungen schönen Frauen entbehren der fleischigen Hüften und betrachten sie als abscheulichen Mäkel. Sie leben von Ei und Salat, und zu ihrer Tröstung wurden das Kino und das Großrechenen erfunden. Die Geweihe der Ehemänner gar sind längst aus der Mode gekommen, der stolze Schmuck ist verkommen, und nirgends niest oder hustet es aus den solide gefertigten Mobeln. Auch dauern Geschäftsreisen nicht mehr so lange wie einst, und kehrt der Gemahl von einer zurück, dann meldet er's vorher im Brief oder telegraphisch seine baldige Ankunft. Die Schriftsteller aber sind wie damals dabel, von unserer Zeit bis ins kleinste zu künden und schreiben von Heinrich dem Achten, von Noiretete, von Adam und Eva, als hätten sie heute gelebt.

Der Sündenfall in neuer Form

(Fr. Blek)



Der mißverstandene Akt

© G. Bruns



„Wissen Sie, Herr Fleischmeier, ein schöner Akt ist selten!“

„Er darf nämlich nur nackte Tatsachen aufweisen!“
„Recht haben S', Herr Doktor!“



„Jetzt werde ich Ihnen mal so einen seltenen Akt zeigen!“

„Was? Das sind ja gar keine Aktbilder! Das sind ja Paragraphen!“

In einem anderen Land...

(E. Thöny)



„Wir sollen Falschmeldungen berichtigen. Die Regierung verlangt es! Wie soll man da eine Zeilung machen?“
„Anfanger! Vierzig Zeilen Lüge und vierzig Zeilen Berichtigung machen zusammen täglich achtzig Zeilen!“

Demonstration

(R. Kriesch)



„So, und jetzt klebe ich eine Zwölfermarke statt einer Achter auf den Brief, damit er sieht, wie verrückt mich die Liebe macht!“

Die steinernen Hüte / Von Georg von der Vring

In der Tür der kleinen Station, die mit ihren feuerroten Geranien in der Morgensonne lag, erschien ein etwa fünfzehnjähriger Knabe. Er trat auf mich zu und erbot sich, meine Koffer ins Gasthaus zu besorgen. Er hätte einen Wagen bei sich. Er brachte das Wägelchen, und wir luden die Koffer auf. Es war ein kräftiger Junge mit auffallend buschigen Brauen über hellen und lebhaften Augen. Er rückte seine Schirmmütze und sagte mir, der Transport würde 30 Pfennig kosten. Als ich mich einverstanden erklärte, ergiff er die Deichsel und fuhr los. Vor dem „Lamm“ lohnte ich ihn aus. Er bedankte sich höflich, empfahl mir seine Dienste für die Rückreise, nannte seinen Namen: Bernhard Raux, fugte hinzu, daß er jederzeit bereit sei, mich in der Umgebung herumzuführen und rollte mit seinem Wagen davon. Nachmittags unternahm ich einen Rundgang durch den Ort. Es war ein hübscher Flecken mit einer weißen Kirche und schmalen Gassen. Der Tag war

schön. An allen Wegen wühlten die Bienen in den Blütenstauden. Die Bäume besaßen noch ihr grünes Laub. In der windlosen Luft kreisten ein paar Raubvögel und wehten unter dem seidig-blauen Himmel über das Tal fort. Das Dorf war menschenleer, alles schien auf den Feldern zu sein. Als ich eine der langen Gassen hinunterschleuderte, tauchte an ihrem Ende ein Stück einer Umfassungsmauer auf. Auf dieser Mauer stand ein heller Zylinderhut. Ein Hut auf einer Mauer? Ich ging darauf zu, und es war, als ich dann die Mauer erreichte, wirklich ein Zylinderhut, ein Hut aus Stein, der gewiß dem Wanderer verhängen sollte: Hier ist eine Hutfabrik. (Mir fiel ein, daß in dem Brief der Wirtin von einer angesehenen Hutfabrik die Rede gewesen war.) Der steinerne Hut stammte seiner Form nach aus dem vorigen Jahrhundert. Die aufgebogene Krempe bedeckte ein Flausch aus grünem Moos. Und als ich nun die Mauer nach links und rechts

entlang schaute, stellte sich heraus, daß sie mit vielfältig geformten Steinhüten belegt war; jeden Pfeiler krönte ein Hut; und es gab nicht nur die verschiedensten Kopfbedeckungen der Männer, auch zierliche Kapothüte von Frauen waren in Stein nachgebildet und unterbrachen die Reihe dergestalt, daß in der langen Kette von rechts nach links immer ein Herrenhut einem Damenhut folgte. Auf all die Hüte hatte sich der Staub der Jahre und Jahrzehnte niedergelassen und angesammelt, und so wuchs an ihnen da und dort Gras und so manche andere Pflanze. Ich sah von einer Jägerkoppe einen Zweig Gundermann wie einen Blumenstreuß niederhängen, in der Einbuchtung eines Damenhutes nistete die Brennessel, und von dem flachen Rande eines Kunsterlhutes zierte ein reifer Roggenhalm in die Fließerbüsche, welche die Mauer überragten, empor. Moos und graue Flechte gab es an jedem dieser Hüte. Das Ganze wirkte wie eine phantastische Galerie und deutete

nicht gerade auf einen flotten Geschäftsgang der Fabrik hin.
Seine Neugierde war erwacht. Ich folgte der Mauer nach rechts an den Pfeilern und Hütten hin. Alsbald zeigte sich ein Gloriol. Daneben stand eine Bank, auf der ein alter Mann in der Sonne saß. Er trug einen tadellos gepflegten schwarzen Filzhut und einen dunklen Anzug. In den Händen hielt er einen Rohrstock mit einem goldenen Knauf. Nun er den Blick zu mir erhob, sah ich in ein Paar helle und lebhaft Augen, die unter aufrecht dichten, weißen Brauen in die Welt spähnten und die mich zugleich an die Augen jenes anstelligen Burschen erinnerten, der mir das Gepäck zum „Lamm“ gefahren hatte.
Ich grüßte den alten Herrn. Wir kamen ins Gespräch. Plötzlich sagte er:

„Sie schauen sich meine Hütte auf der Mauer an, mein Herr. Nun, mit der Fabrik ist es aus, sie liegt seit acht Jahren still. Das ist gewiß schade, nicht wahr; es handelt sich um eine angenehme Fabrik, mein Vorfahr gründete sie im Jahre 1763. Es waren lauter tüchtige Männer, die hier gewirkt haben. Wie viele und wie verschiedene Hutmöden hat dies Haus gesehen! All diese Männer besaßen einen ausgesprochenen Sinn für das Schöne, je, für die Kunst; die Hütte auf der Mauer mögen es ihnen bereits verraten haben. Trotzdem waren sie alle vortreffliche Geldverdiener, diese Hutfabrikanten, und besaßen das Glück, die Hutmöden der Söhne und Töchter der Erde zu verkaufen. Alle, außer mir! Still, da ist Bernhard, mein jüngster Enkel.“

Bernhard — es war derselbe Bernhard Raux mit der Schirmmütze, dessen Bekanntheit ich heute früh gemacht hatte; die Ähnlichkeit mit dem Großvater war überraschend — Bernhard also kam durchs Tor gegangen und fragte mich höflich, ob ich das Gelände der Fabrik zu besichtigen wünsche. Ich wandte mich an den Greis. Der gab mir ein ermunterndes Zeichen; mir fiel auf, daß seine Augen strahlten. Er sagte zu dem Jungen: „Geh auch du, der Welt zu zeigen“, und lachte in vollem Spott.

Der Enkel nickte. „Es wird fünfzig Pfennig kosten“, erklärte er mir.
Ich war einverstanden und betrat hinter Bernhard den Garten, der dem statlichen Wohnhause vorgelagert war. Mein Führer sprach kein Wort. Mir war aber, als folgte uns die Stimme des geschwätzigen Alten nach, und ich hörte ihn folgendemmaßen weiterprechen:

„Wie das mit der Fabrik gekommen ist, mein Herr? Nun, einmal tag es zweifellos an der Zeit. Tragen die Leute noch Hüte? Mit den Wandervögeln hat es angefangen, sie gingen barhaupt. Ich meine, daß die Folge ein rascher Haarausfall sein muß; den Ausfall, den die neue, noch nie dagewesene Mode bei mir in meinem Befriedigung bewirkte, brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Sodann: mein einziger Sohn Geben Sie acht, Sie werden ihn sogleich erblicken!“

So wisperte die Stimme des Großvaters rasch hinter mir drein, als Bernhard mich durch den Garten voranging. Hier blühten Hortensien in Kübeln und gewaltige Fuchsenstauden, und der Weg führte dann auf ein recht verfallenes Gebäude hin, dessen Tür offen stand. Der Junge blieb neben der Tür stehen und machte eine Bewegung, ich möchte nur vorangehen. Ich erblickte ein Künstleratelier. An den Wänden lehnten größere und kleinere Rahmen, und auf einem Tisch standen Flaschen und lagen Farbuben. Vor einer Staffelei war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, im weißen Kittel, eilig beschäftigt, eine Leinwand zuzudecken. Er besaß einen blonden Vollbart, aber sein Haupt war kahl. Kaum hatte ich die Schwelle des Raumes betreten, so wendete sich der Künstler nach zu mir; auf sein Gesicht trat ein zorniger Ausdruck, und er hob die Hand, die den Pinsel hielt, und winkte ungeduldig ab, ich sollte mich gefälligst entfernen, und zwar ungestüm. Ich ging fort. Bernhard schien diesen Ausgang erwartet zu haben, er blieb schweigend. Aber schon nach wenigen Schritten glaubte ich wiederum den Alten berufen

zu hören; er sagte: „So ist das, mein Herr. Mein Sohn läßt sich ungern stören. Er ist ein Künstler geworden und zwar, wie man mir sagt und wie ich selber sehe, ein guter Künstler. Er steigt aufwärts, er wächst von Jahr zu Jahr. Auch seine Frau ist eine begabte Malerin. Sie verkaufen allerdings keine Bilder, aber sie pflanzen mir die schönsten Blumen in den Garten. Und wovon leben diese Leute? Von ein paar Feigen, von ein paar Nüssen, von Milch, Luft und Licht. Sie haben beinahe keine Bedürfnisse. Das ist erstauisch, mein Herr. Auch ich habe mir abgewöhnt, Bedürfnisse zu haben. Nun, ich bin alt. Bedürfnisse — geben Sie acht — die sind nötig für den Menschen, wenn er vorankommen will. Wer das Geld verachtet, den wird das Geld seinerseits verachten und meiden. Diese Menschen werden somit arm bleiben. Sie sind glücklich, obwohl sie arm sind. Aber es ist nicht gut. Der Mensch soll auch im irdischen weiterstreben. Solche Leute wie mein Sohn und meine Schwiegertochter leben in den Tag hinein. Sie scheinen vergessen zu haben, daß die Glieder einer Kette sind; jedenfalls benehmen sie sich so, als ob sie das letzte Glied wären. Das aber ist falsch.“

Soweit der Alte Bernhard führte mich am Wohnhause entlang. Ich fragte ihn, ob er Geschwister hätte. — Ja, er besaße noch den zwanzigjährigen Bruder Heinz. — Was der Heinz geworden wäre, erkundigte ich mich. — Segelflieger. Und die Stimme des Großvaters sprach sich auch über den Enkel und Segelflieger aus und wisperte:

„Der Heinz? Er ist ein überaus tüchtiger Junge. Er steigt in die Lüfte und kreist stundenlang hoch über den Rhönbergen; ich muß ihn bewundern. Aber ist es für die Fabrik von Vorteil, was er macht? Dieser Junge, hat nie in seinem Leben einen Hut getragen. Er haßt Hüte; er hat es mir selbst gesagt. Ich sorge mich um sein schönes blondes Haar, das er hoch am Himmel und wo auch immer der Sonne und jeder Witterung darbietet. Er treibt es in allem noch ärger als sein Vater. Bedürfnisse kennt dieser Bursche nicht. Wo er sich

die paar Mark verdient, die er braucht, ist mir unerfindlich. Auch er verachtet das Geld aus tiefem Herzen. Er überschwebt die Dinge der Erde als wäre er ohne Gewicht. Oft denke ich mir: die Menschen dieser Zeit sind so leicht wie die von ihnen verachteten Hüte. Die steinernen Hüte da oben auf der Mauer wiegen schwerer als sie. Wenn sich aber eines Tages ein Sturm erheben wird, was dann? Er wird sie fortblasen in alle Winde! Ich bin über lebzig, ich entschwende ohnehin bald. Einen von der Familie Raux aber wird es ihnen fortblasen. Ich danke Gott dafür. Sie, mein Herr, werden erraten haben, wann ich meinte.“

Bernhard zeigte mir sodann das Fabrikgelände. An der Gartenseite befand sich ein prächtiger und geräumiger Hühnerstall mit umgittertem Auslauf, wo viele Dutzend weiße Hühner im Sand lagen. Sodann durfte ich mich drinnen im Gebäude, zwei ziemlich moderne Maschinen betrachten. Sie waren so gut gepflegt, als wären sie noch in Tätigkeit. Wohin ich auch blickte, nirgends war hier eine Spur von Verfall zu entdecken. Und auch jetzt erhob sich das Geflüster des Großvaters, und seine Stimme klang freudig, nun er der Zukunft gedachte.

„Wir haben den Bernhard. Sie sehen es! Er ist der Beweis, daß die Familie Raux nicht untergehen soll, und daß diese Fabrik leben wird. Er hat uns schon im frühen Alter bewiesen, daß er, wie man sagt, mit beiden Beinen auf der Erde steht. Mit Stahlfederling es an, mit Tausch und kleinen Besorgungen. Dieser Kleine hielt seine Pfennige zusammen. Als Neunzehnjähriger sagte er einmal zu mir: Großvater, ich glaube, wenn ich erwachsen bin, dann muß ich „denen“ immer Geld geben. Er meinte seine Eltern und den Bruder. Und er fügte hinzu: Aber zuerst kommt die Fabrik! — Später sammelte und tauschte er Briefmarken. Das Geld für die Briefmarkensammlung bildete den Grundstock der Hühnerfarm. Die Farm wuchs und trug alsbald ein Fahrrad für Botendienste, ein Wägelchen für kleine Transporte. Die Farm begründete auch sein Bankkonto. Keiner in dieser windig gewordenen Familie besitzt ein Bankkonto, außer Bernhard. Er und ein wenig ich, wir bringen das Geld auf, um einen Monteur zu bezahlen, der kommt und die Maschinen pflegt. Bernhard schaut zu und geht ihm zur Hand, bald wird er kassieren. Ich habe mehr davon als den. Alsdann sehen wir weiter. Ist das Konto auf eine gewisse Höhe gelangt, so wird Bernhard als Lehrling in ein modernes Werk eintreten und dort lernen, was er braucht. Es werden noch ein paar schwere Jahre kommen, mein Herr, bevor der Anfang wird bescheiden sein müssen. Aber gelangen wird es; schauen Sie sich ihn an, den Bernhard!“

Ich nickte überzeugt. So würde es werden. Schwere Jahre würden kommen, aber ein Erfolg war nicht zu zweifeln. Bernhard wandte sich mir zu und rückte an seiner Schirmmütze. Er wollte wohl andeuten, daß ich jetzt alles gesehen hätte, was es hier zu zeigen gab. Er konnte nicht ahnen, daß er selber es gewesen war, der mich hier interessiert hatte, der mutige Junge, bei dessen steinernen Hüten auf der Mauer.

Er begleitete mich wortlos zum Tor zurück. Den Großvater sah ich nicht mehr. Ich war so froh erregt über mein Erlebnis, daß ich Bernhard eine blankte Mark in die Hand legte. Er griff in die Tasche und wollte mir herausgeben. Als ich abwinkte, sah er mir grübend in die Augen. Plötzlich ging ein müßiggeländiger Zug über sein Gesicht, so als ob er dachte: Auch dieser Mann wird es auf der Welt zu nichts Rechtem bringen!

DER GEDANKE

Gabriele bekommt ein Kind. Da Gabriele noch nicht verheiratet ist, betrachtet es Gabriele Mutter nicht als das größte Glück ihres Lebens. Händeringend nimmt sie Gabriele ins Gebet.

„Aber Kind, ist dir denn nicht der Gedanke gekommen, daß du eine große Sünde begehest?“

Gabriele nickte: „Ja, Mama — aber nur im Unterbewußtsein.“





**MÄNNER! wir haben einen WEITEREN
GROSSEN SCHRITT VORWÄRTS gemacht
in der Technik der Rasiercreme-Herstellung
ZU WELCHER HAUTGRUPPE GEHÖREN SIE?**

Seit langem ist es der Wissenschaft bekannt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Hauttypen gibt: den Typ der fettigen Haut mit normaler oder übernormaler Funktion der Hauttalgdrüsen und den Typ der trockenen Haut mit unternormaler Funktion dieser Drüsen. Diese beiden grundsätzlich verschiedenen Hauttypen bedingen den Gebrauch einer in ihrer Zusammensetzung grundsätzlich verschiedenen Rasiercreme.

MÄNNER DER (GRUPPE A) also Männer mit normaler oder überfettiger Haut, benötigen eine seifenhaltige Rasiercreme.

Denn der auf Haut und Haar lagernde Fettsfilm muß durch die Seifenwirkung gelöst werden, bevor der Rasierschaum das Barthaar selbst erweichen und schnittreif machen kann. Für sie ist unsere hervorragende, hautschonende Kaloderma-Rasiercreme wie geschaffen – das Beste, was unsere langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete herstellen kann. Tausende von Männern bestätigen es uns: sie löst die auf Haut und Haar lagernde Fettschicht, erweicht das Barthaar in wenigen Sekunden, richtet es auf, so daß die Klinge an der Wurzel „faßt“ und legt sich als feine Gleitschicht zwischen Messer und Haut. Sie ist mild und hautpflegend und hinterläßt auch bei der empfindlichsten Haut kein Brennen und Spannen. Das beste, schnellste und schonendste Rasiermittel, das wir für diese Hautgruppe herstellen können.

MÄNNER DER (GRUPPE B) dagegen brauchen eine Rasiercreme, die das Haar erweicht, aber zu gleicher Zeit das natürliche Hautfett schont und die Tätigkeit der Hauttalgdrüsen unterstützt.

Denn Gruppe B braucht die fettlösende Wirkung einer stark seifenhaltigen Rasiercreme nicht. Im Gegenteil, eine solche Rasiercreme macht ihre Haut immer noch spröder und trockener. Männer der Gruppe B: Ihnen bringen wir jetzt ein besseres, leichteres und schonenderes Rasieren mit unserem speziell für Ihre Hautgruppe geschaffenen Kaloderma-Eurasit. Ohne Rasierpinsel, rasch und sauber. Eine Rasiercreme,



die Ihr Barthaar in wenigen Sekunden erweicht, ohne Ihrer Haut Fett zu entziehen. Eine Rasiercreme, die die Tätigkeit der Fettdrüsen unterstützt und die Ihre Haut pflegt, wie eine Gesichtsercreme.

Je nachdem, zu welcher Hautgruppe Sie gehören, werden Sie sich entweder mit Kaloderma-Rasiercreme oder mit Kaloderma-Eurasit unvergleichlich besser, schneller und leichter rasieren. Es ist daher von größter Wichtigkeit für Sie, zu wissen, welcher Hautgruppe Sie angehören.

**FÜR FETTIGE HAUT
KALODERMA
RASIERCREME
TUBEN RM - 45 U. 1.-**

**FÜR TROCKENE HAUT
KALODERMA
EURASIT
TUBEN RM - 45 U. 1.-**



Aber nicht immer sieht man es der Haut ohne weiteres an, zu welcher Gruppe sie gehört. Erst der vergleichende Gebrauch unserer beiden spezifischen Rasiercremes wird Ihnen zeigen, welche von beiden für Sie die geeignete ist. Wir machen Ihnen deshalb ein besonderes Angebot. Schneiden Sie untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn ausgefüllt an unsere Adresse ein. Sie erhalten dann ein Probeküchlein mit je einer kleinen Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit Spezial-Rasiercreme. Tun Sie es noch heute. Jeder Tag, den Sie versäumen, wird Ihnen leid tun. Normalpackungen Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

GUTSCHEIN



Senden Sie mir gratis eine Probe-Packung, enthaltend je eine Probe-Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit, und einfüllbaren Prospekt mit Gebrauchsanweisung. 12 Pf. für Versandspesen lege ich in Briefmarken bei.

NAME: _____

ANSCHRIFT: _____

Bitte ausschneiden und einreichen an: F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Abt. 4-15. Dieser Gutschein behält Gültigkeit innerhalb Deutschlands bis zum 1. April 1939.

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

Der unverwüstliche Träumer Antonio

Von Hellmut Conrad

Ich nahm meinen Hut vom Ständer, sagte wohl und ging eilends die paar Schritte zu meinem Freund Antonio in die Bernharddiergeste hinauf. Als ich hinkam, waren die anderen schon da. Sie lagen auf Fellern und Teppichen um den Kamin und Antonio drehte langsam und mit viel Liebe das Ferkel am Spieß. Sie hatten mich nicht kommen hören, denn sie starteten mit vorwärts gebeugten Oberkörpern in die Flammen. Mein „Servus Freunde“ fing ich deshalb im Munde auf und dachte statt dessen gleich: „Acht“, und darauf dachte ich: „Antonio der Träumer erzählt sicher wieder eines seiner Träumerepisoden.“ Auf leiser Sohle schlich ich mich wußßgerig hin zu der Gruppe, rutschte ein Antilopenfell zurecht und aagerte mich.

Antonio ist ein ruhiger Träumer, der die nicht alltägliche Fähigkeit besitzt, vermittels kleiner Amateurübungen Handlung und Charakter seiner Schlaftrübsnisse nicht unwesentlich zu beeinflussen. „Legt er z. B. vom Einschlafen seinen Arm auf die Brust, dann weitet er tausend gegen eins, daß er von Nord und Totschlag oder ähnlichem träumt. Schläft er auf der linken Seite ein, kommt immer etwas mehr Lyrisches dabei heraus, irgend so Zeug, wo Ellen in zarten Gewändern Volkstänze aufzuführen. Auf der rechten Seite aber wird es in der Regel etwas ganz Alltägliches: Daß er mit der Portokasse durchgegangen ist oder seinen Onkel aus Australien beerbt hat, allgemeine Sachen oben. Schläft Antonio auf dem Bauch, was ich oft an ihm beobachtet habe, dann handeln seine vagen Geschehnisse ungewisserlich von der Liebe und von nichts anderem.

Heute, das wurde mir sofort klar, mußte es aber etwas ganz Außergewöhnliches sein. Sicher hatte er eine neue Schlafstellung ausprobiert. Die Stille im Raum, die durch das Knacken des Feuers oder durch das Zischen eines Fettöpfchens hin und wieder unterbrochen wurde, bestätigte dies.

Antonio war schon mit dem Kopf geschüttelt drin: „... am dritten Tag legte sich der Wind, bald war nichts mehr übrig von ihm. Die Segel hingen schlief in den Rehen, unser Kahn stand im Wasser wie eine Boje. Käpten lachte und die Mannschaft raketete sich faul in der Sonne. Einige lehnten sich über die Reeling und spuckten in den Ozean und verfolgten mit sturen Blicken, wie die Spucke in dem ölgelatten Teich Kreise zog und die Fische danach schnappten. Die Flaute dauerte 10 Tage. Dann endlich kam eine Brise auf. Wir machten wieder Fahrt und die Stimmung an Bord besserte sich.“

Eines Vormittags saß ich mit Chiang-Fu neben der Komödie und schälte Kartoffeln mit meinem neuen Patentkartoffelschäler. Bei der 28. Kartoffel meinte Chiang-Fu plötzlich: „Wicht, warum hast du von meinem Rum geseht, dann Atem stinkt nach Rum, Elender.“

Da irrst, schwarzhaiger Satan, du irrst, nicht mein Atem ist es, dein Atem stinkt, und zwar nach Zwiebeln und Fäulnis, komm mir nicht zu nahe, du Teufel. Doch wie kommst du auf Rum? Das waren wohl meine Worte.

Chiang-Fu steckte seine Nase in die Luft, der Rumgeruch schien stören zu werden, auch ich merkte es jetzt, ja, ganz deutlich roch es nach Rum. In diesem Moment sahen wir auch, wie der Himmel sich verfinsterte, schwarze Wolken türmten sich und aus war es mit dem schönen Wetter. Das konnte ein Sturm werden. Der Faselgestank wurde immer intensiver. „Wie in der Nacht Schicksal, mein Herr, Holiday, dem die Sache auch nicht recht gehauer vorkam und spuckte braun und reichlich über die Reeling. Käpten brüllte uns Befehle zu, wir reiften die Segel und liefen unsere Griffe. Der schlimmer Kack konnte grad noch seine Kartoffeln in Sicherheit bringen, als es losging, und was war das für ein Sturm. Ich schauete mich nur schon so manchen Orkan getraut, aber dieser hier stellte alles in den Schatten. Unser Waschtrog torkelte auf den Wellen wie betrunken und recht bald sollten auch wir taumeln, doch ich will der Reihe nach erzählen, Geduld, Freunde, Geduld... Laß das Feuer nicht ausgehen, Stefan, ich

habe einen Bärenhunger nach dem Schwein.“ „Jahre fort, Antonio, Jahre fort.“ „Nun denn: Ich erwähnte den Rumdult. Nach dem ersten Tropfen merkte es elner und es sprach sich bald herum: es regnete Rum. Guten 40°-Jahreskalender, versteht sich, nicht etwa Verschnitt, o nein. Wir ließen uns in dem täuschen, besonders Holiday nicht, ach ihr hättet dabei sein sollen, ich sehe ihn immer noch vor mir. Als es dann richtig anfing wie aus Eimern zu gießen, vergaßen wir den Sturm ganz. Wir legten uns auf den Rücken, die ganze Mannschaft. Ha ha, lachen muß ich, wenn ich daran denke, wir sperrten die Müler auf und schlürften und tranken, eine Orgie war es.“

Ich war schon schön voll, als mir ein undeutlicher Gedanke versuchte zuzulüften, mich aufzurufen und das Steuerrad festzubinden: Ich torkelte auf wankendem Boden und mit weichen Knien nach vorn, fiel aber über ein dickes Tau und blieb endgültig liegen. Ein starker Strahl Rum, der sich von einem Kajutendach aus direkt in meinen Mund ergoß, gab mir den Rest. Ich lachte und schlurfte, bis ich überließ. Wohl merkte ich verschwommen, wie der Kitchelhahn betrunken, gackernd und flugschlagend über mein Gesicht hinwegstieg, aber das waren nur undeutliche Eindrücke. Bald schlief ich ein und hatte einen Traum.

Ich träumte vor einem Tauwetter am Nordpol. Gestern noch grimmige Kälte und heute schöner Sonnenschein, die Eisberge schmolzen nur so. Nackte, braungebrannte Eskimokinder gingen zum Baden und mein Expeditionsleiter entledigte sich gerade seiner stillensten Fellbekleidung und schlüpfte in ein frischgewaschenes hellblaues Polohemd. Ich selbst schaute wie ein Polarhund und machte mich daran, mit meinem Löffel von der Auflösung begriffenen Vanilleeischollen zu kosten. Das verschaffte mir einige Kühlung. So erfrischte, erspürte ich ein Platzchen, wo der Schnee schon ganz weggetauet war und streckte mich an einer Stütze nieder, die hierzu nicht ungeeignet war. Das junge Gras sproß, weil eben nur junges Gras sprießen kann. Richtig hoch war es schon, ich lag schön weich im Nordpolgras, die Arme unter Kopf verschränkt. Da kamen auch die ersten Blumen hervor, Artiksglöchen mit allen Formaten, liebe, zarte Blüten. Ich freute mich ihrer Reinheit und Frische und zupfte eine solche Glocke aus der duftenden Humuserde. Mit dem Stiel im Munde dachte ich über Verschiedenes nach, woran ich mich nicht mehr genau einnähre. Ja, und dann schlief ich ein.

S p r ü c h e

Von Ratastöckr

Es liegt fast allemal
ein Kern im Ideal.
Mitunter ist's auch hohl;
dann nennt man es Ideal.

*

Beim Dreifchen gibt es Korn und Spelzen.
Und immer geht es, wie man's treibt.
Kommt einer anfangs auf Steigen,
drückt ihn und siehe, was dann belei.

*

Du meinst wohl gar, du frommer Mann,
daß man auch Gott beschwammeln kann
durch Huldigung und Schneidefein?
O freunds, dies dürfte irrig sein.
Der schlaue Sünder bekannert.
Der weiße Richter reklamiert.

Nun, ihr wißt doch, Brüder, Schlaf und Traum ist eines bei mir, darum zogerte ich nicht lange, sondern träumte sogar — na was wohl? Von der Regenwurm.

Schwere Wolkenbrüche mußten in der letzten Zeit niedergegangen sein, jedenfalls herrschte in dem Land, in dem ich weilte, ein regelrechtes Überangebot an Regenwürmern. Von man hintrat, überall diese runden, fetten Würmer. Mit unbegrenzten Schuhen konnte man längst nicht mehr das Weichbild der Stadt verlassen. Ich trug zuerst meine Bergesteigerstiefel. Damit fand ich leidlichen Halt, wenn ich nicht gerade in einen Haufen Regenwürmer hineintrat. Die Regenwürmer bildeten einen Haufen. Als ich aber einmal böse ausrutschte und längelang in eine vielköpfige Regenwurmfamilie fiel, wurde ich klug. Von da ab trug ich auf allen meinen Wegen nur noch Spikes. Doch das mußte ich auch, denn die Plage wurde immer schlimmer, in die Stadt drangen sie jetzt vor, die häßlichen Regentiere. Die Erde hatte sie vernichtet und wogelustete es sie nach neuer Nahrung, am Asphalt wollten sie jetzt ihre scharfen Zähne versuchen. Mochte ihnen dieser auch noch so bekommen, mit der Verkehrsregeln standen sie nachgerade auf Kriegsfuß. Gar viele starben den Verkehrstod. Gegen diesen war kein Kraut gewachsen für sie auf den Straßen, millionenweise kamen sie unter die Räder.

Aber auch in die Häuser drangen sie vor. Meine Wohnung hatte ich dreimal vergeblich ausgeräumt, immer kamen sie wieder. Da gab ich es auf und gewöhnte mich an sie. Ich ließ sie fortan an meinen Meistertischen teilhaben und sie waren keine Kostenvercher. Nur etwas undiszipliniert konnten sie sein bei Tisch, es dauerte lange, bis ich sie soweit hatte, daß sie wenigstens die Tischordnung einhielten, das Schmatzen beim Essen hatte ich ihnen längst verziehen, sie krochen ganz zu mir und saßen aneinander und waren oft unangenehm, wie so nur Regenwürmer sein können. Ich hatte meine liebe Last mit ihnen. Doch leid bringt auch Freude, für zwei von ihnen hatte ich eine kleine Schwäche, es fiel mir schwer, sie nicht vor den anderen zu bevorzugen. Trotzdem ta ich es, wir sind ja alle nur Menschen. Wenn sie nun in mein Bett kamen, müde wie sie waren, fand ich meine Liebliche gleich heraus, sie hatten ja ihre bestimmten Ruheplätze. Der eine kroch mir hinter links Ohr, während der andere in meiner Achselhöhle schlief. Sie waren meine Güstlinge. Schön sehen sie aus, wenn sie schlafen, die beiden; zusammengekrallt, mit einem friedlichen Zug auf ihren Gesichtchen, sie hingen sehr an mir. Als der unter der Achselhöhle eines Tages plötzlich verstarb, gab ich ihn den übrigen Regenwürmern und mir eine volle Schweigeminute, es war ein trüber Tag für uns.

Hier schlug Antonio eine Sekunde und drückte den Daumen und Zeigefinger zwischen die Augenwinkel, es ging ihm nahe.

„Zum Teufel mit den Gefühlen“, knirschte er und gab sich einen Ruck: „Einmal mußte wohl der hinterm Ohr einen unruhigen Schlaf gehabt haben, vielleicht sogar einen bösen Traum, war kann das wissen, jedenfalls veränderte er durch sein Gebelbel, daß ich einschlafen und wieder träumen konnte. Mehr noch, nicht nur nicht einschlafen konnte ich, ich erwachte sogar aus Versetzen nach und nach aus meinen süßlichen Träumen. Nun, da waren die Träume. Es war für mich anfangs nicht einfach, mich zurechtzufinden, nur mit Konzentration gelang es mir. Ich mußte ordnen und sortieren, dieser Traum gehörte hierher, dieser dorthin. Daher erhob ich mich von meinem zerwühlten Lager, anhaufte meinem Nachschlaf mein Traudialium und trat wieder in es, es stank, aber es gemüßte mir soeben Geträumtes sofort ein, da hab ich's.“

„Bravo, Antonio, bravo, das war dein Meisterstück“, riefen wir alle wie aus einem Munde. Aber dann reichte ich Antonio mein langes Messer, damit er Stücke vom Ferkel hinter sich schneiden konnte, wir hatten ja schon einen Hunger.

Das Bücherparadies

zur Woche des Buches

[Wilhelm Schulz]



Streich' nicht draussen hin am Tag,
tritt in meinen Garten:

hier ist ewig Feiertag,
und die Früchte warten.

Der Mode angepaßt!

(Erich Schilling)



„Um's Himmels willen, wie siehst du aus?“ — „Wieso, gehst du als Oma, geh' ich als Opa!“

VERLAG UND DRUCK: KNOER & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltzky, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Beistellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverlage und Poststellen entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pig.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10 (einschließlich Porto nach Ausland). — Unverlangte Entsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag München: Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort: München.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Größtente Anna und ihr Mann sind zu Besuch gekommen und haben die Absicht, sich ein paar Tage bei Peters und Lotfis Eltern aufzuhalten. Peter und Lotfi müssen also noch angrößer sein als sonst, denn Tante Anna kann „undisziplinierter“ Kinder auf den Tod nicht leiden. Am ersten Abend werden Peter und Lotfi zum Gutenachtgesingen hergeführt, „Vergelt nicht“, hat Mutti ihnen schnell noch draußen zugewipert, „der Tante und dem Onkel angenehme Ruhe zu wünschen!“ Doch unter Tante Annas hochgezogenen Augenbrauen friert selbst der beste Vorsatz ein... die Kinder stammeln nur verschüchtert: „Gute Nacht“, „Nun, und?“ Was sagt man noch?? exzimirte die Tante unzufrieden die gute Mutter will souffieren, Größtente Anna aber hebt die Hand: „Nein, nein, das müssen wohlzogernde Kinder selber wissen, was sie zu sagen haben... also bitte?!“ Nach einem Blick in Onkel Hermanns freundlichblaue Zinkerkerker fällt es dem kleinen Peter wieder ein: kaum hörbar, aber immerhin noch zu vernahmen, haucht er sein eingeleitetes „Angenehme Ruhe!“ Die Tante ist des eigenen Lobes voll, und alles lacht befreit!

Befeuert von dem Strahlen ihrer Gunst lügt Peter, dem erststudierten Wunsch die oft gehörte mütterliche Mahnung bei: „... und nicht mehr zu einander in den Bett gekrabbelt!“

Zwei Ballettschülerinnen warten auf den Zug. Inge zeigt ihrer Freundin die neuesten Schritte eines Tanzes. Sie hüpf von einem Fuß auf den



(10 Nucke)

anderen, biegt ihren geschmeidigen jungen Körper nach vorn, nach hinten, nach links, nach rechts. Da nähert sich ihr eine alte Dame, legt ihre Hand bedeutsam auf Ingos Arm und flüstert: „Kommen Sie man mit, Fräuleinchen, ich zeige ihnen, wo's ist!“

*

„Nun, Herr Lehmann, wie ich höre, hat sich Ihre älteste Tochter verheiratet. Halten Sie denn das für richtig?“ „Warum denn nicht?“ „Weil man doch eigentlich die jüngsten Kinder zuerst zu Bett bringt.“

Herr Frosch, Kolonialwaren, wird jährlich zweimal von Herrn Lehmann, Reisenden der Lebensmittel-fabrik ein gros Lange & Co. besucht, um von ihm Aufträge entgegenzunehmen. Eines Tages jedoch kommt der Inhaber Lange selbst

„Nanu“, sagt Frosch, „der Herr Frosch hochselbst? Wo ist denn Ihr Herr Lehmann? Haben Sie den etwa entlassen?“

„I, keine Idee“, sagt Lange, „denken Sie mal an, seine Frau hat vorgestern Drillinge bekommen.“ „Das ist recht“, sagt Frosch, „das gönn ich ihm von Herzen, mir hat der Kerl auch immer mehr ge-schickt, als ich bestelli habe.“

Eine amerikanische Filmgesellschaft drehte Schillers „Räuber“. Der Darsteller des Karl Moor, ein bekannter Filmschauspieler, bekam am sechsten Aufnahmetag einen Brief des Aufnahmeführers: „Wir bitten Sie, die Rolle des Karl Moor nieder zulegen, da wir uns entschlossen haben, diese Figur durch eine Tänzerin darstellen zu lassen. Wir hoffen auf diese Weise, den Film ein wenig abwechslungsreicher und lustiger gestalten zu können.“

Der dreizehnjährige Kurt ging mit dem Vater spazieren. Der Vater stoppte: „Siehste“, sagt Kurt, „was müde doch immer die kleinen Mäuschen nach der Beene kraken!“

Wie heilt man Hämorrhoiden

und ihre Folgen? Bei Hämorrhoiden... Dr. Nachmann-Humidor in Berlin W 8, Block 224

Die Weltgesundheitsorganisation...
LINDBERG
Dr. Nachmann-Humidor

Umsonst...
Neue Spannkraft
PAUL OTTO Berlin N 52, Charlottenstr. 31

Rat...
Haar & Haut
D. 275, Prospekt gegen Rückspott

Neue Kraft und Lebensfreude
Sonnen...
F. J. Schelenz, W. 25, Berlin

Kraft...
Tabletten für Männer
Wissenschaften, Hormone...

Gratis...
Häutchen beugt vor!

Gratis...
Häutchen beugt vor!

Deine Wahl...
Sonnen...
F. J. Schelenz, W. 25, Berlin

Billige aber gute Uhren...
L. 1.20, L. 1.50, L. 2.00...

Gratis...
Häutchen beugt vor!

Gratis...
Häutchen beugt vor!

Deine Wahl...
Sonnen...
F. J. Schelenz, W. 25, Berlin

FUB...
Häutchen beugt vor!

Warzen...
Häutchen beugt vor!

Bücher...
Häutchen beugt vor!

Schwächen...
Häutchen beugt vor!

Fritz Heinecke...
Braunschweig

Gummi...
Häutchen beugt vor!

Rechen und Streichen...
Häutchen beugt vor!

Möbel...
Häutchen beugt vor!



„Wenn ich wüßte, daß mir mein Freund untreu ist, wäre ich's ihm auch.“
„Im Zweifelsfall nimmt man am besten das Schlimmere an!“

SIMPLICISSIMUS

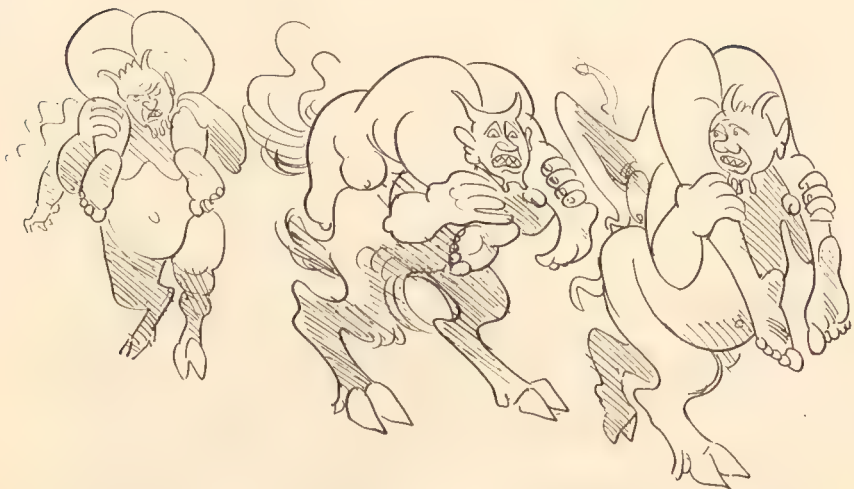
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Frühe Eifersucht

(K. Heigenstedt)



„Und, nicht wahr, Rudi, wenn du einmal eine andere lieb hast,
mußt du sie ‚Schnucki‘ heißen — das finde ich unausstehlich!“



DIE HÖSCHEN

Von J. Buck

Hyppolite, ein unverehrliches Fräulein, dem die Sorgen der Jugend schon seit langem keine Kopfschmerzen mehr verursachen, besitzt neben ihrem Haus einen Garten, der an der Hauptstraße der Stadt gelegen ist.

Der Garten wird schon seit Jahren in der Hauptsache zum Wäschetrocknen und -bleichen benützt. So auch diesmal wieder. Außer den Tisch-, Lein- und Taschentüchern, den Strümpfen, den Hemden und der sonstigen Leibwäsche, die etwas mehr vom Zaun weg in der Mitte des Gartens aufgehängt war, befand sich aber — und zwar in ganz auffälliger Weise — in dem genannten Eck, nahe dem Gartenzaun, ein Höschen, ein wunderhübsches seidenes, rosarotes Höschen. Das fiel natürlich auf, mußte ja auffallen. Und es wurden Witze darüber gerissen. Das war nun noch nicht schlimm; denn die ganze Sache wäre am nächsten Tag vergessen gewesen, wenn — ja wenn das nette Höschen mit der übrigen Wäsche verschwunden gewesen wäre. Aber nein, es hing noch an der gleichen Stelle oder richtiger gesagt: es hing jetzt ein ebenso reizendes hellgrünes Höschen an seinem Platz. Am übernächsten Tag wedelte ein blaues dort und am folgenden ein beigefarbenes. Jeweils ganz allein (denn die übrige Wäsche war längst eingeholt) hing das Höschen im Eck des Gartens und leuchtete lustig hellgrün, blau und beige auf die Hauptstraße hinaus.

Nun bemächtigte sich aber nicht nur der Witz des Städtchens dieser mehr als merkwürdigen Sache, sondern auch das moralische Empfinden. Was das in einer kleinen Stadt heißt, braucht nicht eigens betont zu werden. Es fielen Bemerkungen über Unmoral, Unsittlichkeit und Schamlosigkeit und zwar fielen die Bemerkungen so laut und zahlreich, daß sie allmählich auch dem Fräulein Hyppolite, das, zusammen mit einer auch nicht mehr jungen Haushälterin, sehr zurückgezogen lebte, selbst zu Ohren kam.

Einen Tag später erschienen in der Zeitung folgende Erklärung: „Um allen üblen Nachreden von vornherein zu begegnen, stelle ich fest, daß

das Wäschestück (seidene Hose) am Rande meines Gartengrundstücks weder meinem noch meiner Haushälterin Wäschebestand angehört. Ich fordere die Eigentümerin desselben hiermit auf, es spätestens innerhalb drei Tagen abzuholen, da ich sonst selbst gezwungen wäre, es zu entfernen. Hyppolite Meyer.“

Die Stadt verfolgte daraufhin mit verstärkter Aufmerksamkeit den weiteren Verlauf. Am nächsten Tag hing an Stelle des beigefarbenen ein lilas Höschen, am darauffolgenden ein dunkelgrünes und am dritten wieder das entzückende rosarote vom erstenmal. Die Zeitung dieses Tages — es war der Tag, an dem die von Fräulein Hyppolite angekündigte Frist zur freiwilligen Entfernung ablief — brachte in großem Format folgende Mitteilung: „Ich erlaube mir der verehrlichen Einwohner der Stadt mitzuteilen, daß ich mit dem heutigen Tag in der ...straße ein Spezialgeschäft für Damenwäsche eröffnet habe. Ich werde bemüht sein, meinen verehrten Kunden stets nur mit so guter Qualitätsware zu dienen, wie sie seit einer Woche am Rande meines Gartens zu sehen war. Hyppolite Meyer.“

Zuspruch

Von Dr. Owiglaß

Jeder ist so, wie er ist,
und benimmt sich dergemäße.
Was er denkt und tut, entprieht
seinem innersten Gewebe.

Und da hilft kein Tadelwort
und kein Kampf bis auf das Messer.
Alles Müß wirkt fort und fort.
Bist du anders, mach' es besser!

Was dir selber widerspricht,
deiner Art und deinem Streben,
widerlegen kannst du's nicht...
So versuch's zu widerleben!

DER LIPPENSTIFT

Von Ernst Hoferichter

Auf der Plattform der Trambahnlinie 3 schaukelte ich nach Schwabing hinunter.

Die Ludwigstraße sonnt sich in den Strahlen des Herbstes, ein Herr zündet sich eine Zigarre an und der Schaffner benützt eine dienstfreie Sekunde, um sich zu schneuzen... Sonst geschieht bis jetzt nichts, was die Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte —

Da steigt an der Haltestelle „Universität“ eine Dame ein, deren Antlitz zu zwei Drittel von geschminkten Lippen ausgefüllt ist. Und geschminkte Lippen haben es in sich, daß sich vor ihnen sogleich zwei feindliche Lager bilden. Einige feine Herren wittern daran die halbe oder große Welt, denken an Monte Carlo und fühlen sich zu einem verbindlichen Lächeln verpflichtet —. Ein paar Frauen älteren Jahrgangs aber sehen nur einen Mund, der zuviel Vierfuhrtsmarmelade gegessen und das Abwischen versäumt hat. In Gedanken schminken sie diese herausfordernden Lippen ab und stoßen auf angeschwollene Wulste, die nicht mehr wert sind — als überstrichen zu werden... Der Schaffner spielt bis zur Endstation den großen Unparteiischen. Ihm genügt, daß der Fahrchein ordnungsgemäß mit dem Rotstift angezeichnet ist. Wie die Lippen des Fahrgastes sind, das überschreitet seinen dienstlichen Bereich.

Der Wagen hat sich entleert. Als letzter steigt ich aus. Und da ich bereits auf dem Trittbrett stehe, läßt er seine neutrale Haltung: „Sie, Herr...! Wenn du jungen Madeln wüßten, was sie sich ums Müü' rumschmier'n, dann...“

„Ja, wieso... ich weiß es nicht...“ antworte ich. „Wissen S'“, aus was das Farb' gemacht wird...? I woß: — aus brasilianische Wäzen... Nix wie zerdrückte Wäzen san dös... und so was schmieren sich die feinen Damen —“

Eine Weile noch dachte ich über die Ansicht dieses Münchner Trambahnschaffners nach. Und wenn er mir in der Fiktion von Schönheitsmitteln nicht maßgebend erschien, so war sein Ton doch herzlich und erfrischend — wie ein Windstoß aus den ungeschminkten Bergen...

Wer Mädel bringt, wird manchem etwas bringen

(Karl Arnold)

ragte sich der illustrierte Hauptschriftleiter, ging in sein Foto-Archiv und stellte eine Seite zusammen.



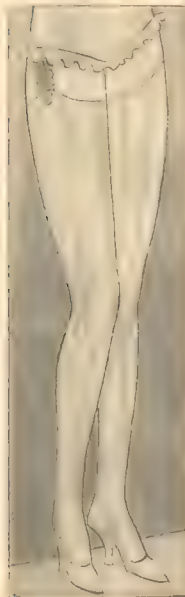
Hanna Wonne, ein neuer Stern am Filmhimmel. Wir werden bald das Glück haben, Wonne als „Die zehntelnsalbe Dame im Nordseeprob“ kennenzulernen.



Die Seele der Textilindustrie nennt USA. seine schöne Bildhauerin Miß Dorothy Becker. Wir sehen Miß Dorothy eben dabei, die letzte Hand an eine ihrer genial-chicken Schaufensterpuppen anlegen.



Fanni Gschwendner in ihrer neuesten Tanzkreation „Die träumende Lotosblume“. Berechtigtes Aufsehen erregt die stilvolle Beherrschung der Körperformen wie auch die feinsinnlichen Bewegungen.



MiB Mebel Hauber, die Besitzerin der berühmten Original-Camille-Konsumplexe (Wert 100 Dollar) gehört zu den wenigen Typisten in USA., die dem Welttraum der Marsbewohner unerschrocken entgegenstehen.



Der schwere Orkan an der Ostküste Englands legte neben anderem auch ganze Ortschaften nebst allem, was sonst als niet- und nagelfest gilt, hinweg.



Bei den Irokokoten hat man schon immer die bekömmliche Ronkost gekannt. Unser Bild zeigt Kuchenmadchen einen Häuptlings bei Zubereitung der Lieblingspeise zerstößene Kokosnüsse in Bananensauce mit Zusatz einiger Pfefferkörner.

Der Befund

(E. Thöny)



„Was höre ich, der Patient auf Zimmer 17 ist wieder viel schlechter dran?“ — „Ja — er hat die ganze Nacht phantasiert. Gestern abend nach Ihrer Visite sagte er noch — „Na, is der olle Dussel nu weg?“ — und das war sein letztes vernünftiges Wort.“



DIE FREUNDE

VON BASTIAN MÜLLER

Der Sommer war vorüber und der Tag grau, und wind wehte über das Schilfdach. Ich hörte ihn deutlich auf den zahlosen Löchern der Schilfhalmenden pfeifen, denn ich lag schon lange wach und hatte das seltsame Gefühl, als müsse der eben über den Geesthügel kommende Morgen etwas Besonderes bringen. Doch nichts geschah. Nur der Wind wurde böiger, heulte manchmal auf, verlief sich dann wieder im tiefen Rauschen der Kiefern.

Die Tage wechselten sehr. Manchmal schien die Sonne, die Luft stand klar und sanft über dem Moore; manchmal fiel Regen, und nichts konnte so grau und trübselig sein, wie der Regen über der Niederung. Heute war es noch nicht entschieden, was für ein Tag werden wollte, denn noch blies der Wind von der See, und ich hatte noch nicht durch das Fenster über den Sandhügel nach Westen geschaut. Ich hatte auch noch keine Lust aufzustehen, verließ wieder in den müden, herbstlichen Halbschlaf und vergaß das seltsame Gefühl der Erwartung, mit dem ich aufgewacht war. Da hupte plötzlich ein Auto in mein Dahindämmern; gleich darauf ließ jemand an meiner Tür, als brenne es. Verstört, und doch mit dem Aufstehen, das dann eintritt, wenn etwas Erwartetes eintrifft, sprang ich auf, hing mir den Bademantel um und ging hinunter, um zu öffnen.

Draußen stand ein Bekannter, Pitt, und streckte mir die Hand entgegen. Ich starrte ihn an, wie man ein Wunder anstarrt, nein, wie ein beklemmendes Traumbild, das einem noch nach dem Aufwachen vor Augen ist.

Er sagte: „Guten Morgen. Wie geht es?“ Dann folgte er mir in meine kleine Junggesellenwohnung, in der ich den Sommer vom Lande verbracht hatte, und während ich mich abmühte, den verirrten Petroleumkocher in Gang zu setzen, plauderte Pitt hinter meinem Rücken, als sei er gestern zum letztenmal hier und nichts zwischen uns gewesen.

Ich zog mich an und kochte Kaffee. Da ich nichts Besonderes im Hause hatte, öfnete ich zum Frühstück Brot mit Schmalz und Zwiebeln und tranken zwischen dem Kaffee Schwarzwälder Kirschwasser, von dem ich gerade etwas geschickt bekommen hatte.

„Ich wollte mal wieder hinaus“, sagte Pitt. „Ich habe Angelzeug mitgebracht und dachte mir, daß wir an die Hamme gehen.“

„Was machen die Hechte?“ fragte er. „War lange nicht unten“, antwortete ich und trank noch einen Schnaps. Ich war ein ganzes Jahr nicht zum Angeln gewesen, seit dem Tage nicht mehr, da ich Pitt gegenüberstand und nahe daran war, ihm in die Kehle zu springen und etwas

Unbesonnenes, Irrsinniges zu tun. Daran mußte ich denken, und jetzt sah ich wieder, daß er einen Kopf größer als ich war und ich sehr schlecht weggekommen wäre. Aber ich merkte doch, wie der Groll mir noch in der Kehle saß und konnte nichts weiter tun, als das harte, schwarze Brot essen und vor mich hinschauen. Pitt wollte los. „Ich habe nur einen Tag Zeit“, sagte er. „Morgen muß ich nach Kopenhagen und nächste Woche zur Tabakeuktion nach Amsterdam. Laß uns gehen.“

Wir fuhren in seinem Wagen hinunter zu Hermanns Hütte. Die Paddler, die den Sommer über auf einer kleinen Halbinsel dort hausten, hatten das Feld gesäumt und die Hamme war wieder still und dunkel und nur ein kleiner Moorfluß. Das Wetter hatte sich noch immer nicht entschieden, manchmal brach die Sonne durch eine blaue Insel, dann wieder segelten die schwarzen Seewolken eilig und mit dunklen Unterleibern ins Land. Wir tranken bei Hermann auf noch einen Schnaps, und ich merkte, wie Pitt unter letztes Gegenüberstehen auch wieder vor Augen hatte, ja, ich glaubte, daß er dasselbe Gesicht habe

wie damals, die Nasenflügel um ein Winziges gebläht, die Augen ein wenig glänzend und mit den Zähnen auf der Zunge kauend. Doch das letzte tat er fast immer.

Hermann, der Wirt, ließ uns ein Boot, und wir stakten flussabwärts bis zum Nadelkissen, bahnnten uns einen Weg durch das Schilf und kamen in die Beeke. Jetzt wurde das Sticken mühsam, denn der Wind kam von vorne und trieb das Boot stets seitlich. Wir waren beide keine Meister im Stöken und kamen nur mühsam vorwärts. Pitt hatte vorgeschlagen, abwechselnd sollte einer von uns staken und der andere mit dem Blinker fischen. Er versuchte es zuerst, aber ich konnte das Boot nicht auf Kurs halten und wir trieben immer ins Schilf oder zur anderen Seite ins Ufer. Der Wind war zu stark. Da gaben wir den Plan auf und wollten am Ufer entlang die Kühlen im Schilf ausfischen.

Im Boot hatten wir nur die notwendigsten Worte gewechselt und es war mir noch immer unklar, warum er eigentlich ins Dorf gekommen war. Fast ein Jahr lang war er in Bremen geblieben, und ich hatte ihn während des Winters ein, zweimal auf den Straßen gesehen, ohne daß wir uns begrüßten. Er hatte es ebenso wenig wie ich überwinden, und es wäre vielleicht das Beste gewesen, die Sache so enden zu lassen: mit der Zeit hätten wir es vergessen. Nun standen wir uns am Ufer gegenüber, hatten die Pfeifen gestopft, jeder mit seinem eigenen Tabak, und Pitt reichte mir Feuer. Dann nahm er seine Rute und ging fort, um hundert Meter stromaufwärts zu fischen. Ich stand allein, der Wind blies durch meinen kurzen Mantel und die Sache war deutlich vor mir.

Es war so gewesen: Pitt hatte mich eines Tages mit aus der Stadt in das Dorf genommen und mir die Frau gezeigt, die er liebte. Sie hatte kastanienbraunes Haar, war schön gewachsen und hatte treue, ergebene, wasserfarbene Augen. Sie bewohnte ein kleines Landhaus. Sie war Witwe und erst siebenundzwanzig Jahre alt; und Pitt war hoffnungslos an sie verloren, und es sah so aus, als sei es auch bei ihr große Liebe.

Er hatte mich mitgenommen, einfach aus Stolz auf seine schöne Freundin, und er lud mich ein, doch für ein paar Wochen draußen zu bleiben. An den Tagen, wo er nicht auf Reisen war oder aus seinen Tabakfirma Hefen konnte, wollte er auch herauskommen, und wir wollten dann tegsüber zusammen angeln oder Brennholz schlagen oder sonst etwas tun. Er war rein vernarrt in die Idee, sah sich schon als Besitzer des Landhauses und Herr der kleinen Dinge, und hatte, mit Recht, ein großes Vertrauen zu mir.

SPÄTHERBST

Von Fritz Knüller

Ein Nebel liegt in dicht geflochtenen Strängen, und sternern trübt es von verborgenen Hängen. Ein Wind sticht auf, zerbläst das graue Haar, die Welt wird ihres leidigen Mantels bar.

Den Wind vom weitem Schweigen heißt der Sonnenmund; der Wind jetzt duckt sich wie ein frommer Hund. Der Sonnenmund, der morgenrote, verkündet laut, daß er bald küssen wird die herbstlerarte Braut.

Der Wald, dem eben noch der Wind das bunte Laub aus seinen Kronen riß, der hält verhoffend still, und dröhnend wühlt die Sonne näher wie zum Raub, und goldgepanzert, feueratmend sie umfassen will.

Was sich da duckt, dem Frost schon halb erlegen, sieht, wie im Scheitel festgefahren, sie sich stolz beschaunt im See! Wallüstig lehnt das Holz die ratbehaarte Brust dem Flammenleib entgegen.

Wie eine Goldtrompete hört man die Welt nun tönen; sie möchte jene altersgraue Stimme vernähnen, die da ruft: Gleich über Nacht wirst du erkalten und deine totenweiße Hand in die des Winters fallen!

Vor dem Rennen

(A. Lieh)



„Wollen wir diesmal den fremden Rekord brechen?“ — „Nee, diesmal nur den eigenen: sich selbst bezwingen ist der schönste Sieg!“

Ich zog also hinaus, denn ich hatte die Stadt ein wenig über, und wohnte den ganzen Herbst in dem Landhaus, und die Frau und ich freuten uns beide auf die Tage, an denen Pitt kam. Es war eine schöne Zeit. Und dann mußte Pitt auf seine Winterreise nach Skandinavien wegen des Tabakvertriebes und blieb drei Wochen fort.

Es geschah nicht gerade ein Unglück in dieser Zeit, aber es änderte sich doch einiges. Die Frau war keine Witwe, sie war nur geschieden; sie sagte: „Mein Mann ist eben für mich tot, und ich weiß nicht — ich glaube, ich kann niemand lieben.“

Es hätte mir eine Warnung sein müssen. Ich hätte meine Sachen packen sollen und mit dem Bus, der in die Stadt fuhr, ausrücken. Aber die wasserfarbigen Augen der Frau waren stärker, und ich tat es nicht.

Als Pitt wiederkam — beladen mit den tollsten Sachen — und wir ein schönes Fest feiern sollten, da war die Luft in dem Zimmer, wo wir saßen, wie Eis. Er war unglücklich, hatte sich so gefreut, und nun empfing ihn dieses Schweigen. Er ahnte nichts, und ich ging hinauf auf mein Zimmer. Eine Stunde später hörte ich, wie draußen der Motor ansprang, ging hinunter... Die Frau stieg neben Pitt ein, und sie wollten fortfahren.

„Wo willst du hin?“ fragte ich die Frau. Sie schwieg.

„Wir fahren in die Stadt“, sagte Pitt, „Ihr geht es nicht gut, und ich will irgendwas mit ihr hin, damit sie etwas anderes sieht und hört...“ „Ich habe dich doch nicht gefragt!“ unterbrach ich ihn und wandte mich wieder an die Frau; ich konnte nicht anders, es kam so über mich und ich scherte mich den Teufel um den Freund.

„Du könntest mir ruhig antworten“, sagte ich zur Frau. „Im Ton meiner Stimme muß die Erregung — ja, auch wohl die Eifersucht im Ton meiner Stimme haben, denn Pitt stieg wieder aus dem Wagen und stellte sich mir in seiner ganzen Größe gegenüber. In diesem Augenblick wollte ich ihm an die Kehle springen, wollte ihn unter mir haben...“

Es war natürlich Unsinn, aber das sah ich damals nicht. Er stand mir gegenüber, sah in diesem Augenblick, wie die Sache stand und konnte sich nicht rühren. Er bebte leise, er trug einen schwarzen steifen Hut und einen dunklen Mantel. Das Licht der Autoscheinwerfer beleuchtete das Fallen der herbstlichen Blätter und machte die Dunkelheit des Abends unheimlich.

Die Frau stieg aus dem Auto und stand unschlüssig neben uns, wußte nicht, wem sie beistehen sollte. Pitt sah sie an und auch ich sah sie an. Sie entschied sich für niemand, sondern stand weiter unschlüssig da. Pitt sagte ein hartes Wort zu mir, in dem er seine Verachtung klar aus-

sprach, wandte sich dann plötzlich ab, stieg in sein Auto und raste fort allein.

Ich war, leider, froh. Bis die Frau mir Vorwürfe machte.

Wir Männer hatten die Sache fürs erste entschieden, und es hätte sich alles in Ordnung bringen lassen. Pitt war ein feiner Kerl. Die Frau aber sie machte mir Vorwürfe...

Ich zog am anderen Tage aus, in eine kleine Wohnung auf der anderen Seite des Geesthügels und saß da für mich allein, bis spät in den Winter. Mit den ersten warmen Tagen dieses Jahres bin ich wieder hinausgezogen, denn Pitt war oft in der Stadt, und ich hatte keine Lust, ihm zu begegnen. Die Frau war nicht mehr im Dorfe. Das Landhaus stand leer.

Die Schnur der Angel zog sich langsam durch alle Windungen der Böschung hinter meinen Schritten her. Ich hatte also, wie gesagt, die Geschichte wieder vor mir. Doch nun wollte ich nicht mehr daran denken, und gab mir Mühe, auf mein Angelgerät zu achten, dem Funkeln des Blinkers zu folgen, der sich im breuen Moorwasser unter dem Zug der Schnur lautlos um den Wirbel drehte.

Das Wasser war schon voll abgestorbener Algen, die sich an den Blinker haken, dann mußte ich ihn jedesmal herausnehmen und säubern. So wanderte ich langsam die Bäume abwärts bis zum Nadelkissen, wo der Sumpf begann und ich umkehren mußte. Ich wollte mir eine neue Pflanze anzusehen, hatte aber meine Streichholzer am Morgen in der Eile des Aufbruchs vergessen, zurte dann die Schnur mit der Rolle auf und wollte zu Pitt, der zweihundert Meter weiter aufwärts stand... Da hatte ich plötzlich eine Scheu, dieselbe, die uns ein Jahr lang auseinandergebracht hatte. Ich warf die Angel wieder aus und rauchte meine Pflanze kalt ab und zu klatschte ein Regenschauer nieder und unsere Mäntel wurden jedesmal naß. Ich sah, wie Pitt einen Biß hatte und mit dem Teleskopgolf — dem langen Haken, der während des Angelns am Leibriemen hängt — den Fisch an Land hievte. Er bückte sich und arbeitete eine ganze Weile daran herum. Der Haken mußte sich ordentlich tief eingearbeitet haben und danach war zu schließen, daß es ein Hecht war. Als Pitt sich wieder erhob, hoffte ich, er würde kommen. Ich hätte sehr gerne meine Pflanze angezündet.

Aber er warf den Blinker wieder aus. Die Sonne schien gerade, ich sah das Metallstückchen blitzen und dann wanderte er weiter, Fuß für Fuß stromaufwärts und ich fischte hinter ihm her. Gegen Mittag kam er zu mir und fragte, was die Sache mache. „Ich habe nichts.“

Er hatte zwei Hechte. Einer war ganz anständig. Wir gingen zum Boot, der halb auf die Ufer gezogen lag, und Pitt packte seinen Rucksack aus; er hatte Brot und ein Stück harte Wurst. „Der Wind steht zu hart auf dem Wasser“, sagte er, „viel wird es heute nicht.“

Aber in den wenigen Worten, die wir wechselten, blieb das eine unberührt. Ich hatte keinen Mut, davon anzufangen, und Pitt brach gleich wieder auf und wollte noch ein Stück weiter hinauf.

Gleich nach Mittag hatte ich einen Biß. Die Schnur surte über die Rolle — ich war wieder in das Nachgrübeln über die Sache versunken und erschrak von dem feinen Geräusch des ablaufenden Garns, riß heftig an der Rolle, dann ich glaubte, die Schnur sei schon abgelaufen, und vergiße damit den Biß. Es war zu früh und meine heftige Bewegung Unsinn.

Gegen drei Uhr zog im Westen eine dunkle Wolkenwand auf. Pitt kam langsam zurück, warf hier und da noch aus, besonders bei den Wenden blühen, wo das Wasser tief war, und er hatte noch einen Biß, aber ich sah an seinen Bewegungen, daß es ein kleiner Fisch war.

„Es war ein Borsch“, sagte er, „aber ich habe ihn mitgenommen.“ Wir gingen zurück zum Boot. Er meinte mit meinem Glück sei es nicht weit her. „Nein, das sei es noch nie gewesen“, antwortete ich ihm. Er sah mich an, als seien meine Worte etwas Besondere. Dann sagte er: „Damals war es umgekehrt.“

Jetzt waren wir beim Boot und bei der Sache selber. Was sollte ich ihm antworten? Aus lauter Verlegenheit warf ich den Blinker dicht neben den schwarzen Kahn aus und spielte so macht, durchkreuzte den tiefdunklen Schatten, den das Boot auf das Wasser war. Und die spürte ich mit einmal ein Zucken, ein Zittern der Schnur. Ganz langsam ließ die Rolle ab. Ich bekam kaum Luft vor Aufregung, tastete mit der Rolle vom Boot ab; die Schnur lief langsam und stieg fort.

Es war ein Biß. Pitt stand mit vor Erregung bebenden Gliedern neben mir, sagte kleiner Ton. Ich ließ die Schnur ganz ausfließen, spann etwas auf, ließ fließen und trieb dieses Spiel wohl eine Viertelstunde. Es mußte ein entzündiger Ker sein, denn noch immer zog der Fisch die Leine aus. Doch dichter und dichter holte ich ihn bei, und dann machte ich das Teleskop los und lauschte, und sah den Hecht grau durch das Wasser schimmen. Er wälzte sich, und ich ließ ihn sich müde zappeln, denn der Haken saß. Als ich ihn dicht bei der Böschung hatte, hakte ich mit dem Gaff unter seine Kieme und warf ihn raus. Das Übrige machte Pitt. Ich bat ihn um Feuer.

Er sagte: „Wie war das mit dem Glück?“ „Denn, das war nur Unglück, für uns beide“, sagte ich. „Das meine ich nicht“, sagte er, „wir sind doch hier zum Angeln. Da andere geht uns nichts an. Wir staken jetzt zu Hermann und lassen uns das Mittagessen kochen“, sagte er, „... drei Hechte und ein Borsch.“

Und dann fragte er: „Wann kommst du eigentlich aus deiner Verbannung in die Stadt zurück?“ „Bald“, sagte ich. „Fahr doch heute Abend mit“, meinte er. „Mal überlegen.“ — Du, den Borsch geben wir Hermanns Katze. Wo meinst du?

„Ist gut“, sagte Pitt.

RIG / Von Hans Karl Breslauer

Als Frau Thea gegen sieben Uhr nach Hause kam, sah Herr Pongratz der Gattin zärtlich entgegen.

„Guten Abend, mein Häslein, ich habe dich schon sehnsüchtig erwartet...“

„Fabian“, sagte Frau Thea die Augenbrauen hochziehend, „es ist noch nicht sieben...“

„Ich weiß, Kleines, ich weiß... Es sollte ja auch kein Vorwurf sein... Aber heute, Schatz, stehe ich als großer Sünder vor dir!“

„Ach...“, lächelte Frau Thea, „und weshalb?“

„Tja, Kind, das eben ist es... Da — ich habe dir ein paar Blumen mitgebracht...“

Frau Thea steckte die bunte Nischen zuerst in die Blumen, dann die Blumen in eine Vase und sagte so nebenhin:

„Ich war Bridge spielen...“

„Wenn es dir nur Vergnügen macht!“ entgegnete Herr Pongratz sanftmütig. „Thea, ich hoffe, daß du mich verzeihen wirst... da...“, er zog ein Ei aus der Tasche und reichte es seiner Frau.

„vielleicht gefüllt es dir...“

„Dieses reizende Armband...“ Sie sah den Gatten, der sich verlegen die Nase rief, forschend an. „Ich habe heute wieder Namenstag noch Geburtstag...“

„Thea“, seufzte Herr Pongratz, dem Blick seiner Frau verlegen ausweichend, „Thea — ich bin ein schlechter Mensch... Ich habe gewußt, an dir...“

„Du?“

„Jawohl... Ich hatte dich und Fritz verdächtigt...“

„Fritz?“ rief Frau Thea, „Fritz und mich?“

„So närrisch war ich... Was ein Mensch in seiner Verblendung imstande ist, nicht wahr?“

Frau Thea wurde rot wie eine Kleinstocher.

„Schäm dich, Fabian!“ sagte sie empört.

„Ich beraute geschrien...“ Dank dir nur, irgendein schäbiger Denunziant schrieb mir einen anonymen Brief, machte mich auf gewisse Anmerkungen aufmerksam, mein Mißtrauen erweckte, ich wollte Fritz zu dir in dem Brief angegebenen Stunde in seiner Wohnung aufsuchen, um auch in flagranti zu überraschen...“

„Und...“

„Und?“ Herr Pongratz lachte, daß es ihn nur so schüttelte. „Und du wirst auch lachen, Thea...“

Denk dir nur, als ich die Straße überquerte, einen Blick auf die Wohnungsfenster unseres Freundes Fritz machte — was glaubst du — wer zum Fenster heraus sah?

„Keine Ahnung!“ — „Ric!“ — „Ric?“

„Jawohl, Ric! Der Scotch-Terrier deiner Freundin Melanie!“

„Nicht möglich!“ staunte Frau Thea. „Was macht Ric bei Fritz?“

„Aber, Thea!“ Herr Pongratz schlug die Hände zusammen, „blst du ein Unschildung?“

„Was Ric bei Fritz macht!... Kostlich... Wenn Ric dort war, wird wohl Melanie auch nicht weit gewesen sein!“ „Unmöglich!“

„Was sonst?... Glaubst du vielleicht, daß Ric mutterselbstallein Andachtsbesuche macht?“

„Verstehst du jetzt den Zusammenhang? Also, Kind, du verzeihst mir?“ Und Frau Thea verzog ein schmerzhaftes Gesicht.

Am nächsten Morgen klingelte Frau Thea ihre Freundin Melanie an. „Wie geht's, Mela?“

„Nicht besonders, Thea...“

„Darfst du schon ausgehen?“

„Nein, Schatz, der Arzt hat es mir strengstens untersagt... Es wird wohl noch einige Tage dauern!“

„Ach nein... Das ist aber bedauerlich, Du, Mela, ich werde Ric heute nachmittag wieder ein wenig spezieren dürfen, das arme Hündchen muß doch an die frische Luft. Nach Tisch komm ich zu dir!“

Böse Stunde

Von Charlotte Litz

Ein schwacher Dunst liegt aus den Finsternissen. Sahlgelb und blass, taubengelblich bräut das Dorf. Der Friedhof hier, hier ja zerfallen, zerfallen.

Die Strunnen tauchen tödlich leer und träge. Der Irgend jetzt bei einer Liege läge, Ihm würde jäh im Mund das Wort und böse.

Zus leeren Augen starrten Kar und Schindl, Sie warteten bis aus jähem Wettergrund. Der grüne Blick das harte Schweben löste.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Gemutlicher Spätherbstabend unter der Hängelampe. Draußen weht ein kalter Nordwind, sie strickt eine mollige Jacke für kalte Wintertage, er liest aus der Zeitung vor; aus einem Reisebericht über Leppland, der grade in die Stimmung hineinpaßt. Im Reiseauto geht es da durch den unendlichen Wald. Plötzlich zeigt sich zwischen den Stämmen ein Renier, das vor dem Geknatter allig rüchelt.

„Porc...“ so heißt es dann weiter — „meint der Chauffeur auf finnisch, Renier! Wie zum Abschluß blitzt das weiße Hinterteil des Dämonenleins auf einer Lichtung zum letztenmal auf. Vorbei!“

„Ja“, sagt sie nachdenklich, „das glaube ich wohl, daß es die mit der Fahrt nun vorbei war. Aber komisch von dem Chauffeur, da mitten im Walde auf einmal fortzulaufen! Und ob die Finnländer oder die Lappländer an der Stelle alle weiß sind?“

Frau Kleinschmidt ist Großmutter geworden. Das Ereignis muß natürlich im nächsten Kaffeekränzchen besprochen werden.

Die Damen stürmen auf Frau Kleinschmidt ein: „Wie war's?“ — „Alles glatt gegangen?“ — „Wie lange hat es gedauert?“ — „Muße der Doktor geholt werden?“ — „Hat ihre Tochter sehr geschrien?“ — „Aben meine Damen“, wehrt Frau Kleinschmidt den Ansturm ab, „das kann ich Ihnen doch nicht jetzt und hier erzählen!“

„Na, warum denn, Kleinschmidt?“

Frau Kleinschmidt, mit einem Blick rücksichtsvoller Schonung auf die einzige Unverheiratete am Tisch, die siebzigjährige Lehrerin L. R. Sauerwurz: „Aber, meine Damen, unsere liebe Sauerwurz ich doch noch machen!“

Gegen Zahnstein-Ansatz
Chlorodont
die Qualität-Zahnpasta

Gratiskatalog
64 Seiten 192 Abb., ein in Wort und Bild
Kostenlos in der Original-
Fertigung 10 Minuten
LINDBERG
Gründungs- und Vertriebs-
Haus, Döbeln, Kaufmannstr. 10

Gratis
Ich habe A. rummel-Industrie
1 P.F.E.R. & Co.
Terlitz W. 30 3

Der Mönche Heidegeheimnis
enthaltend: „Rein“-Licht-Patent
So ist es keine geheime Kunst mehr, einen febligsten...
„Rein“-Licht-Patent (RM. 50), „Licht“-Licht-Patent (RM. 20), „Licht“-Licht-Patent (RM. 10), das ist alles!
2 Malbitter-Flaschenkosten nur RM. 2.89
Verlangen Sie bitte die ausführliche Druckschiff von der bekannten Firma
Clemens Groß G.m.b.H., Abt. H., Berlin W 35

Rat-Haar-und-Haut
Gummil-Lösung
Gummil-Lösung
Gummil-Lösung
Gummil-Lösung

Umsonst
Gratifikations-
Karte
Karte
Karte

Gratis Figur
Gratifikations-
Karte
Karte
Karte

Neue Spannkraft
Für Männer
Für Männer
Für Männer

Bücher, die Sie gut unterhalten:

Jagd in Flanderns Himmel
Von Karl Bodenschein. Die unterirdischen Kämpfe des ersten Weltkriegs von der Front aus.
Hermann Göring, 55. Tausend. Mit 95 Bildern. In Leinwand gebunden. RM. 4.80

Verdun-Souville
Von Hermann Thimmermann. Ein Tatsachenbericht nach Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayer Infanterie-Leibregiment. Mit 120 Bildern. RM. 1.90

Einer unter Hunderttausend
Von Hans Kinkel. Die Geschichte und Kampf der deutschen Nachkriegsarmee um den Rhein. Mit 120 Bildern. RM. 1.90

Auf Kundfahrt im Himalaja
Schnitz und Nanga Parbat — Teil und Schicksal deutscher Bergsteiger. Mit 60 Bildern. Leinwand RM. 7.50

Land des Lichtes
Von Albert Herrlich. Deutsche Kundfahrt zum heiligen Rätter Westasien, zu unbekannten Völkern im Hindu-Kusch. Mit 88 Bildern. Leinwand RM. 5.50

Land vorwärts
Von Alfons Paquet. Das zweite Jagdgebiet von der Seefahrt. Mit 160 Bildern. Leinwand RM. 5.70

Blätter vom Lebensbaum
Von Helene Raff. Eine deutsche Frau beschreibt ihren Lebensweg. Malerin und Dichterin. Leinwand RM. 5.50

Das große Los
Von Eugen Roth. Von allem merkwürdigen Schicksalen und Sittensmaximen erzählt Ihnen der Dichter des Buchs „Ein Mensch“ Mit 120 Bildern. Leinwand RM. 7.50

Gratifikations-Karte
Gratifikations-Karte
Gratifikations-Karte

Gratifikations-Karte
Gratifikations-Karte
Gratifikations-Karte

DIE WÖLFIN / von SAKI

Leonard Bilister war einer von jenen Menschen, denen es mißlungen ist, diese Welt erfreulich oder interessant zu finden und die stets suchen in einer „unsichtbaren Welt“ ihres Erlebens oder ihrer Phantasie – oder ihrer Erfindung. Kinder tun dieselbe mit Erfolg; aber Kinder begnügen sich damit, sich selbst zu überzeugen und würdigen ihr geheimes Wissen nicht herab, indem sie es andere davon zu überzeugen versuchen. Leonard Bilister geheimes Wissen war für „die wenigen bestimmt, das heißt für jeden, der ihm zuhören wollte“.

Sein Herculiphasen Unsichtbare hätte ihm vielleicht nicht über die üblichen Plathelien eines Salon-Propheien hinausgeführt, wenn nicht zur Zufall seine Vorant an Kenntnissen einer Geheimlehre vermehrt hätte. In Gesellschaft eines Freundes, der an einem nordindischen Bergbau-Konzern interessiert war, hatte er, während er zwei Tage auf einer Zwischenstation auf einen Zuganschluß wartete, die Bekanntschaft eines Geschicht- und Metallwarenhändlers gemacht, der die Langeweile des langen Aufenthalts nutzbringend dadurch vertrieb, daß er seine englischen Reisegefährten in ein bruchstückweises Volkslegendengut einwühlte, das er von tibetanischen Händlern und Eingeborenen aufgesessen hatte. Leonard kehrte in seinen heimatischen Kreis geschäftlich hinsichtlich seiner indischen Reiseerlebnisse zurück, aber grausam zurückhaltend betraf gewisser dunkler Rätsel, auf die er unter dem tönenden Titel tibetanischer Magie anspielte. Binnen ein oder zwei Wochen ging er unter dem Einfluß eines vollkommenen Mangels an allgemeiner Neugierde aus seiner Zurückhaltung heraus und begann genauere Anspielungen auf die rätselhaften Gaben zu machen, die diese neue exotische Macht – um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen – den wenigen Eingeweihten, die sie zu handhaben verstanden, verlieh. Seine Tante Cecilia Hoops, welche Aufregung vielleicht ein wenig mehr liebte als die Wahrheit, machte eine Reise zurück, aber grausam zurückhaltend betraf gewisser dunkler Rätsel, auf die er unter dem tönenden Titel tibetanischer Magie anspielte. Binnen ein oder zwei Wochen ging er unter dem Einfluß eines vollkommenen Mangels an allgemeiner Neugierde aus seiner Zurückhaltung heraus und begann genauere Anspielungen auf die rätselhaften Gaben zu machen, die diese neue exotische Macht – um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen – den wenigen Eingeweihten, die sie zu handhaben verstanden, verlieh. Seine Tante Cecilia Hoops, welche Aufregung vielleicht ein wenig mehr liebte als die Wahrheit, machte eine Reise zurück, aber grausam zurückhaltend betraf gewisser dunkler Rätsel, auf die er unter dem tönenden Titel tibetanischer Magie anspielte.

Wie immer geteilt die Meinung hinsichtlich Leonards Eigenschaft als Wunderwerker oder Scharlatan sein mochte, jedenfalls ging ihm, als er zu Mary Hamptons Wochenendeinladung kam, der ihm hervorspringende Tüchtigkeit in einem oder dem anderen dieser Berufe voraus, und er war nicht geneigt, einer Berühmtheit, die ihm in den Schoß fallen mochte, aus dem Weg zu gehen.

„Ich wünschte, Sie würden mich in einen Wolf verwandeln, Herr Bilister“, sagte seine Gastgeberin beim Essen am Tag nach seiner Ankunft zu ihm.

„Meine liebe Mary“, sagte ihr Gatte, Oberst Hampton, „ich wußte nicht, daß du solche Ambitionen hast.“

„Eine Wölfin, natürlich“, fuhr Frau Hampton fort; es wäre zu verwirrend, in einem Augenblick sowohl sein Geschlecht wie seine Art zu wechseln.“ „Ich glaube nicht, daß man mit diesen Dingen scherzen sollte“, sagte Leonard.

„Ich scherze nicht, ich meine es ganz im Ernst, das versichere ich Ihnen. Nur tun Sie es nicht heute. Wir haben nur acht verfügbare Bridge-Spieler und eine unserer Partien ginge nicht zusammen. Morgen werden wir mehr Leute sein. Morgen abend nach dem Essen...“

„Bei ihrem derzeitigen unvollständigen Wissen über diese verborgenen Kräfte sollten Sie eher in Demut als mit Spott an sie herantreten“, bemerkte Leonard mit solchem Ernst, daß der Gesprächsstoff damit fallen gelassen wurde.

Clovis Sangral war während des Gesprächs über die Möglichkeiten tibetanischer Magie ungewöhnlich schweigsam gedessenen. Nach dem Essen lotste er Lord Pabham in die verhältnismäßig Abgeschiedenheit der für ihn bestimmten Kabinette, die dort mit einer Frage Luft „Haben Sie so etwas wie eine Wölfin in Ihrer Hausmanerie? Eine einigermaßen gutgeartete Wölfin!“

Lord Pabham überlegte. „Da ist Luise“, sagte er dann, „ein recht gutes Exemplar das Wildwolls. Ich bekam sie vor zwei Jahren im Austausch gegen aktivierte Fuchse. Die meisten meiner Tiere werden recht zahm, wenn sie erst eine Zeitlang bei mir sind. Ich glaube sagen zu können, daß Luise ein engelhaftes Temperament hat, soweit man das bei Wölfinnen überhaupt kann. Warum fragen Sie?“

„Ich dachte nur, ob Sie sie mir wohl für morgen abend leihen würden“, sagte Clovis mit der nachlässigen Vorsorge eines Mannes, der sich einen Kragenkopf oder einen Tennisschläger ausleiht. „„Morgen abend?“ – „Ja, Wölfe sind Nachtiere, also wird ihr die späte Stunde nichts schaden“, sagte Clovis mit der Miene jemandes, der alles in Betracht gezogen hat. „Einer ihrer Leute könnte das Tier nach Einbruch der Dunkelheit von Pabham-Park herführen und mit ein wenig Beihilfe sollte er imstande sein, die Wölfin im selben Augenblick in den Wintergarten hereinzuschmuggeln, in dem Mary Hampton einen unauffälligen Abgang bewerkstelligt.“ Lord Pabham startete Clovis einen Augenblick in Verblüffung an, dann überzog sich sein Gesicht mit einem krähenfüßigen Netzwerk des Gelächters. „Oh, also darauf wollen Sie hinaus? Sie wollen ein bißchen auf eigene Rechnung tibetanische Magie treiben und Luise Hampton gewillt, Mißverworene zu sein?“

„Mary hat versprochen, mir beizustehen, sofern Sie sich für Luises Temperament verbürgen.“ „Ich stehe für Luise ein“, sagte Lord Pabham. Am nächsten Tag hatte die Zahl der geladenen Gäste größere Ausmaße angenommen und Bilisters Trieb zur Selbstreklame blühte unter dem Anreiz einer vermehrten Zuhörerschaft entsprechend auf. Seine Tante sorgte dafür, daß seine Verkündigungen achtungsvoll angehört wurden, aber ihre aufregungslüsterne Seele verlangte nach etwas Dramatischerem als lediglich erzählten Kundgebungen.

„Willst du nicht etwas vorführen, um die Anwesenden von deinen Gaben zu überzeugen, Leonard?“ bettete seine Tante. „Verwandle mich in eine andere Daseinsform.“ „O ja, tun Sie das!“ sagte Mavis Pellington begeistert, und ihre Bitte wurde fast von jedem Anwesenden wiederholt. Selbst die nicht Überzeugten waren restlos bereit, sich von einer Scheuungstellung amateurhafter Beschöpfung unterhalten zu lassen.

Leonard fühlte, daß etwas Greifbares von ihm erwartet wurde. „Hat einer der Anwesenden“, fragte er, „ein Schenck-Stück oder sonst einen kleinen Gegenstand von nicht ausgesprochenem Wert zur Hand?“

„Sie wollen doch hoffentlich nicht Münzen verschwenden lassen oder sonst etwas dergleichen Primitive!“ sagte Clovis geringschätzig. „Ich finde es sehr unliebenswürdig von Ihnen,

Degetarischer Lebenslauf

Don Jan Scherhoff

Dem Rottich und der gelben Rübe
verliebt ich seine Heftigkeit.
Ja, wenn es auf den Kiefern frachte,
wie das die Best' zum Sturm entfachte!

Er sprach: „Wie großlich und gemein
– unhygienisch obendrein –
dem Raubtier gleich, die Kalorien
vom Blut und Fleisch zu beziehen!
Nur was dem Ertrocknen faßt entpöpselt,
Ist meine Kost.“

So hat er züchtungsgeschwängert
sein Leben jahrelang verdingert.
Doch ab, am Ende seines Lebens
war leidet alle Kunst vergebens.
Ein letztes Mittel wandt er an:
er biß ins Gras – und starb daran.

meinen Vorschlag nicht auszuführen und mich in einen Wolf zu verwandeln“, sagte Mary Hampton, wie sie in den Wintergarten hinüberging, um ihren Kakadus ihren üblichen Tribut vom Nachtsitz zu geben.

„Ich habe Sie bereits vor der Gefahr gewarnt, diese Mächte als einen Witz zu behandeln“, sagte Lord Pabham.

„Ich glaube nicht, daß Sie das können“, lachte Mary herausfordernd vom Wintergarten her. „Ich ermächtige Sie dazu, wenn Sie es können. Ich fordere Sie auf, mich in einen Wolf zu verwandeln.“ Während sie das sagte, verschwand sie hinter einer Azeleengruppe aus dem Blickfeld. „Frau Hampton“ begann Leonard mit erhöhter Feiertlichkeit – aber er kam nicht weiter. Ein kühler Luftzug schien durch das Zimmer zu huschen und gleichzeitig stimmten die Kakadus ein ohrenzerreißendes Getöse ein.

„Was zum Teufel ist mit diesen verfluchten Vögeln los, Mary?“ rief Oberst Hampton aus. Im gleichen Augenblick ließ ein noch schillerender Schrei von Mavis Pellington die ganze Gesellschaft von ihren Sitzen aufspringen. In verschiedenen Stellungen hilflosen Entsetzens oder instinktiver Abwehr starteten sie auf die böse dröhnende Gruppe zu, die das sie aus einer Farn- und Azeleengruppe hervor anstürzte.

Frau Hoops war die erste, die sich von dem allgemeinen Chaos der Angst und Bestürzung erhob. „Leonard!“ rief sie gellend ihrem Neffen zu, „verwandle es sofort in Frau Hampton zurück!“ Er kam sich jeden Augenblick auf uns stürzen. Verwandle es sofort zurück!“

„Ich... ich weiß nicht wie...“, stotterte Leonard, der erschrockenen und entsetzten dreinschaute als alle anderen.

„Was!“ donnerte Oberst Hampton, „Sie haben sich die ungeheuerliche Freiheit herausgenommen, meine Frau in einen Wolf zu verwandeln und jetzt stehen Sie ruhig da und sagen, Sie können sie nicht wieder zurückverwandeln!“ „Ich versichere Ihnen, ich habe Frau Hampton nicht in einen Wolf verwandelt, nichts lag mir fern!“ wehrte sich Leonard.

„Wo ist sie dann und wie kam dieses Tier in den Wintergarten?“ fragte Oberst Hampton. „Natürlich müssen wir ihre Erklärung annehmen, wonach Sie Frau Hampton nicht in einen Wolf verwandelt haben“, äußerte Clovis höflich, „aber Sie werden zugeben, daß der Augenschein gegen Sie spricht.“

„Müssen Sie diese Erklärungen über uns ergehen lassen, während dieses Wils dasteht, bereit, uns in Stücke zu reißen?“ jammerte Mavis Pellington ungehalten.

„Lord Pabham, Sie verstehen doch mit wilden Tieren umzugehen?“ regte Oberst Hampton an. „Die wilden Tiere, mit denen ich zu tun hatte“, sagte Lord Pabham, „kamen mit ordnungsgemäßen Begleitungsbescheinigungen von bekannten Händlern, oder wurden in meinem eigenen Tierpark gezeugt. Ich bin nie zuvor einem Tier gegenübergestanden, das mich nichts dir nichts aus einem Azeleengraben hervorkommt, ohne über den Verstoß gegen liebenswürdigen Gastgeber in Rechenschaft zu geben. Sowas ist nach äußeren Merkmalen schließen kann“, fuhr er fort, „hat es die Gestalt eines ausgewachsenen weiblichen Exemplars des amerikanischen Wildwolls, einer Spielart der Gattung canis lupus.“

„Oh, gleichviel wie sein lateinischer Name lautet“, kreischte Mavis, als das Tier ein oder zwei Schritte näher ins Zimmer kam. „Können Sie es nicht mit etwas Futter weglocken und einsperren, damit es kein Unheil anrichten kann?“

„Wenn es wirklich Frau Hampton ist, die gerade ein sehr gutes Abendessen versipst hat, glaube ich nicht, daß es durch Futter sehr verlockt wird“, warf Clovis ein.

„Leonard“, fuhr Frau Hoops weinerlich, „auch wenn das keine derer Taten ist, ist es karstig, daß du deine großen Gaben nützen, um dieses schreckliche Tier in etwas Harmloses zu verwandeln, ehe es uns alle beißt: in einen Hasen oder so etwas!“

„Ich glaube nicht, daß Oberst Hampton seine Frau gerne der Reihe nach in Phantasiebilder verwandelt hat, sondern, als ob es ein Ratespiel mit ihm machen“, bemerkte Clovis.

„Ich verbiete es entschieden“, donnerte der Oberst.

„Die meisten Wölfe, mit denen ich bis jetzt zu

Allgäuer Städtchen

(Wilhelm Schütz)



Schmeichelhafte Kritik

(R. Kiletsch)



„Nun, Leni, was sagen Sie eigentlich zu meinem Wuchs?“

„Ich sage: bis so'n Mann det alles jesehen hätte, wäre er für Untreue schon zu alt!“

tun hatte, waren ungewöhnlich auf Zucker versessen“, sagte Lord Pabham. „Wenn Sie wünschen, werde ich die Wirkung auf diesen hier versuchen.“

Er nahm ein Stück Zucker aus der Zuckerdose und warf es der erwartungsvollen Luise zu, die es aus der Luft schnappte. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich der Gesellschaft: Ein Wolf, der Zucker fraß, wenn er zum mindesten Kakadus in Stücke hätte reißen können, hatte bereits ein wenig von seinem Schrecken eingebüßt. Der Seufzer wurde zu einem erleichterten Aufatmen, als Lord Pabham das Tier mit der Aussicht auf mehr Zucker aus dem Zimmer lockte. Sofort setzte ein Vordringen in den Wintergarten ein. Keine Spur von Frau Hampton außer dem Teller mit dem Futter für die Kakadus war zu entdecken...

„Die Türe ist von innen versperrt!“ rief Clovis aus, der geschickt den Schlüssel umgedreht und abgezogen hatte, während er so tat, als versuche er aufzumachen. Alle wandten sich Blister zu. „Wenn Sie meine Frau nicht in einen Wolf verwandelt haben“, sagte Oberst Hampton, „vol-

ten Sie denn so lebenswürdig sein zu erklären, wohin sie verschwunden ist, da sie offensichtlich nicht durch eine verschlossene Türe gegangen sein kann!“ Ich will keine Erklärung von ihnen verlangen, wie ein amerikanischer Waldwolf plötzlich im Wintergarten auftauchte, aber ich glaube einiges Recht zu der Frage zu haben, was aus Frau Hampton geworden ist.“

Blisters wiederholtes Dementi begegnete einem allgemeinen Gemurmel ungeduldigen Unglaubens. Aber der plötzliche Eintritt Mary Hamptons lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit in eine andere Richtung. „Jemand hat mich hypnotisiert“, rief sie ängstlich aus. „Ich kam erst in der Speisekammer wieder zu mir, wie mich Lord Pabham mit Zucker fütterte. Ich hasse es, hypnotisiert zu werden und der Arzt hat mir verboten, Zucker anzurühren.“

Der Tatbestand wurde ihr erklärt, soweit man von Erklärung sprechen kann. „Also haben Sie mich wirklich in einen Wolf verwandelt, Herr Blister?“ rief sie aufgeregt.

Aber Leonard verbrannte das Schiff, auf dem er

nun auf dem Meer des Ruhmes hätte einschiffen können. Er konnte nur schwach den Kopf schütteln.

„Ich war es, der sich diese Freiheit genommen hat“, sagte Clovis. „Sehen Sie, zufällig habe ich ein paar Jahre in Tibet gelebt und verfüge über mehr als nur die Kennntnis eines Touristen hinsichtlich der magischen Fähigkeiten der Tibeter. Man spricht nicht gerne über diese seltsamen Kräfte, aber wenn man eine Menge Unsinn darüber reden hört, fühlt man sich auf einmal versucht zu zeigen, was tibetische Magie in den Händen jemandes, der sie wirklich beherrscht, bewirken kann. Ich gab dieser Versuchung nach. Kann ich ein wenig Whisky bekommen? Die Anstrengung hat mich recht ausgepumpt.“

Wenn Leonard Blister in diesem Augenblick hätte Clovis in eine Kellersessel verwandeln und ihn dann zartreten können, hätte er mit Vergnügen diese magische und tragische Handlung vollführt.

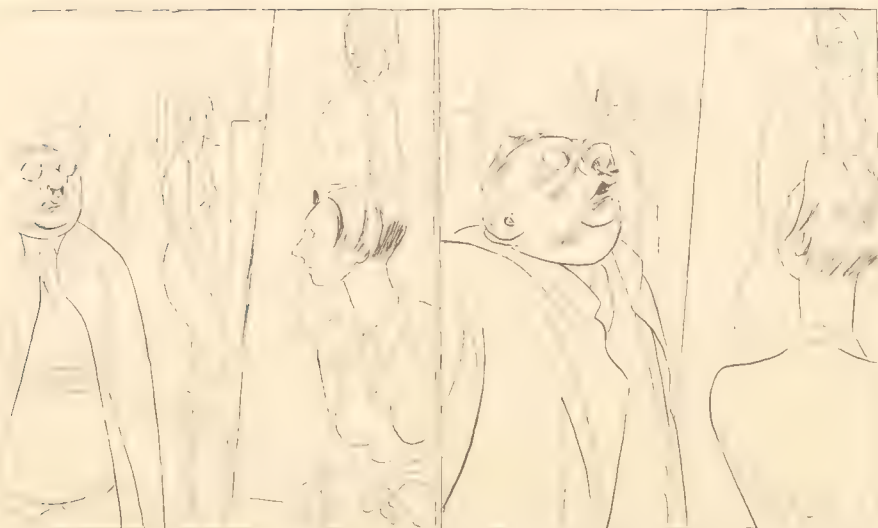
(Berechtigte Übertragung von H. B. Wagensell)

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Follitz, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schaefer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 4 Pfg.; Abonnements im Vierteljahr RM 1.50. Anzeigenpreise nach Preiskarte Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III, V. 38: 1935. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt! Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 52, Fernruf 1294. Postcheckkonto München 5750. Erfüllungsort: München.

Korrektur

WITTE HANSEN



„Hm, hm . . .“

„Aha, ah, ha . . .“



„Hatschiii . . .“

„Tja — — — !“

Einäscherung Kantons

(Erich Schilling)



Der chinesische Drache: „Ganz recht geschieht's den Japanern, wenn ich mich selbst verbrenne!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Berichterstattung in Not

J. Thony



„Was könnte ich nur neues von diesen verdammten Germans hinüber kabeln?“

„Weiß auch nicht — ihre ‚Absichten auf Hawaii‘ habe ich bereits für mein Blatt reserviert.“

Der große Augenblick

(R. v. Hoerschelman)



„Rühr dich nicht, Anni, jetzt werde ich mit gewaltigen Pinselheben die Komposition ins Heroische stelgern“

ALLES FÜR DIE GESUNDHEIT

Von Hans Karl Breslauer

„Sonderbar“, sagte Herr Fleuron, „dieser tägliche Spaziergang, den mir Doktor Bernier verordnete, ist wirklich nicht ohne ... Ich fühle mich bedeutend frischer, kann abends sofort einschlafen ...“

„Allerdings ...“ seufzte Frau Marianne, „Jawohl, Kind, so ist es ... Ich fühle eine Spannkraft in mir, eine Spannkraft ...“

„Überanstrengung dich nur nicht, Adelbert ...“

„Keine Angst, Schatz ... In meinem Alter muß man etwas für seine Gesundheit tun ... Ein Mensch, der keinen Beruf hat und mit einer gewissen Bequemlichkeit zutage Leben geht, muß besonders vorsichtig sein ... Ein kluger Mensch, dieser Doktor Bernier, ich wollte, du wärest mit bei ihm gewesen, man feßt sofort Vertrauen zu ihm!“

„Vertrauen ist wichtig!“ unterbrach Frau Marianne den Redefluß des Gatten. „Und wohin geht heute die Wanderung?“

„Ins Bois ... Vielleicht nach Vincennes ... Ich will gute vier Stunden gehen ... Ah — vier Stunden frische Luft — sich Gesundheit holen — wie herrlich ...“

„Du wirst dich noch einmal überülden, Adelbert!“

„Wo denkst du hin, Kind ... Ganz im Gegenteil ... Das Fett muß herunter ... Das ist auch die Ansicht Doktor Berniers ... Fett ist Gift ...“

„Nimmst du keinen Überrock, Adelbert?“

„Ja, den nehme ich ... Man kann nie wissen, die Abende werden schon kühl ... Also, Marianne, los wohl ...“

Einige Minuten nach halb acht, es dämmerte bereits, steckte Herr Fleuron vorsichtig den Kopf aus einem Heustock, blickte die Straße hinauf und hinunter, drückte das Tor ins Schloß und bog mit der Miene eines harmlosen Spaziergängers, den Stock unternehmungsküstig schwingend, um die nächste Straßenecke.

„Schon zurück?“ begrüßte Frau Marianne den Gatten und war ihm behilflich, Hut und Überrock abzulegen. „Wie war es?“

„Ich bin weiter gekommen, als ich mir vorgenommen hatte ...“ — in der Tat —

„Es war ein prachtvoller Nachmittag!“ schwärmte Herr Fleuron. „Überhaupt diese sonnigen Spätherbsttage — wie wundervoll die sind ...“

„Bist du nicht müde?“ — „Nicht die Spur!“

„Nach viereinhalb Stunden —“

„Das macht das Training, Schatz ... Jetzt fühle ich erst, was ich leisten kann ... Na, Marianne, was machst du so lange im Vorzimmer?“

„Da bin ich schon!“ sagte Frau Marianne eintretend. „Du, Adelbert, wenn man nahezu fünf Stunden geht, macht man doch mindestens fünfundzwanzigtausend Schritte, nicht wahr?“

„Sehr leicht möglich, Schatz ... Fünfundzwanzigtausend Schritte ... Unglaublich — ganz unglaublich —“

„Und von uns bis zur Wohnung meiner Freundin Claire sind es keine fünfhundert!“

„Auf was für Ideen du kommst!“ lachte Herr Fleuron. „Ich weiß wirklich nicht, was du damit sagen willst!“

„Was ich damit sagen will?“ versetzte Frau Marianne spitz. „Daß ich alles weiß ... Jawohl, ich weiß schon längst, wohin dich deine Gesundheits-spaziergänge führen ...“

„Aber — aber —“

„Und heute bist du auch nicht weiter gekommen ... Dein Gesundbrunnen liegt ganz in der Nähe ...“

„Schatz, Kind, Marianne, du täuschst dich ... du ... du ...“ Herr Fleuron schnappte nach Luft. „Schweig!“ zischte Frau Marianne und hielt dem Gatten etwas unter die Nase, des aussah wie eine Taschenuhr. „Hier ist der Beweis, du Heuchler! Diesen Schrittzähler habe ich heute wieder in die Tasche deines Überrockes gesteckt, und er zeigt auch heute genau neunhundertundachtzig Schritte, so wie jedesmal, wenn du etwas für deine Gesundheit tust ... Und zu diesen neunhundertundachtzig Schritten hast du fünf Stunden gebraucht!“

Amoretten aus Plüsch

Von
Walter Foitzick

Nehmen wir mal an, Sie gehen mit Ilse aus. Ausgehen ist hier prägnant gebraucht, d. h. Sie gehen nicht nur irgendwo heraus, sondern auch irgendwo hinein. Ich rede hier nicht von einer Tristan-Premiere oder der Symphonie mit einer Nummer oder einem ernstesten Theaterstück, das zur Bildung gehört. Nein, Sie gehen mit Ilse aus, an einen Ort, an dem es irgendwie vergnügt zugeht. Die Ilse haben nach den ersten mehr innerlichen Zelteln ihrer Bekanntschaft mit Herren manchmal, oder sagen wir lieber, immer häufiger, einen Drang zu solchen Stätten des Vergnügens. Das werden Sie möglicherweise schon bemerkt haben.

An solchen Orten herrscht Musik, und der Preis der dort verbreiteten Speisen und Getränke ist aus diesem Grunde etwas erhöht. Das ist nun einmal so auf der Welt, Kunst und besonders Musik verursachen Kosten.

Das sieht jeder ein.

Wenn es nun so ein Ort mit Musik und Stimmung und Betrieb ist, wird es nicht lange dauern, bis sich Ihrem Tisch eine meist weibliche Person nähert, von der nur der gar unzerfahrene Mensch zuerst annehmen könnte, sie wolle Ihnen oder vielmehr Ilse etwas schenken.

Sie sind nicht so unerfahren. Sie kennen die Gefahren der Großstadt und der Stätten mit Betrieb. Ihr scharfes Auge hat schon von weitem erkannt, daß dies das Fräulein mit den Stofftieren ist.

Stofftiere gehören zum Betriebslokal mit Musik, sie sind mit ihm durch geheimnisvolle Bande verbunden, diese Stofftiere in Gestalt von Teddybären, Bulldoggen, Hündis und anderen Lebewesen von wäzenförmigem Körper.

Ach, diese Tiere verteuern das Ausgehen ungemein! Sie zeugen von starker Liebe oder stärkerem Alkoholgenuss. Ganz nüchtern Männer erwachen selten Stofftiere, sie müssen schon etwas trunken von Jugend, Liebe oder Wein sein. Die Verbindung der letzten beiden Narkotika erzeugt die meisten Anfälle von Stofftieren, und der Grad der keimenden Zuneigung, multipliziert mit dem Quadrat des Alkohols, ergibt den Umfang des Teddybären. Ich bin überzeugt, es ließe sich eine noch genauere mathematische Formel finden. Das weiß Ilse, das wissen alle Ilse, auch wenn sie sich niemals mit Mathematik befäßt haben, und daher stammt der Drang zum Stofftier. Der Teddybär ist für sie dasselbe, was für den Indianer der Skalp oder für den Kopfjäger der erbeutete Kopf ist: Trophäe eines Sieges, Andenken an gewonnene Schlacht. Es ist immerhin eine Leistung, einen erwachsenen Mann zum Ankauf eines solchen Plüschgebildes, von drei Mark aufwärts, zu betören. Je größer das Stofftier, desto größer die Zuneigung. Ilse muß das Gefühl haben, daß man sich für sie verschwendet, den schönen Mamon verachtet. Sie weiß aus dem Film, daß Männer sich in ihrer Leidenschaft für Frauen ruinieren können und in Ermangelung von Wertbeständigem fröhlich der Teufel Stofftiere.

Diese Stofftiere werden zu Hause auf der Couch aufgereiht, wo sie zwischen den Kissen allmählich unansehnlich werden, wie viele Gefühle. Gelegentlich besetzen die Damen sich dann die Strecke der Saison: Drei Teddybären, zwei rosa Bulldoggen, einige Gebilde, die nur die Kenner der Materie als Katzen oder Affen identifizieren kann, sinnige Plünder zarter Liebe.

Und was wird aus diesen Nachkommen der klassischen Amoretten, bestimmt, den Plüsch zu umgucken? Nun, der kleine Liebling des Hauses, der Terrier, der Böttel oder sonst ein der Mode unterworfenen Lebewesen ergreift Besitz von den Liebesgöttern, öffnet sie widerrechtlich und stellt mit Befriedigung fest, daß sich unter dem poetischen Plüsch reale Holzwohle befindet. So endet manche große Leidenschaft.

Blinder Eifer

„O. G. Bräuner“



„Otto, benimm' dich!“



„Pfui, Sie Person, Sie!“



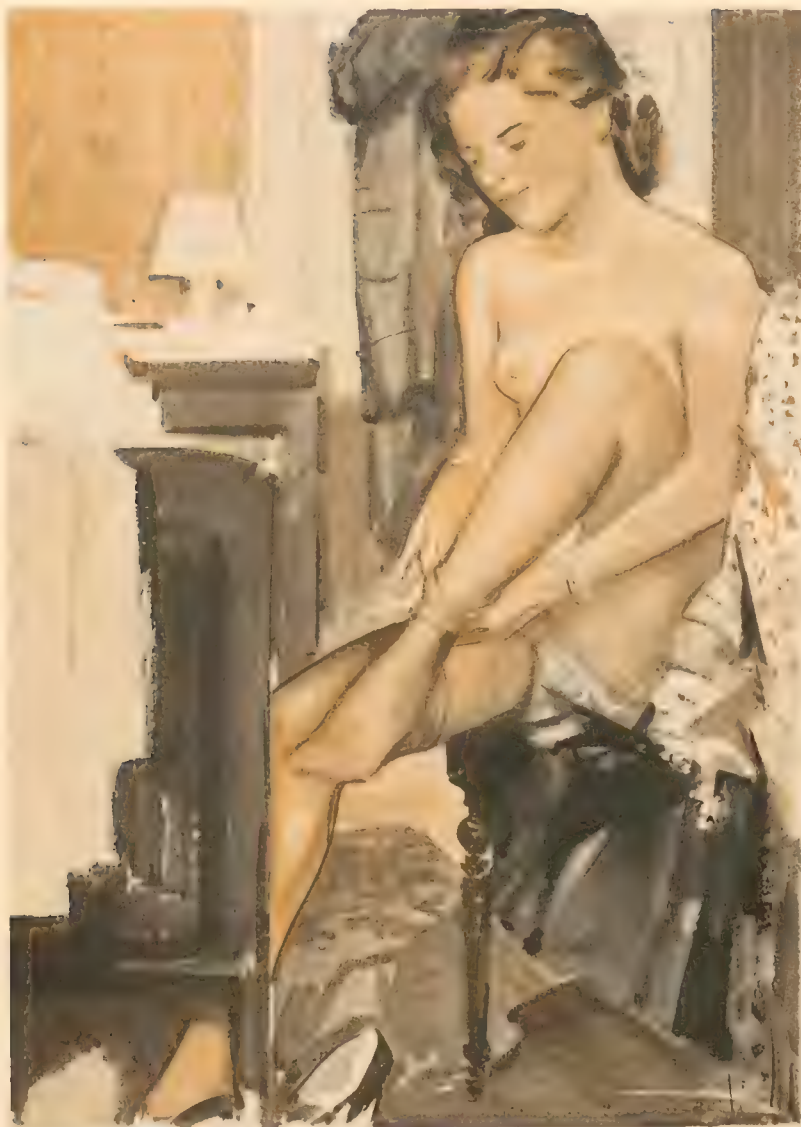
„ — — — — — “



„So, Amalie, nu können wir die Puppe bezahlen!“

Seelenqual

(K. Helligensiedt)



„Bitte, das soll nun einen Menschen nicht verrückt machen: jede Nacht will ich von Poldi träumen, und jede Nacht ist's ein Schokoladenpudding mit Schlagobers!“

Mißglückte Reportage

(H. Kriesch)



„Was schreiben Sie da über mich — die muskulöse Hinterhand der Favoritin bezaubert jeden Kenner — — —?“ — „Ach ja — entschuldigen Sie — ich war bisher Rennberichterstatler.“

ÜBERSINNLICHES

Von Wilhelm Hammond-Norden

Als sie genug getanzt hatten, begannen sie sich zu unterhalten. Das Gespräch ging über Stock und Stein, und dann geschah es, daß Magda, die schöne Graphikerin, ausrief: „Sie können mir sagen, was sie wollen, ich glaube nicht an Übersinnliches. Ich glaube nur an das, was ich sehe und höre und fühle!“

„Das Glauben oder Nicht-Glauben allein nützt da gar nichts“, entgegnete der Schriftsteller Fredo. „Bei diesen Dingen kommt es fast immer auf die besonderen Umstände an!“

„Wieso?“ Die schöne Graphikerin machte runde, fragende Augen.

„Ich will Ihnen ein kleines Erlebnis schildern“, sagte Fredo. „Wir haben zu Hause eine Frau, die ein paar Stunden mit im Haushalt arbeitet, Frau Langemann heißt sie. Sie ist eine tüchtige, handfeste und völlig normale Person. Alles Übersinnliche ist ihr selbstverständlich ganz fremd. Eines Abends sitzt die Gute vor ihrem Rundfunkapparat und hört eine Sendung. Gedichte! Resch will sie

abstellen, denn sie ist, wie ich schon sagte, normal. Da vernimmt sie, daß die Gedichte von mir sind. — Hört mal, sagt sie daraufhin zu ihrem Mann und zu ihrem Jungen, Herr Fredo spricht da Gedichte im Radio. So hört sich denn die ganze, kleine Familie meine Lyrik an. Man bewundert mich, weil ich im Sender sitze und dort Gedichte ins Mikrophon spreche, die in der ganzen Stadt und weiter noch gehört werden können.“ Fredo machte eine kleine Pause. „Weiter!“ bat Magda. „Zur selben Zeit“, fuhr der Schriftsteller fort, „sitze ich in meiner Wohnstube, um die Sendung abzuhehren. Ich befinde mich nicht im Sender, die Gedichte waren vorher auf Wachsplatten aufgenommen. Ich stelle den Lautsprecher an; osknackt und tackt, es schnurrt und surrt, es gurgelt und schnurgelt — aber hören kann ich nichts. Der Apparat ist entzwei. Ich fluche. Meine Frau gibt mir einen guten Rat und sagt: 'Geh hinüber zu Langemanns und hör dir dort die Sendung an!' — Langemanns sitzen und tauschen. Sie freuen sich darüber, wie genau meine Stimme herauskommt. Als ob er in unserer Stube säße, sagen sie. Da klingelt es. Der Junge von Frau Langemann öffnet. Ich trete ein und gehe in die Wohnstube. Ich will

sagen: 'Ach, dürfte ich wohl bei Ihnen...' da sieht mich Frau Langemann, reißt die Augen auf, schreit zweimal köstlich und fällt in Ohnmacht. — Donnerwetter, sage ich, und es klingt sehr viel weniger vornehm, als meine lyrische Stimme im Apparat. Ich stelle also zunächst mal das Radio ab, dann bemühen wir uns um die Frau, wir bekommen sie auch schnell hoch und bald darauf schlägt sie die Augen auf. Sie fedt sich an die Stirn. Mein Gott, sagt sie, wie kann das engehen. Ein Mensch kann doch nicht an zwei Stellen zu gleicher Zeit sein. Ich erkläre das mit den Wachsplatten — und bald ist Frau Langemann so weit, über den ganzen Vorfall lachen zu können.“

„Na, und?“ fragte Magda, da Fredo anscheinend zu Ende war.

„Und daraus ersehen Sie deutlich, mein Fräulein, daß im Grunde niemand gegen das Übersinnliche gefeilt ist. Wir brauchen nur einen kleinen technischen Kniff nicht zu kennen, schon glauben wir an Spuk und Gespenster. Niemand kann behaupten, daß er davon frei wäre!“

Magda antwortete nicht. Sie legte eine Platte aufs Grammophon und sagte zu Fredo: „Nun wollen wir aber mal wieder tanzen!“



KERSTIN

VON KÄTE BIEL

Kerstin war vierundzwanzig Jahre alt und auf prunkvoll blauäugige Weise hübsch. Tagsüber machte sie in ihrem Atelier in Oslo künstlerische Aufnahmen von Dingen, die sich nicht wehren oder ihr dreinreden konnten (sie knipste zumeist Blumen, Kinder, Wolken, Obst, Tiere, gelegentlich Möbel und selten Mitmenschen), und während ihrer Freizeit hatte sie ein freundschaftliches Verhältnis zu Ralf Sörensen.

Sie verhehlte sich nicht, daß dieser in der ruhigen Hoffnung lebte, die Verbindung nach und nach im Sinne biologischer Notwendigkeiten komfortabler auszustatten. (Und Ralf Sörensen war ein Mann, der im Leben sein Ziel stellte, wo es auch immer liegen mochte.) Bei diesem Punkt ihrer Überlegungen geriet Kerstin meistens in eine gemäßigt wilde Verzweiflung, denn Ralf stand zu einer berühmten Meteorologin, die seit zwei Jahren fern am Himalaja Klimaforschung betrieb, in gesetzlich geklärter Beziehung, und wenn der vereinsamte Gatte auch bemüht war, diesen Zustand aufzuheben, so hatte Kerstin deshalb doch noch Bedenken.

Schließlich betraf keine Frau — auch bei größter wissenschaftlicher Veranlagung nicht — ohne Ursache einen derartig kalten Beruf im asiatischen Hochgebirge. Ralf mußte irgend etwas Schlimmes getan haben.

Es war das Selbstverständlichste, daß Kerstin sich aus ihrer eigenen großen Neigung zu Ralf das Recht nahm, seine Seele des öfteren mit zarten Fragen einzubohren, um aus den herausgehobenen Proben Struktur und Beschaffenheit seines Innenlebens beurteilen zu können.

Aber jedesmal brach Ralf in ein ärgliches Stöhnen aus. „Daß ich der Teil sein könnte, der verletzt wurde, dessen Gedanke liegt Ihnen grundsätzlich fern?“ Kerstin lächelte traurig und schön. „Frauen empfinden sensibler!“ sagte sie flüchtig, und Ralf Sörensen seufzte und hüllte sich in Schweigen. Er fuhr fort, abends, wenn seine Be-

rufspflicht — das bekannteste Osloer Reklamebüro zu leiten — hinter ihm lag, bei Kerstin Werbung für sich selbst zu betreiben.

Und eines Tages fiel er lächelnd vor ihr auf die Knie und sprach zu dieser schon ungewöhnlich ausdrucksreichen Handlung noch einschlägig umarmende Worte; unter anderem erzählte er auch, er wäre nun geschieden.

Kerstin war entzückt und entsetzt zugleich. Sie sahnte sich nach einem glöcklichen Mädchenlachen oder nach einem Frauenlächeln voll erster Anmut. Aber nur ein befängenes Kichern wollte sich einstellen, das sie rasch unterdrückte, weil Ralf keine Illusionen von der Schönheit ihrer Psyche einbüßen sollte. (Nichts ist so bezeichnend für eine Frau wie die Art, in der sie lacht, hatte er neulich zu Kerstin gesagt. Sie entdeckte zwar einige Tage später, daß er diesen Satz im Zusammenhang mit der bekanntesten norwegischen Zahnpasta geprägt hatte, aber eine Wahrheit wird ja nur um so wirkungsvoller, wenn die Reklame sie populär macht.)

„Ich werde Sie immer lieben!“ sagte Ralf Sörensen ernst.

Kerstin leuchtete vor Melancholie.

„Ich weiß!“ sagte sie. Sicher gab es nicht nur unzerlösbare Bilderbücher, sondern auch die unzerlösbare Liebe. Sie bezweifelte nicht einmal, daß ihre Gefühle für Ralf ebenfalls diesen zähen Charakter annehmen

konnten. „Ich bin Ihnen vorfallen, Kerstin! Ich brauche Sie!“ fuhr Sörensen etwas ungeduldig fort. Kerstin wußte nicht, ob sie dies alles schon einmal als Filmdialog gehört hatte. Es war ein Augenblick abseits des Alltags, voll innerer Spannung und karger Wärme. Der Reklamefachmann Sörensen, blond, grauäugig und elegant, kniete immer noch vor Kerstin neben der großen silbernen Schale mit den

gelben Rosen, die auf dem Boden stand. Wenn er nun die nächsten hundert Jahre hier knien würde? dachte Kerstin vergrübelt. Ein Mann, den man sicher vor sich auf dem Teppich hat, kann kein weiteres Unheil anrichten. Er kann keine Chausseebäume anfahren, sich keine Nikotinvergiftung zuleihen, sich nicht in blindem Elfer Feinde machen, unschön über weibliche Gefühlsweisen reden und sich schließlich nicht noch belüffeln in eine andere verlieben...

„Sie haben die lauteste Gedankenkraft, die ich je bei einer Frau gefunden habe!“ murmelte Sörensen erschüttert in ihr Schweigen hinein. Es war eine seiner Stärken, immer fast genau das zu sagen, was er dachte.

Kerstin wurde von einer wohlwühligen Feierlichkeit ergriffen. Es forderte ihren Großmut heraus, daß Sörensen so offen zugab, ihr verfallen zu sein. Sie würde ihn niemals zu einer künstlichen Aufnahme verarbeiten und sie würde sich entschließen, das zu tun, was sie selbst ganz wollte: ihn heiraten.

„Was hat ist Sigrid bis zum Himalaja geflüchtet?“

fragte sie laise.

Sörensen seufzte. „Es bestand nicht die geringste Einheitlichkeit im Denken und Fühlen zwischen uns!“ Und dann erhob er sich, denn er konnte einer Frau nur mit Unterbrechungen verfallen sein. Er war beruflich stark beschäftigt. (Der heutige Abend gliederte sich beispielsweise in den Antrag für Kerstin und in Vorbesprechungen zur Einführung eines neuen Fußbodenpflegemittels, bestimmt, das Entzücken der skandinavischen Hausfrauenwelt zu erregen.)

„Ich bin nicht neugierig!“ sagte Kerstin, „aber ich muß wissen, was den letzten Anstoß zur Trennung gegeben hat.“

Eine Welle ihrer Verlegenheit überflutete den Reklamefachmann Sörensen. „Wir hatten eine Auseinandersetzung über — also, das kann ich Ihnen nicht sagen!“

Kerstin ahnte, daß hier das Schicksalshaken lag. Entschleierte sich diese Rätsel, so würden sich im Rückblick auch die anderen entwirren.

„Sie wissen, daß Sie Vertrauen zu mir haben können!“ sagte sie mit weichem Lächeln. „Ich möchte nicht mit blinden Augen in mein Schicksal wandern, um eines Tages zu entdecken, daß ich am Fuße des Himalaja stehe und Klimaforschung betreiben muß!“

Sörensen atmete tief auf. „Es ging um das Gras im Garten!“ sagte er in einer Mischung von Zynismus und Befangenheit. „Morgen sage ich Ihnen alles!“

Kerstin blieb allein zurück: relativ glücklich. Sie dachte über Gras als Keimzelle für Eheprobleme nach, und schließlich wurde sie rot.

Am nächsten Abend begegneten sie einander in der feierlich gedämpften Atmosphäre eines der ersten Osloer Restaurants. Zu seiner großen Erleichterung sah Sörensen sofort, daß Kerstin festlich für ein Jawort angezogen war; er wollte freudig gleich beginnen, sich zu verloben, aber Kerstin — und er hatte das versprochene Referat über die Enttuschung mit Sigrid.

Der Wein kullerte gelblich-golden in den Gläsern. Stimmen sprachen leise, mitunter klapperte hauchfein Geschirr. Eine puderüberstete und von gelbem Tüll umgebene Dame ging vorüber und schleppte ein wildes Outdand tropischen Blütengeruchs hinter sich her.

„Sie können mir alles sagen...“ murmelte Kerstin, und ihre Augen waren voller Glanz und Tiefe, „auch das Zarteste und Subtilste, Ralf...“

Sein männliches Gesicht war gestreift und ernst. In seiner Seele war geheime Bitterkeit. Er hätte jetzt lieber davon gesprochen, wie sehr das hautverbundene Fliesen ihres Kleides seinen ästhetischen Sinn beglückte...

„Es war wieder zart noch subtil, Kerstin. Wir waren verschiedener Ansicht über die beste und natürlichste Methode, das Gras im Vorgarten zum Wachsen zu verlocken — jedenfalls war dies das letzte Glied an der langen Kette anderer kleinerer Differenzen —“

Im Spiel der Lüfte

VON NATALIE SÖR

Heute braut ein scharfer West
rücksichtslos um alle Ecken,
der uns von den Köpfen bläst
das, womit wir sie bedecken.

Tüchtlisch und empfangsbereit
grüßen schon die Gassenpfaffen...
Kennt er einen Unterschied
zwischen den verschiedenen Mützen?

Nein — er ist so froh und frei,
daß er sie herunterfliegt
selbst dem Mann der Polizei,
welcher sonst die Sitten regelt.

Alles rennt ihr halbscham nach,
schreckersfüllt und dienstbefähigt.
Sieh, und einer hat sie, ach,
grade noch dem Kot entziffen.

Ehrfurchtsvoll wird sie und fair
dem Betroffenen ausgehandelt.
Und nun ist er wieder Er,
der die Nacht des Bösen bändigt.

Kerstin hatte sich nicht deshalb so sorgsam angekleidet, damit den ganzen Abend über die Klimaforscherin gesprochen würde. „Erzählen Sie nur das Letzte...“

Sørensen blickte auf die zartbemalte Wand. Eine rissigweiße Dame, irgendwo in der griechischen Mythologie angesiedelt, lag unter einem Feigenbaum, und sanftgrünes Gras wuchs um sie herum. „Bei uns in Norwegen gedeiht der Rasen oft nicht gut!“ sagte er versunken.

„Es gibt Präparate, um dem abzuwehren!“ antwortete Kerstin verwirrt.

„Das meine ich auch!“ rief Sørensen lebhaft aus. „Man geht in einen Laden und kauft Hornspänel — Sigrid jedoch...? Meine Schwester hatte uns damals ihre Zwillinge anvertraut, reizende Bälger. Sie sind jetzt bald vier Jahre alt, — bei unserer Hochzeit könnten sie übrigens Blumen streuen, Kerstin! — aber damals konnten sie eben laufen und waren durchaus noch nicht völlig in die Zivilisation hineingewachsen.“ — Sie begreifen?“

„Ja... Nein...“, sagte Kerstin und fühlte, wie sich eine grobe innere Erschütterung in ihr einschaltete. Sørensen lächelte voll männlicher Güte. Er hatte sich nun in das Thema hineingefunden. „Um Schlimmerem vorzubeugen, wurden die Kleinen regelmäßig zu bestimmten Vorrichtungen angehalten.“

Hier begann die Kapelle leise und kultiviert zu spielen. Kerstin befestigte unruhig eine Ranke an ihrer Schulter.

„Sigrid machte sich nichts aus Kindern“, fuhr Sørensen erregt fort, „sie war ein ganz auf Zweckmäßigkeit eingestellter Mensch. Sie suchte ihren Nutzen aus der Anwesenheit der niedlichen Dinger zu ziehen. Eines Tages entdeckte ich, daß unserer Haushelfin befohlen war, zu sammeln, was sich da ergab, um es unter reichlichem Wasserzusatz auf den Vorgartenrasen zu befördern!“

Kerstin hob die seidigen Halbkranze ihrer langen

Wimpern. „Nein?“ fragte sie schau. Ihre Züge waren von klarer, stiller Schönheit. „Wuchs das Gras denn besser danach?“

Sørensen starrte sie an. Er vergaß alle Förmlichkeiten. „Kerstin! Das fragst du? — Du auch? — Ja, es wuchs prächtig! So prächtig wie in keinem Nachbargarten! — Aber du wirst doch später — wenn wir — dann —“ Er trank hastig sein Glas leer. „Liebest!“ murmelte er erschreckt.

Kerstins Herz jubelte. Sie begliff, daß er nicht von ihr loskommen würde, selbst wenn sie sich entschloß, das Gras auf die gleiche natürliche und sparsame Art zu besserem Wuchs zu bewegen. Sie kämpfte einen kurzen Kampf mit ihrem praktischen Sinn, und dann war ihre Antwort Verzicht und Versprechen in einem. „Ich werde es nie tun, Raffi!“ sagte sie feierlich, und in ihren blauen Augen stand ein verträumter Glanz, in dem das Gras nicht durch ihre Kinder, sondern für ihre Kinder wachsen sollte...



MÄNNER! Hier ist etwas GRUNDSÄTZLICH NEUES. Manchem von Ihnen bringen wir ein ANDERES, BESSERES, LEICHTERES RASIEREN

ZU WELCHER HAUTGRUPPE GEHÖREN SIE?

Seit langem ist es der Wissenschaft bekannt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Hauttypen gibt: den Typ der fettigen Haut mit normaler oder übernormaler Funktion der Hautaldrüsen und den Typ der trockenen Haut mit unternormaler Funktion dieser Drüsen. Diese beiden grundsätzlich verschiedenen Hauttypen bedingen den Gebrauch einer in ihrer Zusammensetzung grundsätzlich verschiedenen Rasiercreme.

MÄNNER DER GRUPPE A), also Männer mit normaler oder überfettiger Haut, benötigen eine seifenhaltige Rasiercreme.

Denn der auf Haut und Haar lagernde Fettfilm muß durch die Seifenwirkung gelöst werden, bevor der Rasierschaum das Barthaar selbst erweichen und schnittreift machen kann. Für sie ist unsere hervorragende, hautchonende Kaloderma-Rasiercreme wie geschaffen — das Beste, was unsere langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete herstellen kann. Tausende von Männern bestätigen es uns: sie löst die auf Haut und Haar lagernde Fettdecke, erweicht das Barthaar in wenigen Sekunden, richtet es auf, so daß die Klinge an der Wurzel „faßt“ und

legt sich als feine Gleitschicht zwischen Messer und Haut. Sie ist mild und hautpflegend und hinterläßt auch bei der empfindlich-

sten Haut kein Brennen und Spannen. Das beste, schnellste und schonendste Rasiermittel, das wir für diese Hautgruppe herstellen können.

MÄNNER DER GRUPPE B) dagegen brauchen eine Rasiercreme, die das Haar erweicht, aber zu gleicher Zeit das natürliche Hautfett schon und die Tätigkeit der Hautaldrüsen unterstützt.

Denn Gruppe B braucht die fettlösende Wirkung einer stark seifenhaltigen Rasiercreme nicht. Im Gegenteil, eine solche Rasiercreme macht ihre Haut immer noch spröder und trockener. Männer der Gruppe B — Ihnen bringen wir jetzt ein besseres, leichteres und schonenderes Rasieren mit unserem speziell für Ihre Hautgruppe geschaffenen Kaloderma-Eurasit. Ohne Rasierpinsel, rasch und sauber. Eine Rasiercreme, die Ihr Barthaar in wenigen Sekunden erweicht, ohne Ihrer Haut Fett zu entziehen. Eine Rasiercreme, die die Tätigkeit der Fettdrüsen unterstützt und die Ihre Haut pflegt, wie eine Gesichtsschme.

Je nachdem, zu welcher Hautgruppe Sie gehören, werden Sie sich entweder mit Kaloderma-Rasiercreme oder mit Kaloderma-Eurasit unvergleichlich besser, schneller und leichter rasieren. Es ist daher von größter Wichtigkeit für Sie, zu wissen, welcher Hautgruppe Sie angehören.

FÜR FETTIGE HAUT
**KALODERMA
RASIERCREME**
TUBEN RM - 45 U. 1-

FÜR TROCKENE HAUT
**KALODERMA
EURASIT**
TUBEN RM - 45 U. 1-



Aber nicht immer sieht man es der Haut ohne weiteres an, zu welcher Gruppe sie gehört. Erst der vergleichende Gebrauch unserer beiden spezifischen Rasiercremes wird Ihnen zeigen, welche für Sie die geeignete ist. Wir machen Ihnen deshalb ein besonderes Angebot. Schneiden Sie untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn ausgefüllt an unsere Adresse ein. Sie erhalten dann ein Probekästchen mit je einer kleinen Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit Spezial-Rasiercreme. Tun Sie es noch heute. Jeder Tag, den Sie versäumen, wird Ihnen leid tun. Normalpackungen Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

GUTSCHEIN

Senden Sie uns gratis eine Probe-Packung, bestehend je aus einer Probe 2-los Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit, und zusätzlich Prospekt in Kaloderma-Verpackung, 12 Pf. für Versandpostung lege ich in Briefmarken bei.

NAME:

ANSCHRIFT:

Diese Ausschreibung und einmündig an: F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Abt. 7, 15
Dieser Gutschein behält Gültigkeit innerhalb Deutschlands bis zum 1. April 1929

F·WOLFF & SOHN·KARLSRUHE

Die Dame und der Sternenhimmel

Von Eleonora Pontanius

Um es gleich zu Beginn zu sagen: es ist für eine Dame nicht ohne weiteres möglich, den Sternenhimmel ungestört zu betrachten...

Jetzt, da die Abendkühl, die Hecken undicht und die Baumkronen durchsichtig werden, beginnt auf den Bänken in den Anlagen und Parks auch wieder für Einzelpersonen Platz zu werden.

Die Bänke sind von sommerlichen Küssen noch warm wie in Zeitungspapier eingewickelte Brille; und man kann ohne Erklärungsangst — allerdings mit einem warmen Mann beginnend — noch schön auf ihnen sitzen, das Gesicht den Sternen zuwenden und eine besinnliche Viertelstunde verbringen.

(Ich möchte hier einflechten, daß ich sehr wohl weiß, daß es „Einzel“personen im allgemeinen nicht gibt, denn eine Person ist immer einzeln, im allgemeinen. Nicht jedoch im Frühling und Sommer auf den Bänken in den Anlagen und Parks! Da kann man von der beginnenden bis zur vollendeten Tatsache ganz deutlich das Phänomen beobachten, wie aus zwei Personen eine Person wird. Daher sei mir in diesem Fall d. h. im Hinblick auf eine Parkbank im Spätherbst und einen von diesem ausgelassen Hang nach Einsamkeit und Besinnlichkeit die ausdrückliche Bezeichnung (Einzelperson gestell!))

Also man hat eine herrlich einsame Bank gefunden: rechts weitab eine Laterne, links nebahen ein Papierkorb, zu Füllen eine feuchtduftende Rasenfläche, zu Häupten der Himmel, nach dessen Anblick man in der Stadt immer Sehnsucht hat. Denn vor lauter Häusern kann und vor lauter Autos darf man nie recht zu ihm hinaufschauen. Aber hier darf und kann man. Könnte man. Als Frau kann man schenkelbar sein.

Heute sieht der Mond ein wenig melancholisch aus. Dasgleichen der Mann, der nicht aus dem Mond, sondern aus dem Schwarz eines Holunderbusches heraustritt. Er setzt sich auf meine Bank. Ich betrachte also den Mond. Der Mann betrachtet mich. Nach einer eingeholigen Wartezeit Welle rümpelt er sich. Nach einer weiteren Welle sagt er: „Ein schöner Abend heute!“

Dann entsteht eine Pause, während der er angestrengt über den nächsten Aphorismus nachdenkt. Endlich hat er ihn gefunden. Die Bank bekommt einen forschenden Rück bei diesem Ereignis: „Viele solcher Aphorismen wird es in diesem Jahre nicht mehr geben!“

Einen Augenblick Stille. Ich habe Jetzt den Großen Bären gefunden und der Mann den nächsten Satz: „Genuß genommen hat es in diesem ganzen Jahr überhaupt nicht viele solcher Abende gegeben...“

Ich suche jetzt die Castopela. Aus irgendwelchen Gründen liebe ich sie. Der Mann sucht schon wieder nach einem Satz. Ich fühle das. Jetzt hat er ihn: „Das hat an dem schlechten Wetter gelegen.“

Nach einer wiederum wohlabgemessenen Welle schaut er auf. Er ist ein Melancholiker. Ich halte ihm das gleich an. Melancholische Menschen haben keine Ausdauer. —

Zwei Jünglinge tauchen auf und setzen sich mit großer Wucht. Die Bank bibbert wie ein Flammruder. Als das Bibbern verebbt ist, höre ich sie flüstern:

„Pellist du se an?“ — „Nee, Pell du se an?“

„Ich treu mir nicht. Pell du se an!“

„Schlepplier! Warum willst se denn nicht anpein?“

„Warum soll ich denn immer? Pell du doch!“

„Aue, ich pelle nicht!“ — „Na, ich pelle och nicht!“

„Also dann los. So macht er keinen Spaß.“

Und Reibstallern jibt et jetzt.

Belde entfernen sich in Richtung der schwarzen Büsche. Nun habe ich Muße für die Milchstraße. Wieviel Sterne soll sie schätzungsweise haben? Ein Herz mit einem Silberbart hat Platz genommen. Silberbärte wirken immer irgendwie beruhigend. Also die Milchstraße soll ungefähr vierhundert Millionen Sterne haben. Fünfhundert Millionen Sterne! Es ist nicht vorstellbar für ein menschliches Gehirn. (Der Bärtige klopft seine Pfeife aus). Es ist überwältigend. Man möchte... zunächst einmal ungestört sein. Der Bärtige klopft jetzt dreimal mit seiner Pfeife auf die Bank. Nach kurzer Zeit fäimelt. Jetzt dreimal kurz und zweimal lang. Aha, nun verstehe ich: er morst sozusagen mit seiner Pfeife. Darauf verstehe ich mich nicht. Es

belästigt mich. Ich betrachte mit hochgezogenen Brauen und eisigen Mundwinkeln — im matten Schein der Laterne kann er es sehr wohl erkennen —

— seine alberne Pfeife und seinen silbernen Bart. Und denke dabei suggestiv: „Geh jetzt. Sofort. Geh. Marsch. Pascholl!“ Und tatsächlich: er steht auf, steckt seine Morsepfeife in die Tasche und geht. Aber schon entzückt ein Neuer der Dunkelheit, setzt sich auf meine Bank, knopft den Mantel auf, streckt seinen Arm auf die Lehne und macht es so wie ich eben gemacht habe. Mein. Also wo war ich doch eben. Wohin war mein sehender Geist entflohen? Er soll wieder — nein, der Mann neben mir läßt ihn nicht. Er sagt leise und mit einem gewissen Vibrato: „Sind Sie auch immer so einsam, Fräulein?“

Ich werde am Telefon verlangt

Von Hanns H. Fischer

Ich heiße Gurkel. Dafür kann ich nichts. Friedrich Theobald Gurkel. Besonders schön ist dieser Name nicht. Aber man gewohnt sich mit der Zeit daran, wenn man so einen Namen bereits seit einundvierzig Jahren trägt. Mein Vater trug ihn sechsundsechzig Jahre lang, mein Großvater sechsundachtzig und mein Urgroßvater sechsundneunzig. Und wenn ich meinem Ahnenpaß glauben soll, so reicht der Name Gurkel bis in den Dreißigjährigen Krieg zurück. Aber nie hat jemals ein Mensch an diesem Namen irgend etwas Komisches gefunden. Bis neulich.

Ich sitze in einem großen Kaffeehaus und erwarte den dingenden Anruf eines auf der Durchreise befindlichen Geschäftsfreundes. Also der Anruf war wirklich dringend. Ich konnte durch ein in das Telefon gehauchtes „Ja“ runde fünfundert Mark verdienen. Wir hatten den Anruf auf vier Uhr verabredet. Jetzt war es ein Viertel nach vier Uhr. Ich wurde unruhig. Sollte das Geschäft in die Brüche gegangen sein? Sollte mein Geschäftsfreund den Zug verpaßt oder sich der Konkurrenz zugewandt haben? Größlich ist es, so ein ungewisses Warten. Fünfundert Mark ist ein schöner Batzen Geld.

Ich wurde immer nervöser und rutschte auf meinem Stuhl hin und her. Dem Oberkellner mußte dieser Zustand schon bedenklich erscheinen. Er ließ mich nicht mehr aus den Augen, schielte zu mir herüber und hielt es dann wohl für ratsamer, meinen Kaffee sicherheitshalber sofort zu kassieren.

Da — endlich kommt von hinten der Page mit einer Tafel an einer langen Stange und klingelt unentwegt mit einer Fahrradklingel. Langsam geht er durch das Lokal und schwenkt die Tafel wie eine Schneeschaufel nach allen Seiten. Noch bleibe ich sitzen, denn ich kann den mit Kreide geschriebenen Namen auf die große Entfernung hin nicht lesen. Ich zittere vor Aufregung. Ich starre die Tafel an. Jetzt: Es wird am Telefon verlangt: Herr — Herr — Herr Gurkel Hurle, das Geschäft klappt die fünfundert Mark hätte ich in der Tasche! Ich will gerade aufspringen und dem Page antworten, da hält mich ein silberhell leuchtendes Licht zurück: „Du, Kurthen — sieh doch mal — da heißt einer Gurkel Wie komisch!“

Im Sonnenwinkel

Von Oskar Währle

Die Sonne spielt im Becher Wein.

Ich sehe, wie der rote Schein,

Der glühende, mir näher rückt.

Ich trink ihn aus. Ich bin entzückt.

Der beste Tröpfchen, den ich kenne!

Wie Glut strömt er den Adern ein.

Ich spür, wie ich entflamme und brenne!

Wer warf das Gold auf meine Tasse?

Die Sonne! Ich? Der Becher Wein?

Ich betrachte nun wieder den Mond. Ich muß mit der Konzentration wieder von vorn beginnen. Also der Mond hat viele Seen, darunter einen See des Todes und einen See der Träume, die das nicht wunderbar? Wessen Träume mögen in diesen See hineinfließen? Er hat Berge, so hoch wie der Nanga Parbat und Krater, so tief wie... „Es ist nicht schön, abends einsam zu sein“, sagt der Mann langsam und leise und rückt einen Meter auf mich zu. „am Tag merkt man es ja nicht, da hat man seine Arbeit, aber am Abend...“

Jetzt berührt sein ausgestreckter Arm meinen Mantelsärmel. Ich rutsche ein Stück nach links. Der Arm rutscht nach. Gleich fällt ich in den Papierkorb. „Fräulein!“, sagt der Mann und atmet heftig. „Fräulein!“

Und nun ist es an mir, aufzustehen und mich schnellen Schrittes zu entfernen. —

Ich sagte schon, es ist für Frauen nicht ohne weiteres möglich, den Sternenhimmel ungestört zu betrachten. Schade. Sehr schade...

Ich falle entsetzt auf den Stuhl zurück. Jetzt sehe ich die Tafel ganz in der Nähe und werde blaß. Es stimmt. Es wird am Telefon verlangt: Herr Gurkel!

Die Kleine kann sich gar nicht beruhigen. Sie lacht und macht Kurchen immer wieder auf die Tafel aufmerksam. Und auch Kurthen findet den Namen komisch: „Ich bin bloß gespannt, was dieser Herr Gurke für eine Type ist.“

Ich bleibe wie gelähmt sitzen. „Type“ hat er gesagt!

„Peß auf, Lotte, da Jetzt aufsteht, der ist es!“

Keiner steht auf. Sie verrenken sich die Hüfte. Sie lachen und stecken die Umständler damit an und lassen den Page nicht aus den Augen. Er geht eben, mit seiner Radfahrklingel blutend, an meinem Platz vorbei.

Was soll ich bloß machen? Wenn ich jetzt aufstehe, bin ich Herr Gurke, bin ich die Type. Dann wird das Lächeln zum Grinsen und mich wie ein Orkan zur Zelle beglücken. Nein, das darf nicht sein. Ich bleibe sitzen. Ich werde warten, bis der Page außer Sicht ist. Ich will nicht zum Gespött all dieser Leute werden, und schon gar nicht vor dieser Kleinen — sie ist verdammt hübsch. Warum muß ich auf Gurkel heißen. Ich bin blasser Name.

Und wenn schon. Kann der verfluchte Page seine Ohren nicht aufspüren und den Namen richtig auf die Schneeschaufel schreiben? Ist der Page dafür angestellt, seriöse Gäste zu Typen zu stampeln, der Lüchlerlich preiszugeben? Erdrosseln könnte ich den Burschen!

Langsam und mit einem verhaltenen Grinsen entschwindet der Page nach hinten zu den Telefonzellen. Die Kleine sagt enttäuscht: „Schade, Herr Gurke ist nicht anwesend!“

„Ein Glück, daß ich nicht so heiße“, erwidert Kurthen, und alle Umständler lachen.

Jetzt ist der Augenblick für mich gekommen. Gelassen erhebe ich mich und schlenderte betont gelangweilt und ungezwungen auf Umwegen zu den Telefonzellen. Ich werde meinen Geschäftsfreund schon erreichen. Kein Mensch achtet auf mich. Gott sei gepriesen, das gibt mir meine Sicherheit zurück. Die letzten Schritte laufe ich — nein, ich stütze förmlich den Zellen zu. Der Page kann noch nicht abgehängt haben. Doch dann —

dann sehe ich den Burschen. Feixend wischt er soeben den „komischen Namen“ mit einem Schwamm von der Tafel. Die Knie werden mir weich, die Wangen mir heiß, ich versünke meine sämtlichen Urdrinnen bis zum Dreißigjährigen Krieg! Ich werde eine Eingabe machen, daß ich die Elaubnis bekomme, mir einen anderen Namen zuzulegen, einen Namen, bei dem Hör- und Schreibfehler nicht meinen völligen Ruin nach sich ziehen. Seit vierzehn Tagen sitze ich oben den Sternenhimmel, um mir einen neuen Namen auszusuchen. Aber keiner gefällt mir. Ich finde jetzt alle komisch.

Das Geschäft ist nie zustande gekommen. Für den Geschäftsfreund bin ich seitdem erledigt!

Ich bin außer mir. Ich versünke meine sämtlichen Urdrinnen bis zum Dreißigjährigen Krieg! Ich werde eine Eingabe machen, daß ich die Elaubnis bekomme, mir einen anderen Namen zuzulegen, einen Namen, bei dem Hör- und Schreibfehler nicht meinen völligen Ruin nach sich ziehen. Seit vierzehn Tagen sitze ich oben den Sternenhimmel, um mir einen neuen Namen auszusuchen. Aber keiner gefällt mir. Ich finde jetzt alle komisch.

Im Lande der unbegrenzten Unmöglichkeiten

(Erich Schlitzing)



„Nachdem die Amerikaner das Hörspiel vom Angriff der Marsbewohner auf ihr Land für bare Münze genommen haben, können wir von der Presse ihnen das tollste Zeug über Deutschland vorsetzen, und sie werden es glauben!“

Die neue Frisur

(fr. Bilak)



„Mit der Nackenrolle geht das nicht so weiter, gnä' Frau!“



„Sehn Sie, so muß das Haar nach vorne!“



„Na, was sagen Sie zu Ihrem Hinterkopf!“



„Und nun das Hütchen!“



„Nein, so geht's nicht!“



„Aber so . . . !“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Follstich, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Poststellen entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf., Abonnement im Verlagsjahr RM. 3,10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D. A. III V. 1, 38 17455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag München: Sendlinger Str. 80, Fährnd 1296. Postcheckkonto München 5970. Erfüllungsort: München.

Spätherbst

(Wilhelm Schulz)



Läste graue Nebel steigen
Der Herbst im Lande weit,
Da hat mit seiner Geigen
Der Spielmann schlimme Zeit.

Denn gibt er auch wie immer
Die schönsten Weisen dann,
Jetzt lockt damit er nimmer
Die Bub'n und Mädchen an.

Da kommen nur ganz leise
Die Blätter von der Lind,
Und tanzen still im Kreise
Um ihn herum geschwind.

Doch würd' ihn das nicht kränken,
Brächt' Bagen es genug,
Dass hinterher könnt' schwenken
Er froh den vollen Krug!

Wilhelm Schulz

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Mörder Grünspan

[Erich Schilling]



Er hat seine eigene Rasse am schwersten getroffen

Das Charakteristikum

(© Herrmann)



„Glaubst du, daß man mich erkennen wird?“

„Ausgeschlossen, die Figur wird ja mit dem Rücken gegen die Wand gestellt!“

KÜNSTLER

In diesem Haus verkehren Künstler, denn es ist ein Künstler-Klub. Hier essen sie zu Mittag, hier essen sie zu Abend, hier sitzen sie an den Tischen beieinander, die Maler, die Bildhauer, diejenigen, die die Zigarettenpackungen erfinden und die Filmmittel und diejenigen, die vom Golde abwärts alles in der Kasse haben. Es sind nur wenig andere Leute hier, aber auch die glauben, daß sie irgendwie zur Kunst gehören, weil sie befreundet sind mit der Kunst, Kunstfreunde und Künstlerfreunde und Künstlerinnenfreunde.

Also so ein Lokal ist das, und deshalb ist das profane Leben hier ausgeschlossen. Hier sitze ich, und ich gestehe: In mir ist der Mittagsgast größer als der Schriftsteller, und an Stelle an „einen zu schaffenden Faust“ zu denken oder mindestens an den Text zu einer zügigen Operette, nach dem Bühne und Welt schreiben, überlege ich mir gerade, ob ich zum Nachschick Apfelküchen oder Emmentaler nehmen soll. Da fällt mein Blick auf ein älteres Paar an einem Nebentisch. Ich sehe, sie sind keine Stammgäste, sie sind in der Kunst nicht schaffend tätig, sie sind zugerüstet, sie sind hierher gekommen, um einmal richtige Künstler zu sehen, Originalkünstler, von denen sie schon sooft gelesen haben, diesen tollen Burschen, die vor nichts Respekt haben als vor dem Schönen, die sich in Sitten und Gebräuchen so wesentlich von allen andern Menschen unterscheiden, daß

man erwachsene Töchter nicht gerne in ihre Gesellschaft bringt. Diese Künstler sollen ja, wenn sie nicht gerade mit Kunst beschäftigt sind, in den Pausen fest ausschließlich verführen

DIE HAUSORGEL

Orgeln heißt ich jedes wellentrückte Töneschinden eines Menschenkindes. Gleich, ob Bauer, Angestellter, ob Student, Gleich auf welchem Instrument.

Lauter wie der Schrei des Kindes, Glimmeschnalzen, das verrückte Kreischen auf der Singing-Säge, Das fast keinen noch beglückte, -

Musizieren ohne Pause! Dem gefallend, der ich würde, Nicht mehr hört, was er verbricht, Ahnungslos in Tasten nicht.

Andre geigen, wild wie die Hussiten, Andre reißen Hölze durch die Mitten, W'ire blasen liebevoll an eine Wand Und geraten dabei außer Rand und Band, Bringen tapfer sich in eigne Huld: Jeder dreht zu Hause Seine Orgel mit Geduld.

Hanns Pölnner

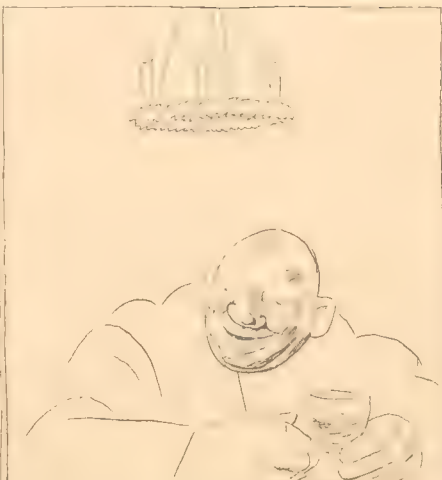
Soiche wollen die Leute sehen, wollen Schauer über ihre Rücken gleiten fühlen, einen Zipfel vom Vorhang zum Schaffensprozeß heben. Ich schaue mich um. Der gruselige Ruf der Künstler ist in Gefahr. Was werden die beiden zu Hause erzählen: Sie sehen hier niemand für die Kunst hungern. In diesem Augenblick arbeitet sich zufällig niemand vom Hirtenbuben zum Malerfürsten empor. Man kann es wenigstens nicht deutlich sehen. Ich fühle die Verpflichtung, etwas für die Fachschaft zu tun, sonst glauben die Leute womöglich, Maler und Schriftsteller und Filmkomponisten seien wie andere Menschen auch. Hier könnten Ideale und liebgeordnete Romangestalten zugrundegehen.

Allerdings das muntere Künstlervolkchen kann ich ihnen hier allein am Tisch nicht produzieren; ich habe keine Laute und keine Tochter aus guter Familie, die ich auf die schiefe Ebene bringen könnte, zur Hand. Aber ich will den Leuten doch etwas für's Leben mitgeben. Ich nehme die Speisekarte, ich sehe ideenschwanger ins Nichts, ich zeichne mit dem Bleistift Kingel auf Papier, ich mache vor, wie man um die Form zu ringen hat auch wenn Apfelküchen daneben stehen. Ich habe Erfolg. Sie stößt ihn an und macht ihn auf mich aufmerksam. Zu Hause können sie erzählen: „Ja, diese Künstler sind doch ganz anders. Wir haben ganz nah neben einem gessen, der hat Muttchen skizziert, sie schien ihn zu einer jugendlichen Diana zu inspirieren.“

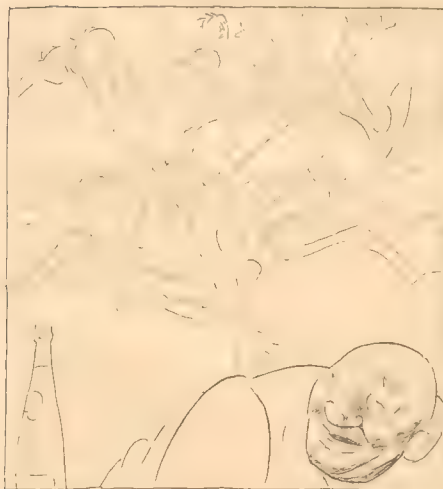
Foltzick



Winterlich wird's nach und nach.
Vielororts ertöne ein Ach.
Namentlich die Bardenchöre
hüllen sich in Trauerstöße.



Aber ward uns der Advent,
daß man melancholisch kenne
über Dinge, die gewesen?
— Fort damit und schwingte den Besen!



Wendet euch zu dem, was ist!
Baryton und Pianist,
Bildung, Schneepott, Opern, Dramen
sind bestrebt, euch zu besamen.



Und wer all das nicht verdaut,
balte sich ans Sauerkraut,
das, nach zuverlässigen Daten,
beuer ganz ff. geraten.

Ratatöffe

Der Blickfang

(K. Helligensiedt)



„Warum schaut denn der Bursche da drüben so dreist herüber?“

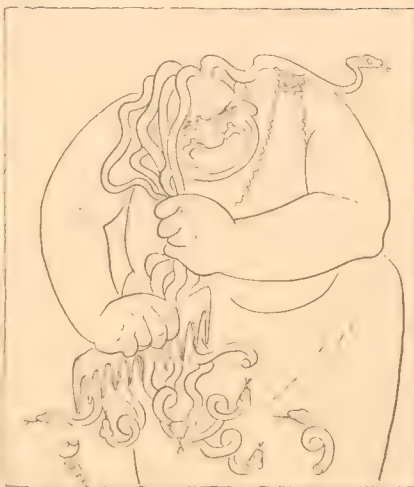
„Versteh ich auch nicht, Peter, wo 's doch hier gar nichts zu sehen gibt!“

Der Morgen der Meduse

FRANZ



„Uah, wieder nicht ausgeschlafen!“



„Kammen sich heut sehr schlecht, die Schlangen!“



„Da habt ihr ein wenig Schinkenbrot, ihr Biester!“



„So, nun wollen wir mal wieder Schrecken verbreiten!“

Urlaub aus dem Gefängnis

VON A. S. GREEN

Ein heftiger Orkan hatte die ganze Nacht an der Küste gewütet. Im Garten Harrisons, des Direktors des eine halbe Meile von der Hafenstadt P. entfernten Strafgefangnisses, waren zwar große Bäume vom Wind umgerissen worden und versperrten die Allee. Harrison ordnete an, sie fortzuräumen. Gegen zehn Uhr marschierte ein Trupp Sträflinge aus dem Gefängnis in den Garten, um die Stämme zu zersägen und wegzuschaffen.

Als sich Harrison in Begleitung seines elfjährigen Töchterchens Jessy zur Ausübung seines Dienstes ins Gefängnis begab, kam er an den Arbeitenden vorbei, blieb stehen und sah ihnen eine Weile zu. Jessy, ein burschikoses und auf allerhand kleine Streich erpichtes Mädchen, merkte sofort, daß der unterste Ast eines der beiden umgestürzten Bäume wie eine bequeme Leiter an dem Stamm einer alten Eiche lehnte. Es kam ihr der Einfall, den Baum zu erklimmen, um vom Gipfel aus ihren Vater mit den Worten zu überraschen: „Vater, man verlangt dich aus‘ Telefon!“

Kaum war Jessy dieser Gedanke gekommen, so machte sie sich auch schon mit der Kackheit und Kaltblütigkeit eines durch keinerlei erzieherische Verbote eingeschüchterten und daher seiner Straftatlosigkeit sicheren Gespöchles ans Werk. Von Ast zu Ast tretend, hatte sie alsbald, als stiege sie eine Wendeltreppe hinauf, den Baum bis zu zwei Dritteln erklimmt. Es beunruhigte sie hierbei nur der Gedanke, ihr Vater könnte ihre Abwesenheit merken, ehe sie ihren Plan ausgeführt haben würde.

Die Anordnung der Äste zwang das Mädchen, nach einer Stelle Ausbau zu herrschen, von wo sie den Vater erblicken konnte. Sie streckte sich, griff mit der linken Hand nach einem dünneren Ast, um sich zu dem gewählten Stützpunkt hinüberzuschwingen. Aber in demselben Augenblick gab der Ast knackend nach und begann sich langsam zu senken. In einem Anfall von Schreck und gekränkter Eitelkeit ließ Jessy noch die Worte: „Vater, man verlangt dich...“ dann versagte ihre Stimme.

Harrison blickte empor und erschrak zu Tode: hoch über ihm schwebte Jessy, mit heraufgezogenen Knien den senkrecht herabhängenden Ast umklammend, der sich unter ihrer Last langsam vom Stamm löste.

Harrison stand ratlos da, reckte dann instinktiv beide Arme hoch. In demselben Augenblick jedoch schob ihn der Sträfling Nr. 332 schroff beiseite: breitbeinig dastehend, fing er mit dem einen jähren Aufschrei herabstürzende Mädchen in seinen wachgeregt vorgestreckten Armen auf. Der Aufschlag war so heftig, daß der Sträfling in die Knie sank. Seine Arme waren wie gelähmt. Er ließ die bewußtlose Jessy ins Gras gleiten und setzte sich, einem Schwindelanfall nahe, mit blutender Nase hin.

Die geberäucherte und düstere Miene des Gefängnisdirektors war wie weggeblasen. Es zeigte sich sein wahres Antlitz, über das jetzt Tränen herabrannten. Er hob Jessy auf und trug sie ins Haus.

Aufgeregt durcheinanderredend, umringten die übrigen Sträflinge und die Wachmannschaften den Retter, klopften ihm anerkennend auf die Schulter. „Die Hälfte deiner Straftat wird dir nun sicher erlassen, Edvey“, sagte einer der Wachleute.

Hestig und zähneklappend leerte Edvey in einem Zug ein Glas Wasser, das man ihm gebracht hatte. Er erhob sich, schwenkte die Arme, schüttelte beidhändig den Kopf, der ihm immer noch wie umnebelt vorkam. Unterdessen war Harrisons Ge-

hilfe Latrap herbeigeeilt und befahl Edvey, sich unverzüglich zu seinem Vorgesetzten zu begeben.

*

Edvey war noch nie in der Wohnung des Gefängnisdirektors gewesen. Er durchschritt eine Reihe heller, schöner Zimmer und hatte das täuschende Gefühl, in eine vor fünf Jahren verlassene Welt zurückgekehrt zu sein.

Harrison schickte den Wachmann fort, der Edvey zu ihm gebracht hatte, und führte den Sträfling selber in sein Arbeitszimmer, dessen vergitterte Fenster in den Gefängnisthof mündeten.

„Ihre Nummer?“ fragte er, dem Sträfling durch eine Handbewegung zu verstehen gebend, daß er sich setzen dürfe. „Dreihundertzweunddreißig.“

„Ihr Name?“ — „Thomas Edvey.“
Der dienstliche Ton, in dem Harrison seine Fragen gestellt hatte, verhalf ihm nicht dazu, seiner inneren Ergriffenheit Herr zu werden, und so gab er ihn sogleich wieder auf.

„Hören Sie mal, Edvey“, sagte er nach einem kurzen Schweigen, „als Lohn für Ihre Tat dürfen Sie von mir verlangen, was Sie nur wollen. Bloß nicht etwas Unmögliches. Ich verdanke Ihnen mehr als mein Leben. Sie werden das verstehen.“

„Gewiß, ich verstehe.“ Edvey dachte einen Augenblick nach. „Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber ich nehme an, Sie werden mich nicht anerschreien, falls Ihnen meine Bitte unerfüllbar erscheint.“

Harrison sah Edvey voller Unruhe an.

„Sagen Sie mir, um was es sich handelt. Eine Woche Arbeitsurlaub? Befürwortung einer Strafverkürzung? Oder was sonst?“

„Etwas mehr — und etwas weniger: Je nachdem, wie man es ansieht“, sagte Edvey. „Ich möchte Sie bitten, mir Zivilkleider zu geben, mir den Arbeitslohn eines halben Jahres auszuhändigen — das würde ungefähr anderthalb Pfund sein — und mich bis morgen früh, halb sechs Uhr, zu beurlauben. Um sechs ist Appell. Bis zu der angegebenen Frist werde ich wieder hier sein.“

Harrison brumpte etwas in sich hinein, nahm hastig eine Zigarette und klappte den Deckel der Schachtel nervös zu.

„Zu anderer Zeit“, sagte er mit einem Seufzer, „hätte ich Ihnen auf so eine kecke Bitte hin eine Tracht Prügel verordnen müssen. Aber jetzt liegen die Dinge anders. Was Sie da eben gesagt, habe ich schon mal irgendwo in einem Roman gelesen.“

Wie aber so etwas in der grauen Wirklichkeit ausgeht — das weiß ich nicht. Was würden Sie denn von einem einzigen Tag haben? Wozu das also?“

„Wären Sie selbst in meiner Lage, so würden Sie sehr gut begreifen, was ein einziger Tag auf freiem Fuß bedeutet.“

„Jeder von uns befindet sich in der Lage, die er verdient“, sagte Harrison. „Was hat Sie hierher gebracht?“ „Meine Leidschaften.“

„In welcher Gestalt?“
„In Gestalt von drei Wächtern. Ich habe fünf Jahre abgebußt, es verbleiben noch drei.“

„Werden Sie Ihr Wort auch halten? Oder werde ich vorsorglich mein Abschiedsgesuch aufsetzen müssen?“

„Ich habe zwar eine Fälschung begangen, aber mein Ehrgefühl habe ich nicht verloren“, erwiderte Edvey. „Unser Gespräch beginnt mich zu bedrücken. Entschenden Sie sich — je oder nein?“

„Ein entsetzlicher Tag!“ stammelte Harrison. „Was vermög ich in dieser Sache? Bleiben Sie hier und warten Sie.“



Er verließ das Zimmer. Nach einigen Minuten kehrte er mit düsterer Miene zurück. Er war ganz zerschlagen durch den von ihm getroffenen Entschluß, der wie ein scharfer Riß in seinem gläsernen Charakter gähnte. In der Hand hielt er einen Anzug, ein Paar Schuhe und einen Hut. Dies alles überreichte er Edvey. Beide Männer waren verlegen. Als Harrison merkte, daß der Sträfling ihn mit Staunen und Entzücken anblickte, legte er die Stile in Falten, zuckte die Achseln und ging, die Tür hinter sich schließend, hinaus.

*

Unmöglich! Verblüffend! dachte Edvey. Er griff nach dem einen Kleidungsstück, griff nach dem anderen, legte sie wieder hin, nahm sie von neuem in die Hand. Er war ganz verwirrt, war außerstande zu überlegen, was er mit der Hose und Weste anzufangen habe. Als er die Sträflingskleidung ablegte, zitterten seine Hände. Um seine Gedanken zusammenzureißen, probierte Edvey die Zähne fest aufeinander. Die Dinge tanzten in seinen Händen. Das Kragenknöpfchen und das Knäpfer der Krawatte machten ihm schwer zu schaffen. Er schämte sich beim Ankleiden vor sich selber.

Als Edvey schließlich fertig war, trat er vor die Glasscheibe des Bücherschranks. Dort stand vor ihm, mit den Büchern verschwimmend, ein statlicher, gutgebauter und muskulöser Mann — ganz genau so, wie Edvey noch vor einigen Jahren ausgesehen hatte.

„Es ist ja nur ein Traum von der Freiheit!“ sagte er sich. „Ich werde selbstverständlich zurückkehren.“

„Machen wir dieser peinlichen Sache ein Ende“, sagte Harrison, wieder ins Zimmer eintretend. „Folgen Sie mir nach.“

Mit diesen Worten drückte er Edvey zwei Pfundnoten in die Hand und schritt vor ihm her durch einen langen Korridor zum Ausgang des Hauses, der unmittelbar an der Landstraße lag.

Als Harrison den Sträfling hinausgelaufen und den Schlüssel hinter ihm im Schloß umgedreht hatte, überkam ihn ein Gefühl der Unsicherheit und Verwirrenheit. Er war sich der Tragweite seiner Handlungsweise vollkommen bewußt. Der Gedanke an das dienstwirdige Dankbarkeitsverhältnis zu dem Sträfling Nummer dreihundertzweunddreißig, in das ihn dieser Tag so plötzlich versetzt hatte, beunruhigte ihn. Zugleich aber fühlte er sich außerstande, einem Edvey oder wem es auch sei, in so hohem Maße verpflichtet zu sein, ohne den vollen Preis zu zahlen. Schon war er nahe daran, zu wünschen, diesen Sträfling nie wiederzusehen. Dann aber, nach kurzer Überlegung, sagte er sich, daß das nichts als schwächliche Feigheit wäre.

Von seinem Zimmer aus rief er das Gefängnis an: „Latrap! Der Sträfling Nummer dreihundertzweunddreißig, der Jessy gerettet hat, ist ernsthaft verletzt. Er bleibt heute hier, in meiner Wohnung. Wie? Ja, es freut mich, daß Sie das verstehen. Tragen Sie seinen Namen in die Krankenliste ein, wir überführen ihn morgen ins Lazarett. Wie? Ja, er soll sich ausruhen. Sonst nichts.“

DIE BAMBINI DER FRAU COSENZA

Von Wilhelm Auffermann

Der Zug passierte eine unbedeutende Station, die so klein und winzig war, daß man ihren Namen nicht lesen konnte.

„Hier in der Gegend“, sagte ein Mitreisender, „steht eine Frau namens Cosenza Drillinge bekommen haben, aber ihr Mann will nur zwei davon als seine eigenen anerkennen.“ Er kniff ein Auge zu und grins.

Unbewußt blickten wir alle durchs Fenster, als stünde der Held draußen. Der Zug raschte mit größter Geschwindigkeit dahin, ohne zu halten. Eine Staubwolke verhüllte die Sicht. Erst nach ein paar Minuten öffnete sich wieder die Campagna.

„Unsin!“ erliefte sich nun eine Dame, „wenn es Drillinge sind, ist er entweder Vater von allen oder keines gehört ihm.“

„Und es soll doch so sein“, beharrte der Reisende. Mitleidig betrachtete ihn die Dame vom Schelbi bis zur Schuhschleife. Und schwieg.

Meine Neugierde war geweckt. „Wie erreicht man am besten dieses gesegnete Nest?“ fragte ich.

„Mit dem Fahrrad, Signore“, gab mir der Mann zur Antwort, „und zwar von der nächsten Station.“ In der nächsten Station stieg ich aus, mietete ein Fahrrad und radelte über eine staubige Landstraße zurück. Auf der Suche nach Frau Cosenza und ihrem dreifachen Geheimnis.

Die Eintönigkeit der Meisfelder und des monotone Zippen der Baumgrillen umgaben mich mit der Luft einer fremden Welt. Obwohl mir zufolge der Sonnenhitze das Blut in den Adern hämmerte, hörte ich deutlich in der Brusttasche meine Uhr ticken. Plötzlich setzte sie aus. Ein Gefühl völliger Zeitlosigkeit überkam mich. Die Uhr stand still.

Einige Kilometer mochte ich gefahren sein, da lockte mich lautes Kindergelächter zu einem niederen gelbgelben Häuschen. Es lag dicht am Bahndamm und beherrschte ängstlich den schlingenden Schienenstrang. Eine große Tafel mit den Durchfahrtszeiten der Züge hing vorne an der Mauer. Über dem weitgeöffneten Eingang stand in auffallender Blockschrift „Stazione“ gemalt, ähnlich dem Firmenschild eines Kaufhauses oder einer modernen Schusterwerkstätte. Fehlte nur noch die Anpreisung der gangbarsten Waren und der Name des Inhabers. Es hätte sich bestimmt auf der Fassade nicht schlecht ausgenommen: „Vorstand X.Y. Cosenza & Söhne. D-Züge, Schnellzüge, Expresszüge zu billigen Preisen.“

Aber Stationsvorstände sind bekanntlich solche Kaufleute und verschauen aufdringlichen Kundenfang. Sie haben fixe Preise und halten ihre Tarife stabil, wenn sich auch längst alles im Lande verbilligt hat.

Ich lehnte mein Rad an den Gartenzaun und trat in den Schalteraum. Kein Mensch war zu sehen. Mit den Fingernippen trommelte ich an die Scheibe.

Auf der andern Seite näherten sich Gerüsch. Der Schalter flog zurück und zwei Jungenaugen betrachteten mich erstau.

„Mama hat keine Zeit“, sagte der junge Mann und blickte in der Nase.

„Dann hole deinen Vater, ich möchte eine Fahrkarte“, lag ich.

Der junge schloß den Schalter und ich hörte ihn über eine Treppe laufen.

Nach einer Weile öffnete sich selbwärts eine Holztür. Eine Frau in mittleren Jahren zeigte sich: Signora Cosenza.

„Treten Sie ein“, sagte sie, „Nicolò kommt gleich.“ Sie rieb sich die Hände an der Schürze und führte mich in die „Aufbewahrung für Handgepäck“. Zwei Stühle standen an der Wand und in der Ecke lehnte einsem ein unförmiger Schirm.

„Unser hochwürdiger Herr Pfarrer war so liebenswürdig und hat kein Regenschirm vor acht Wochen deponiert“, erklärte mir Frau Cosenza. „Das macht er jedesmal, wenn wir Nachwuchs haben, weil ich sonst das Milchgeld nicht aufbringe. Aber leider ist dieses Jahr die Witterung sehr schlecht und er hat ihn schon einige Male ausborgen müssen. Ich spare, sonst den Ausfall der hochwürdigen Taxe.“

„Ein Liebenswürdiger Herr“, anerkannte ich. „Ja, liebenswürdig ist unser Curato. Er hat sich

auch sehr um die Drillinge angenommen. Seine Köchin war Taufpatin. Nicolò, so heißt mein Mann, ist nun auch wieder vermünftig geworden. Nur das leuchtendste Kind hat kein Einsehen, Nicolò bezieht noch genau dasselbe Gehalt wie sein Vater vor fünfzehn Jahren.“

„Wo ist denn ihr Mann?“

„Er zieht sich schnell an. Selten kommt ein Mensch zu uns, und wenn es so heißt wie heute ist, treffen Sie ihn ohne Rock und Hemd. Er arbeitet viel im Garten. Darf ich Ihnen übrigens ein Glas Wein anbieten?“ lud mich Frau Cosenza ein.

Sie verschwand. Es war ihr sicherlich nur um die Säuglinge zu tun, die inzwischen ihre Stimmen zu größter Lautstärke entwickelt hatten.

Zwei Kneben schielten bei der Tür herein und zwischen Zögern kamen sie näher. Der eine zog am Bindfaden eine hölzerne Lokomotive hinter sich her. Der andere hielt rote und weiße Fahrkarten in der Hand. Sie machten höllischen Krach. Ich spreizte die Beine und ließ sie durchfahren. So kam es, daß ich das Nicolò Cosenza Cosenza ganz überhörte. Plötzlich klopfte er mir auf die Schulter und schüttelte mir gemächlich die Hand. Nicolò war ein Mann mit geradem Blick. Stolz trug er eine hohe Kappe. Dicke geflochtene Goldschürzen schmückten den obersten Rand mit der Würde des Stationsvorstandes.

„Wie sollte ich nun sagen?“

„Ich möchte eine Fahrkarte nach Paramitoglietti“, stotterte ich.

Er verfinsterte seine Stirne und atmete tief. Gab keine Antwort. Sicher kämpfte er mit einem Schluß.

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

„Nach Paramitoglietti?“ wiederholte er schließliche.

„Können Sie haben. Aber ich betrüge nicht gerne. Von dieser Station kommen Sie nie nach Paramitoglietti. Wenn ich Ihnen aber eine Karte verkaufe, darf ich sie nicht zurücknehmen. Ich halte mich streng an meine Vorschriften.“

Warenliste einzustellen, wenn Marktag ist. Oder sie schauen neugierig aus Geleise und gehen wieder. Ich habe eine Liste draußen an die Hausmauer gehängt, wann die Züge durchfahren.“

„Habe ich beneidet.“

„Aber es nützt ja doch nichts. Es ist eine tote Station.“

„Wie lange sind Sie schon Vorstand?“

„Als mein Großvater starb und der Gehalt weiterlief, übernahm mein Vater die Verantwortung. Vor fünfzehn Jahren starb mein Vater und ich bin an seine Stelle getreten. Das Gehalt hat sich aber nie geändert, obwohl ich alle halbe Stunde pfeife und die Pflichten noch genauer erfülle. Mein Vater piff nur dreimal im Tag, morgens, mittags und abends. Sie müssen nämlich wissen, daß ich viele Kinder zu ernähren habe. Sieben Kinder. Sechs sind aber nur von mir. Das siebente hat uns der reiche Krämer, dessen Feitbauch, hinterlistig an den Hals gehängt. Doch es glaubt mir kein Mensch.“

„Dahat ich ihn, wo ich ihn haben wollte.“

„Stationsvorstand Nicolò Cosenza“, sagte ich und sah ihm fest in die Augen: „Drillinge lassen sich nicht einzeln abstrahlen, das ist gegen die Natur und Gott.“

„Signora, Sie kennen den Fall nicht“, antwortete mir Ehrlichkeit in der Stimme der Stationsvorstand. „Aber ich werde Ihnen die Geschichte erzählen, damit Sie sehen, wie bitter einem das Leben mit-spielen kann.“

Er kratzte sich hinter dem Ohr, als wolle er dort den Anfang verstecken.

„Immer klappete es“, erzählte er, „aber ausgerechnet diesmal stimmte es nicht mit der Zeit. Und so kam ich eines Nachts in nicht geringe Verlegenheit und Sorge, als mich Gintia wackte und über heftige Schmerzen klagte. Es blieb kein Zweifel: sie sah ihrer Niederkunft entgegen. Was tun? Die Wehmutter wohnt im andern Ort. Sollte ich lange zumlaufen? Mein Weib allein lassen in ihrer schwersten Stunde? Nein! Ich schlief an ihrer Seite und stand ihr glücklich bei. Aber, o Dio mio! Es waren Zwillinge! Verzweifelt riefte ich mir die Haare, denn schon für die übrigen Kinder hatte es uns an Nahrung gemangelt. Da gab mir Nicolò, Söhne meines Gedanken ein. „Der reiche Krämer wünscht sich Jahr und Tag an ihrer Seite und bekommt keines“, sagte ich zu meiner Frau. Die Nacht ist warm. Wenn ich ihm auch nur eines vor die Tür lege, ist uns schon bedeutend geholfen. Am meisten aber dem Kind selbst. So sehr dies Gintia auch einsah, wehrte sich doch die Mutter in ihr. Drimal war ich an der Stubantür, aber immer wieder rief sie mich zurück. Endlich trat ich meinen Gang an. Den schwersten Gang meines Lebens, Signore, glauben Sie mir. Die Straße war menschenleer. Auf den Zehenspitzen schlich ich durch den Ort zum Haus des reichen Krämers. Sie mußte mich allein durch einen kühle zärtlich noch einmal das schlafende Kindlein und wollte es auf die Schwelle legen. Aber im selben Augenblick öffnete sich die Haustür und der Krämer sprang heraus. „Also du bist es, Nicolò Cosenza“, wüßte er. „Kommt du wirklich noch einmal, du Satanskinder! Ich und Teufel, nimmst du nur die vielen Kinder!“ Und er schob mir ein zweites, ganz fremdes Kind in den Arm. „Sofort, bringst du beide beiden Bambini wieder heim, oder du sollst die Sterne kränzen sehen!“ Krach, schloß er die Tür wieder ins Schloß. Brennend heiß überkam mich die Scham und mit klopfendem Herzen riefte ich heim zu meinem Weib. Schluchzend lag sie auf ihrem Lager und begrüßte mich mit dem Blick der Verzweiflung. Als ihr Leid verwandelte sich in laute Freude, aber ich ihr unser Kindlein zurückreichte. Nur beim Anblick des fremden wurde sie mühsenstill und ihre Augen rundeten sich vor Erstaunen. „Nicolò“, sagte sie, „warum hast du mir nicht gesagt, daß es Drillinge sind!“

Der Stationsvorstand schwieg und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Und der Krämer?“ frag ich. „Es muß also vor ihnen schon einmal dort gewesen sein. Hat er niemand gesehen?“

„Der Krämer behauptet still und fest, es sei nicht sein Kind, doch hätte er es behalten, wenn ich

Winterfreuden

„W. Th. m. Schulz“



„Auf den Winter freu' ich mich!“ — „Nanu, sind Sie Skiläufer?“ — „J wo, Grogtrinker!“



„Robert, komm' schon, wir sind fertig!“ — „Ja, ich weiß, ich kann mich nur so schwer von den hübschen, hm, von den hübschen Hüten trennen!“

nicht noch ein zweitesmal gekommen wäre. Da habe er es mit der Angst zu tun bekommen. Dieser Hundsknochen! Nur durch die Vermittlung unseres Pfarrers, er ist ein liebenswürdiger Herr, blieb uns großer Ärger erspart.“

„Und Sie behalten es?“

„Lassen Sie mich mein Unglück beenden: In der Windel steckte ein Zettel „Ich heiße Sessastrina“. Aber beim Baden sind mir die Köpfchen und Popöchen durcheinander gekommen. Und weil wir nicht ein noch aus wissen, behalten wir alle drei.“

„Was meinte eigentlich der Pfarrer zu der ganzen Sache?“

„Er tobte furchtbar, der seelengute Herr, aber dann hat er alles als Fügung Gottes bezeichnet, denn der reiche Krämer habe ja bewiesen, daß auf ihn kein christlicher Verlaß sei. „Übernimm du die Patenstelle“, sagte er zu seiner Köchin und gab ihr ein reichliches Geschenk für uns. Zufällig heißt sie auch Sessastrina. Obwohl sie dieses Jahr mit der Gesundheit nicht ganz obenauf ist, besucht sie täglich meine Frau und weint vor Rüh-

zung. Eigentlich geht es uns jetzt viel besser wie früher, wenn nur das Eisenbahnministerium endlich auch ein bißchen Einsehen hätte. Als mein Großvater lebte, waren doch andere Zeiten.“

„Man weiß es nicht, Nicole Cosenza“, tröstete ich ihn, „das sind Redensarten.“

„Jetzt muß ein D-Zug kommen“, sagte er und stülpte die Kappe fester auf die Ohren.

Ein Mann, der seit zehn Minuten im Wartesaal saß, stand auf und kaufte sich eine Bahnsteigkarte. Auf der Straße, noch ziemlich weit von der Station, liefen einige Leute und ruderten aufgeregt mit den Händen in der Luft.

„Erreichen wir ihn noch“, riefen sie atemlos über den Zaun. „Nicht, daß es uns wieder geht wie heute morgen. Sonst bleiben wir diesmal gleich da und warten den nächsten ab.“

Pfeifend näherte sich der Zug. Die Station begann zu zittern. Die Luft zu brausen. Ein heftiger Windstoß und eine dicke Staubwolke zwangen die Augen zu schließen. Dann verlebte das Donnern in der Ferne und es war wieder still.

Man hörte jenseits des Bahndammes die Grillen zirpen.

„Es ist unmöglich, die Augen aufzuhalten, wenn der Zug vorbeifährt“, sagte einer. „Nie ist es möglich. Auch nicht bei Regenwetter. Es ist mir noch nie gelungen, ihn zu sehen.“

„Keinem war es je möglich“, antwortete ein altes Weiblein, „aber einmal wollte ich es doch noch versuchen.“

Und schweißsam starrten sie in die Ferne, wo sich das schimmernde Band der Geleise als winziges Pünktchen am Horizont verlor.

Nicole Cosenza beugte sich zu meinem Ohr:

„Haben Sie sich überzeugt, Signore!“ flüsterte er. Dann setzte er die Pfeife an den Mund und pfiff mit der ganzen Kraft seiner Lunge.

Eine Träne rollte ihm über die Backe. — — —

Sieben Stunden später passierte ich nochmals die kleine Station. Ich fuhr mit der Bahn zurück. Welt beugte ich mich zum Fenster hinaus. Aber eine Staubwolke raubte die Sicht. Und ich mußte die Augen schließen.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Fellstedt, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schaefer, München. — Der Simplissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverleger, Postanstalten, entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 45 Pfg., Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preiskarte Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III, V. 34. 1945. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sandberger Str. 85, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Im Schutze der Unfehlbarkeit

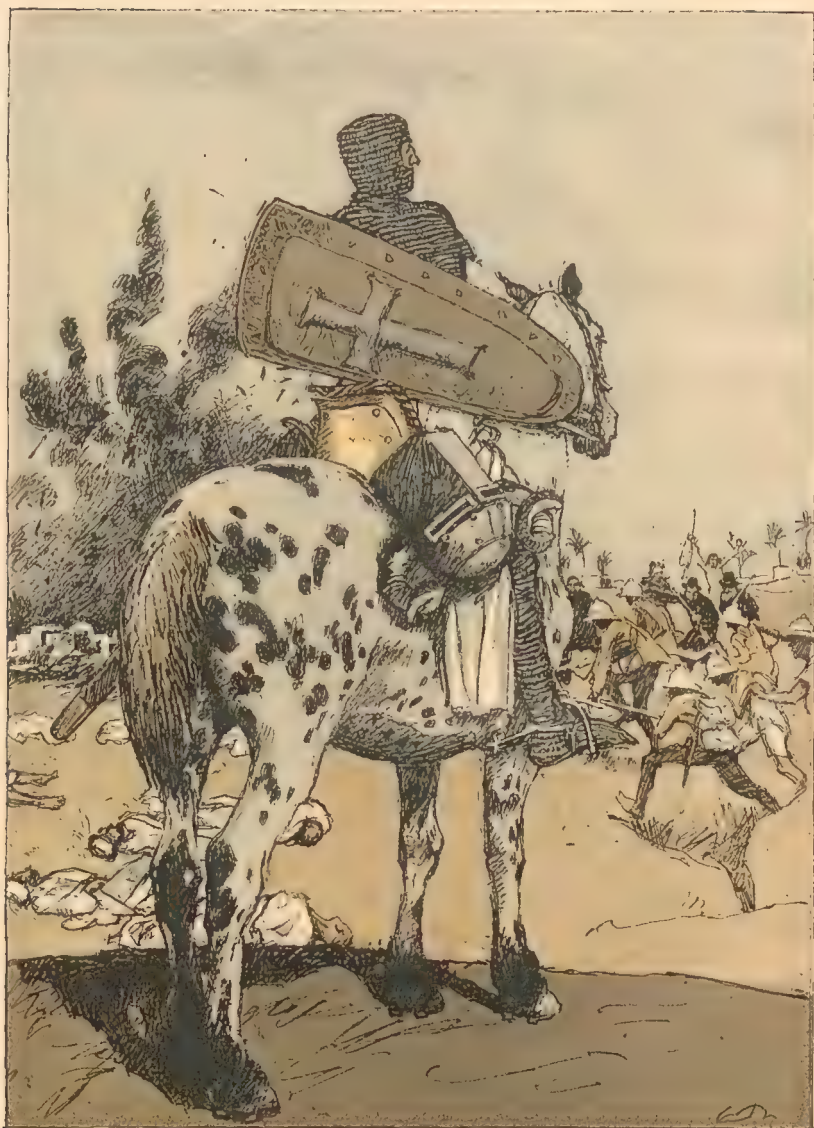
Karl Arnold



„Wir müssen auf der Hut sein, liebe Kinder, damit unsere besonderen internationalen Ideale nicht Schaden leiden.“

Der Kreuzritter vor Jerusalem

[F. Thöny]



„Merkwürdig, wie sich die Zeiten ändern. Damals haben wir das Heilige Land für die Christen erobert, und heute — — — “

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Kapital verpflichtet

(Karl Arnold)



„In der Loge lacht man nicht, Emil, das ist Sache der billigeren Plätze!“



Der Mensch wird schöner mit jedem Tag!

Nur ein paar Blumen

Von Walter Foltzick

Wenn ich Blume wäre, ich wüßte schon, wann ich blühen wollte. Im Mai, im Juni ist's keine Kunst, da blüht jeder Dreck, da kann Lehmanns Kutscher auch blühen, aber, sehen Sie, so im Dezember, da ist's eine Kunst, da füllt jede blühende Blume auf. In dieser Zeit ist man als Blüte Rarität, sozusagen Frühgemüse oder Spätlesse. Das Seltsame wird ja immer mehr geschätzt, und nur aus diesem Grunde sind Halbgoländer Hummern eine Kleinigkeit teurer als Bücklinge, nicht wegen des Geschmacks, wie Sie vielleicht geglaubt haben.

Jammerschade, daß ich keine Blume bin, meine Blütezeit wüßte ich genau. So muß ich mich darauf beschränken, zur Winterzeit Blumen zu kaufen, weil sie da am teuersten sind.

Man geht also in einen Blumenladen. Man sagt nicht etwa: „Fräulein, geben Sie mir das Schönste, was Sie auf den Fluren fanden, womit man gemeinhin seine Liebe schmückt.“ Nein, man sagt: „Ich hätte gerne ein paar Blumen“. Daraus erkennt das Fräulein, wenn es ein gebüßtes Fräulein ist, daß man keineswegs ein „Arrangement“ wünscht, in der Art, wie es Bühnenkünstlern bei Jubiläen angefahren wird, und vielleicht auch wieder ab-

gefahren. Nein, ein paar Blumen, der Aufmerksamkeit wegen, denn man hat sich darauf geeinigt, daß ein paar Blumen Aufmerksamkeit bedeuten. —

Mit dem Ausdruck „paar Blumen“ möchte man auch dem Fräulein diskret andeuten, daß man sich in den niedrigeren Lagen der Preisbildung bewegen möchte.

Das Fräulein fragt deshalb auch nicht, ob man Rosen oder Nelken oder Chrysanthemen oder Lilien wünsche, sondern es weist auf eine Vase hin und sagt „dreißig“, und auf eine andere und sagt: „fünfzig“, und wieder auf eine andere, und dabei kann sie schon eine Mark zwanzig und mehr sagen. Nun ist es unsere Aufgabe, herauszubekommen, ob sie Stengel oder Strauß meint. Meistens meint sie Stengel, ja sie kann sogar nur Blüte meinen, wenn es sich um etwas ganz Feines handelt. Dabei kommt es manchmal zu Verwechslungen, aber beim Zahlen klärt sich dann alles auf.

Sie und ich und auch die andern wählen meistens fünf Stengel. Sehen Sie, vier Stengel, das ist noch eine sehr leicht übersehbare Zahl, aber fünf, da hat man schon den Eindruck von einem ganzen Busch, fast hätte ich gesagt, von einem Arm voll Blumen. Bei fünfzehn fängt gewissermaßen das Übershütten mit Blüten an, bei fünfzehn beginnt das

Blütenmeer. Hab ich recht? Das Fräulein und Sie werden den Strauß in der Hand sozusagen funkeln lassen, ob er nach was aussieht. Und dann tut ja das Fräulein noch was Grünes dazu, was nichts kostet und den fünf Stengeln Fülle und Umfang verleiht.

Wenn das Ganze nachher in Papier gewickelt ist, dann ist es wirklich schon ein ganz unhandliches Paket geworden.

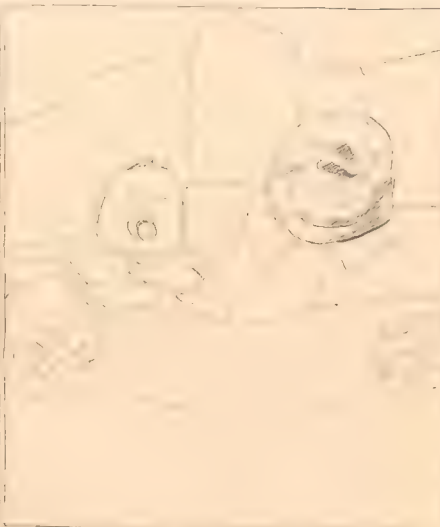
Nicht leicht ist die Behandlung der Blumen im Hause, wo wir sie abzuliefern gedenken. Man hat abgelegt, die Blumen liegen auf dem Garderobetischen, das Mädchen möchte uns hineinführen. Blumen überreicht man nicht eingewickelt, also auswickeln! Aber wohin mit dem Papier? Ich weiß, Sie werden das etwas feuchte Papier in die Hosentasche stecken und es später wieder als Taschentuch herausziehen. Nun kommt die Begrüßung und Überreichung an die Hausfrau. Es sind ja nur ein paar Blumen. Die Hausfrau ist übertrieben erfreut. „Nein, so entzückende Blumen, wie reizend haben Sie die wieder ausgesucht.“ Wollen wir, die Hausfrau reicht an den fünf Stengeln, als sei es etwas ganz Köstliches. Diese Blumen duften meistens gar nicht. Es kann sogar vorkommen, daß die Dame im Laufe des Abends noch öfter an den fünf Stengeln Aufmerksamkeit zu riechen versucht. Dann haben sie ihre Aufgabe erfüllt.

GROSSPAPA UND ENKELIN

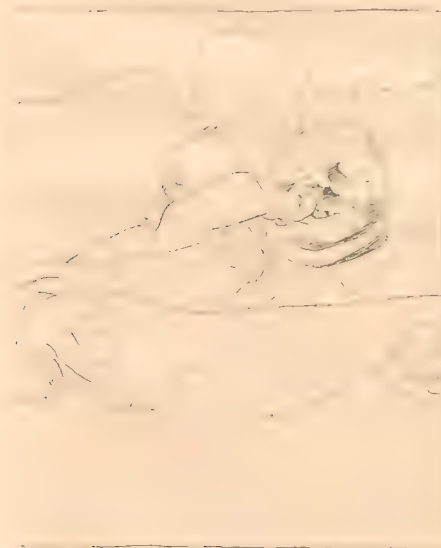
(O. Gulbransson)



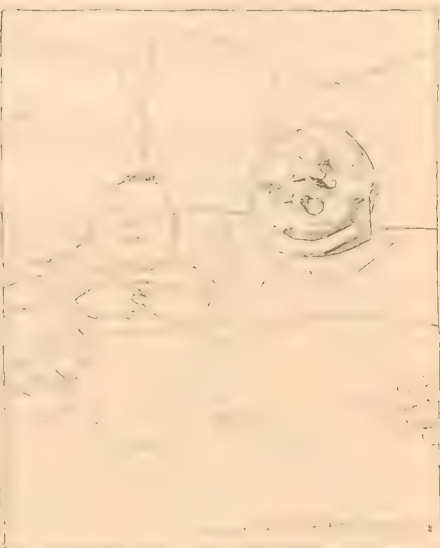
Wie gut hat's so ein Großpapa!
Ganz früh schon ist das Lieschen da.



Und alle beide, ihn und sie,
umfächelt Seelenharmonie.



Weshalb sie ihm, den sie so liebt,
großmütig ihren Schnuller gibt.



Bedarf es da noch vieler Worte?
Beglückt saugt er an der Importe.

O.



„Tieftraurig, daß sich Mussolini jetzt auch in Eheangelegenheiten einmischt. In dieser Frage sind doch nur wir Zölibatäre zuständig.“



„Was soll ich denn einnehmen, Herr Doktor?“

„Einnehmen? Es handelt sich jetzt nur ums Abführen, liebe Marianne!“

Muttersorge

Die Witwe Schwammerling in Gundelbach ernährte sich und ihren einzigen Buben Alois schlecht und recht durch das Sammeln der Schätze des Waldes und durch das Vermieten einiger Zimmer an Sommerfrischler. Die Hoffnung, auch einmal zu Wohlstand zu kommen, hatte Frau Schwammerling zeit ihres Lebens nie aufgegeben, spielte sie doch unentwegt ein Los in der Klassenlotterie. Einmal war nun doch der große Glückstag da: bare hunderttausend Mark waren der Glücklichen in den Schoß gefallen. Natürlich kamen die Nachbarinnen gratulieren und bei Kaffee und Kuchen wurden alle möglichen guten Ratschläge erteilt. Vor allen Dingen die Zukunft

des kleinen Alois wurde erörtert und dabei machte eine Nachbarin den Vorschlag: „Der Loisl muß studieren, wie die lustigen Fremden, die wo alle Jahre zu Eahna auf die Sommerfrisch'n keman; so reich wie die is der Bub nun auf alle Fälle.“ Anstatt einer Antwort an die Nachbarin schaute die Mutter ihren dabeistehenden Bub an und meinte: „Sell is wohl wahr, und, Loisl, studieren darist auf alle Fälle ah, aber a Fremder, na, a Fremder darist mir net werden.“

Mit Frauen

Die achtzehnjährige Emmerenzia hat ein reizendes Gesichterl. Dies fand auch der berühmte Maler Er ging daher zu Emmerenzias Mutter, um sie zu

bitten, Emmerenzia porträtieren zu dürfen. Die Mutter schüttelte entschlossen den Kopf: „Ihren Kopf wollen S' malen?“ sagte sie. „Daraus wird nichts, mein Lieber, wo sie selber schon ihr Leben einer Porträtsitzung verdankt.“

Rund um Dodo

Vor Gewittern fürchtet sich Dodo nicht mehr, seit Pe ihr erklärte, daß sie für viele Menschen ein Segen sind. Eines Nachmittags blitzt und kracht es. Dodo trippelt ans Fenster und späht in den finsternen Himmel. Durch die jagenden Wolken zickzackt plötzlich ein Blitz. „Grade hab' ich gesehen, wie der Donner gewinkt hat“, ruft Dodo

Grischa Zorkow macht ein Geschäft

VON REINHARD KOESTER

In allen Großstädten der Welt gibt es irgendwo in einer Nebenstraße kleine Läden, denen keiner von außen ansieht, daß sie unter Kennern einen beinahe internationalen Ruf genießen. Sei es, daß es sich um einen Londoner Schuh- oder Handschuhmacher handelt, bei dem man „Referenzen“ braucht, um vorgelassen zu werden, um eine Pariser Corsiellière, deren Namen dicke Damen auch ihren dicksten Freundinnen nicht verraten, oder auch nur um eine Fundgrube für Liebhaber erlesener leiblicher Genüsse. In Bukarest beispielsweise war das Teppichgeschäft von Grischa Zorkow mehr als stadtbekannt — aber nicht seiner Teppiche wegen, sondern weil er in einem Nebenraum den frischesten und köstlichsten grau-körnigen russischen Kaviar verkaufte, wie man ihn selbst in dieser weltfrohen Genießerstadt sonst nirgends fand. Darum bezahlte man gern ein paar hundert Lei mehr für das Pfund, denn Grischa Zorkows Störögen war ein Zungen- und Gaumenerlebnis! Herr Zorkow war also durchaus nicht erstau, als eines Tages ein Herr seinen Laden mit den Worten betrat: „Ich habe gehört, daß Sie den besten Kaviar haben!“

Grischa Zorkow hatte sich schon in seiner Jugend als Einkäufer für das Altliedergeschäft seines Vaters in Odessa eine gewisse Menschenkenntnis angeeignet und lernte den eleganten, trotz leichter Fettleibigkeit quicklebendig tänzelnden Herrn sofort auf einen Vertreter der leichten Musebühnen: Operette oder Unterhaltungsmusik. Und betriebs der Herkunft aus Südamerika. Folglich bei Bezahlung ein angenehmer Kunde. Großzügig ließ er den Fremden die drei Sorfen Kaviar, die er führte, kosten, und sah sich nicht enttäuscht, denn es entschloß sich rasch zum Kauf eines Pfundes vom besten, der Immerhin eintausendachtundacht Lei kostete. Freilich stellte er zur Bedingung, daß man ihm die Dose eisgekühlt ins Carlton-Hotel schicke, da er noch ein paar Besuche zu machen habe.

„O. K.“ sagte Zorkow dienstbeflissen und notierte eilf den Namen: Donato Jurez, Carlton-Hotel, Zimmer 213. Wobei ihm nicht entging, daß der Fremde die beiden Tausend-Lei-Scheine, die er zur Bezahlung hinlegte, einem dicken Bündel Banknoten entnahm.

Als der Käufer sich schon zur Tür wandte, wurde diese ungestüm aufgerissen und ein Zigeuner erschien im Laden, der heftig geschulten ausrief: „Was kostet Pfund vom besten Kaviar? Meine Frau hat mir Sohn geschenkt! Ein prächtiger Kind!“

Grischa Zorkow maß den Zigeuner nur mit einem eisig mißbilligenden Blick und wollte Herrn Jurez zur Tür geleiten, als dieser lächelnd abwinkte und neugierig stehen blieb. Darum gab er dem Zigeuner kurz den Bescheid, daß der beste acht-zehnhundert Lei koste und der billigste zwölfhundert. Die freudestrahlenden Augen des Zigeuners trübten sich, ein wüster rumanischer Fluch entglitt seinen Lippen und dann seufzte er: „Armer Liebling!“ Es stellte sich heraus, daß er nur neunhundert Lei besaß und trotzdem darauf bestand, ein Pfund vom allerbesten Kaviar zu haben: „So prächtiger Sohn! Stammhalter von Gipsy Morevo!“ Und plötzlich riß er mit wildem Griff die Geige hervor, die er in ein Tuch gewickelt unter dem Arm trug und kochte: „Nehmen Sie Geige als Pfand! Ich bezahle Rest Ibbarmorgen!“ Herr Zorkow schüttelte mit nachsicht-

gem Lächeln den Kopf. „Gutter Instrument!“ be-tauerte der Zigeuner. „Von Urgroßvater! Ganz großer Instrument!“ Und schon hatte er die Geige unter Kinn geklemmt — „Hörten Sie!“ — und intonierte die Ungarische Rhapsodie von Brahms Jurez war stehen geblieben, nickte beifällig und meinte: „Donnerwetter, was die Kerle aus so einem Ding herausholen! Aber ein Pfund Kaviar ist es sicherlich wert!“

Als der Zigeuner sah, daß er gewonnenes Spiel hatte, brach er das Spiel mit einem schrillen Doppelgriff ab und hielt Zorkow die Geige hin: „Da! Und hier neunhundert Lei! Rest Ibbarmorgen!“ Gierig griff er nach der runden Porzellandose, die Zorkow ihm reichte und lief hinaus: „Gut aufgehoben! Sehr gut! Instrument. Ibbarmorgen!“ Jurez sah ihm kopfschüttelnd nach: „Nicht einmal eine Quittung verlangt der Bursch! Oder kennt er Sie gut?“ Und als Zorkow sagte, daß er ihn zum erstenmal gesehen habe, bat Jurez, er möge ihm die Geige doch einmal sehen lassen. Tiefbrenn, beinahe schwarz war sie, und glanzlos vor Schmutz. Jurez schützte das Kinn mit einem seidnen Taschentuch und tat ein paar Striche. Ein paar Striche und noch ein paar Striche, ein paar Doppelgriffe und noch ein paar Doppelgriffe, und dann ließ er einen leise perlenden Lauf auktlingen bis zu einem scharf-erstickenden Flageolet-Ton. Seine blanken Augen verschwammen in träumerischer Hingebung. Und plötzlich riß er das Instrument herunter und starrte, es dicht vor Augen haltend, in den Resonanzboden. Dann sah er Zorkow an. Er war bleich geworden und zitterte.

„Die muß ich haben!“ kochte er. „Diese Geige müssen Sie mir verschaffen! Es soll ihr Schaden nicht sein! Glauben Sie, daß Sie sie dem Burschen abkaufen können?“

Grischa Zorkow liebte Geschäfte, die nicht sein Schaden sein konnten. Sein Gesicht spannte sich. „Die Kerle wissen genau, was ihr Instrument wert ist!“ meinte er bedenklich. „Als Pfand geben sie es im Freudenrausch vertrauensselig hin, aber

verkaufen —? Wenn er das Ding wirklich von seinem Urgroßvater geerbt hat, verkauft er eher seiner Seele Seligkeit!“

„Und wie hoch schätzt die ein Zigeuner ein? Verkaufen er sie für zweihunderttausend Lei?“ Jurez' Hände liebkosten das schmutzige Instrument, während er die flackernden Augen zu Zorkow gleiten ließ. „Wenn ich also zweihundert-tausendtausend biete?“

Es fiel Zorkow schwer, weltmännisch gleichgültig zu lächeln. „Ich sagte schon: die Kerle kennen den Wert!“ Jurez zeigte mit zynischem Lachen sein Gebiß. „Nein, das ist unmöglich. Den Wert dieser Geige kenne nur ich — und ein paar Leute außer mir. Ein Stradivarius-Schüler, der nur kurze Zeit in Saragossa selbständig gearbeitet hat, hat sie gebaut. Er starb früh und hinterließ nur wenige Instrumente. Auch ich habe nur durch Zufall von der Existenz dieses Meisters erfahren, als ich vor drei Jahren in Madrid konzertierte: der Erste Geiger der Oper besaß solch eine Geige. Sie hat keinen Handelswert, den man kennen kann. Aber vielleicht zahlt man in zwanzig Jahren ein paar Millionen Lei dafür! Wollen Sie den Handel für mich übernehmen? Ich kann nicht mit dem Zigeuner verhandeln, denn wenn er markt, wer ich bin, treibt er den Preis ins Ungemessene!“ Er gab Zorkow seine Karte. Konzertmeister Fernando Jurez, Santiago, stand darauf. „Ibbarmorgen nachmittags reise ich ab. Wenn ich von Ihnen die Geige rechtmäßig erwerben kann, bezahle ich zweihundertfünfzig-tausend Lei dafür. Aber Sie müßten mich spätestens um zwei Uhr anrufen, weil die Banken um drei Uhr schließen. Zu welchem Preis Sie die Geige erwerben, ist mir gleichgültig. Einverstanden?“

„Ich werde versuchen, ob ich etwas für Sie erreichen kann“, sagte Zorkow. Jurez ging. Grischa Zorkow verlebte einen bösen Tag zwischen zwei schlaflosen Nächten. Als er einmal frühmorgens eingeknickt war, hatte er den seltsamen Traum, daß es ihm glückte, sich zwei hübsch-ähnliche Kopien der Geige zu beschaffen, von denen er eine dem Zigeuner gab, während die andere an Jurez für eine Million Lei verkaufte. Und das Original erreichte einen so schwindelnd hohen Preis, daß er darüber erwachte.

Die Morgenstunden des dritten Tages waren die qualvollsten. Als es zwölf Uhr war, rief er einen befreundeten Rechtsanwalt an und erkundigte sich, ob er die Geige als sein Eigentum betrachten könne, falls der Zigeuner den festgelegten Termin „Ibbarmorgen“ nicht einhielt. Aber während er noch sprach, sah er den Zigeuner eintreten, der triumphierend ein Bündel Hundert-Lei-Scheine schwenkte.

Nur wer den Balkan kennt, dieses Vorland des handelsstüchigen Orients und sein böser Schüler, der den Lehrer oft übertrifft, kann sich eine Vorstellung machen von dem mit zaghaft tastenden Erkundungsgängen beginnenden und immer hitziger aufschwellenden Wortgefecht, das sich nun zwischen Zorkow und dem Zigeuner entspannt! Sein todkrankes Sohn, begann Zorkow, habe die Geige zufällig in die Hand bekommen und ihn gebeten, sie ihm zum Geschenk zu machen. Der Zigeuner aber schwur tausend Eide, daß er lieber seinen Sohn und die Mutter seines Sohnes töten werde, als seinen einzigen Schatz auf Erden weggeben. Immer hoher schwirten die Zahlen,

Behütete Wandlung

Von Dr. Schiller

Wenn ich wandre durch die Nacht,
habe treulich aus der Ferne
alle die gedulbigen Sterne
auf mich acht.

Baum an Baum am Straßenrand
gibt die Weisung leise weiter:
Seid dem fremden Mann Geleiter
übers Land.

Von der Heimat Schritt um Schritt
gehn durchs ferne Nachtgelände
gute Wünsche ohne Ende
mit mir mit.

Ich bin nirgendwo allein.
Alle Dinge tief verbunden,
Freund in dunklen Wandersunden
mit zu sein.

das Zimmer schien erfüllt mit flatternden Geldscheinen, die sich wie Heuschreckenschwärme über die Handelnden niedersenkten. Als der Zigeuner auch bei dem Gebot von hundertzwanzigtausend Lei harträchtig blieb, legte Zorkow eine Kampfpause ein und rief heimlich Juarez ein Carlton-Hotel an. Es war ein Uhr. Juarez mußte aus dem Speisesaal geholt werden und schien unwillig über die Störung. „Zweihunderttausend habe ich dem Gauner schon geboten“, log Zorkow, „die Sache hat also für mich kein Interesse mehr, falls Sie Ihr Angebot nicht wesentlich erhöhen. Segen wir auf vierhunderttausend...“ Einen Augenblick war es still. „Nein“, klang es dann kühl und entschieden, „soviel ist mir die Geige nicht wert. Wenn Sie mir das Instrument mit fertig ausgeschriebenen Kaufvertrag bis zwei Uhr hierher bringen, bezahle ich dreihundert-

tausend. Mehr nicht. Und wohlgeachtet nur, wenn Sie bis zwei Uhr hier sind.“ Als Zorkow in den Laden zurückkehrte, sah er, daß der Zigeuner mit verglasten Augen daselbst und abgekämpft war. Aber er hielt die Geige untrennbar am Arm wie eine Mutter ihr Kind, das man ihr rauben will. Bei dem endgültig allerletzten Angebot von einhundertvierzigtausend Lei — es war genau das siebenunddreißigste allerletzte Gebot — versagte seine Widerstandskraft, zumal Zorkow nach heimatlicher Gewohnheit die gebotene Summe in Tausend-Lei-Scheinen vor seinen Augen aufhäufte. Mit unterdrücktem Schluchzen verlangte er eine schriftliche Bestätigung des Verkaufes, die Zorkow rasch ausstellte, da „sonst Polizei packt armes Zigeuner, wenn es findet bei ihm soviel Geld.“ Kurz nach halb zwei bestieg Zorkow eine Taxe

und landete zehn Minuten später vor dem Carlton-Hotel. Konzertmeister Fernando Juarez sei ausgegangen, hieß es, werde aber vor zwei Uhr noch einmal zurückkehren. Leider bewahrheitete sich das nicht, und als man später den zurückgelassenen Handkoffer öffnete, fand man darin nur zwei sorgfältig in Zeitungspapier eingewickelte Ziegelsteine. Zorkow wußte, daß er auch den Zigeuner nicht wiedersehen würde, der außerdem einen gültigen Kaufvertrag besaß... Als er die Geige auf dem Heimweg spaßeshalber taxieren ließ, nannte man ihm den Preis für ein Viertelpfund vom billigsten Kaviar. Darum ging er still und in sich gekniet nach Hause, malte mit noch zitternder Hand vier Schilder „Fischer Fang!“ stellte sie neben die Kaviarfässer und erhöhte dementsprechend die Preise.



Es gibt zwei GRUNDSÄTZLICH VERSCHIEDENE HAUTTYPEN. Sie bedingen in ihrer Zusammensetzung GRUNDSÄTZLICH VERSCHIEDENE RASIERCREMES.

ZU WELCHER HAUTGRUPPE GEHÖREN SIE?

Seit langem ist es der Wissenschaft bekannt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Hauttypen gibt: den Typ der fettigen Haut mit normaler oder übernormaler Funktion der Hauttalgdrüsen und den Typ der trockenen Haut mit unternormaler Funktion dieser Drüsen. Diese beiden grundsätzlich verschiedenen Hauttypen bedingen den Gebrauch einer in ihrer Zusammensetzung grundsätzlich verschiedenen Rasiercreme.

MÄNNER DER GRUPPE A, also Männer mit normaler oder überfettiger Haut, benötigen eine seifenhaltige Rasiercreme.

Denn der auf Haut und Haar lagernde Fettschlamm muß durch die Seifenwirkung gelöst werden, bevor der Rasierbein nach dem Barthaar selbst erweichen und schnittrief machen kann. Für Sie ist unsere hervorragende, hautschonende Kaloderma-Rasiercreme wie geschaffen — das Beste, was unsere langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete herstellen kann. Tausende von Männern bestätigen es uns: sie liebt die auf Haut und Haar lagernde Fettschicht, erweicht das Barthaar in wenigen Sekunden, richtet es auf, so daß die Klinge an der Wurzel „faßt“ und leicht als feine Gleitschicht zwischen Messer und Haut. Sie ist mild und hautpflegend und hinterläßt auch bei der empfindlich-

sten Haut kein Brennen und Spannen. Das beste, schnellste und schonendste Rasiermittel, das wir für diese Hautgruppe herstellen können.

MÄNNER DER GRUPPE B dagegen brauchen eine Rasiercreme, die das Haar erweicht, aber zu gleicher Zeit das natürliche Hautfett schon und die Tätigkeit der Hauttalgdrüsen unterstützt.

Denn Gruppe B braucht die fettlösende Wirkung einer stark seifenhaltigen Rasiercreme nicht. Im Gegenteil, eine solche Rasiercreme macht Ihre Haut immer noch spröder und trockener. Männer der Gruppe B: Ihnen bringen wir jetzt ein besseres, leichteres und schonenderes Rasieren mit unserem speziell für Ihre Hautgruppe geschaffenen Kaloderma-Eurasit. Ohne Rasierpinsel, rasch und sauber. Eine Rasiercreme, die Ihr Barthaar in wenigen Sekunden erweicht, ohne Ihr Haut Fett zu entziehen. Eine Rasiercreme, die die Tätigkeit der Fettdrüsen unterstützt und die Ihre Haut pflegt, wie eine Gesichtsercreme.

Je nachdem, zu welcher Hautgruppe Sie gehören, werden Sie sich entweder mit Kaloderma-Rasiercreme oder mit Kaloderma-Eurasit unvergleichlich besser, schneller und leichter rasieren. Es ist daher von größter Wichtigkeit für Sie, zu wissen, welcher Hautgruppe Sie angehören.

FÜR FETTIGE HAUT
**KALODERMA
RASIERCREME**
TUBEN RM. -45 U. 1.-

FÜR TROCKENE HAUT
**KALODERMA
EURASIT**
TUBEN RM. -45 U. 1.-



Aber nicht immer sieht man es der Haut ohne weiteres an, zu welcher Gruppe sie gehört. Erst der vergleichende Gebrauch unserer beiden spezifischen Rasiercremes wird Ihnen zeigen, welche für Sie die geeignetste ist. Wir machen Ihnen deshalb ein besonderes Angebot. Schneiden Sie untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn ausgefüllt an unsere Adresse ein. Sie erhalten dann ein Probekästchen mit je einer kleinen Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit Spezial-Rasiercreme. Tun Sie es noch heute. Jeder Tag, den Sie versäumen, wird Ihnen leid tun. Normalpackungen Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

GUTSCHEIN

Schneiden Sie mit großer scharfer Packerung aus und senden Sie an: Dr. F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Albertstr. 15. Dieser Gutschein lohnt Gültigkeit innerhalb Deutschlands bis zum 1. April 1929.

NAMEN: _____
ANSCHRIFT: _____

Beim Ausfüllen und Einreichen an: F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Albertstr. 15. Dieser Gutschein lohnt Gültigkeit innerhalb Deutschlands bis zum 1. April 1929.

F-WOLFF & SOHN-KARLSRUHE

Die Radfahrerin



„Das wird unsereins nie begreifen, daß die Frauen gegen Kälte von unten so abgehärtet sind!“

Von der Reise zurück

Von Edmund Bickel

„So, so, in Schweden sind Sie also gewesen?“ sagt mein Friseur mißtraulich. „Hat's Ihnen da vielleicht besser gefallen?“

„Doch, es war wirklich schön in Schweden. Das Land ist schön, die Menschen freundlich und nett und ich bin recht gern dort gewesen. Das Essen ist auch gut, aber süße Blutwurst ist Geschmackssache. Ich habe sie nicht gemocht.“

„Süße Blutwurst?“ sagt er. „gibt's ja nicht!“ „Ja, gibt es aber doch!“ antworte ich bestimmt. „wird viel und gern gegessen.“ Ist nämlich wirklich wahr.

„Na ja, mir können Sie ja so etwas erzählen“, gibt er zurück. „Ich muß es ja glauben.“ Das ist jetzt die Sprache der vom Schicksal Benachteiligten. Sie haben nie süße Blutwurst zu kosten bekommen. Und ärgern sich darüber. Weil es das nicht gibt.

„Lachhalt“, denke ich mir, „wie ein Lügner sitzt man da, nur weil der Kerl schlecht aufgelegt ist. Ich gehe aber das nächste Mal doch zu einem anderen Friseur. Das ist mir jetzt doch zu dumm. Andere Friseure können genau so gut rasieren und Haarschneiden wie der da. Vielleicht viel besser.“ Und nehme mir vor, ihn zu ärgern, aus Gemeinheit.

„Ja, und was sagen Sie dazu, daß ich mich jeden Tag von einem bildhübschen blonden Schwedenmädels rasieren lassen?“

Das sitzt. Er bekommt rote Ohren!

„Da glaub' ich Ihnen lieber noch die süße Blutwurst!“ antwortet er mit mißsammer Beherrschung. Nur gut, daß noch ein Kunde da ist.

„Brauchen Sie ja nicht“, bohre ich weiter in der seelischen Friseurwunde, „aber rasiert hat dieser nette Fratz — achtehn Jahre war er erst —, daß man kaum gemerkt hat, was geschieht! Ist ja ganz klar, so eine weiche Hand von einer Frau, noch fest Kind, muß ja vortäuschen sein“, berichte ich in einem Zug; denn jetzt habe ich seine Achillesferse ins Schwarze getroffen.

„Da haben Sie sicher recht“, hilft mir der andere Kunde dazu. „Ich lehre im nächsten Sommer gleich auch nach Schweden!“

Friseure sollen sich in unzurechnungsfähigen Wutzuständen schon vergessen haben, erinnere ich mich. Er fühlt es selbst, daß nicht mehr viel fehlt. So lenkt er ab:

„Hat Ihnen die vielleicht auch die Haare geschnitten?“ erkundigt er sich, auf eine Verneinung von mir wartend. „Ja, freilich hat sie das, genau so gut.“

Jetzt hat er Oberwasser: „Wenn Sie das gut nennen, wie schneide ich Ihnen dann die Haare?“ Das hat er geschickt gemacht. Ich habe den Angriff von der Flanke übersehen. Macht nichts. „Finden Sie, sie sind nicht sauber geschnitten?“ frage ich ihn unsicher.

„Wenn ich einen Lehrlingen hätte, der so etwas macht, dann wäre der die längste Zeit bei mir gewesen. So schneidet nur jemand die Haare, der überhaupt kein Talent dazu hat.“

„Hm“, grunze ich.

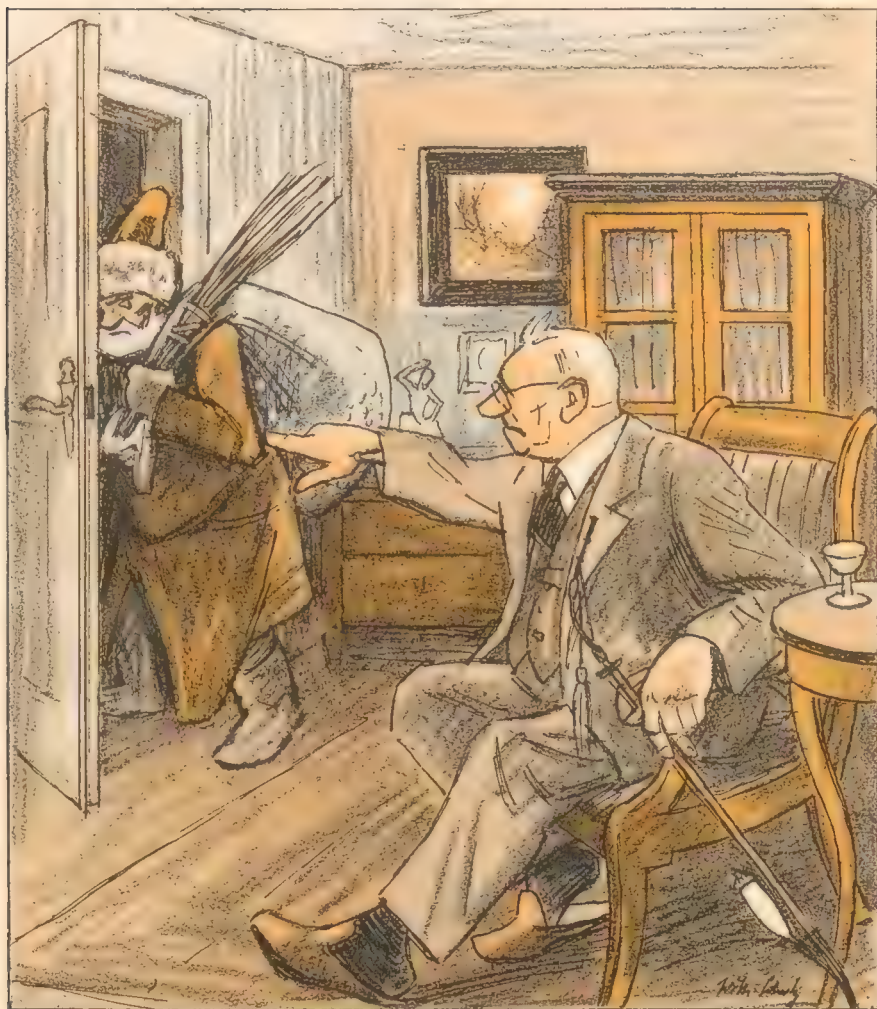
Wir sind gleich fertig, er ist besserer Laune, weil er einen, wenn auch schwer erkämpften Sieg errungen hat. So etwas freut einen Friseur.

„So, und jetzt will ich Ihnen etwas sagen“, leite ich ein, mit dem Hut in der Hand, „erstens gibt es natürlich keine süße Blutwurst in Schweden, und zweitens sind die Friseure da oben genau so Männer und keine süßen Blondinen wie hier, und drittens können sie auch nicht Haare schneiden. Die Haare hat mir ein schwedischer Kollege von Ihnen geschnitten!“

Das ist immerhin ein ganz kleiner Geländegewinn und eine ganz ordentliche Parade gewesen. Es fragt sich nur, was mir mein Friseur erzählt, wenn er beispielsweise von dem Kunden erfährt, daß ich die Wehrheit auf der ganzen Linie zurückgenommen habe.

Sie konnte ausgezeichnet rasieren, so gut Haare schneiden wie der fidele Kerl hier, hatte graue Augen, archiblonde Haare, blickschöne Zähne und einen süßen Mund. Das alles kann mein Friseur nicht aufweisen.

Und dennoch habe ich Ingrid schmählich verraten. Aber man wechselt eben nicht gern den Friseur. Das habe ich Ingrid am letzten Tag gesagt, ihm natürlich nicht.



Das Jahr senkt seine Lider.
Ich hocke still zuhause
und prüfe für und wider
des heiligen Nikolaus.

Im Hinblick auf die Nisse
stellt sich die Meinung ein:
ich möge, ja ich müsse
da wohl enthaltsam sein.

Dass andererseits der Gute
mein Selbstgefühl verletzt
vermittels seiner Rute,
wird auch nicht sehr geschätzt.

Weil also zwischen Hoffen
und Sein ein Zwiespalt klafft,
erklär' ich ihn ganz offen
hiermit für abgeschafft.

Katolöskfr

LIEBER SIMPLICISSIMUS

In einer südlichen Gegend Berlins gibt es eine Fichtestraße. Auf beiden Seiten mit Laubbäumen bestanden, breitet am Ende der Straße eine Linde ihre herbstlichen Äste aus. In ihrem Schatten ein einfaches Bierlokal mit der freundlichen Aufschrift: Restaurant zur letzten Fichte.

In der Hauptstadt eines benachbarten Staates befindet sich in einer Vorstadtgasse unter anderem ein Aftkleidergeschäft. Im Hintergrund des Ladens hängt ein Plakat folgenden Inhalts:

Wir bezahlen:

Für gedragene Kleider von lebende Leute von 30 L. an
Für gedragene Kleider von Im Bett verstorbene Leute von 20 L. an

Für gedragene Kleider von unglücklich umgekommene Leute von 10 L. an
Eine geerte Kunschaft wird aufmergsam gemacht,
das bel Leute, wo unter eine Tramban oder Auto
gekommen sind die Firma nur 5 L. bezahlt, bel Leute,
wo unter eine Eisenban gekommen sind aber gar
nichts weil das Zeug zu zerisen ist.



In Prag war eine moderne Kunstausstellung eröffnet worden, in der vornehmlich die Werke der jüngsten Bildhauer gezeigt wurden. Als Frau Kommerzienrat durch die weißgetünchten Hallen schritt, blieb sie plötzlich verduzt vor einem lebensgroßen Herkulesstorso stehen und schrie leise auf: „Jessas, mein Bridgepartner!“

Der Ehemann Marcel war mit seiner jungen Ehefrau Gertrude in einem Hotel abgestiegen. Und da er am Abend einen einsamen Spaziergang machte, nützte die junge Frau die leichte Gelegenheit, eine Jugendliebe aufzuwärmen und ihn in ihr Zimmer einzulassen. Sie hatte jedoch die Rechnung ohne ihren Gatten gemacht, der ihr einen Strich durch die Rechnung machte. Bevor noch ein Scheidungsgrund vorlag, klopfte der Ehemann an die Tür. Hastig flüchtete der Liebhaber. Der Ehemann warf die Tür auf und der Ehemann umarmte seine Frau, der Ehemann zog sich aus, stieg ins Bett und schlief den Schlaf des Gerechten. Den Schlaf des Ungerechten verbrachte der Mann unter dem Bett.

Als der Morgen erwachte und die Sonne schon hoch am Himmel stand, läutete der Ehemann nach dem Frühstück. Der Kellner kam.

„Ja. Meiner Frau bringen Sie Schokolade, mir Kaffee und zwei weiche Eier und“, dabei beugte er sich weit über die Bettkante, „und was wünschen Sie da unten zum Frühstück, mein Herr?“

Deine Wahl nur **9.13.18.9**
Sonnal - NICHTA
 Flächen vernichtet, daher vor Frost geschützt!
 SONNAL-GOLD
 HANDBEZUG
 4/28
 0,10 mm

Kraft Tabletten für Männer wirken. Hormonpräp m. Leclithin aufweisen. schaff. Grundl. gegen sex. Schwäche nerv. Erschöpfung, Alterserschläpfung. 100 Tabl. M 4, 50 Tabl. M 50. Indipol- u. Pharm. Werke. Nachnahme durch A. Andersson, Hamburg 511. Fach 1071

Billige aber gute Uhren

in Garantie. Ne 3 Finger, schwarz, silber gepulst. 34 Stunden. **1.90**

Ne 4 Versilbert Ovale, schwarz. Rander. M 2.30 Ne 5 Dessor Work,

[illegible]

der, einst. Monogramm M 110
N. 614, 30. Nr. 2001. Stegeling, mo-
derne Form 1. 40. Fran-
cing, Double. M. - 80
Double-King mit Smid.
M. - 80. — Als Hinge Papierstich einseit.
Vers. geg. Nach. Jahresschein 3000 Uhren, 1000 Hinge
Katalog mit an. 600 Bildern gratis

Fritz Heinecke
Braunschweig Abt. A9

Ratgeber **Haar- u. Haut** **krankheiten**
für **Geheilte** **Rosemann**
Kosmetik u. Umwelt. 1. Auflage 1987
Lübeck 64

Der Gesamtauflage dieser Ausgabe liegt ein Prospekt „Gute Fahrt — Gute Reise“ der Deutschen Reichsbahn bei.

Hecken und Streichen. Das Buch der natürlichen Körperungen von Christian Giltnerborn. Fort mit Musik-Platt und Gravirbildbeiwerten. Fort mit Musikrheumatisches Ischia, Verdauungs- und Kreislaufstörungen und den Beschwerden der Frau! Fort mit Fettleib und Hängebauch, fort mit falscher schädlicher Ernährung, fort mit der schlechten Körperhaltung, fort mit den Kindern. Richtige Nachbehandlung von Unfällen und Lähmungen, Erhaltung und Wiedergewinnung der normalen Organfunktionen durch natürliche Körperungen — das ist der Sinn dieses Buches. 144 Bilder. 144. Verlag Knorr & Hirth München. RM. 4.70.

[illegible]

Bedenken

(K. Heiligenstadt)



„Ich läute besser doch nicht! Da er uns beide eingeladen hat,
ist er entweder ganz doof oder verheiratet!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sein Geschmack

(K. Hailigenstadt)



„Und sagen Sie, Fräulein, welche Krawatte würden Sie für meinen Mann wählen?“ — „Ja — so genau kenn' ich den Herrn Gemahl noch nicht.“



„Siehst du, Lothar, wiederum ein Beispiel, daß es Treue bis zum Tod gibt!“ — „Ja, ja, dem Film verzeiht man solche Übertreibungen!“

MEINE SAMMLUNG

VON WALTER FOITZICK

Ich lege sie immer in eine Schachtel. Es müssen schon viele Schachteln voll von ihnen sein. Eine steht in meinem Badezimmer, eine andere liegt in meinem Nachtkästchen, wieder eine andere habe ich neulich in der Schreibtischschublade gefunden, und die übrigen werden sicher auch irgendwo sein. Sie stehen mit mir um, ich bringe sie von meinen Reisen mit heim und sie werden eines Tages bestimmt einen wesentlichen Teil meines Nachlasses bilden.

Ich bin gespannt, was meine Erben mit ihnen anfangen werden. Sehr erfreut werden sie ganz sicher nicht sein. Sie sind eigentlich das einzige, was ich konsequent sammle, nicht Briefmarken, nicht Tizians, nicht Aktienpakete, nicht erste Liebesbriefe und nicht letzte, von den Zwischenlagen ganz zu schweigen, nicht Telefonrechnungen, nein,

sondern gebrauchte Rasierklingen. Diese also habe ich sorgfältig in Schachteln auf, und von ihnen sprech ich oben.

Ich interessiere mich gar nicht für gebrauchte Rasierklingen, aber diese Sammlung gibt ein lückenloses Bild meiner Rasierfertigkeit von — fast hätte ich gesagt von der Wiege — nein von dem Tage an, da der Mann und der Bart in mir erwachte, bis zur heutigen Stunde. Ich habe sie nicht etwa aus kulturhistorischem Interesse auf, ich weiß halt nur nicht, wo ich mit ihnen hin soll. Zum Rasieren sind sie zu stumpf geworden, man könnte sie aber noch zum Zigarrenabschneiden benutzen, zum Entfernen von Algen von Aquarienvänden, zum Spitzen von Bleistiften, aber was dann mit ihnen? Dann sind sie nämlich noch immer recht scharf.

Es mag Leute geben, die sich nicht schäuen, sie in die Abfalltonne zu werfen, dort wo die Konservendbüchsen ihrer Auferstehung harren. Aber sehen Sie, dazu habe ich eine zu lebhaftes Phan-

tasie. Ich stelle mir immer vor, daß jemand doch einmal durch eine Abfalltonne mit nackten Füßen ginge. Es könnte ja schließlich vorkommen; bei dem Gedanken graust es mir.

Und doch bin ich überzeugt, daß alte Rasierklingen irgendwo dringend gebraucht werden, z. B. in Indien bei irgendwelchen Fakiren, die sich's auf den Schnellen behaglich machen wollen und für die solche Rasierklingen geradezu ein Gegenstand des täglichen Bedarfs sind. Aber zu diesen Fakirkreisen habe ich fast gar keine Beziehungen. So sammeln sich die gebrauchten Klingen bei mir an. Man könnte sie auf Mauern anbringen lassen, an Stelle der spitzen Glassplitter, um damit Diebe fernzuhalten, aber ich habe nichts zu ummauern. Wenn ich mir's recht überlege, müßte man eigentlich eine kleine Maschine erfinden, um mit ihr Rasierklingen restlos stumpf zu machen. Vielleicht sind meine Überlegungen vollkommen müßig, denn womöglich gibt es schon ein Amt für gebrauchte Rasierklingen.

Mrs. Britannia, die Gouvernante

(Karl Arnold)



„Warum bringen Sie mir wieder Nachrichten aus Palästina? Wenn ich mich moralisch entrüsten will, brauche ich Berichte aus Deutschland!“

Grenzübertritt

(E. Thöny)



„Bedaure sehr, jüdische Ausländer dürfen nicht einreisen!“ — „Was woll’n
Se, Herr Soldat, in einem halben Jahr bin ich ä christlicher Inländer!“

SEIN GROSSER ABEND

VON GERT FALLER

Heute sollte es schön werden.

Pullmann zog sich sorgfältig an, ein dunkler Anzug, die letzten gekauften Krawatte. Er fand, er hatte es verdient, nach diesen schweren Arbeitswochen, in denen er nicht Zeit gehabt hatte, zwischendurch einmal aufzublicken.

„Man muß die Enden finden können, das ist die ganze Lebenskunst“, hatte er sich aber zu letzt gesagt, war ans Telefon gegangen und hatte sich für heute zu einem ausgiebigen Bummelabend mit Charlotte verabredet, die sich nur noch Karolli nennen lassen wollte.

Er war so froh, daß er mit fast wiegendem Gang zu ihr herankam und sie begrüßte. „Hast du dich gut ausgeschlafen? Wir wollen tun, als ob uns die Welt gehörte“, rief er und dann gingen sie in eine Bar und Pullmann legte dem Kellner einen Aschenbecher auf den Kopf, weil er ihm im Wege stand. Der Kellner lachte. Sie lachten alle.

Charlotte war die erste, die aushaute und von etwas anderem zu sprechen begann. Sie erzählte vom Tennisturnier, bestellte sich Salzmandeln und fragte Pullmann, ob er fände, daß ihr grünes Kleid vielleicht um zwei Zentimeter verlängert werden müßte.

„Unsternisch dich nicht“, sagte er, griff nach ihren Händen und sah ihre Bäume unter dem Tisch an. Dann wendete er sich an den Kellner: „Wann beginnt die Kapelle?“

In einer halben Stunde sollte der Tanz beginnen. Charlotte fragte drohlich: „Du langweilst dich doch nicht?“

„Nein“, erwiderte er gedehnt, „Ich könnte nur inzwischen noch mal zu Hause anrufen. Es liegt da ein eiliger Brief, verstehst du...“

Charlotte protestierte. „Ausgeschlossen. Das Männer doch niemals aufhören können zu arbeiten!“ Sie hatte recht. Er liebte. Sie tranken Wein und tanzten.

„Eine ausgezeichnete Musik machen die“, sagte er, Charlotte im Arm, „wirklich ausgezeichnet.“

„Wie gewunden du dich manchmal ausdrückst!“ Sie lehnte vor Vergnügen ihren Kopf an seine Schulter. Er fand, daß ihr Haar noch Zimt roch.

Er zitierte ganz und versuchte, einen schnelleren Zwischenakt in seinen Tanzrhythmus zu legen, was ihm erst kurz vor Schluss des Tanzes gelang.

„Ich habe je den Wechsel noch in meiner Tasche“, überlegte er eilig zwischendurch, während sie sich wieder setzten und er ihre Fingerspitzen festhielt. „Habe ich ihn eigentlich wirklich in der Tasche?“

Ja, er hatte ihn. Er zog ihn ganz nebenbei hervor, zeigte ihn, zusammengefaßt, Charlotte. „Ein Wechsel. Hoffentlich kann der Mann ihn in vier Wochen noch einlösen. Willst du ihn nicht für ihn bezahlen?“ Das sollte ein Witz sein.

Er steckte den Wechsel wieder ein und protestierte ihr zu. Es wurde ein langes Seitenblicken. Er kam mit seinem Kopf sehr nahe an ihr Gesicht, obwohl der Tisch dazwischen war. Dann tanzten sie wieder und er horchte angestrengt auf die Kapelle, ob sie nicht jetzt vielleicht etwas munterer werden könnte, etwas rascher, etwas lauter vielleicht auch; er wollte ja mitgerissen werden, er wollte ja schweben, für sich und auch für Charlotte. Er wollte ja sorgenlos heute sein, gedankenlos, namenlos, körperlos, losloslos von allem.

Nein, die Kapelle blieb, was sie war und Pullmann ging ein bißchen enttäuscht auf seinen Platz zurück. Er sah ein: Er war immer noch Pullmann, Direktor der Pullmann u. Co.-Werke. Das ging nicht. Dagegen mußte er antworten. Schließlich war er zu seinem Vergnügen hier.

Er bestellte herbei eine neue Flasche. Eine gute Flasche. Der Kellner verneigte sich. Aber sie legte ihren Kopf schräg nach hinten, dem Nacken zu, das sah hübsch aus, sie wußte es.

Die Kapelle spielte jetzt irgend etwas mit viel kleinen, abgehackten Tönen und mit einem grellen Saxophonwirbel, der sich nicht mehr einreihen wollte in die übrige Melodie. Er war aufreizend.

Pullmann jedenfalls fand das und fragte Charlotte danach. Ja, sie fand es auch sehr schön und sie tanzte.

Ach, das war nicht nur ein einfaches Tanzen, das war ein schaukelndes Kreisen, ein Dahinwehen, ein Losgelossein von aller Erde. Pullmann schloß die Augen.

Dann war der Schläger zu Ende. Es kam sehr plötzlich, dieses Ende, moderne Melodien liebten die Überraschungen. Mitten in der schönsten Fülle, mitten im Aufsteigen eines neuen Saxophonjubes, war das Ende da.

Pullmann blieb noch einen Augenblick lang still stehen, löste den Arm nicht von Charlottes Rücken, blickte auf den Siegelgeier, der sich jetzt laut die Nase schnauzte. Dann sagte er: „Ja, also denn“ und es war so gut wie alles vorbei, wenn auch dies und jenes an kleineren Gefühlen noch nachschleifte in ihm.

Nach diesen unvermuteten und deshalb ungerechten Schicksalen küßte er Charlotte die Hände; sie sollte seine Verstimmung nicht merken. Über

Wannen - Wonnen

Fast jeder Film, der auf sich hält, spielt hundert Meter in der Wanne. Man beut dem Filmgast für sein Geld so gern die badende Susanne.

Das Bad ist meistens äußerst fein, ist teils gekuchelt, teils vernickelt. Kühlt blühend und stolz der Marmorstein, vor dem die Handlung sich entwickelt.

Das Wasser rauscht. Die Dina sitzt. Das Auge sieht den Himmel offen. „Du bist mein Kind“, nuschelt mancher itzt. Doch das ist ein vergeblich Hoffen.

Denn solch ein Aufstand brüchste a) die brave Polizei in Rage. Und b) ist er gewöhnlich ja nicht eingegriffen in der Gasse.

Die Dina mischt sich mit Musik, sie zeigt teils Rückgrat und teils Waden, sie zeigt auch etwas Nackenstück. Ei, sie verleiht sich auf das Baden.

Sie mischt sich hier, sie blüht da, sie freut sich ihres Lockenhautes, und beinahe — aber nur beinahe — zeigt sie auch etwas Unverlaben.

Jedoch: im letzten Augenblick wird dann das Filmbad abgeschnitten. Vertrieht ist zwar unser Glück, gerettet aber sind die Sitten.

Das Glück, das man nicht haben kann, dann man nicht will, und nicht wollen. Man sitzt ganz stumm und denkt sich dann: „Oh Regisseur und Kameramann sich wenigstens recht erfreuen!“

Heinrich Hamann-Norden

Ihren Händen aber wurde er wieder sehnsüchtig und es fiel ihm ein Satz ein, der so ähnlich bloß wie: „Ein Mann wie ich hat sich und anderen so wenig zu schenken.“

Er war unfriedlich mit sich. Er fand, es kam da her, daß er in seinem Leben zuviel gearbeitet hatte. Über der Arbeit hatte er alles andere vergessen und so war er schwer und starr und ungeschickt geworden; es ließ ihn nie mehr los.

Er sagte zu Charlotte: „Willst du nicht ein paar Rosen für dein grünes Kleid? Nachher kommt die Frau, die kauft dir Rosen“, und er dachte gleich darauf, während Charlotte sich noch freute:

„Meine Hebe habe ich mir auch durch dieses übermäßige Arbeiten zerstört. Kläre hatte ganz recht. Drei Jahre lang hat sie Abend für Abend an Denken gestickt, während ich ihr gegenüber am Schreibtisch saß; dann ist sie ausgebrochen. Und

ich hatte erreicht, daß ich mich Direktor nennen durfte.“ Charlotte lachte. „Da ist sie. Jetzt kommt sie. Bitte, lung korb hellrosa“, und sie zeigte nach dem Blumenkorb.

Pullmann kaufte Rosen, er tanzte auch wieder, obwohl diese vergangene Minute nicht wiederkommen konnte, weil es sie nur einmal gab. Er hatte es nicht verstanden, sich daran festzukleimen, — es lag ihm Grund vor, wieder zurückzugehen in den alten, schwerfälligen Menschen, das war ja eben das Schlimme. Man war eben zu unfähig, weil man woanders zu fähig war.

Er ließ sich an Charlottes Knie eine laufende Strumpfmasche zeigen. Er kokettierte sogar mit Charlotte. Es war also alles in Ordnung.

Charlotte versteckte sich hinter Pullmanns Rücken und liebte die Masche mit etwas Spucke fest. Er sah ihr aufmerksam zu und sagte: „Jetzt hier oben noch ein bißchen.“ Sie rief: „Nein, daß dich das interessiert!“ Er war erstarrt: „Aber hör mal!“ und er überlegte: „Warum habe ich Kläre auch gesagt, daß sie allein ausgehen soll? Ja, dann ist sie auch wirklich am nächsten Abend weggegangen, weil sie es nicht mehr ertragen konnte.

Schön, schön, ich hätte es vielleicht verstehen sollen. Ich hätte nicht aus purer Rache, aus purer Rache am nächsten Abend auch weggehen sollen, allein, bis zum Morgen Ja, so war das.“

Charlotte fragte: „Weißt du auch, was so ein Paar Strümpfe kostet? Es ist eine Schande.“

Pullmann antwortete gelassen: „Wir werden morgen andere kaufen.“ Dann tanzten sie wieder.

Charlotte, beim Tanzen: „Bist du müde?“ Pullmann: „Nein. Man hat nur manchmal Bange, daß man alles verkehrt gemacht hat.“

Charlotte: „Du machst bestimmt alles richtig.“ Pullmann: „Man wird älter. Wenn ich bedenke, was mich früher aus Freude konnte... Leider hat man sich nicht genug Mühe um die Freude gemacht. Es muß immer gleich alles vor der Tür liegen, sonst war es zu umständlich und nahm zuviel Zeit weg. Man war auch immer zu müde gearbeitet.“ Charlotte nickte zustimmend.

„Willst du nicht einen Pfirsich?“ fragt Pullmann. Im Tisch und hinter sich wieder eine ganz helle, leichte Stimme für sie.

„Nein, einen Pfirsich. Sie schält ihn ab, sie beißt hinein. Sie hat eine eigene Art, in Pfirsiche zu beißen. Sie macht den Mund zuerst richtig auf, als wollte sie einen großen Bissen nehmen, sie schiebt den halben Pfirsich in den Mund. Aber dann läßt sie ihre Lippen bloß an der Pfirsichhaut vorbeigleiten und beißt nur ein winziges Stückchen ab. Er sieht ihr zu. Er gibt ihr einen zweiten Pfirsich und lächelt.

Sie ist zufrieden, daß er sich nicht langweilt, sieht mit großen, munteren Augen an ihm vorbei und beobachtet irgendwas per Leute.

So ähnlich hatte es mit Kläre angefangen, es fällt ihm gerade ein, es war alles genau so hübsch und nett an ihr für ihn. Nur daß alles behüteter war, allein für ihn und für keinen anderen, und daß sie sich in einem Feldbachbad gesessen hatten. Unerküßlich, doch zuletzt der Haß kam zwischen ihnen. Doch erklärlich. Sie hatte ihn noch einmal gebeten, mit ihr auf einen Ball zu gehen. Aber er war so zuversichtlich getroffen von dem Gedanken, daß sie sich auflehnte und durch ihren Vorschlag, von seiner Arbeit nicht abzuhängen. So ist er also nicht mit auf den Ball gegangen und während sie noch bat, hat er sich schnell entkleidet und ins Bett gelegt, damit er es sich nicht noch anders überlegen konnte. Dann ließen sie sich scheiden und er arbeitete allein weiter. Charlotte sagt: „Wie erfüllst du dir das Leben da gegenüber? Sieh dich nach mal seine Schuhe an. Wie stinkt es. Sie hat mühsam die auch getragen. Deine sind zu schwer.“

Nach am anderen Morgen weiß er es: Das ist es. Sie wußte nicht, was sie gesagt hatte. Das ist es, er hat zu schwere Schuhe an den Füßen. Während die andere stinkt, stinkt er. Hat über seiner Arbeit verhalten, ruhig und leicht zu gehen. Sein halbes Leben ist in seinem Schreibtisch eingeschlossen. Nichts ist mehr zurückzuholen. Unentrüstigster Gedanke.

Pullmann acht in sein Schreibtisch, unglücklich stürzt er sich in die Arbeit, um zu vergessen.

Die wahre Geistesgegenwart

VON BÖRGE MADSEN

Alle Sinne angespannt, verhieß er den Atem, stand auf der Veranda und lauschte. Dann öffnete er behutsam die Tür und trat ein.

Er ließ eine Blendlaterne aufleuchten und den Lichtkegel durch den Raum kreisen. Dann heftete er den grauen Stahl auf den großen Gerdorben-schrank, der in einer Ecke des Zimmers stand, ging hin und versuchte, das Schloß zu öffnen. Es war höchst unkompliziert; knappe zwei Minuten nur beanspruchte es, um es aufzuprennen.

Der Schrank war mit Kledungsstücken vollgepfropft, die er balseite schob, dann leuchtete er die Rückwand des Schrankes ab.

Dort kam die Tür zu einer Stahlkassette zum Vorschein, sie war in die Mauer eingelassen.

Er hockte sich nieder und holte verschiedene Spezialwerkzeuge hervor. Gelasse ging er an die Arbeit. Über eine Stunde brauchte er, bis das Schloß endlich seinen Angriffen nachgab.

Gerade streckte er die Hand nach dem Inhalt der Kassette aus, da vernahm sein scharfes Gehör plötzlich Schritte.

Rasch entschlossen löschte er die Laterne und zog vorsichtig die Tür des Kleiderschranks zu. Er hätte keinen Augenblick zögern dürfen, denn in der nächsten Sekunde sah er durch den schwachen Spalt der Schranktür, daß das elektrische Licht des Zimmers eingeschaltet wurde.

Ein Mann und eine Frau traten ein. Zwar mochte er die beiden aus seinem engen Gefängnis heraus nicht zu sehen, aber er verstand doch jedes Wort, das sie miteinander sprachen. Nach etwa einer Stunde verließen sie das Zimmer, kurz darauf hörte er, wie ein Auto davonfuhr.

Er wartete noch einen Augenblick, ehe er sich aus seinem Versteck hervorwagte. Doch als er, die Hand an der Türklinke, bereits im Begriff stand, wieder auf die Veranda hinauszutreten, hielt er plötzlich inne, ließ die Blendlaterne noch einmal aufblitzen und trat an den Schreibtisch. Er zog einen Bogen Papier hervor und schrieb ein paar Worte darauf. Abermals löschte er das Blendlicht und zog sich zur Verandatür zurück. Im gleichen Augenblick fuhr er wie elektrisiert zusammen. Das Licht im Zimmer war eingeschaltet worden, und er vernahm hinter sich eine ruhige, unerschrockene Männerstimme:

„Bitte, mein Herr, Hände hoch!“
Er gehorchte unwillkürlich und wandte sich um. Vor ihm stand ein kräftiger junger Mann mit einem Revolver in der Hand. Er trat auf den Dieb zu und klopfte ihm die Taschen ab:

„Sie haben keine Waffe bei sich? Nun gut, dann dürfen Sie die Hände herunternehmen.“

Der Dieb ließ die Arme sinken.

„Sagen Sie mir“, fuhr der andere fort, „was haben Sie eigentlich hier zu suchen.“

Der Dieb zuckte mit den Achseln.

„Nichts Besonderes“, antwortete er. „Ich bin mit der Dame dieses Hauses verheiratet. Mein Name ist James Clayton.“

Der andere starrte ihn entsetzt an.

„Sie sind Mr. Clayton? Ja, aber warum tappen Sie hier zu so später Stunde mit einer Blendlaterne herum. Mrs. Clayton hätte gewiß Ihre besondere Freude daran, wenn Sie Sie hier antröfle ...“

„Kraum, mein lieber Herr“, entgegnete Clayton. „Meine Frau und ich, wir trennten uns vor etwa

einem Monat, wir sind zwar noch verheiratet und treten nach außen hin noch als gute Freunde auf, in Wirklichkeit aber liegen wir in Scheldung, weil ...“

„Wozu?“

„Weil sie mich mit einem anderen betrügt.“ Clayton blickte dem jungen Mann scharf ins Gesicht und fuhr dann fort: „Aber es fehlen mir die Beweise, und deshalb schlich ich mich heute abend hier ein, verstehen Sie. Es geht um meinen Jungen, einen vierjährigen allerliebsten, kleinen Keil. Ich will nicht, daß meine Frau das Kind behalten darf und muß daher den Beweis erbringen, daß das Unrecht auf ihrer Seite liegt.“

„Ich glaube zuerst, Sie seien ein Amateur!“

„Ein Amateur? Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Clayton verblüfft.

„Ein Amateurdieb. Einer, der auf die Perlen Mrs. Claytons abgesehen hat. Aber nun begreife ich. Ich hielt Sie für einen Konkurrenten. Da Sie es nicht sind, schlage ich Ihnen eine Art Tauschgeschäft vor. Ich überlasse Ihnen die gewünschten Briefe und Dokumente oder wonach Sie sonst noch suchen, und Sie verraten mir, wo Ihre Frau die Perlen aufbewahrt.“

„Das weiß ich nicht.“

„Sie wissen es nicht?“

„Nein.“ Clayton schüttelte entschieden den Kopf. „Hätten Sie es übrigens nicht für ratsamer, das elektrische Licht wieder auszuschalten?“

Der andere setzte eine gleichgültige Miene auf.

„Selen Sie unbesorgt. Die Dienerschaft hat heute abend Ausgang und Mrs. Clayton kommt einstweilen nicht zurück. Wenn es Sie aber tatsächlich geniert, kann ich das Licht auch ausmachen.“ Er trat zum Schalter und knipste.

Mit einem einzigen Satz sprang Clayton zur Verandatür, dann waren seine Schritte auf dem Kiesweg des Gartens zu hören.

Nach ungefähr einer Stunde fuhr ein Wagen vor der Villa vor. Mrs. Clayton kam nach Hause. Als sie das Zimmer betrat, das kurz zuvor Schau-

platz einer dramatischen Begebenheit gewesen war, saß der junge Mann noch immer da. Rasch erhob er sich und ging ihr entgegen.

„Weißt du, war in deiner Abwesenheit hier gewesen ist?“

„Nein, Ich wüßte wirklich nicht ...“

„James Clayton, dein Mann.“

Sie erblichste.

„Mein Mann ... und sah er dich hier?“

„Es ließ sich nicht vermeiden. Ich überraschte ihn in deinem Zimmer, er hatte sich heimlich eingeschlichen.“

„Wo ist er nun? Und was sagtest du ihm?“

„Tja, er war im Begriff, sich einige Briefe anzueignen, die er dann gegen die im Scheidungsprozeß auszuspielen wollte.“

Mrs. Clayton war in einen Sessel gesunken.

„Du lieber Gott“, rief sie erregt. „Nun ist alles vorbei.“

„Ich glaube nicht, daß er etwas gefunden hat.“ „Ja, aber er hat dich gesehen. O, Ralph, wir hätten noch so lange darauf warten sollen, uns zu treffen, bis die Scheidung ausgesprochen ist. Jetzt gibt es womöglich einen Skandalprozeß, in den auch du vielleicht mit hineingezogen wirst. Denn er wird alles tun, damit er das Kind zugesprochen erhält. O Gott, hätte er dich doch bloß nicht gesehen.“

Ralph lächelte selbstbewußt.

„Ich sehe die Lage gar nicht für so trostlos an“, meinte er. „Nicht? Wieso?“

„Ich redehte ihm nämlich ein, daß ich ein Einbruchdieb sei. Du hättest sehen sollen, wie er erschrak, er ergiff auch bei der ersten Gelegenheit die Flucht.“

Mrs. Clayton blickte bewundernd zu ihm auf.

„Du bist von einer fabelhaften Geistesgegenwart wie kein zweiter in der Welt. Und du meinst, daß er dich wirklich nicht durchschaute?“

„Bestimmt nicht.“

„Oh, wenn es doch so wäre. Ich könnte es nicht ertragen, wenn man mir den Jungen nehmen würde.“

Da fiel ihr Auge plötzlich auf einen Brief, der auf dem Schreibtisch lag.

„Was ist das für ein Brief?“ fragte sie.

Ralph zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht. Ich sehe ihn auch jetzt erst.“ Mrs. Clayton faltete ihn auseinander, und als sie ihn gelesen hatte, reichte sie ihn Ralph.

Darin stand:

„Mrs. Clayton! Ganz gegen meine Absicht wurde ich heute abend Zeuge Ihres Gesprächs mit Mr. Ralph Hiltchens. Es wäre mir außerordentlich peinlich, Ihrem Gatten gegenüber davon Gebrauch machen zu müssen, was der Fall wäre, wenn Sie die Polizei von dem Verschwinden Ihrer Perlenkassette in Kenntnis setzen würden.“ Das Schreiben trug keine Unterschrift.

Mrs. Clayton war aufgesprungen und riß die Tür des Gerdorbenschranks auf.

„Ralph!“ rief sie entsetzt, „meine Perlen sind gestohlen worden.“

Ralph blickte von dem Brief auf.

„So war der Mann also wirklich ein Dieb?“ „Ja“, seufzte Mrs. Clayton, „und er ist schlauer gewesen als du. Jedenfalls hat er noch mehr Geistesgegenwart bewiesen.“

(Übersetzt von Werner Rietig.)

U n n u t

Von Ratsdöck

Wieder einmal ging alles verkehrt.
Mancherlei hat mir das Herz beschwert.
Dieses ist mir die letzten Wochen
grämlich über die Leber getroffen.

Da schlag' doch ein fiediges Wetter drein!
Muß denn dieses immer so sein?
Hat man da z u nach Gottes Plane
je i n n e r e n Leibesorgane?

— Auf dem Abjag dreh' ich mich um:
bitte, verehrliches Publikum,
bitte, Ärger und Sorgenplunder,
rutscht mir von heut ab den B u c k e l runter!

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Kiki verdient kein Kind. Eine entsetzliche Zimper-
suse ist Kiki. Als ihr ihr Baby angelegt wurde —
„Was das Kind für eine kalte Nasenspitze hat“,
jammerte sie, „konnten Sie das Gesicht nicht zu-
vor ein wenig anwärmen, Fräulein?“

Der Witzeschreiber unserer Tage schrieb Witze. Die Witzeschreiber der vorigen Jahrhunderte sahen ihm vom Himmel aus zu und schmunzelten. „Zerspring, Ralmund!“, meinte Nestroy stolz, „von mir nimmt er viel mehr als von dir...“

Als vor ungefähr 20 Jahren die französische Besatzung in Wiesbaden eingezogen war, hielt es ein Pfarrer in einem Vororte dieser Stadt für angebracht, in einer Predigt ganz besonders die Jungfrauen der Gemeinde auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche für sie durch die Anwesenheit der Fremden bestanden. Seine Ermahnungen zur Tugendhaftigkeit klangerte er in die unvergesslichen Worte: „Ihr Mädchen, hütet Eure Nester! Es sind fremde Vögel im Land!“



(O. Nücke1)

In einer englischen Kleinstadt verbietet eine Polizeiverordnung den Gentlemen das Fluchen an öffentlichen Orten. Eines Tages nun passierte es einem älteren Golfspieler, daß eine ungefähr ihm gleichen Alter stehende Dame, die seit Jahren mit

den betreffenden Herrn verfehlet war, ihn bei einem mißglückten Schlag auf dem Golfplatz laut lachen hörte. Dies meldete sie dem Richter der Stadt, der ein naher Freund des Golfspielers war. Der Richter erwog die Sache nach allen Seiten und erließ dann folgendes Urteil: Der Angeklagte hat wissentlich gelacht, wie er auch selber zugibt. Durch das Lachen jedoch hat er unseres Angeklagten nicht beleidigt, sondern vielmehr gehend aufgehört, ein Gentleman zu sein. Die diesbezügliche Verordnung kann daher auf den vorliegenden Fall nicht zur Anwendung kommen, weshalb die Klage abzuweisen ist.

Zu einem Wiener Arzt kam ein aufgeregter Herr. Verzweifelt stieß er hervor: „Ich muß ein Zwitter sein, Herr Doktor!“ Der Arzt ließ ihn abzufragen. Als er die Untersuchung beendet hatte, schüttelte er den Kopf. „Sie sind ein völlig normaler Mann“, sagte er, „wo hätten Sie denn ihre weiblichen Merkmale?“ Der Patient stöhnte: „Immer im Kopf, Herr Doktor. Immer im Kopf!“

[illegible]

Gratis

Katalog send dir über
Kunst- und Antiquar-
Gummiwaren Industrie
Santitas Berlin-Panitzsch
Prentze Straße 24 C

Gratis - Illustrierte Liste
Patent- und Versuchs-
Geräte der Zwickauer
erbsen- und Gummi-Industrie
Thilo Berlin W 15

Bräut- und Eheleute
w. solche, die es werden
wollen, senden nach-
stehende Karte auf

Bilke aber gute Uhren

Die Frau
 (Nähes u. Ehe oben)
 228 S. 50 Abb. RM 3.00

Der Mann
 220 S. 49 Abb. RM 4.-

Ehe- u. Geschlechtsleb.

Gesundes Geschlechtsleben vor der Hand
100 Stk. 100 RM 1.20
portale. Nach 35. 1/2
Alen. 100 Stk. 100 RM 1.20

Wien bei Schöpfung a. N.
URANO VERLAG c. 85
Frankfurt a. M.
Postfach 2010 7081

Kranieturen
geru
Stropf

Bajedow
 Handeltlich
 Westung. Etz folgen.
 bei Dreidire

Friedr. Baßler
Stralung
bei Winden

Fritz Heinecke
Braunschweig Abt.
A9

Ratgeber **Haar- u. Haut** krankhe
für **Geheilte** **Rosacea**
Kontakt: **Geheilte** **Rosacea**
Kontakt: **Geheilte** **Rosacea**

Reichslotterie
für Arbeitsbeschaffung

Ziehung 21. u. 22. Dezember

Ein paar Geschenk-
Anregungen von

MONTBLANC

der großen deutschen Spezial-
Fabrik für Füllhalter
u. Füllstifte.



Das ist der Vorteil beim
echten Montblanc:

Sie können sich unter 13 Preisklassen das passende
Haltermodell mit fortschrittlichem Füllsystem
auswählen. Zu jedem Montblanc-Füllhalter
gibt es den passenden Montblanc-Füllstift
als Garnitur.

In jedem guten Papier- und
Spezialgeschäft finden Sie
Montblanc.

Liebe und Spaghetti

(© Gulbransson)



Das Mädchen im Mond

[Wilhelm Schulz]



Er war ein pflichtvergeßner Wicht,
Allein sein Mädchen wußte' es nicht,
Es kam zu Sinn ihr erst zur Zeit,
Als ihr zu enge ward das Kleid.
Trug sie von ihm ein Kind im Schoß,
Wollte billig er sie werden los,
Warf von der Brücke sie hinein

Nachts in des Vollmonds Widerschein,
Der auf dem dunklen Wasser lag
Hell wie die liebe Sonn' bei Tag.
Schlug in der Fern nur an ein Hund.
Dachte' er, die Tat würd' niemand fund.
Doch ging er drum in Ruh nicht lang,
Beim nächsten Vollmond ward ihm bang.

Da stand, wie er zu sehn gewohnt,
Nicht mehr ein alter Mann im Mond.
Sein Mädchen sah von dort ihn an,
Hielt bis zum Morgen dann in Bann.
Als er voll Grauen dann entwich,
Wußte' er den Henker hinter sich.

Wilhelm Schulz

is scho ein ganz raffiniert, der wo dees falsche Geld nie net selbst ausgeben könnte, ihn die scharf denkende Milchfrau auf Grund ihrer Lektüre auf Wozu der ehemalige Geheime beschloß, den Petroff unter scharfste Beobachtung zu nehmen. Trotzdem ihm hierfür Zeit genug zur Verfügung stand, verließen seine Erhebungen völlig ergebnislos. Um so mehr war er aber überzeugt, einen der geübtesten Fälschmünzer der Kriminalgeschichte vor sich zu haben. Er hatte nämlich nichts stundenlang an seiner Tür gehorcht. Es gab überhaupt keinen Zweifel mehr, da er sowohl das Arbeiten an der Stanze deutlich unterscheiden konnte, als auch das leise Klirren der fertigen Fälschmünzen. Offenbar unterbrach Petroff seine ungesetzliche Nacharbeit aber sofort, wenn er ein verdächtiges Geräusch hörte und es dauerte dann geraume Zeit, bis er sein Arbeitsgerät aus irgendeinem Versteck wieder hervorholte und von neuem anfang, fälschmünzen. So blieb nichts anderes übrig, als in Abwesenheit des Verbrechens eine Haussuchung zu veranstalten. Das tat auch Herr Genslmier, obwohl er hierzu keineswegs berechtigt war. Als Petroff, mit einem augenscheinlich schweren Paket unter dem Arm, das Haus verließ, beobachtete der führende Kriminalist in Begleitung von Frau Zingelbl — wegen der Zeugenschaft — in den dritten Stock und machte mit einem regelrechten Dietrich die Tür auf. In flieberhafter Eile wurden alle Behältnisse und Winkel durchsucht. Außer einem Konservendosenbier war nichts Verdächtiges zu finden. Daher schien die falsche Münzerei unter

den Fußbodenbrettern verborgen zu sein. Diese Vermutung lag ja auch am nächsten. Um sich aber nicht der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, sah er davon ab, den Boden aufzubrechen. In der nächsten Nacht war der Fälschmünzer mit ungläublicher Freiheit am Werk. Er arbeitete, daß man es sogar in der Wohnung nebenan hören konnte. Ihn, den Inhaber des Maschinenwarenpaars, bestiegte die Vermutung, „Dees ham mit scho lang ghört“, sagte der Mann, „aber mit ham uns denkt, lang kann der des G'schäft as net mache, nacha ham s'n!“

Mit herzlichem Bedauern, zu keiner Amtshandlung mehr fähig zu sein, holte Herr Genslmier auf gemeinsamen Beschluß der Anwesenden einen Schutzmann von der Straße. Der wollte zwar nichts von einer Fälschmünzerei im dritten Stock wissen, ging aber endlich doch mit, um sich keiner Unterlassung schuldig zu machen. Unter Luft-anhalten der nimmher auf bereits sieben Haus-inwohner angewachsenen Zuschauerzahl vernahm er die verdächtigen Geräusche in voller Deutlichkeit. „Ja, ham hört sogar die einzelnen Markstück!“ mußte er zugeben. Nach nochmaligem kurzen Überlegen klopfte er mit starker Faust an die Tür des Treppenzimmers.

Das Geräusch verstummte, nichts war zu hören. Offenbar wurde die Münzpresse in aller Hast mit dem Fälschgold rasch beiseite geschafft. Nur das Klopfen von sechs Herzen war zu hören. Das des Schutzmannes war geräuschlos. „Sofort aufmachen, Polizei!“ forderte er nochmals

und donnerte an die Tür, worum ihn Herr Genslmier maßlos beneidete. Endlich hörte man ein Geräusch, der Türschlüssel wurde umgedreht, und der Schriftsteller Petroff erschien im Schlafanzug und — ghänte. Ein aus-gezeichneter Schauspieler.

Ehe er sich's versah, war der Schutzmann im Zimmer und durchsuchte es, wobei Frau Zingelbl ihm schmerzhaft unterstützte, wenn er auch dagegen Einspruch erhob.

„Was ist denn hier eigentlich überhaupt los?“ fragte der Schriftsteller überrascht.

„Dees werd'n Sie scho wiss'n!“ wich der Schutzmann aus, dem bereits leise Zweifel kamen.

Wieder verlief die Haussuchung ohne jeden Erfolg: es wurden außer sieben Mark und dreißig Pfennigen kein Geld gefunden, das Hausrat brach zuorstellen. Er hatte keine Fälschmünzerei, leider, erklärte er aufgebracht. In der nächsten Nacht lauschte der Kriminalist wieder, Genau die gleichen Geräusche, ein dumpfes Klopfen, ein leises Klirren. So ist es bis heute geblieben.

Es gibt aber Menschen, die so scharnach, daß es sich anhört, als stülte eine Fälschmünzwerkstätte in vollem Betrieb.

*Ein gemächlicher Abend zu Haus
allein oder zu zweien mit einer
Deinhard-KABINETT.*

*Was die Sonne in der Ferne hoch,
schäumt geluldet und ge-
reift in diesem edlen Wein.*



Deinhard Kabinett 4.50 RM

Neue Spannkraft

erdosen Herren bei sofortiger Wirkung durch bewährte Spezialcreme. Tube 10 cm. enthält: RM. 2.25. Prospekt gegen Rückporto PAUL OTTO Berlin N 51, Chaussee 14

Mensch und Sonne

von Barden. Die Unsterblichkeit des Geistes ist das große Thema der folgenden sechs in diese sinnvolle Reihe. Fast 100 Jahre ihres Bestehens hat sich das weltberühmte und schillernde Verlagshaus in Wien durch seine „Reinhold-Werke“ einen Namen gemacht. Die Reihe ist in 10 Bänden erschienen. Jeder Band ist mit einer reichhaltigen Illustration versehen. Preis je Band: RM. 1.50. Prospekt gegen Rückporto: PAUL OTTO Berlin N 51, Chaussee 14

Umsonst! Gratis Bücher

Preis: 1. Ausgabe. Art. Günstige Angebote! Gesamt-Industrie-Produkte kostenlos. E. F. L. & Co. Buchverlag Berlin W. 20, 37 Berlin-Lichterfelde 104

Oberbayerische Volkslieder

Eine Sammlung echter, unwürdiger Volkslieder herausgegeben von Prof. Kurt Huber und Klemm-Paul. Mit Noten für Gesang, Zither- oder Gitarrebegleitung und Zeichnungen von Eduard Thöny. Jedem der Freude an volkstümlichen Wesen, der Implimenten für die einfachen Regungen der Volksseele hat wird bei diesen Liedern das Herz aufgehen. — schreibt die Zeitschrift. Der bayerische Sänger. Zweite Auflage, Kartoniert RM. 1.60. In allen Buch- und Musikalienhandlungen. VERLAG KNORR & HIRTH, MÜNCHEN



AXOL
netter
Ihr Haar

Neuartig nach besonderem Verfahren hergestelltes Haarölkum von universeller und ungewöhnlich intensiver Wirkung. RM. 1.90 und RM. 2.50

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

Jagd in Flanderns Himmel

Von Oberst Bohnsdahl

Die 16 Kampfmomente des Achtjährigen-Krieges, nach Aufzeichnungen des belgischen-Adjutanten De man Ostring schreibt: „Das Beland von beider Pflichten, glühender Vaterlandsliebe und bis in den Tod getreuer Kameradschaft, das edle Verhalten und kein unersättliches Jagd-gelüste, mit Feuer und Rauch in den flandrischen Himmel geföhrt — hier wird es wieder Fleisch und Blut und den Reizen zum eigenen Erleben. Wer dieses Buch in eifrigster-voller fester Geistesfreiheit gelesen hat, glaubt an das ewige Deutschland.“ — Mit 95 Bildern. Gebefest RM. 3.60, Reinen RM. 4.80. Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Verlag Knorr & Hirth München



In beider Augen liegt wohl Freude

über die glückliche Wahl des Geschenks, mit dem sie sich gegenseitig überraschen. Denn beide wählen zur Erquickung ihres jugendfrischen Teints das höchgeschätzte

Simi-Special (mit KAMMER UND HANDEL) 100% KAMMER UND HANDEL

das milde Jesters-4-Kaufpfennigwasser



„Nun, und was werden Sie jetzt nach Aufhebung Ihres Eintänzerberufes anfangen?“ — „Ich bleibe in der Branche, ich werde Möbeltransporteur!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Weihnachtswünsche

(F. Thöny)



„Für Großmama machst du wohl diesmal wieder eine Handarbeit, vielleicht ein Bettjäckchen . . .“

„Unmöglich, sie hat sich diesmal Schneeketten gewünscht!“



BADEZIMMERKUNDE

Von Walter Foitzick

Manche Leute schwören darauf, den Charakter eines Menschen am besten und schnellsten aus seiner Handschrift lesen zu können, und da man mir aus meiner Handschrift schon allerlei unangenehme Eigenschaften, die ich sonst mühsam verberge, klipp und klar gesagt hat, muß wohl etwas dran sein.

Ich selbst bevorzuge die Badezimmersdiagnose. Noch habe ich kein rein wissenschaftliches System von ihr aufgebaut, aber ich bin überzeugt, wer die Materie horizontal und vertikal durchabklopft, könnte ein gutes Stück Geld damit verdienen, z. B. wenn größere Firmen einen neuen Direktor anstellen wollen, oder ein Direktor eine neue Sekretärin. Was tat man bisher? Nun, man ließ die Handschrift der stellungsuchenden Person vom Schriftschwerstündigen durchfieseln, und der sagte eindeutig, ob der neue Direktor zum Erfolg oder zur Pleite vorausbestimmt sei, und ob die Sekretärin, die für eine tüchtige Sekretärin durchaus notwendige Verschwiegenheit in ihrem knospenden Busen trüge.

Also so ging man vor und so tun viele es jetzt noch, aber ich könnte mir gut vorstellen, daß man den in Frage kommenden Direktor oder die knospende Sekretärin unbeobachtet in einem Badezimmer von nebenan abhört, wenn sie morgendliche Toilette machen; ich meine natürlich beide getrennt.

Ich verleihe nämlich die Meinung, daß die Geräusche, die einer bei der morgendlichen Wäsche verursacht, für seinen Charakter bestimmend sind.

Achten Sie doch selbst mal darauf, wenn Sie auf Reisen sind, was Sie da morgens aus dem Nebenzimmer hören. Auch Anfänger können bald ein achtzehnjähriges Mädchen von einem älteren starken Raucher unterscheiden. So ein junges Mädchen gurgelt hell und lieblich, und eine Nachtigall kann sich kaum maulschlinder die Zähne putzen. Der ältere Gewohnheitsraucher, ach du

lieber Gott, was macht der bei dieser Gelegenheit mit Luftröhre und Rachen alles. Es sind Explosionen, raselnde, zischende, krachende, gewaltigsten Verschlüsse der Rechengänge aufbrechende Explosionen, die, da aus dem Nebenzimmer prasseln und vom Ringen des Menschen mit seiner gequälten Luftröhre zeugen. Welche Befriedigung gibt er kund, wenn er das, was er eigentlich meint, endlich heraus hat. Gewiß, das ist nicht schön mitanzuhören, es gehört auch nur zu den größten Grundlagen der badezimmerlichen Charakterkunde, und die Skala erfordert genaue Kenntnis der Nuancen.

Da hören Sie aus dem Badezimmer ein klatschendes, sprudelndes Geräusch mit einem Wasserschwall, wie ihn ein Nilpferd verursacht, das aus dem Bassin auftaucht. Ich verrate Ihnen, es ist ein Mann in den besten Jahren, der sich nebenan stiehlhaft wäscht, Gesicht, Nacken, Schultern und Brust mit beiden Händen einseift, dann mit dem Kopf aus der Watschschüssel heraufschaut, wobei der ein halblanges, wohliges „äh“ vernehmen läßt, um gleich darauf mit dem Handtuch auf sich herumzubbellen.

Ein tüchtiger, lebensbejahender, zupackender Mann das, dem man ohne weiteres die Leitung einer Fabrik mit einer Belegschaft bis zu hundert Mann anvertrauen könnte, und wenn man dann hört, wie er mit feinem, metallischem Klang Nagelschere und Felle auf die Glasplatte legt, möchte ich annehmen, daß er es noch weiter bringen wird und sogar in die Familie der Aktenmehrheit einheiraten könnte.

Ich habe mir sagen lassen, daß Graphologen streng wissenschaftlich arbeiten. Können wir auch? Wir stellen ein System auf aus Zähneputzen, Zeitdauer, Menge und Stärke der aus der Luftröhre abgeblasenen Luft, Rauschen des Wasserhahns, Ausströmen des Behagens und Argers, na und all das zusammengezählt und durcheinander dividiert, ergibt eine Kennzahl, die auf einer Tabelle Alter, Brustumfang, Zuverlässigkeit, Temperament, Ausdauer in Liebe und Beruf, sowie andere Fragen, die für Eheschließung und Dauerstellung von Wichtigkeit sind, beantwortet.

Krause trinkt zuviel

Von Bruno Manuel

Ich kenne keinen Menschen, der soviel trinkt wie Krause. Krause trinkt den ganzen Tag. Er trinkt bei jeder Gelegenheit. Krause trinkt sowohl vor wie nach dem Essen. Krause trinkt auch beim Essen. Er trinkt, wenn ihm ein Geschäft glückt. Er trinkt, wenn es ihm mißglückt.

Ein Mann wie Krause findet immerfort Gelegenheiten, die begossen werden wollen. Bei ihm wird eigentlich alles begossen. Es gibt kein Ereignis, das nicht mit einer Molle untermauert, und keinen Anlaß, der nicht befeuchtet werden will. Krause begießt die heißen und die eisten Anlässe. Er begießt Geburts- und Todestage, Hochzeiten und Leichenbegängnisse, Geschäftsvergrößerungen und Geschäftsverkleinerungen, sämtliche Sonn- und Feiertage sowie die meisten Wochentage. Infolgedessen ist Krause immer leicht befeuchtet. Und wenn er leicht befeuchtet ist, passieren ihm milanter Sachen.

Neulich mußte seine Frau an das Krankenbett einer gelähmten Tante eilen. Das Betinden war besorgniserregend. Frau Krause erglühete zu beispielloser Hilfsbereitschaft. Sie verhierte Tag und Nacht am Krankenbett der Tante. Auch das war für Krause ein Grund zum Trinken.

Das tat er mit Ausdauer. Krause begoß die kranke Tante nach jeder Richtung. Er begoß sie teils mit dunklem und teils mit hellem Bier. Er begoß sie noch mit anderen Flüssigkeiten. Krause ließ die Tante so oft leben, bis er manövriereunfähig war. Wie ein Eimer auf hoher See schaukelte er dahin. Zerschrammt, mit demoliertem Hut und kragenlos stand er an der Haustür. Krause hatte dermaßen das Wohl der Tante begossen, daß er die Tür nicht auf bekam. Weshalb er die Hilfe eines jungen Mannes in Anspruch nahm.

Krause wogte leicht die Treppe empor, der junge Mann nebenher. Er brachte Krauses verheiratete Beine auseinander und richtete ihn auf. Er stellte ihn gerade. Er redete ihm auch gut zu und sagte: „Lassen Sie, Herr Nachbar, morgen sieht das alles



„Siehste, eine solche Figur wünscht sich mein Franz an mir!“

„Und mein Rudi sagt: lieber 'n kleiner Schönheitsfehler, als alles aus Pappe!“

wieder besser aus. Wie hoch wohnen Sie denn?“ „Drei Treppen links... hup... bei Krause“, lallte Krause. Darauf wurde Krause nach oben gewunden. In einem Akt von Menschenfreundlichkeit kam der junge Mann sogar mit in Krauses Wohnung. Er half Krausen aus den Kleidern, legte diese über einen Stuhl, jenen tadellos ins Bett und sagte in der ihm angeborenen Barmherzigkeit: „So, Herr Krause, nun schlafen Sie nur gleich.“ Krause merkte erst gegen Morgen, daß die Nacht ernste Folgen hatte. Als er erwachte und wissen wollte, wie spät es ist, fehlte seine Uhr. Sie lag nicht auf dem Nachttisch. Sie lag nicht auf der Erde. Uhren können auch in der Westentasche sein. Krauses Uhr nicht. Sie konnte deshalb nicht in der Westentasche sein, weil keine Weste da war. Es war auch kein Jackett da. Noch weniger Krauses Beinkleid. Es war überhaupt nichts da. Irgendeln gemeiner Umstand hat Krauses Sachen verschwinden lassen.

Aber welcher Umstand? Krause wußte von nichts. Krause besann sich auch nicht. Krause hatte keine Ahnung. Nachdem das feststand, drehte er sich

wieder um und schlief weiter. Krause schlief noch unbeirrt vier Stunden. Er träumte von Fassern, welche rollten. Doch statt der Fässer rollte plötzlich Krause. Er wurde hin und her geworfen.

„Möchtest du nicht endlich aufstehen? Ich komme schon von Tante Emma, und du Faulpelz liegst noch im Bett!“ Das war Krauses Frau. Krause fragte aus dem Schlaf, wie spät es sei. Es war zehn. Frau Krause legte Hut und Mantel ab. Dann ging sie an den Schrank, um das blaue Kleid hineinzuhängen. Da sah sie die Beschercung.

„Mein Gott“, rief sie entsetzt, „was ist denn hier passiert? Hier ist ja eingebrochen worden.“ Krausen ließ der Schrei nicht ruhen. Er schnellte aus dem Bett und betrachtete den Kleiderschrank. Es fehlte ziemlich alles. Es fehlten Krauses Anzüge. Es fehlten Krauses Mäntel. Es fehlten auch Frau Krauses Kleider.

Krause zog die Augenbrauen hoch. Ihm ging verschiedenes auf. Mit einem Mal erinnerte er sich „Und sowas nennt sich Nächstenliebe“, dachte er. Es bedurfte einiger Zeit, bis Frau Krause die Sprache wiedergewann. „Das verstehe ich nicht“,

sagte sie, „man soll nicht merken, wenn im selben Zimmer eingebrochen wird! Das ist mir einfach unerkklärlich.“

„Ich verstehe es auch nicht“, behauptete Krause „Wirst du denn betrunken?“

„Ganz und gar nicht.“

„Dann mußt du taub gewesen sein.“

Inmitten dieser Unterhaltung klingelte es. Frau Krause begab sich an die Tür. Ein Brief von unbekannter Hand. Briefe bekamen Krauses nie, außer zu Geburtstagen.

„Es wird Reklame sein“, vermutete Krause. Reklame war es nicht. Es war Schlimmeres. Das ging aus Frau Krauses gefurchter Stirn hervor.

„So also liegen die Dinge“, sagte sie im Tone der Gereiztheit, „du hast die Sachen versetzt!“ „Was habe ich?“ Krause erwachte zu vollem Bewußtsein. Sein Gesicht verschärfte sich. „Versetzt? Das muß sich wohl um einen Irrtum handeln.“

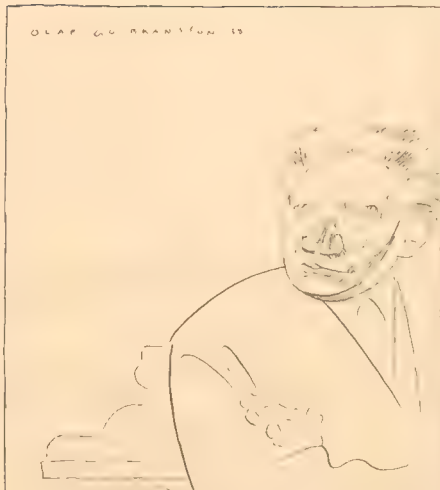
Es handelte sich um eine Dreistigkeit. Nicht Krause, der junge Mann hatte die Sachen versetzt. In der ihm innewohnenden Barmherzigkeit die Plandscheine aber postwendend Krause zugesandt.



„Nein – Theo – nicht hereinkommen – nur durchs Schlüsselloch gucken:
du sollst wieder anfangen, mich stückchenweise kennenzulernen!“

Erwägungen

(O. Gulbransson)



Ob ich das Klavier verkaufe?
— Sinnend pendl' ich her und hin,
Täglich wie aus einer Traufe
rinnen draus die Melodien.



Nicht durch mich — i Gott behüte!
Täglich tritt ein Fräulein an
mit versonnenem Gemüte,
die's nun mal nicht lassen kann.



Täglich, ohne je zu schweigen,
fingert sie so stundenlang.
Und ich muß danebensitzen,
gramzerwählt und bebebend — — —



Oder hau' ich mit dem Hammer
kurz und klein den Töneschoß?
... Ach, dann wär' ich meinen Jammer
und zugleich das Fräulein los!

Katastroph

Gebrochenes Eheversprechen

VON WILHELM GROSS

Mein Freund Manfred suchte mich auf. Er war verzweifelt. Soeben käme er vom Gericht, und sei zu 6000 Kronen Schadenersatz verurteilt worden, zahlbar in 60 Monatsraten à 100 Kronen. „Wagen angeblich gebrochenes Eheversprechen“, seufzte er, „Und das alles, weil man lyrischer Dichter ist und mal mit einem Gedichtband ein blöchen Erfolg gehabt hat. Das war nämlich so. In der Sommerfrische lernte ich Amanda, Tochter eines Grossisten in Christbaum schmuck und Lemetten, kennen. Wenn man untüchtig am Strande liegt und der sengenden Sonne ausgesetzt ist, schwitzt man ja leicht allerlei Unsinn zusammen. Und so sagte ich ihr, daß sie eine entzückende Frau sei und die schönsten Augen habe, die ich je gesehen. Worauf sie schwärmerisch äußerte, wie wundervoll es wäre, wenn ich ihr das noch einmal in postevollen Versen sagte. Und so schrieb ich Narr ein Gedicht und gab ihm den Titel „Meiner unsterblich Geliebten“. Am selben Abend noch fiel sie mir um den Hals, küßte mich und sagte, daß sie mich von ganzem Herzen liebe. Ich aber wehrte ab und sagte, daß dies gar nicht meine Absicht gewesen sei. Da bekam sie plötzlich Schreikrämpfe und fiel schließlich in Ohnmacht. Eine kostspielige Rechnung wurde das für mich: drei Monate Sanatoriumsurlaub mit 200 Kronen pro Tag, Erholungskursen nach Italien usw. usw. Außerdem mußte sie ihre Stellung aufgeben und wird wohl nie wieder ein völlig gesunder Mensch werden. Anfangs forderte sie fünfzehntausend, aber dann einigten wir uns auf sechstausend.“

„Gesetz ist Gesetz“, versuchte ich zu trösten. „Und was gedenkst du nun zu tun?“

„Auswandern werde ich. Auswandern auf eine öde, einsame Insel, wo kein Mensch hinkommt.“

„Spitzbuben“, schlug ich vor, „aber dort ist es recht kalt.“

Es gelang uns Indessen, ein kleines Eiland — nicht allzu fern der Heimat — ausfindig zu machen. Es war etwa einen Quadratkilometer lang und bot bei seinem spärlichen Graswuchs Immerhin Axtung für eine Ziege; es lag in der Nachbarschaft einer ebenso gut verwalteten Insel, auf der ein paar Kinder wohnten. Manfred sollte fünf- undzwanzig Kronen Pacht für den Rest seines Lebens auf der Insel zahlen. Er kaufte also Zelt und sonstige Lagerausrüstung und richtete sich häuslich ein.

Wochen vergingen, ehe ich den ersten Brief von ihm erhielt. Er schrieb begeistert, daß er angefangen hätte, die Welt mit anderen Augen zu betrachten. Er sei mit der Abfassung einer gewaltigen Lobhymne auf die Erhabenheit von Himmel und Erde, Kühen und Möven beschäftigt.

Dann vergingen Wochen und Monate, ohne daß ich ein Lebenszeichen von ihm erhielt. Ich glaubte schon, er sei vielleicht ertrunken und von Fischen gefressen oder gar dem Hungertode verfallen und läge zu einer Mumie eingedockt irgendwo auf der Insel. Da sah ich ihn eines Tages zu meiner größten Überraschung mit einem Bananenwagen auf dem Reihhausplatz stehen. Ich trat an ihn heran und gab meinem Erstaunen Ausdruck.

„Aber streckte mir verlegen lächelnd die Hand entgegen, und ich erblickte dabei einen schweren Goldreif an seinem rechten Ringfinger.“

„Auch verheiratet bist du jetzt?“

Er nickte — ein wenig fräulich schien es mir — und sagte dann:

„Gibt es wohl einen diametraleren Gegensatz als den zwischen einem Bananenwagen und einem Lyriker? Aber wenn du einen Augenblick Zeit hast, will ich dir erzählen, wie- nicht mehr Dichter bin.“ Wir gingen uns in ein Kaffeehaus

einer Seitenstraße. Manfred begann zu erzählen. „Anfangs schien alles rosenrot auf der Insel zu gehen. Oh, diese Einsamkeit und Stille und das himmlische Friedel! Bis eines Morgens ein Motorboot anlegte. Ein Mann und eine Frau entsiegen ihm. Ich protestierte heftig, beanpruchte, die Insel gehöre mir, keinem anderen sei der Zutritt gestattet.“

„Nun gut, was kostet die Insel“, fragte die Dame herausfordernd. „Ich habe Lust, hier eine Weile zu bleiben.“ Und indem zückte sie ein Bündel Banknoten, 1000 Kronen guten dänischen Geldes.

Natürlich konnte ich der Verlockung nicht widerstehen und willigte ein. Daraufhin begann der Mann das Boot auszuladen. Ein großes dreiteiliges Zelt, zwei Feldbetten, Küchengeräte und eine Menge anderer Dinge kamen zum Vorschein, daß ich zuerst annahm, eine Nordpolexpedition habe sich verirrt und glaube, sich auf Grönland zu befinden.“

Allmählich lernte ich die beiden näher kennen. Sie schienen eine äußerst verwöhnte junge Dame zu sein, während er den Eindruck erweckte, als sei er ihr Diener. Bis ich eines Tages sah, wie sie mit ihm umsprang, da hielt ich ihn für ihren Verheirateten. Und später — als die beiden sich einmal gewaltig miteinander zankten — für ihren Verlobten. Doch als sie ihm am Ende sogar ohreilte, da stand es für mich fest, daß die beiden verheiratet waren. Im Übrigen sagten sie „Sie“ zueinander und schiefen getrennt. Also eine ganz besondere Art moderner Eheführung, sagte ich mir. In der ersten Zeit hatte ich Ruhe vor den beiden. Sie lag den ganzen Tag im Liegestuhl, während er sie ständig bediente, was mich zuweilen ressend machte. Und als er eines Tages mit dem Motorboot zum Festlande hinübergefahren war, suchte sie mich in meinem Zelt auf.

„Guten Tag“, grüßte sie. „Ich wollte Ihnen schon längst einmal einen Besuch machen, denn wir sind ja Nachbarn. Adrienne Jensen ist mein Name.“ Manfred, stellte ich mich ebenfalls vor. „Lyriker von Beruf.“

„Aha“, meinte sie und verdrehte die Augen. „Sie also sind der berühmte Dichter Manfred.“

Und nun begann sie ein Gedicht von mir zu rezitieren. Welcher Lyriker ist nicht entzückt, wenn er einen Menschen trifft, der seinen Namen kennt und dieses oder jenes von ihm gelesen hat. Hier aber stand eine hübsche junge Dame vor mir und sagte eines meiner Gedichte aus dem Stegreif auf. Schon war ich im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen, als sie mit einem zweiten be-

gann — was unwillkürlich wie eine kalte Dusche auf mich wirkte, denn es waren jene Verse, die mich die 6000 Kronen gekostet hatten.

„Gnädige Frau“, unterbrach ich sie. „Jeden Augenblick kann ihr Gatte zurückkommen. Ich schreie gewiß nicht vor einem Mord zurück, wenn man mich zum Überstehen treibt. Im übrigen bin ich so insolvent, wie nur ein lyrischer Dichter sein kann. Abgesehen von den 1000 Kronen, die ich von Ihnen erhielt, stehe ich ohne Mittel da. Ich könnte nicht einmal einen Kanarienvogel ständesgemäß ernähren — schon gar nicht eine so verwöhnte Frau wie Sie...“

Ja, aber ich verstehe gar nicht...“

„Schon gut“, schon gut“, wußte ich ihr bloß zu antworten; denn ich bin im Grunde ein geistig Unterernährter.“

„O Gott, wie interessant“, fuhr sie jedoch begeistert fort und klatschte in die Hände. „Ahnte ich es doch, daß ich hier mein großes Abenteuer erleben würde. Wissen Sie was, schreiben Sie ein Gedicht für mich. So eins voller Haß und Verachtung. Adrienne, die ich verabscheue, gewidmet.“ Sie ist übergespannt, ich schwer verdrückt, dachte ich. Was sich sowohl daraus erklärte, daß sie mir die 1000 Kronen zahlte, als auch aus der Tatsache, daß sie meine Gedichte auswendig konnte — und wohl glaubte, mich auf diese Weise zu fangen.

„Wieso? Was haben Sie sich denn eigentlich dabei gedacht?“, forschte ich vorsichtig.

„Ich werde Ihnen dann mit einem ferne Liebesgedicht antworten. Denn warum sollte ich nicht auch Gedichte machen, zumal die modernen sich nicht einmal zu reimen brauchen. Dabei soll Jensen der Postbote sein. Ich kaufe ihm eine Briefträgermütze, eine Tasche und eine Anzahl Bogen Briefmarken. Auch Briefkästen werde ich errichten lassen.“

Eine Verurteilung, die aus der Anstalt entsprang, sich hier auf der Insel verborgen hält, stand es jetzt endgültig für mich fest. Aber erlebte man es doch so oft, daß erwachsene Personen sich in den Sommerferien wie die Kinder benehmen und die ungläublichsten Narrheiten aussprechen. Nun gut, zumal sie ja verheiratet war, konnte ich kaum etwas dabei riskieren, wenn ich auch kaum auf die Unterstützung des Mannes rechnen durfte. Ein paar Tage später erschien tatsächlich besagter Postbote und händigte mir das erste Gedicht aus. Ich antwortete prompt und aus dem Stegreif mit einem ebenso umfangreichen lyrischen Erzeugnis, worin ich sie bat, mich endlich mit ihren Nachrichten in Ruhe zu lassen.

Tage darauf erhielt ich abermals ein so glühendes Gedicht, daß ich damit hätte Kaffee kosten können. Ich antwortete umgehend und sagte ihr die größten Gehässigkeiten, die mir einfiehlten. So ging es eine Woche lang hin und her. Da konnte ich nicht mehr, ich war am Ende meiner Kräfte.

„Na, hören Sie mal, Herr Jensen“, redete ich Jensen das nächste Mal an — ich sprach zum ersten Male mit ihm —, „Ihre Frau scheint ja eine überaus selbständige Dame zu sein. Sind Sie denn eigentlich damit einverstanden, daß sie ihr Immerzu solche Briefe schreibt?“

„Ach so. Sie meinen Fräulein Jensen“, kicherte er mich auf. „Fräulein Jensen ist gar keine Frau; denn ein Fräulein kann doch keine Frau sein.“ Aber sie trägt doch Ihren Namen“, unterbrach ich ihn.

„I bewahre. Das ist ganz zufällig. Jensen, das heißt von jeder für uns. Ich bin zwar verheiratet, aber nicht mit ihr. Ich soll sie bloß bewachen und habe ihr gleichzeitig in allem zu gehorchen. Will sagen, bis zum 25. September. Dann ist sie nämlich 25 Jahre alt und kann tun, was ihr beliebt.“

Begegnung im deutschen Märchenwald

(Fond Blich)



„Übernachten müchtst? Entschuldigt scho, daß i dumm frag — in der Stub'n oder im Stall?“

Und nun bekam ich die ganze Geschichte zu hören. Fraulein Jensen hatte vor Jahren eine große Erbschaft in Australien gemacht. Sie sollte das Vermögen erst mit ihrem 25. Lebensjahr ausgezahlt erhalten. Aber sie hatte sich zu helfen gewußt, indem sie sich an ein Leihinstitut wandte, das ihr den Betrag gegen Wucherzinsen bevorzugsweise und ihr zu ihrer Bewachung Jensen mit auf die Reise gab, da sie anfangs durch die ganze Welt fahren wollte; schließlich wurden ihre Mittel immer weniger, und sie blieb in Europa, um zu guter Letzt auf der oder Insel zu landen.

„Es ist eine Schande“, schloß Herr Jensen, „wie sie mit dem Geld herumwirft. Doch was geht es mich an. In der nächsten Woche ist ja Schluß mit dem Theater.“

Nun bin ich im Grunde weder eine berechnende noch eine rachgierige Natur. Aber hier bot sich die Gelegenheit, das Unrecht, das man mir angetan hatte, wieder zu vergelten. Mich hatte man

auf Grund eines einzigen Gedichtes zu 6000 Kronen Schadenersatz verurteilt, hier aber hatte ich eine ganze Sammlung von Briefen in Händen, die Gold wert waren. Zudem war Fraulein Adrienne Jensen jung und hübsch. Also entweder verheiratete sie sich mit mir, und ich war meine Schulden los, oder ich würde einen beträchtlichen Entschädigungsanspruch geltendmachen. Ich wartete bis zum 10. August, dem Tage, an dem sie ihr Vermögen übernehmen würde. Jensen reiste ab, und wir waren allein auf der Insel. Ich trat zu ihr ins Zeit. Sie schrieb gerade an einem neuen Gedicht.

Fraulein Jensen, begann ich sogleich. „Wollen Sie meine Frau werden?“

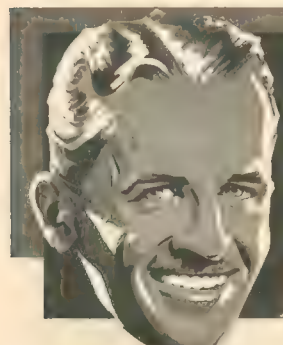
Sie fiel mir sofort um den Hals.

„O wie herrlich“, rief sie aus, „du bist ein Geschenk des Himmels. Ich muß dir nämlich etwas gestehen. Ab morgen sehe ich ganz allein in der Welt. Morgen sollte ich ein großes Erbe ausgezahlt

erhalten, aber ich habe bereits soviel Vorschuß genommen, daß nach Abzug der Unkosten nicht mehr viel übrigbleibt. Aber nun habe ich ja dich.“ So erging es mir“, schloß mein Freund Manfred. „Ich kann mich drehen und wenden wie ich will. Schreibe ich Liebesgedichte, macht man mir den Prozeß. Schreibe ich voller Haß und Verachtung, bekomme ich eine Frau. Wir verkaufen also das Motorboot, das Zelt und den anderen Kram und schaffen uns dafür einen Bananenwagen an. Das mit der Insel war ein großer Irrtum; denn nirgends in der Welt ist es so eingerichtet, daß ich allein bleiben könnte. Das einzige, was mich helfen kann, ist, nicht mehr zu dichten.“

„Na, und was sagt denn deine Frau dazu?“ „Ach so, sie schreibt noch immer glühende Verse. Ach, da ist eine Kundin am Wagen. Auf Wiedersehen.“ Herrliche gelbe Bananen, gnädige Frau, sechs Stück für fünfzig.“

(Übersetzt von Werner Rietig)



Nicht JEDE Haut eignet sich für JEDE Rasiercreme. Wir fanden den GRUND und schaffen ABHILFE

ZU WELCHER HAUTGRUPPE GEHÖREN SIE?

Seit langem ist es der Wissenschaft bekannt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Hauttypen gibt: den Typ der fettigen Haut mit normaler oder übernormaler Funktion der Hautalldrüsen und den Typ der trockenen Haut mit unternormaler Funktion dieser Drüsen. Diese beiden grundsätzlich verschiedenen Hauttypen bedingen den Gebrauch einer in ihrer Zusammensetzung grundsätzlich verschiedenen Rasiercreme.

MÄNNER DER GRUPPE A), also Männer mit normaler oder überfettiger Haut, benötigen eine seifenhaltige Rasiercreme.

Denn der auf Haut und Haar lagernde Fettsfilm muß durch die Seifenwirkung gelöst werden, bevor der Rasierschaum das Barthaar selbst erweichen und schnittreif machen kann. Für Sie ist unsere hervorragende, hautschonende Kaloderma-Rasiercreme wie geschaffen – das Beste, was unsere langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete herstellen kann. Tausende von Männern bestätigen es uns: sie löst die auf Haut und Haar lagernde Fettschicht, erweicht das Barthaar in wenigen Sekunden, richtet es auf, so daß die Klinge an der Wurzel „faßt“ und

legt sich als feine Gleitschicht zwischen Messer und Haut. Sie ist mild und hautpflegend und hinterläßt auch bei der empfindlich-

sten Haut kein Brennen und Spannen. Das beste, schnellste und schonendste Rasiermittel, das wir für diese Hautgruppe herstellen können.

MÄNNER DER GRUPPE B), dagegen brauchen eine Rasiercreme, die das Barthaar erweicht, aber zu gleicher Zeit das natürliche Hautfett schonend und die Tätigkeit der Hautalldrüsen unterstützt.

Denn Gruppe B braucht die fettlösende Wirkung einer stark seifenhaltigen Rasiercreme nicht. Im Gegenteil, eine solche Rasiercreme macht ihre Haut immer noch spröder und trockener. Männer der Gruppe B: ihnen bringen wir jetzt ein besseres, leichteres und schonenderes Rasieren mit unserem speziell für Ihre Hautgruppe geschaffenen Kaloderma-Eurasit. Ohne Rasierpinsel, rasch und sauber. Eine Rasiercreme, die Ihr Barthaar in wenigen Sekunden erweicht, ohne Ihrer Haut Fett zu entziehen. Eine Rasiercreme, die die Tätigkeit der Fettdrüsen unterstützt und die Ihre Haut pflegt, wie eine Gesichtsercreme.

Je nachdem, zu welcher Hautgruppe Sie gehören, werden Sie sich entweder mit Kaloderma-Rasiercreme oder mit Kaloderma-Eurasit unvergleichlich besser, schneller und leichter rasieren. Es ist daher von größter Wichtigkeit für Sie, zu wissen, welcher Hautgruppe Sie angehören.

FÜR FETTIGE HAUT
**KALODERMA
RASIERCREME**
TUBEN RM. - 45 U. 1.-

FÜR TROCKENE HAUT
**KALODERMA
EURASIT**
TUBEN RM. - 45 U. 1.-



Aber nicht immer sieht man es der Haut ohne weiteres an, zu welcher Gruppe sie gehört. Erst der vergleichende Gebrauch unserer beiden spezifischen Rasiercremes wird Ihnen zeigen, welche für Sie die geeignetste ist. Wir machen Ihnen deshalb ein besonderes Angebot. Schneiden Sie untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn ausgefüllt an unsere Adresse ein. Sie erhalten dann ein Probekästchen mit je einer kleinen Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit Spezial-Rasiercreme. Tun Sie es noch heute. Jeder Tag, den Sie versäumen, wird Ihnen leid tun. Normalpackungen Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

GUTSCHEIN



Senden Sie mit diesem Kupon (ausgefüllt) je eine Probe-tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit, je eine Probekästchen mit Kaloderma-Eurasit, 45 Pf. für Versandkosten liegt an den Bestellen bei.

NAMEN

ANSCHRIFT

Bitte Auswachen und einreichen an: F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Abt. 6/15. Dieser Gutschein behält Gültigkeit innerhalb Deutschlands bis zum 1. April 1939.

F. WOLFF & SOHN-KARLSRUHE

Moskauer Elegie

[Erich Schilling]



„Mit den Franzosen ist auch nichts mehr anzufangen. Die wollen durchaus, daß es ihnen besser geht als den Komintern!“

Bremische Anekdoten

Güteversuch

Eine Frau Liesegang hatte sich über eine Frau Bröge geäußert und dabei die Grenzen überschritten, die das Gesetz für eine abfällige Stellungnahme zieht. Der Richter, dem die Aufgabe zufiel, einen Beleidigungsprozeß durch „Güteversuch“ aufzufangen, gewann nur mit Mühe ein Bild über die Form der geschehenen Kränkungen. Immerhin stand nach einiger Zeit fest, daß Frau Liesegang die Beleidigte ein „vogeliges Postür“, eine „Fludderrinne“ und ein „Laufliessen“ genannt und ihre mittägliche Hausarbeit wie folgt gewürdigt hatte: „Eers kleet se für ihren Mann so'n blischen was zugange, un denn bum-

melt se sich'n Lappen über'n Steert, un denn bluchtert se los.“ Der Richter legte, ohne einer sprachkundlichen und gerichtlichlichen Würdigung dieser Redewendungen vorgreifen zu wollen, Frau Liesegang nahe, ihre Äußerungen zurückzunehmen. „Zurücknehmen?“, sagte Frau Liesegang empört. „Wie können Se mich so was woll ansinnen? Ich kenn ihr dscha fast kauml!“

Die Luxuskabine

Als Bostelmanns das Suhrpottsche Haus in der Alwinenstraße zum Zwecke allenfallsiger Erwerbung besichtigten, öffnete Frau Bostelmann schließlich mit der in solchen Fällen üblichen vorliegenden Behutsamkeit die schmale Tür zu jenem kleinen Gelaß, dessen Lage, Einrichtung und Zustand für

die Hausbewohner in ersten wie hielten Stunden von entscheidender Bedeutung ist.

Eine gekachelte Luxuskabine gliebte ihr in weißer Pracht entgegen: ein raumgewordener Widerspruch zur Schlichtheit der sonstigen Gegebenheiten.

„Hö —!“, sagte Frau Bostelmann. „Dascha doll is dscha.“

„Das is nlich wegen Luxus“, erklärte Frau Suhrpott. „Das haben wir wegen unsere Oma machen lassen. Die war dscha inne letzten Dschahre so dick geworden, daß sie da man gradeso reinpaßte, un denn ging se dscha lümmer in Schwaaz, un die Wärme da in waren weiß gestrichen, un denn hatten wir denn ünneran ihr rumzubürsten. Da haben wir uns denn dscha zu die Kacheln entschlossen.“

Karl Lerbs

Schnee der Dörfer

(W. Pham Schulz)



Aus schwarzem Himmel geschnitten,
Aus Wolken, die überquollen.
Es ist die beklemmende Zeit,
Wo Lawinen im Bergland rollen
Und die brechenden Bäume grollen.

In den Dörfern ist nicht viel zu tun:
Das gemästete Schwein ist geschlachtet,
Die Früchte vermoderschen, die Ruhe ruh'n,
Die Kalender werden betrachtet.
Ein frühes Dunkel nachsetzt.

Vögel umkreisen das Holzgebäu
Mit dem Ausdunst der Sommerente,
Sie suchen am Stall in der verlorenen Spreu
Das Spelzige und Entfernte.
Der Schnabel das Singen verlernte.

Die Kammern duften nach Blumenarznei,
Die Keller nach Apfelgerüchen
Und Garz der Scheiter ist auch dabei.
Vor den Fenstern der Bauernflüchen
Poltert der Zorn von Fuhrmannesflüchen.

Die Stille der Luft summt im Ohr.
Und was sie vermöchte zu fördern
Schläft unter dem Schnee und erfroren:
Der Lärm von Grillenschären,
Das blaue Wasser der Röhren.

Anton Schnad

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nöcker)



„Nun“, fragt der Arzt, „wie geht es denn dem Kleinen heute?“
„Ich glaube, etwas besser, Herr Doktor.“
„Hat er in der Nacht noch phantasiiert?“
„Ja, aber nur ganz dünn.“

*

Ich ging vor einem Münchener Museum wartend auf und ab. Vor dem Gebäude standen einige Autos, darunter eine ganz neue, riesengroße Limousine mit einem uniformierten Chauffeur. Gerade als ich stehen blieb, um den schönen Wagen etwas genauer in Augenschein zu nehmen, sprang der Fahrer von seinem Sitz, nahm die Mütze vom Kopf und riß die rückwärtige Tür des Wagens auf. Vom Museum her kam eine sehr würdevolle alte Dame, gefolgt von vier 17 oder 18 Jahre alten, eleganten und bildhübschen Mädchen, die nun alle nacheinander den großen Wagen bestiegen. Da die Mädchen, wie schon gesagt, sehr

hübsch und auch sehr lustig waren, trat ich einen Schritt näher und schaute in den eben ganz langsam weglahenden Wagen hinein. Das wurde auch von innen bemerkt und eines der Mädchen tippte übermütig lachend auf ein Täfelchen, das am Fenster baumelte. Es stand darauf: „Vorsicht! Noch plombiert!“

*

Auf der Reise nach Hamburg hätte ich in Stuttgart dringend einen Referenten eines Amtes zu sprechen. Er befindet sich zur Zeit auf Urlaub in Frankfurt a.M. Das liegt an meiner Strecke — drehten wir dem Manne; der Zug kommt kurz vor Mitternacht an und hat 15 Minuten Aufenthalt, wir können uns bei der Lokomotive treffen. Also bitte, Fräulein: „Durchkomme Hamburgfahrt dreißigzwei fünf und vierzig Lokomotive.“
Nach einer Weile kommt die nette Kleine wieder: „Bitte — 23 45 — Ist das die Nummer der Lokomotive?“

*

Frau Malraud hat den Gedanken einer Ehescheidung in Erwägung gezogen und begibt sich zwecks diesbezüglicher Besprechung zum Rechtsanwalt. „Sie nehmen an, daß ihr Gatte Ihnen untreu ist, gnädige Frau?“ fragt ermunternd der Anwalt. „Ja, Herr Doktor.“
„Und worauf gründen Sie den Verdacht einer etwaigen Untreue? Haben Sie Beweise?“
„Ach, Herr Rechtsanwalt, Beweise nicht gerade, aber sehen Sie einmal: als mein Mann vor einigen Tagen morgens wegging, gab er mir einen Kuß“

„Aber hören Sie mal, dabei ist doch nichts Besonderes!“
„Ja, und dann griff er in die Brieftasche, entnahm ihr einen Zwanzigmarschein und ging dann stillschweigend ab.“

*

Ein einsamer Wanderer ist durch die märkische Heide gewandert und macht schließlich Rast in einem noch recht ländlich anmutenden kleinen Lokal. Nachdem er sich gestärkt hat, fragt er den Wirt nach dem bewußten Ort.
„Da drüben“, sagt dieser, mit der Hand in eine entlegene Ecke weisend, wo eine einspruchlose, recht primitive Gelegenheit sich darbot.
Der Gast nahm die Richtung dorthin, kam dann aber sehr rasch wieder zurück und beklagte sich: „Aber lieber Mann, da kann man doch nicht hingehen, da ist je alles offen, keine Wand, keine Tür.“

Da meinte der Biedere: „Das kann Sie doch nicht schmerzen? Vorne sieht ihn keiner und hinten kennt ihn keiner.“

*

Tennpause. Er hat sie zum Tisch zurückgeleitet und beide nehmen Platz. Nun entsteht folgendes Gespräch:
Sie: „Glauben Sie nicht auch, daß ein Mädchen vom vielen Tanzen große Füße bekommt?“
Er: „Ja.“ — Pause.
Sie: „Und vom Schwimmen werden die Schultern sehr breit, nicht wahr?“
Er: „Ja.“ — Pause.
Dann fragt er: „Und reiten tun Sie wohl auch sehr viel, Fräulein, wie?“



haben Männer Temperament?

Temperament? Das ist auf den ersten Blick schwer festzustellen. Aber, wenn „es“ eilig hat und sich morgens beim Rasieren scheitert, dann ist es da, das Temperament, in seiner ganzen

„herrlichen“ Naturgewalt. — Die oben dargestellten vier Charaktertypen sind aufschlußreich für die Selbstkenntnis und bestätigen die alte Weisheit: Kleine Ursachen — große Wirkung. Und nun versuchen Sie einmal die Eukutol-Rasiercreme oder -Stange mit blutstillender Wirkung. Das Rasieren geht noch einmal so leicht: das liegt an der neuartigen, bartschwelchen Zusammensetzung. Der Kragen bleibt tadellos: das liegt an der blutstillenden Wirkung. Sie fühlen sich frisch und gepflegt: das liegt an der Hautspannung und der besondere feinen Parfümierung. Senden Sie 12 Pfennig in Briefmarken zur Erstattung der Porto- und Verpackungsgebühren an die Chemische Fabrik Promonta G.m.b.H., Werk Kosmetik, Hamburg 26, und Sie erhalten eine Probetube Eukutol-Rasiercreme, ausreichend für siebenmaliges Rasieren.

Das Überraschende:
Die blutstillende
Wirkung!



Creme RM 1.10, Stange RM .55

NeueSpannkraft
erleben Herrn bei sofortiger Wirkung durch bewährte Spezialcreme. Tube Länge ausreichend. RM 2.25. Prospekt gegen Rückporto.
PAUL OTTO Berlin N 55, Chausseestraße 51
GRATIS
Senden Preisliste 500 G. (unfranko) gegen Brief, Adress, Alter, Beruf, Anzahl der Familienmitglieder, Anzahl Gummi-Medica. **N. LEDIG**
Post- und Telegraphenamt 4. Wittenberg 17, Berlin, 17

Gegen Zahnstein-Ansatz
Chlorodont
—bewährt seit 31 Jahren!

Bücher, die Sie gut unterhalten:

Jagd in Flanderns Himmel
Von Karl Bodenschütz. Die unsterblichen Taten des Jagdgewaltigen Freiherrn von Rithofen. Eingeleitet von Hermann Göring. 35. Tausend. Mit 95 Bildern. In Leinen gebunden RM. 4.80

Verdun-Souville
Von Hermann Thimmernann. Ein Tatsachenbuch nach Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayer. Infanterie-Leibregt. Mit Bildern. Leinen RM. 1.90

Einer unter Hunderttausend
Von Hans Hinkel. Opfer und Kampf der deutschen Nachkriegsgeneration vom Rheinlamps bis zum Mischkamp. In Leinen gebunden RM. 3.70.

Auf Kundfahrt im Himalaja
Siniolich und Nanga Parbat — Tat und Schicksal deutscher Bergsteiger. Mit 80 Bildern. Leinen RM. 7.50

Land des Lichtes
Von Albert Herrick. Deutsche Kundfahrt zum letzten Rastel Westasiens, zu unbekannten Völkern im Hindu-Koch. Mit 80 Bild. Lein RM 5.30

Land voraus
Von Alfons Paquet. Das zweite Hapagbuch von der Seefahrt. Mit 160 farbigen, bekannten deutscher Dichter und 16 Bildnissen. Leinen RM. 3.70

Blätter vom Lebensbaum
Von Helene Raff. Eine deutsche Frau beschreibt ihren Lebensweg als Malerin und Dichterin. Leinen RM 5.50

Das große Los
Von Eugen Roth. Von allerlei merkwürdigen Schicksalen und Seltensamen erzählt hier der Dichter des Buches „Ein Mensch“. Mit Bildern. Lein RM 7.80
in allen Buchhandlungen erhältlich

VERLAG KNORR & HIRTH MÜNCHEN

Umsonst
Kraft
Tabletten für Männer
wird wirken. Hormonpräparat
im höchsten auf wissen
schafft. Grund: gegen das Schwä-
chen. Erregung. Alterserschöpfung
100 Tbl. M.R. 30 Tbl. 2.30 in Apoth. ab. (Euk.
Bismuthum. 1000 g. 1000 g. 1000 g. 1000 g.)

Deine Wahl nur Sonnd
Nicht nur
Nähen vernünftigt, daher nur Best geschickte!
SONNEN-GOLD
HANDLICH
4/3
0.10 mm

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltzsch, München Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverläge und Postanstalten entgegen. Anzeigenpreise nach Preiskarte Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D.A. III, VI, 30; 1945. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten — Anstalt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80 Fernruf 1296 Postfachkonto München 5920 Erfüllungsort München

D u r c h b r o c h e n e F o r m

Wenn das mal fein wäre, das wäre fein!
Ich könnte mich jedenfalls auf dem rechten Bein
nach dem frischen Wind der Mode dreh'n
ach, wenn das fein wäre, es wäre ja zu schön!

Denn in meinem blauen Beinkleid ist mir seit sieben Tagen die rechte Bodensfläche zerrieben.
Ich bemühe mich nämlich, beim Schreiben mit beiden Händen auf dem Boden der Tatsachen zu bleiben, und wer das weiß, wird mir ohne Schwanken die Wahrheitslichkeit zugeben.

Bäume übrigens der graue Anzug in Frage,
so wäre ich eher linksseitig auf der Höhe unserer Tage.

Neben: hierauf lege ich Gewicht
so schlecht geht es mir nun doch wieder nicht,
mein linkes blaues
und mein rechtes graues
Hosensein für ihren Teil
sind heil!

Männer, Freunde, tut mir den Gefallen
und laßt uns uns allen
die Hosen auseinanderreißen

und die Halften über Kreuz zusammenschweißen!
 Lest uns verkünden: von morgen an
 trägt der feine Mann
 infolge dernier tiefs
 links blau, rechts gries.

Unter dieser Bedingung konnte ich noch ein paar Wochen
unverfrohen
mein Dasein frech gen Himmel blicken . . .
Sonst komme alle Schuld auf euren Hals
an dieser Tragödie des Kulturzerfalls.

Ich kann jambische Versfüße allenfalls,
aber nicht die eigenen Jamben bis übers Becken
in lustigen freien Rhythmen verstecken.
Dirks Paulun



und dazu die beste Melodie des
schäumenden Weins **DEINHARD**
KABINETT berühmt durch seine
rasrige Art und sein cellist. Pubstelt.

Deinhardt
Kabinett 450 R

HOHNER

Gratis

ausgefall. Texte, Fabeln
u. Ergänz. Artikel
zu Dornen, Neuh.
L. Humboldt
1812/1813
1925, 240

Gratis

simult. be. hauptg. "Antiquar.
Gemeins. pers. - Antiquar.
Karten, Fabeln,
Brewster-Stärke 14 C

**Geordnetes
Geschichts-
Leben**

1860, 1861
1862, 1863
1864, 1865
1866, 1867
1868, 1869
1870, 1871
1872, 1873
1874, 1875
1876, 1877
1878, 1879
1880, 1881
1882, 1883
1884, 1885
1886, 1887
1888, 1889
1890, 1891
1892, 1893
1894, 1895
1896, 1897
1898, 1899
1900, 1901
1902, 1903
1904, 1905
1906, 1907
1908, 1909
1910, 1911
1912, 1913
1914, 1915
1916, 1917
1918, 1919
1920, 1921
1922, 1923
1924, 1925
1926, 1927
1928, 1929
1930, 1931
1932, 1933
1934, 1935
1936, 1937
1938, 1939
1940, 1941
1942, 1943
1944, 1945
1946, 1947
1948, 1949
1950, 1951
1952, 1953
1954, 1955
1956, 1957
1958, 1959
1960, 1961
1962, 1963
1964, 1965
1966, 1967
1968, 1969
1970, 1971
1972, 1973
1974, 1975
1976, 1977
1978, 1979
1980, 1981
1982, 1983
1984, 1985
1986, 1987
1988, 1989
1990, 1991
1992, 1993
1994, 1995
1996, 1997
1998, 1999
2000, 2001
2002, 2003
2004, 2005
2006, 2007
2008, 2009
2010, 2011
2012, 2013
2014, 2015
2016, 2017
2018, 2019
2020, 2021
2022, 2023
2024, 2025
2026, 2027
2028, 2029
2030, 2031
2032, 2033
2034, 2035
2036, 2037
2038, 2039
2040, 2041
2042, 2043
2044, 2045
2046, 2047
2048, 2049
2050, 2051
2052, 2053
2054, 2055
2056, 2057
2058, 2059
2060, 2061
2062, 2063
2064, 2065
2066, 2067
2068, 2069
2070, 2071
2072, 2073
2074, 2075
2076, 2077
2078, 2079
2080, 2081
2082, 2083
2084, 2085
2086, 2087
2088, 2089
2090, 2091
2092, 2093
2094, 2095
2096, 2097
2098, 2099
2100, 2101
2102, 2103
2104, 2105
2106, 2107
2108, 2109
2110, 2111
2112, 2113
2114, 2115
2116, 2117
2118, 2119
2120, 2121
2122, 2123
2124, 2125
2126, 2127
2128, 2129
2130, 2131
2132, 2133
2134, 2135
2136, 2137
2138, 2139
2140, 2141
2142, 2143
2144, 2145
2146, 2147
2148, 2149
2150, 2151
2152, 2153
2154, 2155
2156, 2157
2158, 2159
2160, 2161
2162, 2163
2164, 2165
2166, 2167
2168, 2169
2170, 2171
2172, 2173
2174, 2175
2176, 2177
2178, 2179
2180, 2181
2182, 2183
2184, 2185
2186, 2187
2188, 2189
2190, 2191
2192, 2193
2194, 2195
2196, 2197
2198, 2199
2200, 2201
2202, 2203
2204, 2205
2206, 2207
2208, 2209
2210, 2211
2212, 2213
2214, 2215
2216, 2217
2218, 2219
2220, 2221
2222, 2223
2224, 2225
2226, 2227
2228, 2229
2230, 2231
2232, 2233
2234, 2235
2236, 2237
2238, 2239
2240, 2241
2242, 2243
2244, 2245
2246, 2247
2248, 2249
2250, 2251
2252, 2253
2254, 2255
2256, 2257
2258, 2259
2260, 2261
2262, 2263
2264, 2265
2266, 2267
2268, 2269
2270, 2271
2272, 2273
2274, 2275
2276, 2277
2278, 2279
2280, 2281
2282, 2283
2284, 2285
2286, 2287
2288, 2289
2290, 2291
2292, 2293
2294, 2295
2296, 2297
2298, 2299
2300, 2301
2302, 2303
2304, 2305
2306, 2307
2308, 2309
2310, 2311
2312, 2313
2314, 2315
2316, 2317
2318, 2319
2320, 2321
2322, 2323
2324, 2325
2326, 2327
2328, 2329
2330, 2331
2332, 2333
2334, 2335
2336, 2337
2338, 2339
2340, 2341
2342, 2343
2344, 2345
2346, 2347
2348, 2349
2350, 2351
2352, 2353
2354, 2355
2356, 2357
2358, 2359
2360, 2361
2362, 2363
2364, 2365
2366, 2367
2368, 2369
2370, 2371
2372, 2373
2374, 2375
2376, 2377
2378, 2379
2380, 2381
2382, 2383
2384, 2385
2386, 2387
2388, 2389
2390, 2391
2392, 2393
2394, 2395
2396, 2397
2398, 2399
2400, 2401
2402, 2403
2404, 2405
2406, 2407
2408, 2409
2410, 2411
2412, 2413
2414, 2415
2416, 2417
2418, 2419
2420, 2421
2422, 2423
2424, 2425
2426, 2427
2428, 2429
2430, 2431
2432, 2433
2434, 2435
2436, 2437
2438, 2439
2440, 2441
2442, 2443
2444, 2445
2446, 2447
2448, 2449
2450, 2451
2452, 2453
2454, 2455
2456, 2457
2458, 2459
2460, 2461
2462, 2463
2464, 2465
2466, 2467
2468, 2469
2470, 2471
2472, 2473
2474, 2475
2476, 2477
2478, 2479
2480, 2481
2482, 2483
2484, 2485
2486, 2487
2488, 2489
2490, 2491
2492, 2493
2494, 2495
2496, 2497
2498, 2499
2500, 2501
2502, 2503
2504, 2505
2506, 2507
2508, 2509
2510, 2511
2512, 2513
2514

Lesen die Münchner
Illustrierte Presse
immer alle
GRATIS
Bestellungen
Gutten Arnold
Wien, 1. Jan. 1900

Die Knecipp-Kur
Wie Aus des Erfolgel Erken Sie diese
große Gesundheitskraft von San. Mat.
Dr. Albert Schaller: Es ist die
modernste umfassende Darstellung der
Knecipp'schen Heilmethode, besonders die
Kneiselmethode, Herzleiden, Organerkrän-
kungen, Stoffwechselkrankheiten, Rheu-
matismen u/w. Ein Erzählung Gesun-
dheit für jede Familie 800 Seiten mit
22 Tafelbilder. Preisformaler, Schellerei
M. 5.00, Zeilinen 7.50, Prospect kostenlos.
Verlag Knorr & Hirth N. G. München

Ratgeber für **Haar- u. Haut** kranke
kranke u. unterh. **Geheile** ROSE MANN 

Gummi- Druck.
Alle Jahrbücher
sind gratis. Aufträge erbeten
R. Schultze, Berlin.
Preis: Manns Höhe 45 B.

ZWEI TATSACHENBÜCHER AUS DEM KRIEG:

| | |
|---|--|
| Jagd in Flanderns Himmel
Von Generalmajor Hobensack | Verdun — Souville
Von Hermann Dümmermann |
|---|--|

Die unsterblichen Taten des Jagdgeschwaders
Führers von Nischen, nach Aufzeichnungen
des Geschwader-Adjutanten. Dazu das vollstän-
dige Kriegstagebuch des Geschwaders General-
stabschef Hermann Börsing schreibt:
„Das Denkmal, das deutscher Heldentum
stehender Vaterlandsliebe und bis in den Tod
getreuer Kameradschaft, das einst Nischen und
sein unsterbliches Jagdgeschwader mit Feuer
und Rauch in den flandrischen Himmel geschrie-
ben hat, es wieder Blüch und Blut und den
Feldern zum eigenen Erleben. Mit dieses
Vn in erschütternder folger Ergreifendheit gelesen
bat, glaubt an das ewige Deutschland.“ — Mit
95 Bildern Geheft M 31 3 60. Reinen M 31 4 60

/

Die Talsachenbücher der Aufzeichnungen eines
Offiziers vom bayer. Inf.-Regiment, General
Mittler von Egg Artill. „Ein Auschnitt aus der
Schlacht, wie ihn Tausende Soldaten wie
umgefallener Generale erlebt haben wie ihn aber
nur wenige mit einer solchen Klarheit und
zu erschütternder Eindringlichkeit miterleben konn-
ten.“ Es war eine Schlacht von Verdun —
und die Mächtige Beobachter: „Ma an-
gegebte Regimente und Pundertausende von
Soldaten in diesen Monaten erleben muß-
ten und überdauern, ist hier bildhaft geschildert.
Man wird das Buch zu den wertvollsten dach-
terischen Dokumenten des Weltkrieges zählen
müssen.“ — Mit 11 Bildern Reinen M 31 1 90

/

Zur jede Buchhandlung zu beziehen / Verlag Anner & Pösch, München

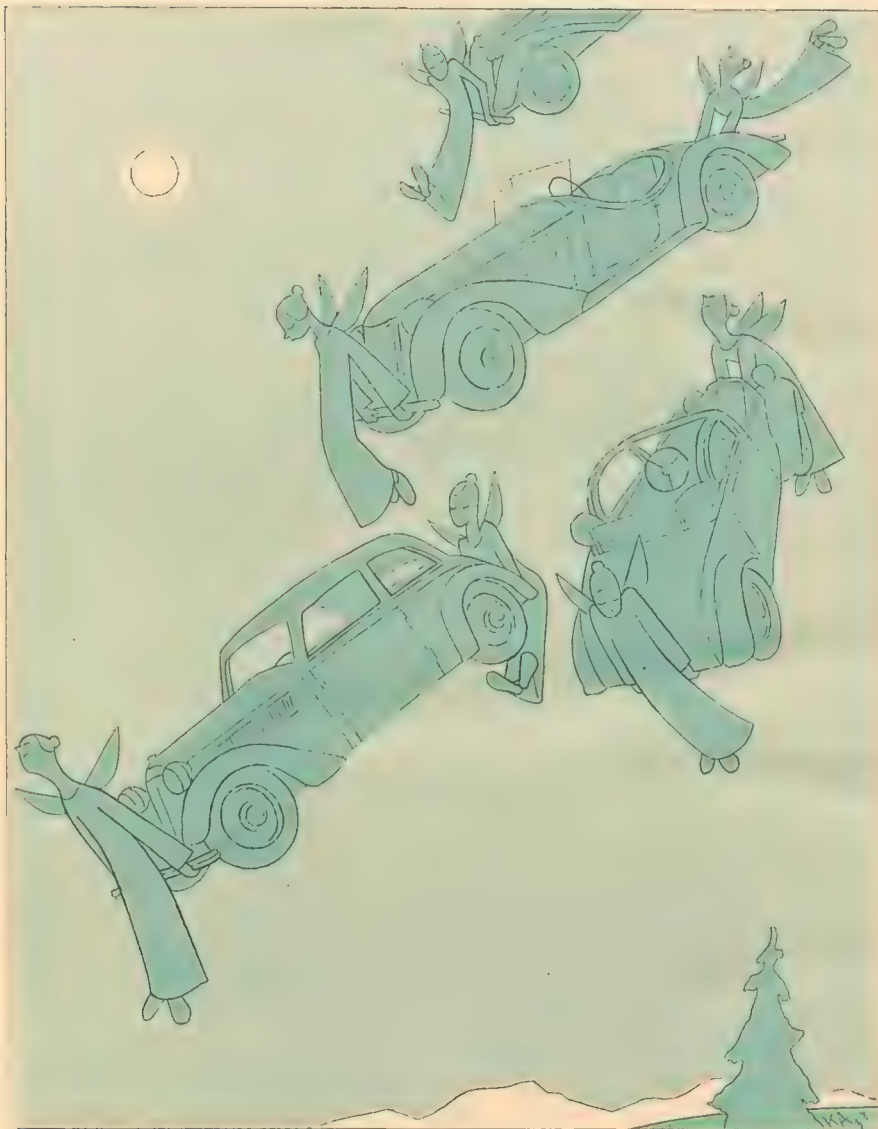
meines Lebens Du
 wirst doch ich
 habe dich lieb
 eigentlich nie
 viel gemacht
 aber es gab da
 immer: Hygiene Reiz
 - ich mag sagen -
 alle Beförderung!
 Fräulein, weil ich
 nicht mit haben will
 was ich sein
 kann



APRICOT BOLS großer herbfruchtiger Original-Likör, von Erven Lucas Bols aus Fleisch und Kern ausgezuckerter Aprikosen in Emmericher Rh. destilliert, nach den über 350 Jahre alten Rezepten und Methoden des Amsterdamer Hauses. Der Namenszug *Lucas Bols* auf dem Etikett bürgt für Echtheit. Da unter der Bezeichnung Apricot Brandy viele Liköre geführt werden, die sehr unterschiedlich in Herstellungsort und Geschmacksrichtung sind, verlange man ausdrücklich **APRICOT BOLS**, um die Gewähr zu haben, den weltberühmten und bekannten Original-Likör zu erhalten. 1/1 Flasche RM 7,20.

Weihnachtsengel stark beschäftigt

(Karl Arnold)



„Is scho a Viecherei, a jeds wünscht si a Auto!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNOHR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Deutschland und Frankreich

(Erich Schilling)



„Kommt herein, jetzt wollen wir zusammen Weihnachten feiern!“



WAS MAN SICH SO WÜNSCHT

In dieser Zeit wird die Frage an einen gerichtet: „Was wünschst du dir eigentlich zu Weihnachten?“ Es wird auch Ihnen aufgefallen sein, daß Sie auf diese so einfach erscheinende Frage eine schlagartige Antwort nicht geben können.

Was wünscht man sich eigentlich? Die wenigsten werden mit dem Wunsche herausplatzen: „Ein Tintenfaß aus Marmor in Bronzefassung oder „Einen Schlips mit grauen, roten und schwarzen Streifen, von denen der rote Streifen halb so schmal ist als die beiden andern“. Eher würden manne sagen: ein Auto, ein Landhäusl mit mittlgrößerem Obstgarten oder ein Spezialist könnte antworten: zehn Minuten mit der Filmschauspielerin X. allein in einem Zimmer, um ihr mal ganz ehrlich zu sagen, daß sie ein affektiertes Frauenzimmer ist. Übrigens ein ganz raffinierter Herzenswunsch. Sehen Sie, das sind Wünsche, wahre Wünsche. Aber wer schenkt einem schon so etwas zu Weihnachten? Wer wird einem damit eine kleine Aufmerksamkeit erweisen wollen. Niemand, sage ich, Autos und Landhäuser und zehn Minuten gehören im allgemeinen nicht zu den Präsenten von lieber Hand, wenigstens in meinen Kreisen nicht, und wie sich das in indischen Fürstentümern abspielt, weiß ich nicht, zumal dort das Weihnachtsfest wohl anders gefeiert wird.

Wenn man ganz ehrlich ist, muß man sagen, daß man sich hauptsächlich das wünscht, was man nicht bekommt, z. B. Eine wünscht sich einen dreiteiligen Pelzmantel. Wenn ich sie aber fragte, wird sie sich ein Handschäffchen wünschen, weil sie ein vernünftiges Mädchen ist; und sie wird mir einen Schlips schenken, den ich mir auch nicht wünsche, sondern am liebsten selber kaufe. Wenn einer so gefragt wird, was er sich wünsche, konnte man leicht auf die Idee kommen, daß er vollkommen wunschlos sei. Man zermartert sich das Hirn, wonach steht dein Sinn! Zum Donnerweiter, es muß doch von den vielen Millionen Gegenständen, die es auf der Welt gibt, irgend-einen begehrenswert erscheinen, der dem Geldbeutel des freundlichen Schenkers ungefähr entspricht.

Nein, nichts, gar nichts fällt einem ein.

Und doch hat man sich im Laufe des Jahres manchmal gedacht, dieses oder jenes möchte ich dir gerne haben. Aber vielleicht waren es nicht

so rechte Weihnachtswünsche und gehörten womöglich in die Rubrik: Du sollst nicht beghehen deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Och, Esel. Nein, Och, Knecht und Esel sind es ganz gewiß nicht gewesen, dessen kann man sich noch genau entsinnen.

Foltick

Weihnacht

Von Dr. Owiglaß

Der Himmel schaut so finster drein
wie ein verhängter Heiligenschein.
Die Erde schläft, ein summer Stein.

Lautes und unbewegte Luft . . .
Da — eine ferne Stimme ruft
von Grat zu Grat, von Kluft zu Kluft.

Ein Wort nur: Friede! . . . Durch das All,
von Herz zu Herzen, dringt der Schall,
von Land zu Land schwingt Widerhall.

Das Wort lönt weich, als wär's von Wadys.
O dröhnt! es wie Polajnen stracks:
Nobiscum pax! Vobiscum pax!

DER WUNSCHDIEB

Von Fritz A. Mendel

Der Ehemann hatte das Licht im Schlafzimmer ausgelöscht und schwankte eben, ob er sich sofort in seine Schlafstellung begeben oder ob er noch eine kurze Weile darüber nachdenken sollte, was er seinem beschwerlichen Weibe zu Weihnachten schenken könnte, denn dies herauszukriegen wurde es hohe Zeit — da sprach die Frau: „Bei uns kann man furchtbar leicht einbrechen!“

„Man kann überall furchtbar leicht einbrechen, wenn man darauf aus ist“, erwiderte der Mann. Doch die Frau bestand auf ihrer Meinung: „Aber bei uns kann man am leichtesten einbrechen. Der Dieb braucht nur die Leiter, die unten am Haus steht, an das Speisekammer-Fenster zu stellen. Schon ist er drin, wo doch das Fenster nichts Immer offen bleibt.“

„Dann mußst du es eben nachts schließen“, schlug der Mann vor, „Ach, das hat einer gleich offen.“

„Nun — dann kann ich ja die Leiter unten wegstellen und verstecken.“

„Als ob die ein Dieb nicht doch findet . . . Oder er bringt sich gleich eine eigene mit.“

„Aber überleg dir doch“, beruhigte der Mann. „Falls ein Dieb wirklich die Leiter nimmt und ans Speisekammer-Fenster stellt, er kann ja gar nicht hinein, auch wenn es offen ist.“

„Wieso?“ fragte die Frau unberuhigt. „Weil das Fenster zu klein ist und gleich unter dem Fenster der Tisch mit all den Sachen steht. Wie soll denn eine der kein Schlängelmann sein, über die Eier, die Marmeladegläser, die Filenghäuben, den Käse steigen, bitte . . .“

„Das räumt er eben weg, oder er läßt es und stärkt sich für den Einbruch. Und der Schnaps steht auch da.“

Bei dem Wort Schnaps wurde der Mann doch unruhig. „Unsiinn! „Ein Einbrecher trinkt keinen Schnaps, da fällt er ja von der Leiter!“

„Du hast eine Ahnung“, meinte die Frau. „Solche Kerle vertragen Schnaps wie Wasser. Sie werden höchstens noch gelenkiger. Außerdem sagst du selbst immer, daß mit Alkohol manches gelingt, was in nüchternem Zustand unmöglich wäre.“

Der schnapstrinkende Einbrecher gefiel dem Ehemann nicht mehr. Er verleugnete ihn deshalb in starken und glaubwürdigen Ausdrücken und fragte nur noch höhnisch, was der Dieb denn außer Essen und Schnapstrinken noch tun sollte.

Oh, der Frau war das Weitere durchaus klar, „Denn geht er in den Gang“, sagte sie, „und da steht doch gleich mein Kleiderkasten.“

„Man stellt eben einen Kleiderkasten nicht auf den Gang“, knurrte der Mann, der von dem unaufrichtigen Dieb langsam genug bekam.

„Wenn aber das Schlafzimmer zu klein ist . . .“

„Mir langt es“, erwiderte der Mann knapp. „Nur der Kleiderkasten ist halt zu groß dafür.“

„Schön und gut“ — der Mann wollte zu einem Ende kommen — „dein Dieb steigt also meinetwegen die Leiter hoch. Er windet sich durchs Fenster, läßt den Tisch in der Speisekammer leer, stößt den Schrank wie Wasser gegen die Wand, die Tür, kommt auf den Gang, findet deinen Kleiderkasten — Was, bitte, soll er mit dem Kasten? In die Tasche stecken, oder?“

„Nein, aber“ — die Stimme der Frau wurde seltsam stockend — „er macht den Schrank auf und — stiehlt — das Polzjäckchen . . .“

„Was für ein Polzjäckchen?“

„Ein heilgraues, dreiviertellanges . . .“

„Aber“ — der Mann richtete sich vor blödem Staunen halb im Bett auf — „du hast doch gar keine Polzjäckchen.“

Stumm blieb es nebenan, ganz stumm.

Verstehend saß der Mann ins Bett zurück und äußerte vorsichtig:

„Wenn sie der Dieb stiehlt, brauchst du ja keine, es wäre doch hinausgeworfenes Geld.“

Da wurde es nebenan wieder lebendig, sehr lebendig sogar. „Wenn ein Einbrecher kommt, geht er überhaupt erst in dein Zimmer und nimmt die Schreibmaschine mit und alle Tabakspfeifen und die Bücher, aber nur die toren . . .“

„Übrigens“, fragte der Mann schließlich, als der Einbrecher sein Zimmer bereits völlig ausgeräumt hatte, „wie sagtest du? Was für ein Polzjäckchen nimmt der Kerl außerdem mit?“

„Ein heilgraues, dreiviertellanges . . .“ Es klang, als ob es im Traum gesagt sei.

Das unaktuelle Lied

Ka + Arnold



Ich kam vom Walde hernieder
da stand noch das alte Haus,



mein Liebchen, sie schaute wieder
wie sonst aus dem Fenster heraus.



Sie hat einen andern genommen,
ich war draußen in Schlacht und Sieg.
Nun ist alles anders gekommen,
ich wollte, es wär wieder Krieg!



Der gerupfte Jouhaux

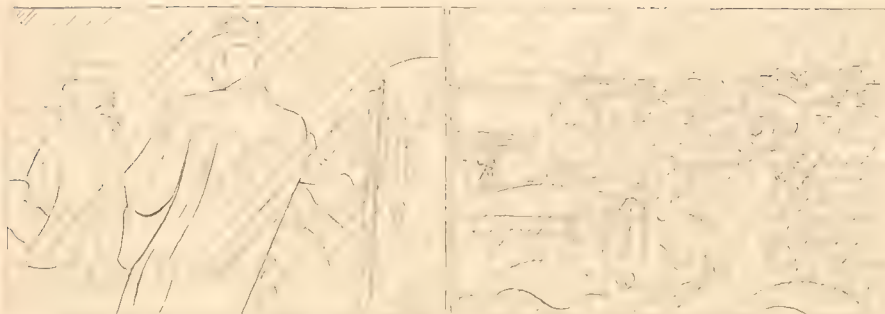
(Wilhelm Schulz)



Der Schuhu friert; der Winter naht.
Wie warm saß sich's im Aufsichtsrat!

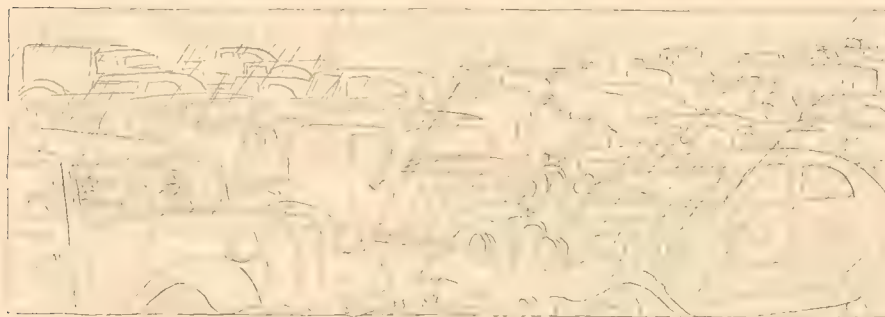
Zeitersparnis

(© Gulorenson)

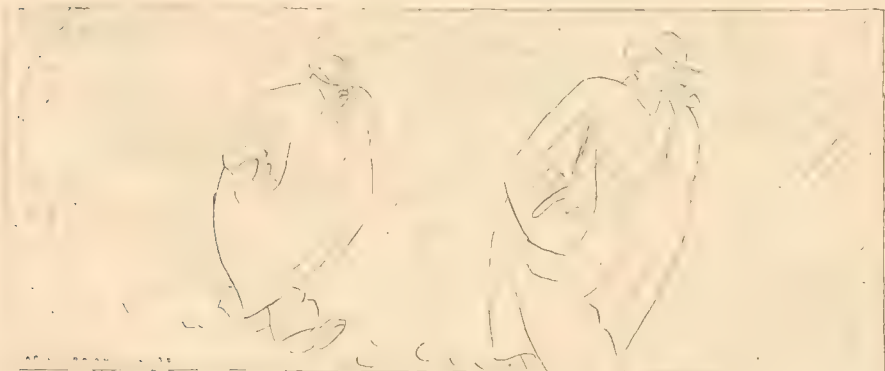


„Du wirst doch bei dem Sauwetter
nicht gehn! Komm, fahr' mit mir!“

„Hier ist kein Platz mehr zum Parken!“



„Verdammt, sind denn alle Parkplätze besetzt!“



„Na schadet nischt, der kleine Dauerlauf tut uns nur gut!“



Und wenn kein Mensch mehr Gott versteht,
geföhlt's, daß er zu den Tieren geht
und ihnen, die ihn nie betrübt,
ein Kindlein zart in die Krippe gibt. —

Und die Sitten kommen und neigen sich fein
und — ein wenig auch vor dem Esel, ein
und Könige köpft mit dem Sermeln,
die knien sich vor Kind und Oslein hin.
Und das Eslein stellt versäubert das Ohr,
und das Oslein kommt sich sehr wichtig vor,
und ein großer Stern gibt himmlisches Schein,
der fällt auch auf Oshe und Eslein.

Und Engel fliegen das Kind zur Ruh
und Oshe und Eslein hören zu
und haben vom Frieden auf Erden mehr,
als Mensch und König und Reichthum und Heer.
weil unjähliges Tier und unjähliges Kind
dem Herrn Gottes am nächsten sind. —

Und lassen die Menschen Gott allein,
dann kehrt er zum Trost bei den Tieren ein
und maniert einjam durch Wäber und Eal
und wählt einen Stall zu seinem Osal
und macht sich klein und legt sich auf's Feuer —
und die Nacht wird hell, und die Welt wird neu.

Joseph Maria Eug

„Bei dreißig Grad im Schatten . . .“

Von Hans Günther

„Sehr geehrter Herr, in dem Bestreben, jedem Heft der in unserem Verlag erscheinenden Familienzeitschrift „Eignes Heim und eigener Herd“ eine besondere Note, ein eigenes Gesicht zu geben, müssen wir uns die sorgfältige Vorbereitung der einzelnen Folgen stets schon sehr früh bemüht sein. Sie werden daher Verständnis dafür haben, wenn wir Sie als unseren geschätzten Mitarbeiter bereits heute bitten, uns bis spätestens Mitte des kommenden Monats eine ernste Weihnachts-erzählung unverzüglich zur Prüfung vorzulegen. In der Wahl des Themas wollen wir Ihnen völlig freie Hand lassen. Bevorzugen würden wir freilich eine Liebesgeschichte, die — spannend und lobensacht zugleich — eine innere Beziehung zu Weihnachten als dem schönsten Familienfest aufweist. Bei allem Ernst darf die heitere Note nicht fehlen. Es versteht sich im übrigen von selbst, daß der Leser durch ein überzeugendes Happy-End beglückt werden soll. In Anbetracht des knappen Raums, der uns zur Verfügung steht, müssen wir Wert darauf legen, daß das Manuskript einen Umfang von zweieinhalb Schreibmaschinenseiten nicht überschreitet.

Wir rechnen auf Ihre Zusage und sehen Ihrem Beitrag mit Interesse entgegen . . .“

Der Brief war mir in die Sommerfrische nachgeschickt worden.

Mit der guten Stimmung war es aus, mit dem traulichen Familienleben auch. Meine Frau ging ins Wasser. Als sie zurück kam, konnte ich noch immer an dem geschätzten Bleistift.

„Du bist mir ein rechter Dichter“, sagte sie spitz.

„Dreißig Grad im Schatten erleben und dann keine zweieinhalb Seiten schreiben können. Lächerlich.“

„Lächerlich!“ Während sprang ich auf. „Bei dreißig Grad im Schatten! Und dann, am Weihnachtsabend die Lichter brennen“, wie?

„Du hast eben keine Phantasie!“

„Was — zum Kuckuck — soll ich denn schreiben? Christkindchens Sommerreise? Oder Knecht Ruprecht in der Badehose?“

„Der mag so aussehen wie du jetzt.“ Nun fachte sie auch noch.

„Ich kann hier nicht arbeiten!“

Dann müssen wir nach Hause gehen.“

Die gelassene Ruhe meiner Frau reizte mich maßlos. „Ich will nicht arbeiten“, schrie ich.

„Das ist etwas anderes.“

Schweigen . . . Nur das Meer rauschte, und ein paar quaksende Grammophonstöne klangen verweht über den heißen Sand. Mit finsternen Blick stand ich da, hilflos und in ohnmächtiger Wut. „Vielleicht gehst du ins Wasser“, sagte meine Frau nach einer Weile.

„Aufhängen werde ich nicht!“ Aber dann stürzte ich mich doch in die lauen Fluten. Als ich mich abtrocknete und faul wieder in den Sand lagte, war meine Haut wenigstens um einige Grad der um die Weihnachtszeit üblichen Temperatur nähergekommen. Jedoch so abgekühlt war ich wiederum nicht, als daß mir nun etwas eingefallen wäre. Dafür hatte meine Frau eine Idee.

Gleich nach dem Mittagessen bat sie den Inhaber unserer kleinen Pension, das Frühstückszimmer zu verdunkeln. „Heute wird nicht geschlafen, Dickerchen“, sagte sie, „heute nachmittags wird gearbeitet!“

Vor ein paar brennenden Kerzen, die sie unterwegs besorgt hatte, stand auf einem der kleinsten Tische storbereit meine Reiseschreibmaschine. In irgendeiner Vase hatte meine Frau einige alte Tannenzweige entdeckt, die sie jetzt über den Flammen der feierlichen Lichter aufkistern ließ. Und siehe da, nicht nur meine Augen, auch meine Nase wurde allmählich festlich gestimmt. Sogar an die Ohren dachte meine Frau. Als ich ihr für meine Arbeit ausreichend erscheinender Weihnachtsduft den Raum erfüllte, setzte sie sich ans Klavier. Das Instrument war reichlich verstimmelt, aber immerhin — es war nicht zu verkennen, was gemeint war. O, du fröhliche . . . Vergänglich wartete meine Frau darauf, daß meine Tasten munter klappend in ihr Spiel einfielen

würden. Der Bogen, den sie eingespannt hatte, blieb weiß. Plötzlich blitzte sie ab. „Warum schreibst du denn nicht? Da sitzt du nun und stirbst vor dich hin. Worauf denkst du nur?“

„An den schönen dicken Karpfen und die knusprige Weihnachtsgans, die wir im vorigen Jahr hatten.“ In diesem Jahr werden wir Fischchen, Brot essen müssen, wenn du dich weiter so hast. Du solltest dich schämen! Wo ich das hier so schön arrangiert habe. An alles habe ich gedacht . . .“

„Nur an den Gaumen nicht!“, wendete ich hartnäckig ein, obwohl schon Tränen in ihren Augen standen. „Ich habe keinen Geschmack, verstehst du? — keinen weihnachtlichen Geschmack auf der Zunge. Da müßte zum Beispiel ein ordentlicher Punsch in der Terrine dampfen . . .“

„Bei der Hitze!“

„Siehst du, da haben wir's — auch daran hast du nicht gedacht. Ein bißchen zu gemüthliche Weihnachtsatmosphäre! Ich hat etwas stark eingeheizt, wie? Wollen wir das Fenster nicht wenigstens für fünf Minuten öffnen? Ah, du hast Angst, daß der Schnee hereinweht. — So, und nun stell die Wasserleitung ab, Baby, und spiel weiter! Ich werde alle meine fünf Sinne zusammennähnen, auch wenn zwei davon sich nicht recht überzeugen fühlen.“

Folgsam wie ein Kind, ließ meine Frau die Hände über die Tasten gleiten. „Morgen, Kinder, wird's was geben.“ Sehr langsam, zögernd setzte das Schlagwerk meiner Schreibmaschine ein.

Draußen waren sie auf aufmerksam geworden. Sie tauchten, sahen durch's Schlüsselloch, schüttelten die Köpfe und tippten mit dem Zeigefinger gegen die Schlösser. Eine Irrsinnsthat hatten sie nicht auf der Schiene, auch ein Nervenarzt wäre verunglückt. Da liefen sie zum Pfarrhaus ein. „Ihr Kinderlein, kommet!“ Meine Frau sang es, als er leise das Frühstückszimmer betrat. „Gott zum Gruß!“

Ich blickte von meiner Schreibmaschine auf. „Halle-llu, Herr Pastor! Jetzt, daß Sie kommen!“

„Ja, ich wollte auch doch auch ein bescheidenes Geschenk auf den abendlichen legen“, sagte er sanft und begann, eine hübsche kleine Eisenbahn auszuspacken und vor uns aufzubauen. Wie Kinder behandelte er uns, er schien im Umgang mit ihnen Erfahrung zu haben. Während ich als Stationsvorsteher — unterstützt von meiner Frau, die den Regelordner übernahm — die Züge abfahren ließ, begnügte er sich damit, die Weichen zu stellen. „Wegenüß!“ rief er eilig und zog eine kleine Pfeife hervor. „Tsch, tsch, tsch!“

„Dann wurde es langweilig. Ich fand, wir hatten nun genug gespielt.“ Ich muß weiterarbeiten, Herr Pastor“, sagte ich und stand auf. „War aber sehr hübsch, die kleine Unterbrechung!“ Es dauerte lange, bis er begriff, daß wir gar nicht so verdrückt waren, wie es auf den ersten Blick aussah. Aber dann erbot er sich gleich, mir zu helfen, der alte Pfarrer hatte in all den Jahren so viele Geschichten erlebt, — wahre, rührende Weihnachtsgeschichten . . .

„Über Trine könnten Sie schreiben, das schöne Fischermdchen, das am Weihnachtsabend so verzweifelt war und wohl ins Wasser gegangen wäre, wenn nicht die Weihnachtsglocken, die gerade zu läuten begannen, die Unlucke zurückgehalten — sowie der junge Sohn des reichen Petersen, der zufällig dazu kam, und dessen Frau sie dann doch noch geworden ist, als das Kind schließlich da war . . .“

„Aber — danken Sie hin, Herr Pastor!“ rief ich entsetzt. „Ich gebe zu, daß kommt vor. Nichts gegen uneheliche Kinder! Doch „Eignes Heim und eigener Herd“ ist ein anständiges Blatt. Außerdem ist die Handlung nicht spannend genug und viel zu unwahrscheinlich.“

„Aber die Geschichte ist wahr!“

„Alle wahren Geschichten sind unwahrscheinlich.“ Das verstand der alte Pastor nicht, und es war gar nicht einfach, ihn zum Weitererzählen zu bewegen. Aber zu guter Letzt erlief ich doch von jener Sturmflut, die am Weihnachtsabend ihren Höhepunkt erreichte und die in der Kirche, der letzten Zufallschritte, verarmte, verarmte Gemeinde zu vernichten drohte. „Nun dem Eingreifen des eben so reichen wie tatkräftigen Petersen war es zu danken . . .“

Als Endergebnis hatte ich dann einen Stoff, wie ich ihn brauchte: Ein armer Fischersohn ist am Weihnachtsabend von einer Sturmflut von ungewöhnlichen Ausmaßen als einziger bereit, für die



„Siehst du, ich hab' dir gleich gesagt, du hättest den Forstassessor einladen sollen!“

DIE DREI KUGELN

Von Josef von Degrazia

Auch im Hochsommer fährt mir ein leichtes Frösteln durch die Glieder, wenn ich plötzlich die drei goldenen Kugeln vor mir sehe, die das weithin sichtbare Zeichen eines amerikanischen Versatzamtes darstellen. Es sind jetzt ungefähr fünf- und zwanzig Jahre her, seit ich an einem schön begonnenen, aber bitterböse und bitterkeit geendeten Weihnachtsabend die Existenz eines solchen Versatzamtes verwünschen lernte.

Wir schrieben damals 1913. Doch der große Krieg hatte für uns längst begonnen, und der Sieges waren wenige, die wir im Kampfe um den Dollar zu verzeichnen hatten. Ganz freiwillig war keiner von uns über das große Wasser gekommen. Meistens war die Reise Gegenstand eines Kompromisses gewesen, das man mit herzlosen Gläubigern, mit kapriziösen Verwandten, erstaunlich neugierigen Staatsanwälten oder sonstigen Gruppen geschlossen hatte, die leicht im Stände waren eine einzelne Individualität zu majorisieren.

Fast alle Mitglieder unserer kleinen Gemeinde hatten in der k. u. k. Armee den Rock des Kaisers getragen, hatten in jugendlichem Leichtsinne oft nur um ein Haar brei durch Ständepflichten und Ständevorurteile so verengte Straße der Korrektheit verlassen. Wohlklingende Namen,

die weit über die Grenzen der alten Monarchie hinaus bekannt waren, zielen die Präsenzliste unserer Kolonie. Diese Namentliste nichtbeglaubigter Vertreter einer Großmacht konnte sich neben jedem Diplomatenstatus sehen lassen.

Wenn auch Jeder von uns mit der Absicht herübergekommen war, hier in der Neuen Welt ein neues Leben zu beginnen, so war doch in der Regel der erste Abschnitt dieser neuen Existenz damit ausgefüllt, das alte fidele Loben, das durch den charakteristischen Mangel eines jeden Budgets ausgezeichnet war, auch in Amerika fortzusetzen. Erschöpfen sich doch die oben erwähnten Kompromisse nicht nur in der freien Überfahrt: sie beinhalten gewöhnlich auch ein Betriebskapital, das jedoch in keinem mir bekannten Falle seiner ursprünglichen Bestimmung, dem Aufbau einer Existenz zu dienen, zugeführt, sondern in der Regel dem viel allgemeineren wirtschaftlichen Zwecke, Geld unter die Leute zu bringen, nutzbar gemacht wurde.

Dieser edlen Aufgabe konnte sich Jeder von uns, solange die Voraussetzungen dafür vorhanden waren, mit viel Grazie und Anmut und auch mit wohlthuender Exklusivität unterziehen. Denn die Gelage, die von den erwähnten Betriebskapitalisten errangt wurden, waren — was die männlichen Teilnehmer anlangte — stets auf unseren kleinen Kreis beschränkt. Der Damenwelt gegenüber mußten wir in Anbetracht des absoluten

Frauenmangels unserer Kolonie eine viel liberalere Haltung einnehmen.

Eines der vornehmsten New Yorker Hotels war unser täglicher Treffpunkt. Hier trafen sich die Oberwelt und die Unterwelt unserer Kolonie. Zur ersten gehörten die erwähnten Betriebskapitalisten, die als zahlende Gäste Fremdenzimmer in diesem Hotel bezogen hatten. Den Angehörigen der Unterwelt war zwar nicht der Aufenthalt in diesem vornehmen Hotel versagt, doch mußte sich dieser ausschließlich auf die Kellerräume des Unternehmens beschränken, wo die „underworld“ zwar nicht einem glänzenden Verdienste, sondern einer glänzenden Beschäftigung nachging: Ebbestecke, Tischgeräte, Teller und Schüsseln mußten hier mit peinlicher Sorgfalt wieder auf den ursprünglichen Hochglanz gebracht werden. Das Verbindungsglied zwischen Ober- und Unterwelt war Graf S. — Dieser hatte den mühevollen Aufstieg aus den Kellerräumen des Hotels zum Parterre-Niveau erfolgreich zurückgelegt und waltete in dieser Sphäre als einflußreicher und gutbezahlter „captain“. Seiner Proklamation war es meistens zu verdanken, wenn erschröpte Betriebskapitalisten eine Anstellung in besagten Kellerräumen bekamen. Außerhalb des Hotels waren die Unterschiede zwischen den beiden sozialen Schichten zufolge guter Kameradschaft und eleganter Garderobe — diese hatten sich auch in verzweifelte Fällen als krisenfest erwiesen —

Fischdampfer-Weihnacht

(E. Thöny)



Zur Reize geht
der harte Tag.
Im Wind verweht
der Glasenschlag.
Die Luft ist grau,
die See steht rauh.
Run hiewt die Kurze ein!
So hoch im Nord
allhier an Bord
soll heute Weihnacht sein.

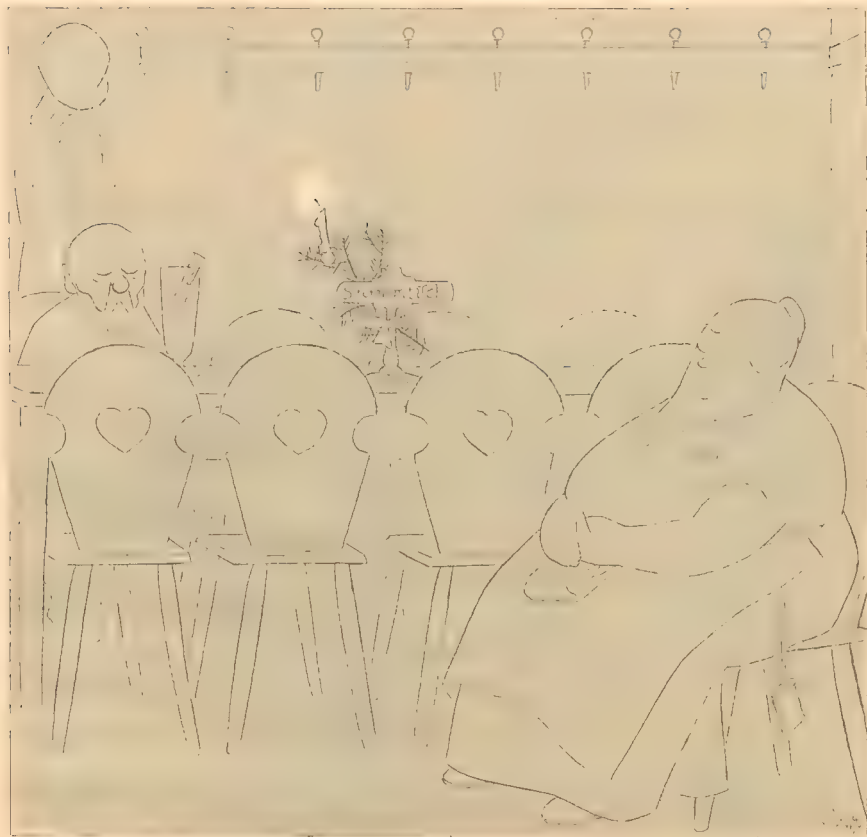
Wohl mancher segt
geheimnisvoll,
daß man die Nacht
nicht fischen soll,
weil heut im Meer
der Fisch zu schwer
und echt aus Silber sei
Was man auch macht
die feure Pracht
reißt jedes Reh entzwei

Zurret nun zur Hand
den kleinen Baum,
den Gruß von Land
im Logistoraum,
hängt Ringel dran,
steckt Lichter an
und leht zühöchst den Stern,
spielt auf und singt
und eßt und trinkt
und denkt der Lieben fern

Wie sanft ist doch
solch Tag zu Haus,
hier bläst es noch
die Lichter aus.
Und draußen loht
ob unserm Boot
ein armer Stimmelschein,
als sollten wir
ihm dienen hier
und seine Wiege sein. Sans Leip

Stille Nacht

(Karl Arnold)



„Oamol im Jahr lass'n's mi Junggsehn alloa, dann meckern die andern dahoam unterm Weihnachtsbaum!“

Baron D. gründlich zu verprügeln oder gute Miene zum bösen Spiel zu machen und ihm diesen Weihnachtscherz huldvollst zu genehmigen. Da die Mehrzahl meiner Kameraden unter dem Einfluß des reichlich konsumierten Alkohols nicht rasbiat und brutal, sondern in der Richtung des guten Wiener Herzens ins Extrem gingen, endete diese Szene mit einem homerischen Gelächter. Baron D. versicherte uns, daß das Versatzamt, wenn nicht heute vormittag noch, so doch spätestens morgen geöffnet haben dürfte und dann oder dort seine Angelegenheit erledigen könne. Im allgemeinen waren die Beiträge nicht übermäßig hoch, so daß die Hoffnung bestand, sie bis dahin inter gegenseitiger Hilfeleistung aufzubringen. In seiner vollen Tragik kam uns der Weihnachtscherz des Barons D. erst zum Bewußtsein, als das Tor seines Hauses sich hinter uns geschlossen hatte. Einen Augenblick lang tat uns die kalte Winterluft recht gut; denn sie kühlte recht an-

genehm unsere von den letzten Debatten und vom Alkohol erhitzten Köpfe. Als aber ein Windstoß uns die Schneeflocken durch unsere Frackhemden auf unsere Heldenbrüste trieb, erscholl fast einstimmig der Ruf: „Rasch zu einem Taxi!“ Wir bogen um eine Straßenecke, doch kein Taxi war zu sehen. Dann wieder um eine andere, noch immer kein rettendes Gefährt. Schaubüch! Nur weiter Bewegung machen. Dazu kamen noch die Spötteleien der in warme Pelze gehüllten Damen, denen wir friserende Jämmergestalten nicht das geringste Mitleid abgewinnen konnten. So weit wir auch suchten: Alle Standplätze der Taximeter fanden wir leer! Kein Wunder in einer Weihnachtsnacht. Die letzte Rettung versprach die Subway, die uns wenigstens in die Nähe unserer Behausung bringen konnte. Doch von Riverside drive bis zur nächsten Subway-Station war ein weiter Weg. Schließlich gelang es uns doch, uns durch das

Schneegestöber bis dorthin durchzuschlagen. Der irische Stationsbeamte machte keine allzu zehnen Wilze, als wir mit schneebedeckten Smokingen und vereisten Hemdbrüsten vor seine Kasse traten. Wenn keiner von uns aus diesem Weihnachtsabenteuer eine Lungenentzündung davongetragen hätte, so konnten wir dies in erster Linie unserer Jugend, dann dem genossenen Alkohol und schließlich vielleicht auch dem Umstand verdanken, daß jeder von uns sich notgedrungen ein bis zwei Tage Hausarrest auferlegte. Die Erinnerung an den Weihnachtsabend, bei dem die drei goldenen Kugeln neben dem Sterne Bethlehemens aufschienen, lebte noch lange in der österreichischen Kolonie. Als ich fünfundzwanzig Jahre später die Tochter des Barons D. bei der Weltausstellung in Chicago traf und ihr die Geschichte von jenem Weihnachtsabend erzählte, sagte sie in einem Tone, der ebensoviel Stolz wie Nachsicht verriet: „Ja — ganz der Papa!“



„Siehst du, Fredy sagt immer, nischst anhaben, sei mein kleidsamstes Kostüm, wenn aber ein anderer die gleiche Meinung hätte, paßt's ihm nicht!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTZ KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Pracht Angeklebt!

Naturwunder

(K. Hölgenstaedt)



„Komisch: da redet man immer von ‚winterlicher Einsamkeit‘,
und wo wir sind, belebt sich die Gegend sofort mit Männern!“



Der durstige Jäger oder die hilfreiche Hirschkuh

GEWISSENSBISSE

Wenn ich einmal eine Expedition in meinen Schreibtisch ausrüsten würde mit allen Sicherungsmaßnahmen und Lager I, II und III, ich würde auf unerforschte Gebiete stoßen, auf weiße Flecke in der Landkarte meines Schreibtisches, auf schwarze Flecke meines Gewissens. Neben anderem Ballast, der einst Edelmetall und Luxusartikel in unvergesslichen Erinnerungen war, stöße ich da schichtweise auf Mappen, die die Aufschritte tragen: „Zu erledigen“, „Eilig zu erledigen“ und „Umgehend zu erledigen“. Solche Mappen liegen wie Jahresringe in den entfaltenen Schubladen. Sie enthalten Briefe, Briefe, Briefe, die auf Antwort warten. Ich werde vermutlich einen großen Teil meines Aufenthaltes im Fegelufer mit der Beantwortung alter Briefschulden zubringen müssen. Ich kann mir nur wünschen, daß dann im Fegelufer irgendein Wetter herrscht, das ich zum Thema nehmen kann, um der Tante Emma die überraschende Mitteilung zu machen, es sei bei auftrifflenden Winden empfindlich kälter geworden und Onkel Theodor das unerwartete Eintreten von Tauwetter zum Geburtstag mitzuteilen.

Aber ich habe ja die überaus eiligen und sozusagen unter Todessirenen zu beantwortenden Briefe vergessen, die liegen links und rechts auf meinem Schreibtisch, und ihrer sind die ältesten. Sie sind die eigentliche Humusschicht unter den Papieren auf der grünen Schreibtischplatte, fest hält sie gesägt das Milieubild. Sie machen sicher eine Art Gärungsprozeß durch, der Wärme erzeugt im Silo des Eiligt-zu-Erledigenden. Wenn sich das Jahr dem Ende zuneigt und den

gewissenhaften Menschen eine Art Schlußstrich-Stimmung überkommt, ein Seldogefühl der Erledigung und Wiedergutmachung, dann beschließe auch ich Briefe zu beantworten, in Form heilerer Glückwünsche Versöhnungen zu erbitten, damit

Silvesterbilanz

Von Kalatöskr

Was ist ein Jahr? Man kann wohl sagen: ein Aggregat von vielen Tagen, dreihundertfünfzig bis sechshundertsechzig. — Wenn ich mir's so bedenke, ächz' ich.

Denn diese Tage sind hienieden meist gleich und selten nur verschieden. Auch hat man außerdem noch Stunden, Minuten und so fort erfunden.

Befügt auf solche Hilfsartikel, nimmt jedermann die Zeit beim Witzel, die ihrerseits, von uns bequaselt, im Eilzugstempo weitertrifft.

Der Vorgang ist nur schwer verständlich. Kopieren wir ihn halbwegs endlich, gebietet uns der Schaffner Schwärzen und zwingt uns groblich, auszufrägen.

die Leute geführt sind, daß ich so nett und aufmerksam gewesen bin, ihrer zum Jahreswechsel zu gedenken, obwohl ich doch an ihm gar nicht schuld bin.

Oh, was überkommt mich da für eine behagliche Stimmung! Ich genieße die Möglichkeit, mich von alten Briefschulden auf eine so einfache und gebräuchliche Art befreien zu können in langen durstigen Zügen.

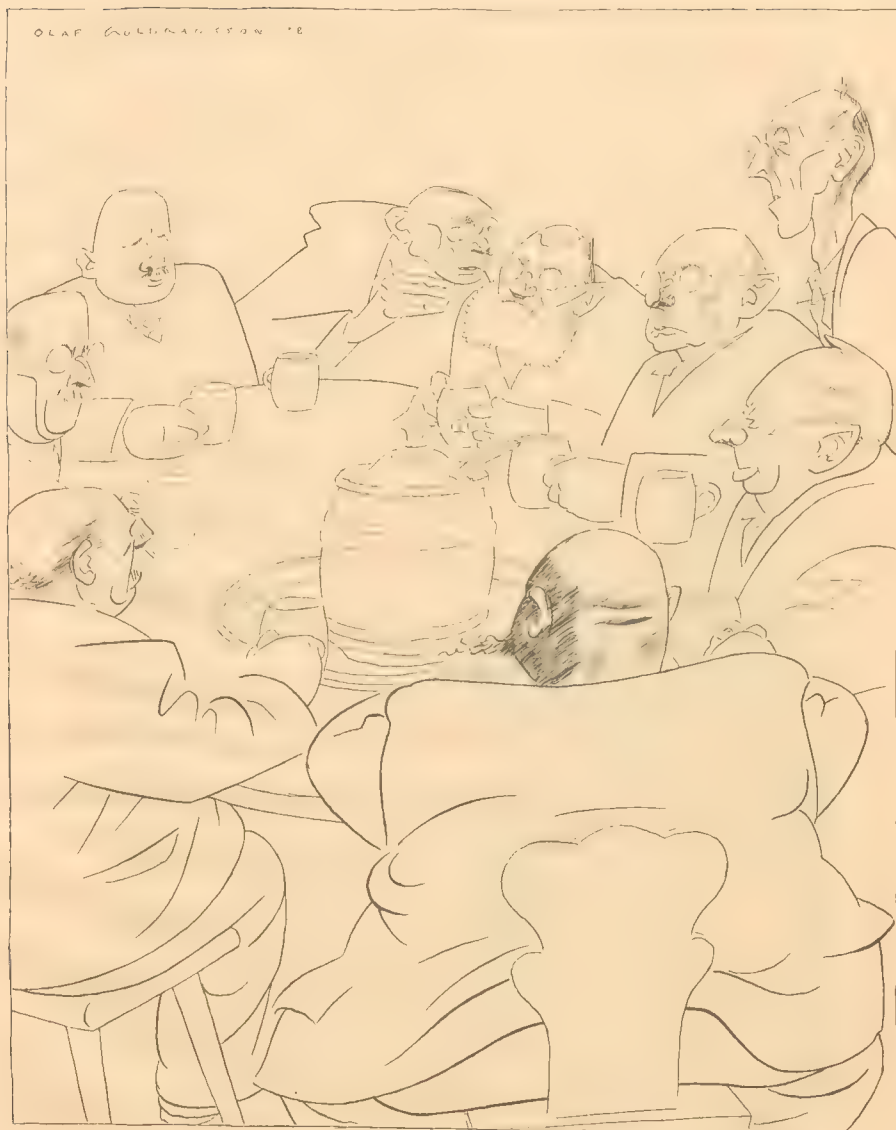
Die Gewissensbisse legen sich sozusagen aufs Sofa und rauchen eine Zigarette, ihnen ist jetzt Gelegenheit gegeben, sich durchzubellen. Was ist dann zu tun, um mit unbefleckter Schreibmaschine ins neue Jahr zu treten? Ach nur eine Kleinigkeit: Sich in einer behaglichen Stunde hinzusetzen und nur gute und freundliche Worte in die Welt hinauszuschleudern, hier Gesundheit zu wünschen, dort Gehaltsverbesserung, wo anders das erste, zweite oder dritte Zähnchen eines Jubelnd zu begrüßen, der sich ansieht, das Säuglingsalter zum alten Eisen zu werfen und dadurch die Familie glücklich macht. Ich aber zerge mich dadurch, daß ich davon Notiz nehme, als engverbunden mit dieser Familie.

Ist doch das einfachste von der Welt, nicht wahr! Sehen Sie, wenn ich so Seltsam an Seltsam meinen Gewissensbissen auf dem Sofa liege, dann beruhigen wir uns ganz allmählich, ich und die Bisse, und wir schlafen sachte ein. Man ahnt gar nicht, wie schnell so die letzten Wochen, Tage und Stunden im Jahre vergehen und plötzlich schlägt es zwölf Uhr und wieder hat der Silo eine neue Schicht angesetzt. Aber dieses Jahr will ich ganz gewiß ein brauchbares Mitglied der briefschreibenden Menschheit werden.

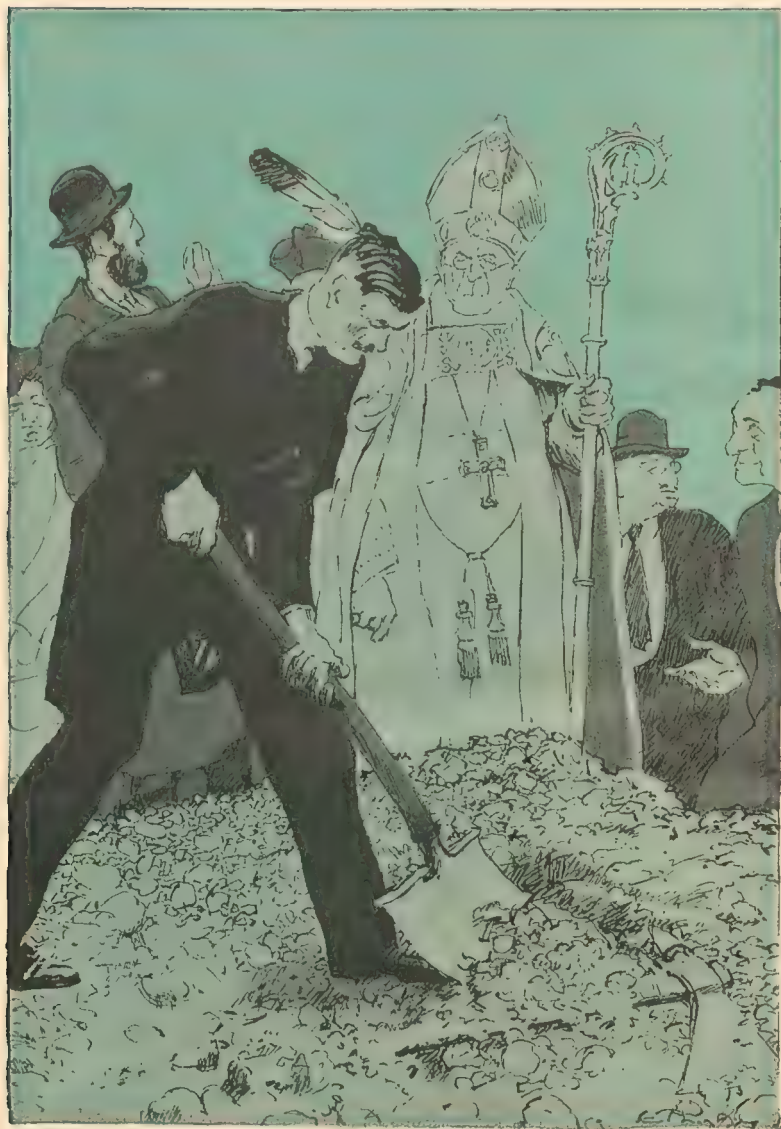
Foltzick

Die ewig Gestrigen

(© Gulleranson)



„ . . . und wie gesagt, unsere Devise heißt auch im neuen Jahr: Es wird weitergemeckert!“



„Hurtig, meine Herrn, wenn wir alle zusammenhelfen,
werden wir das Kriegsbeil bald ausgegraben haben!“



„Glaube mir, Kindchen, so ein Mann geht heute mit der einen und morgen mit der anderen!“ — „Ja, ja, aber ich bin oben immer die andere!“

Anruf in der Silvesternacht

Von Reinhard Koester

Karl Kuskopp saß in seiner kleinen gemütlichen Junggesellenwohnung hoch über den Dächern von Berlin, füllte sich mit einer feierlichen Bewegung das bauchige Burgunderglas und leuchtete zu dem halbgeöffneten Fenster hin, um das Aufklängen der Silvesterglocken zu hören. Schon knallte es hin und wieder auf den Straßen, weil ein paar Ungeduldige, die die Zeit nicht abwarten konnten, ihre Feuerfische losließen. Nun aber war es plötzlich ganz still geworden. Nur von unten her hörte man das rhythmisch-monotone Dudeln eines Grammophons, auf dem unentwegt Tanzschlager gespielt wurden.

Obwohl Karl Kuskopp kein menschenscheuer Sonderling war, hatte er doch aus tiefer Seele den Berliner Silvester-Betrieb, der den letzten Tag des Jahres zum Karneval machte. Schon, daß alle, die es sich eben leisten konnten, an diesem Abend die Sektproben knallen ließen, gefiel ihm nicht. Früher, im alten München, hatte er sich im Kreis von Freunden immer eine „Feuerzeugen-bowle“ gebraut, und wenn in den letzten Minuten vor Mitternacht die blauen gespenstischen Flammen in den verdunkelten Raum züngelten, schien ihm das die richtige Stimmung zur Begrüßung des neuen Jahres. Frauen waren an diesem Abend höchstens geduldet gewesen und hatten nie eine Rolle gespielt. Und getanzt hatte man erst, wenn es dem Morgen zugeht und das neue Jahr sozusagen kein Gast mehr war, sondern ein Hausgenosse. Bis Mitternacht aber ging alles gemessen und feierlich zu, man blickte zurück, verlor sich in Erinnerungen und versuchte alles Vergangene gut zu finden. Das war der eine Tag im Jahr, an dem man sich bemühte, wie Lynkeus, der Türmer in Goethes „Faust“, zu denken: „es sei wie es wolle, es war doch so schön.“ Und wenn das „es war doch so schön“ nicht aus dem Herzen herauswollte, tröstete man sich mit dem „es war...“

Die Leute unter ihm dagegen tanzten nun schon seit zehn Uhr und sicher hatten sie sich komisch

Papiermützen aufgesetzt, Pappnasen und Bärte umgebunden und bewarfen sich mit Luftschlingen und Konfetti. Aufgabe des Gastgebers war es, daß eine Minute vor Mitternacht alle Gläser gefüllt waren und man den feierlichen Augenblick nicht verpönte, an dem Jeder Jede küßte. Und dann wurde wieder das Grammophon aufgedreht und das Tanzen ging weiter. Die Augen dieser Leute waren immer nur auf das Morgen gerichtet, oder vielmehr auf den nächsten Augenblick, und die Vergangenheit war für sie nicht viel mehr als ein Mülleimer, in den sie den Abfall der bis zum Letzten ausgepreßten Tage warfen. Es war begreiflich, daß sie ungern zurückblickten... Für Karl Kuskopp aber war Silvester wie ein Bauernbegräbnis in seiner westfälischen Heimat, bei dessen nachfolgendem Leichenschmaus es dann zum Schluß sehr lustig zuzugehen pflegt.

Immer noch während diese atemlose Stille, die das eintönige Grammophonduell nur noch tiefer und erregender machte, obwohl sie nur wenige Minuten wahrte. Er setzte den tiefroten Wein im unberührten Glas in leise schwingende Bewegung und sah mit Befriedigung, wie sich aus dem am Glasrand haftenden Ringen Tropfen wie dunkle Perlen lösten und an dünnen Fäden in den matt-blickenden Weinspiegel fallen, wie das bei einem guten und guttemperierten Burgunder sein soll. Er wartete und leuchtete. Plötzlich aber wich die leise zufriedene Lächeln aus seinem Gesicht, die Hand hörte auf, das Glas zu schwingen und es ging wie ein Erstarren durch seine Gestalt. Worauf wartete ich denn, fragte er sich, was soll mir das neue Jahr bringen, daß ich es empfangen will wie einen wunderwilligen Heiland?

In diesem Augenblick dröhnte ein wuchtiger Glockenschlag in die Stille und sofort war die Nacht schwer von metallenen Klängen von überall her. Peltschende Schüsse gellten in das dunkel wogende Meer, trunksüß Schreie, Piffle und das Knattern von Feuerwerkskörpern. Karl Kuskopp hielt immer noch das Glas in der Hand und

starrte mit erloschenen Augen in das tiefe Rot des Weins, in dem sich das Licht in huschenden Reflexen spiegelte. Ein feines schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, als er endlich das Glas hob. Aber ehe es die Lippen berührte, schreckte ihn das Lauten des Telefons auf. Argwöhnig sah er auf den kleinen Apparat, der ihn mit neuem schrillen Läuten störte und hindern wollte, das neue Jahr mit einem stillen wohligen Schluck zu grüßen. Und hart und abweisend klang seine Stimme, als er seinen Namen nannte.

„Karl —?“ klang es weich und fragend.
„Ja, bitte!“
„Ich wollte Dir ein sehr schönes neues Jahr wünschen, lieber Karl, und alles Liebe und Gute!“
„Wer ist dort?“

„Kennst du meine Stimme nicht mehr? Und du sagtest einmal, meine Silvesterwünsche würden du immer aus tausenden herzuhearsen...“

„Ach so, ein Silvesterschertz!“ lachte Kuskopp trocken auf. „Sehr originell, meine Gnädigste, und sehr witzig! Schade, daß Sie gerade meine Nummer herausgesucht haben, denn ich bin zu solchen Scherzen nicht aufgelegt. Vielleicht haben Sie mit der nächsten Nummer, die gleich unter meiner Im-Fernsprechbuch steht, mehr Glück, denn der Herr ist Schauspieler.“ Da niemand antwortete, legte er den Hörer hart auf die Gabel, ließ sich kopfschüttelnd in den Sessel zurücksinken und griff zum Glas.

„Mag sein, daß ich ein humloser alter Hagestolz geworden bin — für Berliner Begriffe“, murmelte er vor sich hin. „Na, denn prost, alter Hagestolz, wir bleiben trotzdem die Alten!“ Bedachtig ließ er den lauen vollen Wein über die Zunge rollen und keute dann kleinen Schluck, ehe er ihn in die Kehle gleiten ließ, kennehrich, um sich an seiner tief verborgenen Süße zu erfreuen. Eine wohlige Wärme gab ihm der Wein, aber keine Freude, keinen frohen Genuß. Er wurde nachdenklich.

— Und wenn es ein dümmner und plumper Silvesterschertz war, sagte er sich, warum müßte ich dem Mädchen oder der Frau dies harmlose Vergnügen zerstören? Allerdings ist es frivol, einem Menschen den unerwarteten Anruf einer früheren Geliebten vorzuspiegeln, denn es konnte doch sein, daß Einer auf den Scherz hereinfiel, der in dieser Stunde nichts sehnlicher erwartet als sich ein Wunder —! Er griff rasch zum Glas und trank. Wärme — Wärme — Dann sprang er auf, um das Fenster zu schließen, das er um einen Spalt geöffnet hatte, um die Silvesterglocken zu hören.

Da lautete es wieder. Türcklich blickten die zehn weißen Augen aus der schwarzen Wälscheibe. Warum hingehen und den Hörer abnehmen —? „Hol's der Teufel!“ Aber es zog ihn doch hin — „Hallo?“

„Karl? Du hast eben eingehängt. Hier ist Katja...“
„Katja... Du bist es, Katja, du... Und ich habe...“
„Hast du nicht mehr gehört, was ich sagte? Ich wollte es auch nicht glauben.“

„Ich nahm an, es wäre ein Silvesterschertz, Katja. Seit wann bist du in Berlin? Wann kenn ich dich sehen?“

Tanzmusik klang im Hörer und Geräusche lauter Festlichkeiten.

„Entschuldige, ich werde zum Tanz aufgefordert. Vielleicht rufe ich später noch einmal an. Nahn, lieber morgen. Leb wohl. Schade, daß du eben...“
„Ja, ich komme! Leb wohl, Karl.“ Ein Knacken verriet, daß der Hörer eingehängt worden war.

— Katja... Das war vor sechs Jahren gewesen — und auch in einer Silvesternacht, als er geglaubt hatte, das Glück seines Lebens in der „gelobten Liebe“ zu finden. Aber schon damals mit seinen siebenundneißig Jahren war er ein alter Junggeselle und Hagestolz, den das Wort „heißtsten“ schreckte. Wer dachte im alten München gleich an Ehe und Kinder, wenn er liebte? Fast zehn Jahre hatte es gedauert, bis sich Karl Kuskopp in die Stadt des Faschings, des tiefblauen Märzmhimmels und des Oktoberfestes eingelebt hatte mit seinem schwermühten Weisfalembul und gerade darum schien ihm Katjas Widerstand gegen die ungeschriebenen Gesetze leichtfertig Lebensaufassung halstarrig und kleinbürglich zu sein. Und er war tief beleidigt, als sie plötzlich verschwunden war und ihm in ihrem Abschiedsbrief gestand, daß sie ihn sehr geliebt habe — aber zu tief geliebt habe, um seine Geliebte zu werden. Die ein halbes Jahr später eintreffende Nachricht von ihrer Verheiratung mit

Die neue Unheillichkeit wollte Kant Kruskopp er-
zählen, wenn er an Katja dachte. Hatte er diesen
Anruf in der Nacht nicht immer erwartet? Aber
dann hätte er sich die Frage gestellt, ob er
wußte, daß auch die bittere Katja ein Kind ge-
hört. Und er hätte sich nicht erwidert: Aber
ich nicht erwartet. Sonst hätte er sofort ihre
Stimme erkannt — beim ersten Anruf — und
nicht für einen Silvesterzucker gehalten. Es war
unnützlich und töricht, sich Illusionen hingeben.
Aber er hatte sich nicht erwidert: Ich habe
erhielt, wußte er, daß er den Schlüsselriss bedeu-
tete. Sie schrieb ihm, daß ihre erste Ehe nur zwei
Jahre gedauert habe, ihr Mann war im Flugzeug
abgestürzt. Seit Monaten hatte sie mit sich um
den Entschluß, um ihres Kindes willen eine neue
Heirat zu schließen. Und er hatte sich nicht er-
widert: Ich habe. Und er hatte sich nicht erwidert:
Nacht hatte sie den Mund gefunden, den allen
angegabellen anzuhören, das sie nie vergessen
hatte. Aber die kalte, verbitterte-lebensfremde
Stimme, die selbst einen Silvesterzucker so über-
legen-ironisch abgelehnt, hatte den Brief still beiseite — wie
das erste Mal. Er holte Katjas Bild hervor, das
immer noch in der Schreibtischschublade lag,
und zerriß es in kleine Fetzen. Wer nichts er-
wartet, dem wird auch nichts gegeben. Und wie
dann, wenn nicht alles, was man sich wünscht
ist ihm Wunsch und Wille ist?

Er holte die zweite Flasche Burgunder, die eigent-
lich für die einsame Silvesterfeier bestimmt war,
hervor, und als er sie ausgeguckten hatte, knickte
er mit entschüssener Bewegung den dünnen Fuß
ab. Und er dachte: Ich habe. Und er dachte:
wollte, er nicht mehr allein sein.

Zwei Herzen und ein Schlag

Ein Romankapitel / 88. Fortsetzung

Helmutrude in Feuchtenberg saß dicht an Dr. Möller gesmiegt. Ein schaves Rot huschte immerfort über die dem Ingenieur abgewendete Wange. Mit der linken umschlang Kurt ihre kaum widerstrebende Hüfte, mit der Rechten das Steuernd. Der Wagen fuhr gut seine 80 km pro Stunde drückte sie ihm, wie aus einem Entschluß heraus, die Hand auf die Schulter. Das Aut machte einen kleinen Sprung, doch schon hatte es der Ingenieur wieder in seinen nervigen Faust. „Dankst du schlecht von mir?“ bebt sie Freu Helmutrude „Milnitchin!“ barsi Kurt, den kräftigen Schnurrbart dicht über ihrem Nacken, dem man mit bestem Willen nicht ansah, daß er seine 32 Lenzer trug. Dr. Möller wollte noch irgendwies hin- und her, als er stat dessen drei schneidige Eifenhand, bis sie in den Gelenken knackte Helmutrude verbiß einen wehnsinnigen Schmerz... „Endlich und schließlich“ bebt sie fort – ihre

Stimme klar erscheinend unecht — „empfinde ich keine Gewissensbisse“:
Kurt kauerte stumm und an der Stauer, ihm lag das Schicksal des Wesens, mit dem ihn eine unheimliche, unerwartete, zentnerschwere Last drückte. Wie? Fern Degobert von Feuchterberg, der Gatte, ihre Lage vorzeitig durchschaut und die Polizei des Vorortes Rintbaue, welchen das Aut soeben durchmaß, verständigt hatte? — sonst so feilschende Mann, der vor keiner Platzhölle zurückwich, mit dem die Wäpser sich zußte hätte, schreckte unwillkürlich auf. Das konnte dem feinfühnigen Wesen an seiner Seite nicht verborgen bleiben. Mit sorgendem Blick umschlang es seinen stätlichen Leib, wie sich ein Ertrinkender um sein Leben ringt. —
„Kunt!“ schloßte sie aufgeloß und überschüttete ihn unheimlich mit feuchtem Naß. Das Aut machte von neuem einen Sprung, diesmal aber: einen weit größeren.
„W...“ —
Augen bran.

"Nichts!" zerückte Kurt zwischen den Zähnen,
und hinzulehend meinte er: "Zahnbürste
vergessen! Fatale Chose, wären die Löden nunmehr
geschlossen."
Er dachte das Tempo so daß sie gerade
wie rasend dahinschnellen. Das fächerde-
Neuerfrischen, für Sekunden wenigstens, Kühle-
lung zu. Die Immer noch blühende Frau, die sich
in letzter Stunde mit ihrer ganzen, von Hin-
gebung bestehenden Liebe anvertraut hatte, fühlte
sich als ein Opfer der Zeit. Sie wollte nicht
derte sie in sich hinein, an Degoberts, und
ungepflegte Fliegenengel denkend: "Nichts, auch
rein gar nichts fesselte sie an diesen Wüstling, den
sie mit heimlichem Grauen ihren Gatten nannte.
"Nichts!" gelte unvermittelt ein Gewissenßiß
an. Sie sah ihn wieder vor sich, wie er einst
liebte wie ein getreuer Wurm, und in ihren
Engelwaden tobte es weiter, dieses gräßliche
Ringens zwischen Gattenpflicht und angestammter
Jugendliebe. Kurt, der sie als Backfisch aus dem
gurgelnden Gleichbaß gezogen.

Die Zeit war ihm verloren, Angst verstorben,
und vermierter Vater, Freiherr von Spindeleck,
mit einem begüterten, doch fleckenhaften Namen
verbunden hatte, um seinem heruntergekommenen
Vermögen auf die Beine zu helfen? Er was bäumte
sich gegen die Schicksale der hundertfachen Buben auf,
gleich als wolle er sich ihnen stellen, und

Zum neuen Jahre

Von T. M. Schiller

*Ist dieses Jahres Kreis
in Glück und Leid vollendet?
Die Glocke tönt. Wer weiß,
was es noch nimmt und spendet.*

*Was heißt denn: altes Jahr,
Siehst du sie abseits schreiten,
der Wort und Werke Schar,
die dich durchs Land begleiten?*

Und was: das neue? Naht
aus unbekannten Fernen
ein fremdes Schicksal, Saat
von blinden Himmelssternen?

*Du gehst mit dunklem Gang,
dein eigener Wegbereiter,
stumm an dir selbst entlang
durch Jahr und Jahre weiter*



Sie sollten dieses berühmte
Münchener Starkbier einmal
trinken

Recken und Strecken

Das Buch der natürlichen Körperübungen von Christian Silberhom.
Fort mit den Platten- und Spreizungsbeschwerden! Fort mit Muskel-
rheumatismus, Ischias, Verdauungs- und Kreislaufstörungen und den
Beschwerden der Frau! Fort mit Fettleibigkeit und Herz-Kreislauferkrankungen!
Falscher, schädlicher Altmuth, fort mit der schlechten Koch-, Heilungs-
bild und den Kindern! Richtige Nachbehandlung von Unfällen
(Lähmungen) Erhaltung und Wiedergewinnung der normalen
Organfunktionen durch natürliche Körperübungen – das ist der Sinn
dieses Buches: 4. Aufl. 140 Seiten mit 140 Bildern, Geh. RM. 3.70, in
Leinen geb. RM. 4.70. Verlag Knorr & Hirth München



Neue Kraft und Lebensfreude

Lebensfreude
 auch **WIRKLICHKEITEN** neu
 als **Special Edition**!
 ganz **Erstausgabe**
Wirkung **erlebensreich**
 50 **Seiten** **AM** **150** **Richt**
nahme **extra** **Postlagernd** **zu**
geben **Stauschein** **auf**
74 **Apf.** **Bedienung** **zu** **geben**
zu **mehr** **zum** **Leben**!

HOHNER

Gracie Catalog.
64 Seiten, ungeb.
192 Abb. 10. 214 16

Jagd in Klanderns Himmel

Von General Bodenbach

Die 16 Kampfmomente des Richtigden-Gewisswaders, nach Aufzeichnungen des Gewisswader-Abtinenten J. G. N. C. H. schreibt: „Das Heilmittel vom bedröhten Völscherfüßländer, gibet der Vaterlandsblinde und bis in den Tod getreuer Kameradschaft, das einst Richtigden und sein unsterbliches Jagd-gewisswader mit Feuer und Rauch in den flandrischen Himmel geschleichen – hier wird es wieder Fleisch und Blut und den Ersten zum eigenen Erleben. Der dieses Buch in eckardt-voller stolzer Trügelmilde gelesen hat, glaubt an das ewige Deutschland.“ — 391 S. 16 Bldern. — Sehefter RM 2.80.

Verlag Neumann & Neumann

Umsons

Empfehl. den

13500 versch.
schied. Urtier
60000 11. 197
weitere 7000 re
3 1/2 Opt. zum Ansetzen.
Keine Mindestalter
Prüfzeit, geg. Beratung
Marken - Schneider,
Reutlingen 45 A

LEST DIE „MUN

Simplicissimus'

Gummi- Pygmaen
Info gratis: Aftangaba arbei
R. Schultze, Berlin
Britz, Nenne Rufe 43 63

GRATIS
Post 18 wochl. Samstags-
wöchig. Gummi-Arnold,
Wiesbaden, Fach 23

CHNER ILLUSTR

Oberbayr. Volkslieder

Eine Sammlung echter, urwüchsiger bayerischer Volkslieder, herausgegeben von Prof. Kurt Huber und Kiem-Pauli. Mit Noten für Gesang, Zither- oder Gitarrebegleitung und Zeichnungen von Eduard Thöny. „Jedem der Freude an volkstümlichem Wesen, der Empfinden für die einfachen Regungen der Volksseele hat, wird bei diesen Liedern das Herz aufgehen“ — schreibt die Zeitschrift „Der bayerische Sänger“. Zweite Auflage. Kartierter RM. 1.60. In allen Buch- und Musikalienhandlungen! Verlag Knorr & Hirth München.

Der kluge Vater

(Fr. Bilak)



„Ei, warum schreit denn unser Kindchen so?“



„Vielleicht hilft das?“



„Oder willst du dein Fläschchen?“



„Ah, jetzt hab' ich 's getroffen!“

DIE STIMME ALLAHS

Von Maria Branowitzer-Rodler

Als Asa Baba aus dem Bambushain trat, blieb er zögernd stehen und sah vorsichtig spähend ins Dickicht zurück und dann westwärts, wo neben der Oase eine dunkle Palmengruppe stand. Es war ihm die ganze Zeit über gewesen, als folge ihm jemand. Natürlich konnte es auch ein Tier gewesen sein, das einen Weg durchs Dickicht

gesucht hatte — aber Asa Baba hielt das vernommene Geräusch für das Tappen von Füßen, vorsichtig schleichende, nackte Füße.

Kein Mensch war weit und breit. Asa Baba war auf dem Wege zum Markt und führte Geld mit sich. Darum lugte er manchmal vorsichtig nach allen Seiten und preßte den Arm gegen den schneeweißen, flatternden Burnus, der seine kleine dickliche Gestalt fettig umgab. Aber dann schüttelte er den Kopf und wanderte lächelnd weiter. Sein langer Stab mit der abgerundeten

Eisenspitze, den er zur Stütze mit sich führte, denn Asa Baba hinkte ein wenig, rutschte klirrend über die Steine des Weges. Plötzlich sprang ein Mann aus dem Wald, der nichts anhatte als einen Lendenschurz und bunte Fetzen, die den braunen Oberkörper kaum bedeckten und wie kleine Fahnen flatterten.

„Heil!“ schrie er. „Bleibe stehen und fliehe nicht, du weißt, daß kein Mensch in der Nähe ist, der dich hören würde — hüte dich also, zu schreien, bei Allah — du würdest es bereuen!“ Der Dieb

Die Witterung

(Erich Schilling)



„Er behauptet, er könne meine Spur unter hunderten herausfinden?!
Wenn ich aber nun mein Parfüm wechsele?“

Neujahrsmorgen

[R. Kriesch]



„Was sprichst du denn im Traum immer von einer ‚Lisa‘, ich heiße doch Thilde!“ — „Ja — ja — ganz richtig — entschuldige, Amalie!“

und Wegelagerer Rassa, in Zeheran und in den umliegenden Dörfern bekannt, gefürchtet und niemals gefangen, zog ein großes Messer und rückte es gegen Asas Brust. „Gib mir dein Geld“, sagte er. „Es soll dir nichts geschehen!“ „Wenn du Geld willst, Rassa“, sagte Asa Baba gelassen, „so mußt du dein Eisen von meiner Brust nehmen. Wie soll ich in meinen Burnus greifen, wenn du mich daran hinderst! Und übrigens —“ Rassa zögerte, sah einmal rundum und fragte neugierig: „Übrigens?“ „Du hast leider Pech“, sagte Asa Baba spöttisch, „ich bin nämlich nicht allein.“ „Du bist nicht allein?“ Rassa wandte den Blick dorthin und dahin, sah aber nichts. „Ich sehe und höre nichts — glaubst du, ich bin so dumm und so feige, um mich von dir schwachen, hinkenden Mann, den ich mit einem Finger umwerfen kann, einführen zu lassen? Gib das Geld — oder —“ „Langsam, langsam — ich bin schwach, gewiß. Ich bin alt, auch richtig. Und ich hinke. Aber ich bin nicht allein, ich werde es dir beweisen!“ Asa rief laut: „Assim, Rahan, Nebaba, seid ihr nahe, hört ihr mich?“

Worauf drei Stimmen, eine war in der Nähe, die zweite war weiter entfernt und die dritte ganz nahe, antworteten: „Hab' keine Sorge, Asa! Wir sind da und sehen alles. Was befehlst du?“ Rassa wurde kreideweiß und starrte ins Dickicht, als müsse er die Finsternis mit seinen Augen durchdringen und etwas von den unsichtbaren Beschützern Asas sehen. Aber weil er nichts sah, wollte er auf Asa zugehen und ihm das Geld entreißen. Da schrie eine Stimme, die so nahe zu sein schien, als käme sie von der Stelle, an der Asa stand, der aber selber den Kopf lauschend vorschob, den Mund geschlossen hielt und Rassa anstarrte. „Bleib stehen, Rassa. Wir haben das Gewehr auf dich gerichtet, heb' die Arme und gehe, ohne dich umzukehren, vor unserem Freund Asa her — du entkommst uns nicht, versuchst du es, bist du des Todes!“ Fast wie unter einem Zwang folgte Rassa. Er hob die Hände, wandte sich und ging vor Asa, der ihm humpelnd folgte. „Spürst du den Lauf des Gewehrs?“ fragte Asa drohend. „Rühr' dich nicht, schau dich nicht um,

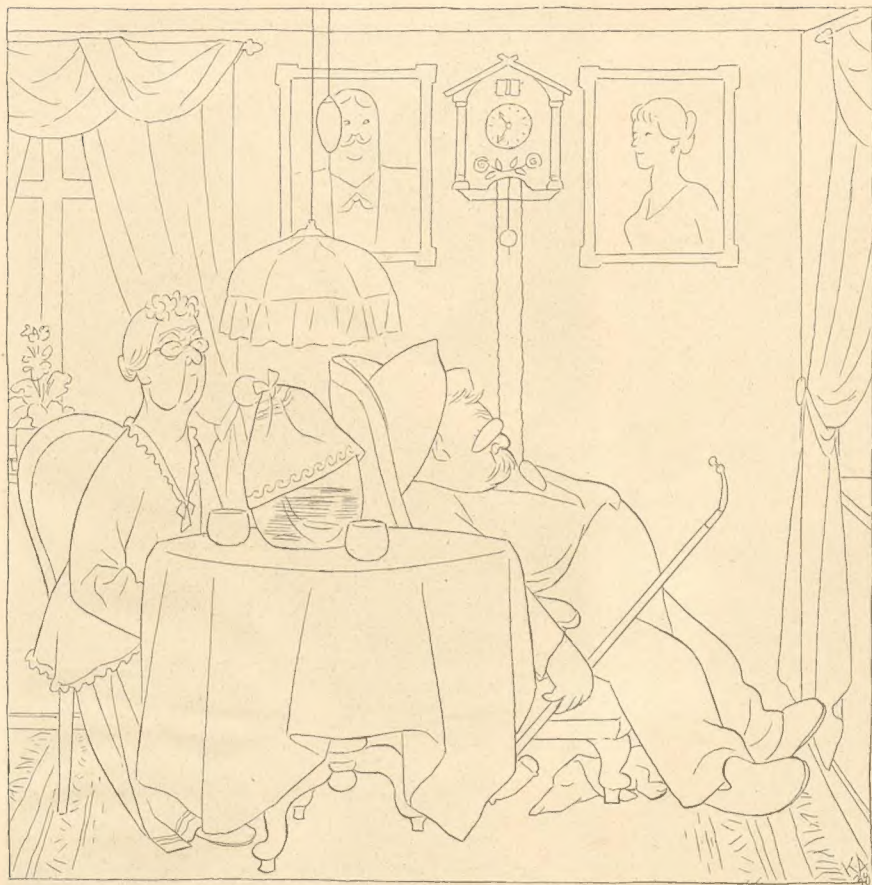
wenn dir dein Leben lieb ist, Rassa —“ Rassa spürte das kalte Eisen auf seinem Nacken, gab sich verloren und lief, ohne sich umzusehen, fluchend und bittend vor Asa her, indes fremde Stimmen ihm zuriefen, er solle laufen, sich nicht umdrehen, sonst habe seine letzte Stunde geschlagen. Als sie das nahe Zeheran erreichten, hatten die Bewohner Zeherans einen erhellenden und so merkwürdigen Anblick, daß sie mit offenen Mündern stehen blieben und stumm die Hände über den Köpfen zusammenschlugen. Da ging der Dieb und Wegelagerer Rassa, den selbst der findigste Polizist Zeherans nicht hatte fangen können, schreckenbleich und mit erhobenen Armen, und hinterher humpelte ein fremder Mann, der das Eisende seines Stockes auf Rassas braunen Nacken hielt. Sahana, einer der Schutzleute, kam, um zu sehen, was es für einen Auflauf gäbe. Erst starrte auch er, fing dann aber laut zu lachen an, sprang vom Pferd, faßte Rassa derb an den Armen und nahm ihn gefangen. Dann wandte er sich an Asa Baba, den er zu vor gesehen hatte, und sagte: „Bei

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftsteller: Walter Foltzsch, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der *Simplex* erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postenstellen entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 3,10. Anzeigenpreise nach Preislite Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 1935. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 5925. Erfüllungsort München.

Dem Glücklichen schlägt keine Stunde

[Karl Arnold]



„J woäß net, i woäß net, des alte Jahr ziagt si heuer scho hübsch lang naus!“

Allah, wie hast du das gemacht? Wir, die wir seit Monaten Rassa fangen wollen, konnten es nicht. Und du, Fremder, fängst Rassa und führst ihn mit einem Stock im Nacken —

„Was?“ schrie Rassa und drehte sich wütend um. „Was?“ Als er sah, daß wirklich nur Asa Baba ihn hergeführt hatte, brüllte er: „Und wo sind die anderen, die du riefst, und die im Dickicht versteckt waren — und wo ist der Karabiner, den ich im Nacken gespürt habe?“

„Lieber Rassa“, sagte Asa Baba ruhig, „du sagst, du seist nicht so dumm, dich von einem hinkenden alten Mann, den du mit einem Finger hinwerfen könntest, anführen zu lassen. Und ich sagte dir, daß ich wohl schwach sei, aber ich

wäre nicht allein, und das würde ich dir beweisen —“

„Das sagtest du“, schrie Rassa. „Aber —“

„Es ist wahr, ich hinke und bin alt, aber ich war stärker als du — denn ich war klüger.“

„Du bist ein Zauberer“, stotterte Rassa und riß die Augen auf. Denn wieder klangen fast von der Stelle, an der Asa Baba stand, mehrere Stimmen: „Hab’ keine Sorge, Asa Baba, wir sind da, was befehlst du?“

Die Menge wich scheu zurück, nur der Polizist leuchte hell auf. „Du bist ein Teufelskerl, Fremder — bist du nicht der Bauchredner aus Teheran, den mein Freund Assim gesehen hat, als er vor Tagen dort war, um Wein zu kaufen?“

Ein Wutschrei Rassas unterbrach das Lachen der Menge.

Asa Baba sagte lächelnd: „Ich weiß nicht, Rassa, warum du dich so ereiferst? Wäre es dir lieber gewesen, du hättest wirklich ein Gewehr im Rücken gehabt? In deiner verdienten Strafbzeit kannst du nachdenken und dir vor Augen führen: Alt, schwach, hinkend, aber gelistesgegenwärtig und klug — sind größere Waffen, als jung, listig, hinterhältig und dumm zu sein. Und ist es nicht gleichgültig, wo die Stimme herkommt, die einen verwirren Menschen auf die rechte Behn bringt? Kommt sie aus einem Dickicht, aus dem Bauch, oder aus der Brust: sie ist immer die Stimme Allahs —“



„Nimm dir ein Beispiel an mir, mein Junge, dann wirst du 's schon schaffen!“